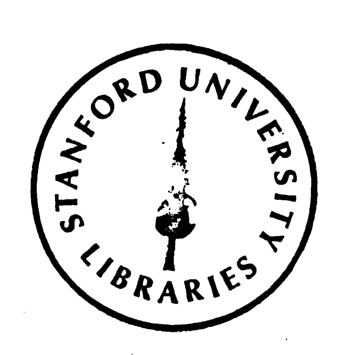
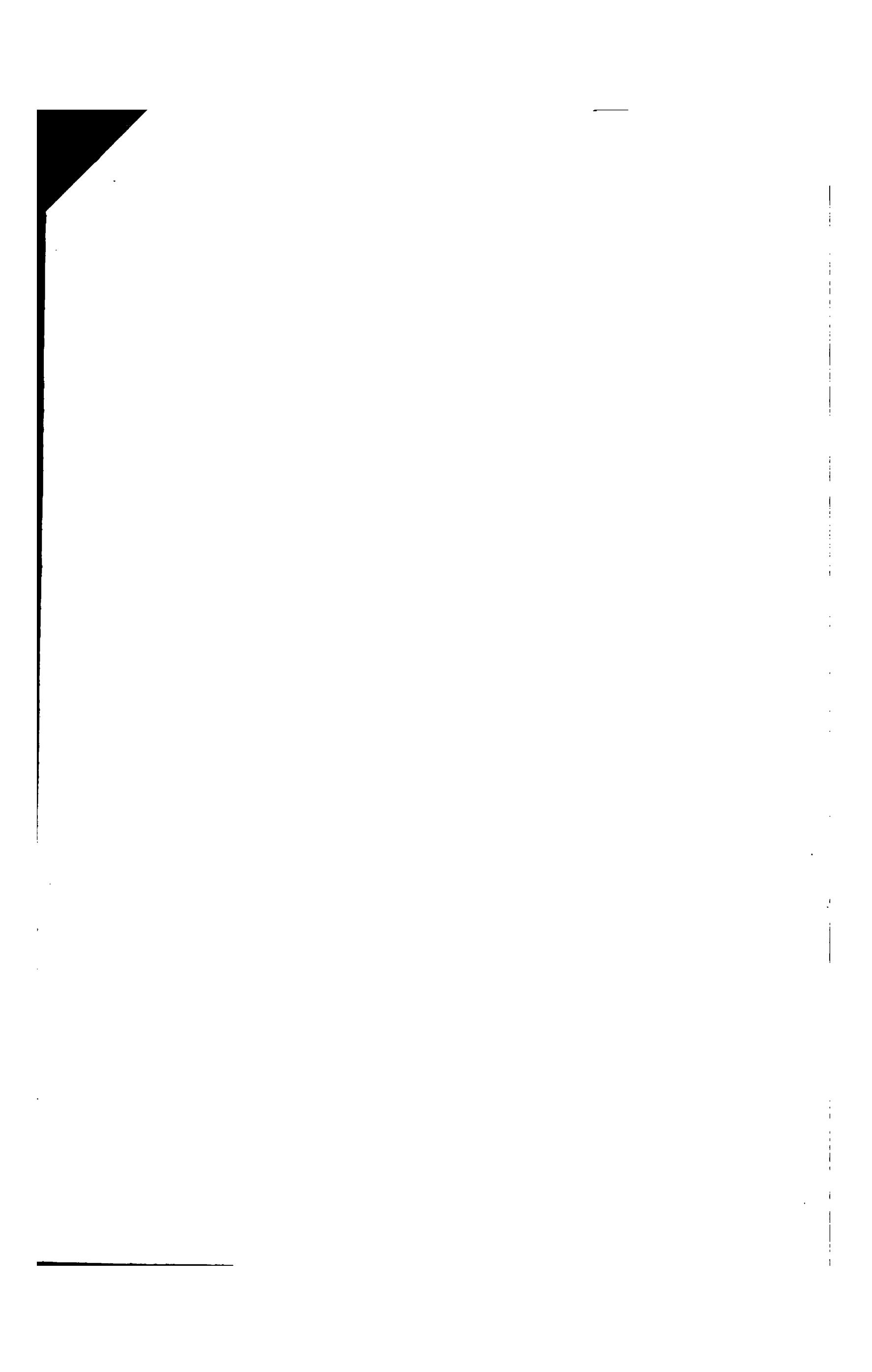



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Hermann Stark.

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Von deutschem Leben und vom deutschen Haus
Kling' du mein Lied und wag' den Flug hinaus!
„Ein Lied?“ — hör' ich dich fragen. Ja, ein Lied,
Ob ich mein Wort auch nicht in Verse schied.
Nach Liedes Art mir's aus der Seele klang,
Von Menschenglück ein wechselreicher Sang.
So bitt' ich: halt' dein eignes Herz gestimmt,
Wie sonst, wenn Sängerweisen es vernimmt!
Zur rechten Sammlung gönn' dir Zeit und Rast!
Schlecht taugt mein Wort für bloßer Neugier Hast.
Wie's drum dem Ohr der lauten Welt behagt,
Nicht weiß ich es. Doch hoff' ich unverzagt:
Im stillen deutschen Haus, kehrt dort es ein,
Da wird's verstanden und willkommen sein.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Abschnitt.

Stillleben in der Kleinstadt.

Zweiter Abschnitt.

In der ersten Fremde.

Dritter Abschnitt.

Zwischen Frosch und Fuchs.

Erster Abschnitt.

Stillleben in der Kleinstadt.

I.

Das Erkerhaus am Storchenthurm.

In jener einfachen Zeit, da Posthornklang und Fuhrmannslied auf der deutschen Landstraße noch überall heimisch war, führe ich dich in einen stundenweiten riesenstämmigen Forst. Und so blick' um dich! — Deinen einsamen Weg umgrünt prächtig wilde Waldnatur, und ihr mächtiges Rauschen wecke dir Ehrfurcht! Denn, der im Kyffhäuser träumend auf den Rabenschrei harrt, daß dieser ihm die Auferstehung alter deutscher Macht und Herrlichkeit verkünde, deß Kaiserarm hat hier einst das Reichsschwert mit dem Jagdspeer getauscht und sein Haupt hat in frohem Waidwerk hier ausgeruht von der Wucht seiner weltgebietenden Krone. Dafür zum ewigen Gedenken hat er diesen Forst verschenkt an alle Städte, Dörfer und Gehöfte, so viel, von ihm umrauscht, in alle Zeit sich erheben. Der „Reichswald“ — so heißt noch heute des kaiserlichen Jagdreviers althistorischer Name. Durch allen Wechsel der Zeit und Macht blieb heilig die huldreiche Schankung. Und soviel tausend und abertausend Balken für Haus und Hof in diesem grünen Bannkreis seitdem gezimmert worden, jeden Stamm dafür schenkt seit sieben Jahrhunderten bis zum heutigen Tag aus seinem alten Lieblingsforst der alte Rothbart.

Wir sind ganz allein. Die Maisonne gießt aus azurblauer Schale ihre goldene Lichtfluth in die duftig schwellende Wildniß, und der Waldeinsamkeit feierlich Rauschen geht durch Wipfel und Kronen, dann und wann von der Drossel süßem Schlag oder des Habichts schrillem Schrei unterbrochen.

Aber komm, lieber Begleiter, so traulich auch ringsum kühle Pfade verlocken, uns in dies blühende Geheimniß tiefer zu verlieren, noch dürfen wir nicht länger hier verweilen. — Sieh', dort auf der nahen Halde, wo der Morgenhimmel durch die Tannensäulen schimmert, diesen rothsandigen Hohlweg steig' jetzt mit mir heran zu der von Ginster umwucherten Lichtung! Doch da bist du ja schon! Und jetzt blick' vor dich! Ein grüner Kranz waldiger Hügel schließt dich ein und, unter dir im dampfenden Kessel gebettet, liegt eine alte, kleine, deutsche Stadt.

So komm, setz' dich zu mir her, hier unter diese einzeln ragende Föhre! Von hier aus kannst du jede Gasse, jeden Giebel überschauen!

Sieh' hin, noch liegt der kreisförmig aufeinandergedrängte Häuserknäuel im einst mächtigen Schützerarm der nun altersschwach gewordenen Ringmauer. Riesig wuchernder Epheu, vor Jahrhunderten schon in dieser Steine besseren Tagen ihr heiterer Gespiel, versteckt, nun selber gealtert, mit sorgsam dichtem Geflecht ihres Verfalles rissige Zeichen. Und auf ihrem schartigen Zinnenkranz steht hie und da ein verwitterter Wartthurm auf unnützer Schildwacht, bald noch in bemoostem Schieferhelm, bald nur im bloßen trutzigen Haupt, bis auch ihm die Zeit ihr unerbittliches „abgelöst" zuruft, und er in einer stürmischen Winternacht zerbröckelt in den Stadtgraben niederfällt, zu seinen schon vor ihm abgelösten invaliden Kameraden.

Und siehst du mit mir jetzt hinein in das malerische Netz der vielgewundenen Gassen, in all das Gewirr der hundertgestaltigen Giebel und Schlöte, daraus in ernster Hoheit die beiden altersgrauen Münster in den Himmel ragen — auf der einen Thurmspitze die steinerne Kreuzblume und auf der andern der metallene Hahn, — sag': heimelt es dich da nicht an, als ob du, deiner Zeit entrückt, träumend im bunten Pergament einer alten Chronik blättertest, bald zu ernstem, bald zu heiterm Sinnen angeregt? Und schaust du jetzt in solcher Stimmung all' den alten Häusern in die scharf ausgeprägten Gesichter, so zeigt dir gar manches seinen vormaligen Bewohner in seiner eigenen Gestalt: bald wie ein schmucker Ritter,

hochaufgeschossen, mit schlankem Staffelgiebel auf dem Marktplatz prangend, bald plump und rußig wie der Grobschmiede Zunftmeister, mit breitschulteriger Behäbigkeit ans Straßeneck hingepflanzt; hier wie ein aufgeblähter Rathsherr in hundertlockiger Perücke mit kunstreich gemeiseltem Schnörkelwerk über und über verkräuselt; dort mit windschiefem First, drei Stockwerk hoch, zwei Fenster breit, mit knapper Noth sich an der Stadtmauer haltend, wie ein doppelt bezopfter ellenlanger Philister mit gelber Lederhose in den Kappenstiefeln; und drüben am Münster wieder arm und niedrig, wie ein greises gebücktes Mütterchen, das den wackeligen Kopf an die Kirchenmauer lehnt und betet.

Aber noch, mein lieber Begleiter, habe ich dir nicht gezeigt, weßhalb ich zu allermeist dich hergeführt. Siehst du, dort am südlichen Stadtthor, jenen erhabenen runden Platz und darauf, an die Ringmauer angelehnt, den finstern giebellosen Bau, aus dessen schwarzen Fensterhöhlen jetzt schreiende Dohlen flattern? Sieh' recht ihn an! Es ist ein uralt kaiserlicher Bau. Denn der im Reichswald den Eber erlegt, hier hat er in frohem Rittergelag ihn verzehrt und hat hier geschlafen, zu neuer Jagdlust zu erwachen — im alten „Barbarossaschloß.“ — Der „Rittersberg“ ist noch heute des freien Platzes Name und die „Schloßgasse“, die von da hinunter zur Stadt führt, kennt jedes Kind. Aber den „Storchenthurm“ neben der Kaiserburg, den kennen die Kinder fast noch besser. Und dicht daran das stattliche Erkerhaus mit dem eisenblechernen Ritter als Wetterfahne auf dem spitzen Zinnengiebel, da, wo rückwärts an der Stadtmauer der Epheu am allerüppigsten wuchert und ins Zwingergärtchen in dichten Schlingen niederrankt — dies Haus kenn' ich am allerbesten, und kann dir von seinen Bewohnern gar viel erzählen. Denn das ist unseres künftigen Helden altes, friedliches Elternhaus.

* * *

Du siehst es nun selber: in der ganzen Stadt wohnte der Storch Niemanden näher, als diesem Erkerhause. Er hätte es von seinem Thurmnest wirklich so bequem gehabt, sich auch einmal auf diesen stolz ragenden Giebel zu setzen. Aber er flog abwechselnd wohl auf

die meisten Dächer der ganzen Stadt; zum heimlichen Schrecken mancher Herren Väter und Frauen Mütter oft Jahr aus Jahr ein. Nur diesem einen, doch so poetisch traulichen Erkerhause versagte er in höchst unnachbarlicher Hartherzigkeit seinen vielbedeutenden klappernden Besuch, nach dem man sich doch drinnen schon so lang und schmerzlich sehnte.

O wie viel hundertmal seit dem merkwürdigen Jahr, da am Himmel der große Komet und auf Erden der Elferwein gleich feurig zusammenkamen, schaute der so ehrenwerthe wie gelehrte Rechtsanwalt und Doctor beider Rechte, Christoph Stark, aus seinem Arbeitszimmer heimlich seufzend hinauf zum Storchenthurm! Denn ach, der Himmel hatte dem kleinen schmächtigen Mann, mit seinem trockenen aber grundehrlichen Gesicht, wohl eine Ueberfülle von Bedenklichkeiten mit in die Wiege gelegt, daß er erst mit dem Antritt des bekannten Schwabenalters zum heiligen Ehestand sich ein Herz fassen konnte; aber die für seine Nachkommenschaft bestimmte Wiege harrte schon jahrelang stets vergeblich auf ihren kindlichen Bewohner. Und am traulichen Erkerfenster über einer Stiege begleitete gar oft des Doctors Stoßseufzer seine liebste Ehefrau Rosalie, eine geborene Ritter, die in der ehelichen Verschmelzung zu einem Leib und einer Seele durch sehr stattlichen Körperbau und resolutes Wesen ihre liebe männliche Ehehälfte so recht harmonisch ausgleichen durfte. Dabei legte sie aber nicht die Hände in den Schooß, sondern nähte und strickte mit rührendem Fleiß und frommer Entsagung für die, deren Segen ihrem Herzen und Hause versagt blieb — für kleine Kinder, deren sie regelmäßig an Ostern und Weihnachten sechs arme Paare mit Hemden und Strümpfen von ihrer eigenen Hand beschenkte. Wie manche stille Thräne fiel dann oft auf ihre barmherzige Arbeit nieder!

Ach, und dann war ihr's immer, als ob in der großen behäbigen Erkerstube mit der braungetäfelten Holzdecke die alten Oelbilder der Stark'schen Vorfahren mit heimlichem Vorwurf auf sie herabsähen, daß sie, die doch so unschuldige Frau, am jetzigen Aussterben des alten, ehrenfesten Bürgernamens der Stark die Schuld trüge. Besonders der Urgroßvater, der Bürgermeister Petrus Johannes

Stark, mit dem kaiserlichen Gnadenkettlein um das goldverbrämte rothe Amtskleid, blickte gar so strengen Auges auf sie nieder. Diese stumme Anklage der Todten schnitt ihr aber noch um so tiefer in die Seele, als sie schon länger im Stillen bemerkte, daß auch ihr Mann diese Bilder nurmehr mit verstohlener Wehmuth betrachtete und jedes Gespräch darüber mit fremden Besuchern ausweichend abbrach. Und wie war er doch früher auf diese Familienreliquien, die er selber erst mit schwerem Gelde restauriren und in prunkende Goldrahmen fassen ließ, als der letzte Stark so stolz! Wie wußte er gar manchem auswärtigen Clienten mit nur allzu gründlicher genealogischer Kenntniß Bild für Bild zu erklären! Und jetzt schien ihm alle Lust daran verleidet. Einmal schlug er in einer Anwandlung tiefsten Trübsinns sogar vor, die alten Herren in das sogenannte „schöne Zimmer" hinüberzuhängen, weil dort im Winter nicht geheizt werde und Ofenwärme dem Oelfarbenglanze gar nicht zuträglich sei. Auch schade gar sehr der Tabaksrauch, der einer seiner sieben langen Pfeifen, mit dem betreffenden Wochentag auf dem weißen Kopf, in pedantischer Ordnung allabendlich entqualmte. Frau Rosalie verstand aber gar wohl den herben Schmerz hinter diesem scheinbar so harmlosen Vorschlag, und es geschah ihr darüber so weh ums Herz, daß die Bilder ein für allemal in der Erkerstube hängen blieben, freilich aber auch immer wieder, besonders an einsamen Winterabenden, das kinderlose Ehepaar zu stummer Wehmuth anregten.

Nun sagt zwar ein altes weises Wort: „die Zeit heilt jede Wunde." Aber stets neu getäuschtes Hoffen, das man immer noch hegen und nähren kann, thut eben immer aufs Neue weh, und es braucht gar lange Zeit und starke Entsagung, bis man mit der steten Nichterfüllung einer Sehnsucht auch die Sehnsucht selber vergessen und verschmerzen kann.

Wie konnte der gute, sonst so gemessene Mann noch immer in tragikomische Aufregung gerathen, wenn dicht vor seinem Arbeitstische die sittsame Schuljugend zu dem, mit ihrem frühesten Denken märchenhaft verwobenen Storchenthurm das rührende Lied: „Storch, Storch, Schnibelschnabel mit der langen Heugabel" hinaufsang und

mit dem Endreim: „Klapperstorch, heb' auf dein Bein, bring' ins Haus ein Kindelein!“ in lachendem Chorus die Schloßgasse hinuntersprang! Dann verwünschte er diese „schamlose, verdorbene Gassenbrut,“ deren harmloses Lied ihm wie die boshafteste Anspielung auf seinen kinderlosen Ehestand noch lang in den Ohren gellte und ihm zu gründlicher Arbeit alle weitere Lust verdarb. Sein Humor und Appetit war dann gewöhnlich bedenklich gestört, und Frau Rosalie mußte, wenn er in die Erkerstube hinaufkam, allen Vorrath ihrer liebreichen Klugheit aufwenden, bis sie seinem mißmuthigen Antlitz wieder ein trockenes Lächeln entlockte, was ihr aber nicht immer gelingen wollte.

Ja, das letztemal — es war gerade der achte Jahrestag seiner Ehe und ein recht sonniger Maimorgen Anno 1819 — gerieth der gute Doctor Stark über dies heute mit besonderer Innigkeit vorgetragene Storchenlied in solch' unbändigen Zorn, daß er eine ganze Wolke verlegenen Aktenstaubes aus der wurmstichigen Bodendiele herausstampfte und den lachend abziehenden Storchenliedsängern nachschrie: „Der Guckguck hol' alle Gassenjungen, und alle Störche — und alle —“ hier blieb ihm aber plötzlich das Wort im Munde stecken und mit merklich gesunkener Stimmlage stotterte er weiter: „Ich — ich mag nun gar kein Kind mehr — Kind mehr — und es ist überhaupt viel zu spät — zu spät — mag nun gar nicht mehr — wie — was?“ — Hierauf ging er mit großen Schritten in seinem Berathungszimmer auf und nieder, wie in seinem Menageriekäfig ein sonst ganz zahmer Löwe kurz vor der Stunde der Fütterung.

Die jungen Schreiber in der anstoßenden Kanzleistube steckten ob dieses seltsamen unjuristischen Monologs ihres rechtsgelehrten Principals kichernd die Köpfe zusammen. Sogar der am Seitenpult in stolzer Abgeschiedenheit amtirende höckerige Registrator hatte kopfschüttelnd die Feder hinter's Ohr gesteckt und beliebte dann mit einer, dem Lachen der gemeinen Schreiber ziemlich ähnlichen, Mundwinkelverziehung einen Augenblick vor sich hin zu schmunzeln.

Anwalt Stark aber drückte seinen breitkrämpigen Filzhut heftig in den Kopf, nahm vom Schreibtisch den Aktenbündel unter die

Linke, das spanische Rohr mit dem Elfenbeinknopf und der Lederquaste in die Rechte, und schritt in noch fieberhafter Erregtheit die Schloßgasse hinunter zum Tribunal. Damit aber ja das kleine Häflein ganz gewiß überlaufe, verlor er noch richtig vor lauter Verwirrung beim mündlichen Vortrag seinen heutigen Proceß, und gerade dieser dünkte seiner gewissenhaften Bedenklichkeit ganz besonders gerecht gewesen zu sein.

In schwarzgalligem Humor zum Boden niederstarrend, als wolle er mit jedem unschuldigen Pflasterstein einen Injurienhandel anfangen, stieg er gegen Mittag wieder herauf zum Rittersberg. Aber dort klapperte heute der Storch ungewöhnlich aufgeregt und auf einem ganz merkwürdigen First. Der eben so menschen- wie storchenfeindlich einherschreitende Doctor that aber keinen Blick zu ihm hinauf — zum Storchenthurme, wo er ihn zu hören glaubte. Es stand in ihm unwiderruflich fest: die Akten seines nun achtjährigen Gemüthsprocesses mit diesem „unverschämten höhnischen Krötenfänger" sollten jetzt mit vollster Rechtskraft in seinem Herzen abgeschlossen sein.

An seiner Haustreppe angelangt, blieb er indessen unwillkürlich stehen und murmelte vor sich hin: „Was dieser langbeinige Bursch heute doch wahrhaft polizeiwidrig frech auf mich herunterspottet! doch klappere du nur, mich ärgerst du nimmer! wie? was?" — Und doch — sonderbar! auf der ersten Treppenstufe riß es ihm wie mit Zaubergewalt den grämlichen Kopf senkrecht hinauf zur Wetterfahne. Und was erblickte da sein Auge? Herrje, mit Freudenschrecken sah er da den Storch auf des Ritters Eisenhaube sitzen, und mit solch' geschwätzigem Geklapper die Flügel gegen ihn auf- und niederschlagen, daß aus seinen verwundert ausgestreckten Armen der ganze Aktenbündel des verlorenen Processes sammt dem Rohrstock die Treppe hinunterfiel. Auf dem Rittersberg deuteten zwei zarte Mädchenhände mit schelmischem Kichern aus dem Fenster auf ihn hinüber. Er aber, dies sehend und hörend, simulirte jetzt ungewöhnlich energisch, aber höchst ungeschickt, ein nachträgliches Stolpern, hob zum Schein gewaltig hustend Akten und Stock rasch wieder auf, und schlug in peinlichster Verwirrung die zierlich geschnitzte Eichenthür hinter sich zu.

Wie er dann in die Erkerstube hinaufkam, trat ihm Frau Rosalie mit so seltsam glückseligem Gesicht entgegen und sie küßte ihn so von Herzen, während zwei stumme Freudenthränen ihr über die Wangen rannen, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah, und er selber zuletzt von freilich noch ziemlich dunkler Rührung überschlichen ward.

Auch die kluge Ehefrau hatte ja den Storch auf dem Hausgiebel klappern hören, und sie glaubte mit dankesfreudigem Herzen seiner hoffnungsreichen Verheißung.

Die alten Bilder der Stark'schen Vorfahren blickten alle wie erheitert das Ehepaar an. Selbst der strenge Urgroßvater, der Bürgermeister mit den dickbuschigen Augenbraunen, sah jetzt sichtlich schmunzelnd auf seinen verblüfften, nun achtundvierzigjährigen Urenkel nieder.

Von nun an stand der Storch bei dem zukünftigen „Vater" Stark gar hoch in Gnaden und Ehren. Und so oft jetzt die Schulkinder vor seinem Arbeitszimmer das alte Storchenlied sangen, trat er auch aus dem verwickeltsten Aktenstudium ans Fenster, sah mit der „lieben muntern Jugend," wie er sie auf einmal gar zärtlich nannte, zum Storchenthurm, und fiel immer mit kindlicher Freude summend in den Endreim ein:

„Klapperstorch, heb' auf dein Bein,
Bring' ins Haus ein Kindelein!"

II.

Der junge Cherusker und der mystische Frackschneider.

„Was lange währt, wird gut." — Diesem alten deutschen Wort wollte der also heiß Ersehnte sogleich bei seiner irdischen Ankunft alle seinem zarten Alter nur irgend mögliche Ehre machen, gleichsam zur Sühne dafür, daß er sich zu solchem Schmerze seiner guten Eltern so gar lange nicht entschließen konnte, das goldene Licht der Welt zu erblicken. Und so betheuerten denn auch die nudeldicke Amme, wie der eingetrocknete Sakristan in ergreifender Ueberein=

stimmung bei der heiligen Taufe, daß ihnen in ihrer ganzen, doch schon so langjährigen Praxis noch nie ein Junge von ähnlicher Körperentwicklung unter die Hand gekommen sei.

Natürlich stimmten beim nachmittägigen Kindtaufschmaus im „schönen Zimmer" alle Gäste in den auserlesensten Betheuerungen in dies Bewundern ein. Besonders die weiblichen Sachverständigen, denen der junge Kronprinz im spitzenverbrämten Taufkleid und mit haubenlosem Kopf von der herausgeputzten, mundfertigen Amme jeder einzeln vorgehalten ward. Und das ging wie am Schnürlein und quoll wie ein Brünnlein: was das doch für ein ganz prächtiges, ganz seltenes Kind sei. Ja, gerade nur zu reden brauche dieser Junge, so verständig sehe er Jeden schon an. Und dies volle goldige Haar, das sich schon ganz herrlich scheiteln lasse. Aber wer in der ganzen Verwandtschaft habe denn nur so lichte Haare, daß da auf einmal ein solches Flachsköpfchen herausgekommen sei? Und Basen und Gevatterinnen schüttelten verwundert die Köpfe. Dann kam es auf ein anderes Kapitel. Aber nun sollten sie ihn doch nur einmal selber wiegen. Nein, diese Schwere! rein lächerlich, und doch so zartgliederig dabei! — Da ward jeder Arm ihm zu einer neuen Wage. Jede brachte eine andere Pfundzahl heraus. Und zuletzt stimmte der ganze Chor unisono in solchem presto fortissimo der Verwunderung zusammen, daß der also handgreiflich gequälte junge Weltbürger stürmisch zu protestiren anhub, und der umschnatterte Doctor Stark, der aus Höflichkeit und Vaterstolz mitten drunter stand, nach den männlichen Gästen, die lachend in den Fensternischen sich gruppirten, ganz neidisch hinüberschielte.

Da ward der Kaffee aufgetragen. Und siehe, der bezaubernde Anblick der Kannen und Tassen nebst dem türkischen Bunde that bei dem weiblichen Chor ungefähr dieselbe Wirkung, wie wenn vor'm Beginn der Ouvertüre die Geigen und Bratschen, Klarinetten und Trompeten ihre katzenmusikalischen Stimmübungen machten, und plötzlich der Kapellmeister mit dem Ebenholzscepter die bekannten drei Klopfer thut. Kurz, eine andächtige Stille trat ein. Der mit der allerersten Note körperlichen Wohlbefindens absolvirte kindliche Erdencandidat wandelte zu der ihn ungeduldig erwartenden Frau

Mutter im Nebenzimmer, dessen Thür nun offen stehen blieb. Alle Gäste suchten auf den Rosazetteln, die auf dem langen Tische lagen, ihren von dem geschickten Registrator zierlich verschnörkelten Namen auf. Und nach standesmäßiger gegenseitiger Verneigung der Tischnachbarn setzte man sich an die mit Topfblumen seltenster Art geschmückte Festtafel.

Der Duft und Farbenglanz that allen Gästen in dem behaglich warmen Putzzimmer um so wohler, als draußen dichte Schneeflocken von einem trüben Februarhimmel niederwirbelten. Und so war auch des staunenden Lobes über diesen prächtigen Blumenflor gar kein Ende. Und hätten sie erst gewußt, mit welch' ängstlicher Sorgfalt der glückliche Vater, als leidenschaftlicher Blumenzüchter, diese Prachtexemplare schon seit Monaten eigens für den heutigen Festtag gepflegt hatte! Jetzt war er aber viel zu dankbaren Gemüthes für das himmlische Geschenk dieser unsterblichen Menschenblume, um aus den andern verwelklichen viel Wesen zu machen. Und so lächelte er denn auch während all dieser Lobsprüche nur in stummer Freude vor sich hin.

Aber auch die alten Familienbilder waren für heute in das „schöne Zimmer" mit herübergewandert. Diese Todten, meinte Vater Stark, mußten ja vor allen Lebenden die Verjüngung ihres alten Namens mitfeiern helfen. Und er hatte sich's in seiner Freude gar nicht nehmen lassen, mit eigener Hand die Nägel hiezu in die mit rothen und blauen Blumen durchschlängelte Tapete einzuschlagen. Freilich in ganz anderer Stimmung, als er die Bilder früher angeblich wegen der Ofenwärme und des Tabakrauches herüberhängen wollte.

Dicht unter dem stattlichen Urgroßvater, zwischen dem Anwalt Stark und dessen Schwager, dem Gerichtsarzt Doctor Philipp Ritter, nahm nach Gebühr der Pathe des Neugetauften den Ehrenplatz ein: der höchst achtbare Notar, Herr Hermann Ritter, der Frau Rosalie noch sehr wohlerhaltener Vater. Es war für den Enkel gewissermaßen ein Glück, daß sein anderer Großvater, der weiland Justizrath Stark, ihn nimmer aus der Taufe heben konnte. Sonst hätte er ohne Zweifel den etwas schwerfälligen lateinischen Namen „Bar-

tholomäus" sein Lebtag mit sich herumtragen müssen. Und wäre er ihm auch in der ortsüblichen Verkleinerung „Barthel" etwas erleichtert worden, so hätte er ihn doch später, besonders zur Zeit der ersten Liebe, gewiß lange nicht so wohllautend angemuthet, wie der echt deutsche „Hermann," der noch obendrein mit seinem Familiennamen „Stark" in solch historisch-symbolischer Harmonie zusammenklang.

Kaum waren indessen die ersten Tassen Kaffee in einer gewissen Feststimmung getrunken, so verlangte, vorab beim zarten Geschlecht, der uralte Naturtrieb der Rede wieder sein Recht, und im Kern der weiblichen Armee ging das Haupttreffen wieder los. Um aber unparteiisch die Wahrheit zu berichten, hatte diesmal eine nasentönige Männerstimme, welche dem Professor der ersten Lateinschule angehörte, den unbestrittenen Oberbefehl an sich gerissen.

Seit fünfunddreißig kurzen Jährchen unterster altrömischer Exerciermeister der germanischen Jugend, dabei ältestes ordentliches Mitglied und unordentlicher Kassier des vermögenslosen historisch-germanischen Vereins, rühmte sich dieses philologische Original, zugleich ganz junger Vater einer mehr als confusen Denkschrift zu sein „über die Burg, Körper- und sonstigen Familienverhältnisse des Kaisers Barbarossa." Und neben diesen verschiedenen gelehrten Stellungen war er obendrein Besitzer eines, man kann wohl sagen, in der Stadt bereits historisch gewordenen blauen Frackes mit gelben Messingknöpfen, der, wenn auch jedes Jahrzehnt im Tuche verjüngt, doch als eigensinnigster Modeverächter bis zum heutigen Tage seinem ursprünglichen Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert treu geblieben war.

In diesem Frack also, mit erhobenem Zeigefinger und aufgestülpten Lippen sein spitzes Kinn tief in die weiße Halsbinde bohrend, und vor Allem zum weiblichen Auditorium sich wendend, entwickelte jetzt der Herr Professor Balthasar Schneider, vulgo „Frackschneider," mit haarsträubender Gelehrsamkeit den mystischen Satz: daß die Nähe der alten Kaiserburg auf diese ganz abnorme Körperentwicklung ihres kindlichen Nachbars zweifelsohne einen geheimnißvollen Einfluß ausgeübt haben dürfte. Und dieses dünke ihm um so wahrscheinlicher, weil er just an einem vorjährigen Mai-

abend seine Denkschrift über Kaiser Rothbart als alter Hausfreund dem Stark'schen Ehepaare wörtlich vorgelesen habe. Dabei blinzelte er schelmisch auf Vater Stark hinüber, der äußerlich mit freundlichem Kopfnicken, und innerlich mit noch nachträglichem Seufzen, die Thatsache dieser Vorlesung bestätigte.

„Aber, meine verehrten Damen" — fuhr jetzt der Frackschneider mit noch erhöhtem Eifer fort, während seine langen Vatermörder die blaue Brille ganz verschoben, „wir haben ja noch einen ganz andern, rein unwiderleglichen Beweis. Ei, so sagen Sie mir doch, woher sind denn unserm lieben Jungen die Haare so goldgelb gewachsen? — Woher denn? — Von Vater oder Mutter? — Gott bewahre! — Oder von den Großeltern? — Auch nicht. Alle waren entschieden dunkelhaarig. Ich habe sie ja nur zu gut gekannt. — Aber vielleicht der Ur- oder Urgroßvater? War vielleicht von diesen Einer ein Flachskopf? Ei, da hängen sie ja leibhaftig vor euern Augen. Also, woher nun dieses Goldhaar bei unserm Riesenjungen? Woher? — Zweifelt ihr noch, meine Freundinnen? Vom Kaiser Barbarossa, zu deutsch: Rothbart, kommt das Alles. Jawohl, nur von ihm und keinem Andern. Und ich bleibe dabei, wenn ich's wohl auch nicht selber erlebe: unser Kindlein wird einmal übergroß an Körper wie an Geist werden, ein bürgerliches Seitenstück zum hocherlauchtesten Kaiser Barbarossa. — Begreifen Sie nun den mehr als merkwürdigen geheimen Zusammenhang zwischen dem Rothbart, respective meiner gelehrten Denkschrift, und unserem colossalen, blondhaarigen Jungen? — Sehen Sie, meine Damen, das heißt man: mystisch!"

Verhaltenes Lachen oder ehrfurchtsvolles Staunen folgte, je nach dem Bildungsgrade der Zuhörer, dieser seltsamen Rede, während im Nebenzimmer die junge Mutter, über diese mystische Prophezeiung des Frackschneiders still vor sich hinlächelnd, erst recht glücklich den kräftigen Knaben ans Herz drückte.

Riesige Torten, alle mit einem weißzuckerigen H gar kunstreich verziert, und ein paar Dutzend Rheinweinflaschen verkündeten jetzt im Taufschmaus einen neuen, erfreulichen Abschnitt. Statt des mystischen Frackschneiders unter seinen Damen spielte nun der Feuer-

geist der Reben die erste Rolle bei den Männern, daß es gar bald von ausgelassener Laune, namentlich der Alten, nur so sprudelte, und auf Vater Starks trockenem Gesicht der längst ansäßige Ernst von vagabundirendem Lächeln stets wieder verjagt wurde. Zuletzt flogen aber die schalkhaften Neckereien über sein Riesenkind in so raschem Tempo um seinen Kopf, daß er sich vor lauter Verschämtheit ins Nebenzimmer wegstehlen wollte. Doch die muthwilligen Veteranen drängten den heimlich desertirenden väterlichen Rekruten zwangsweise wieder auf seinen Posten zurück. Und Einer nach dem Andern stieß nun mit dem „Riesenvater," mit dem „Fortpflanzer des Barbarossageschlechts" so begeistert an, daß die Gläser wie helles Geläute der Freude zusammenklangen.

Nur ein Gast starrte, im schroffsten Gegensatz zu dieser allgemeinen Ausgelassenheit, schon während der ganzen Zeit in die neben seinem vollen Weinglase stehende leere Kaffeetasse, in deren Henkel noch immer sein rechter Zeigefinger stak, so daß sich die bedächtige Dorothee gar nicht getraut hatte, sie ihm gleich den andern Gästen wegzunehmen. Dabei zupfte seine Linke den steif gestärkten Hemdkragen krumm und immer krümmer. Seine Lippen bewegten sich augenscheinlich in rhythmischem Schwung, seine Augenbraunen zogen über seiner Brille die seltsamsten Linien ... und siehe, schon rückte einer der Gäste befangen den Stuhl, hustete ein wenig und wollte eben mit dem Messer ans Glas klopfen. Blitzartig aber schnellte der Frackschneider auf, um diesem Unberufenen zuvorzukommen. Vor lauter Hast vergaß er ganz den herkömmlichen räuspernden Eingang. In seiner stadtkundigen Zerstreutheit erhob er statt des Weinkelches die noch immer mit seinem Zeigefinger vermählte Kaffeetasse. Und im höchsten Nasalton entquollen ihm die folgenden, aus Respect vor den alten Römern zwar lateinisch gedachten, jedoch aus Rücksicht für das größtentheils ungelehrte Publicum deutsch gesprochenen classischen Distichen:

„Lange verwehrten die Götter dem Starkischen Hause den Sprößling;
  Endlich erhörete Zeus sein achtjähriges Flehn.
Schüttelte gnädig das Haupt, und es murmelte erdwärts der Donn'rer:
  Weil ihr so lange geharrt, sei's auch der Mühe nun

Nomen et Omen erfüll' sich beim Erstling des Starkischen Ehpaars!
Und nicht nur heißen soll er, sondern auch wirklich sein stark!" —

Weinselige Bravo's mit schallendem Gelächter, namentlich auch über die Kaffeetasse, bejubelten dies sinnige Wortspiel mit dem Familiennamen des kleinen Hermann. Der beim Anstoßen nun auch von dem gelehrten Poeten bemerkte Irrthum brachte ihn indessen nicht im mindesten aus der Fassung. Mit altrömischem Gleichmuth vertauschte er die Tasse mit dem Weinkelch. Mit einem langgedehnten „Pst" und gebieterisch ausgestrecktem Arm erzwang er sich ein neues Silentium, um nun als Mitglied des historisch-germanischen Vereins zum zweiten Theile seines Trinkspruches überzugehen, während der erstere, antike, den Professor der Lateinschule repräsentirte. Und in solcher, über den glänzenden Erfolg des altrömischen Theils hochgehobenen, Stimmung toastirte er noch viel begeisterter historisch-germanisch weiter:

„Wahrlich, der Fürst der Cherusker, der Namensvetter des Kleinen,
Schaut aus Walhalla gar stolz auf dies cheruskische Kind.
Ist's doch gediehn in derselbigen urgermanischen Vollkraft,
Die einst in Teutoburgs Wald Varus Legionen bezwang.
Auch im Kyffhäuser der träumende Rothbart freut sich gewißlich,
Daß, wie er selber so stark, Jungen noch kommen zur Welt.
Und zumal in der Nachbarschaft seines eigenen Schlosses,
Drin er voreinst nach der Jagd aß — und dann trank und dann schlief.
Ja, ihr verehreten Gäste, mir sagt es ein mystisches Ahnen:
Rothbart hat auf dies Kind Einfluß geübet fürwahr.
Und so erhebet das Glas! Hoch lebe der junge Cherusker,
Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!
Vivat Hermann Stark! — Christoph und Rosalia! —"

Ein wenn möglich noch stärkerer Beifallssturm brauste auch diesen Versen nach. Alles drängte sich um den gewaltigen Redner, stieß mit ihm an und beglückwünschte ihn mit solch' überströmenden Lobsprüchen, daß er selber vor Rührung mit seinem geblümten Taschentuch ein paarmal unter die blaue Brille fuhr.

Vater Stark aber erhielt von ihm einen langen saftigen Kuß, und benützte jetzt das allgemeine Gedränge, um sich an die Thüre des Nebenzimmers zu schleichen und sein immer ungestümeres Heimweh nach seiner liebsten Frau und seinem Herzensjungen einmal stillen zu können.

Der Letztere ruhte von seinen überstandenen ersten Strapazen trotz alles Lärmens im tiefsten Schlummer am Mutterherzen aus. Frau Rosalie selber hatte, in ihrem schneeweißen Anzug aufrecht sitzend, mit glückstrahlendem Antlitz all dem Jubel über ihren neuen Haussegen gelauscht. Und eben legten sich ihre Hände wieder zu herzlichem Dankgebete zusammen, und berührten noch leise das mit Rosaseide gefütterte Spitzenhäubchen des heute so stürmisch Gefeierten.

So traf sie Vater Stark. Als er ihre Hände gefaltet sah, verschlang er die seinigen mit den ihren, küßte erst die Mutter und dann sein Kind, und sprach zu ihr: „Ach, gute Frau, wie wurden wir doch nun vom lieben Gott so reich gesegnet! Wie wollen wir's ihm aber auch danken! Du weißt ja schon“ ... Ihm versagte die Stimme zu weiterer Rede. Auch sie vermochte nicht, ihm zu antworten, und drückte mit mutterseligem Kopfnicken seine ehrliche Vaterhand. Darauf küßte er nochmal Mutter und Kind und ging in stummer Ergriffenheit wieder in die Feststube. Auch darin ward es nun aus Rücksicht für die Wöchnerin allmälig stiller und leerer, wonach er sich bei allem Glück doch herzlich sehnte. Denn seit seiner Hochzeit hatte der eingezogene Mann, dies Muster nüchterner Ordnung, solch ungewöhnlich lauten Tag nimmer erlebt.

So ward unser junger Held, Hermann Stark, bei seinem Eintritt ins Leben mit herzlichem Jubel, wie seltsamer Prophezeiung, begrüßt; und seine späte Geburt, wie deren so fröhliche Feier war in der damals sehr stillen, abgelegenen Kleinstadt noch für längere Zeit ein vielleicht so wichtiges Ereigniß, wie zehn Jahre zuvor in der französischen Metropole die gleich heißersehnte Geburt des jungen Königs von Rom.

Eine Woche darauf, am Tage der Aussegnung der Frau Stark, erfuhren zwölf arme Kinder in ihrem neuen Wir'

gar deutlich, welche Art frommen Dankes das glückliche Elternpaar damals gemeint, aber vor Rührung nicht näher ausgesprochen hatte.

III.

Ein Kapitel von der väterlichen Gewalt.

Doch alle Lust hat auch ihr Leid. — Dies uralte Thema des unvollkommenen Erdenlebens sollte nun auch der glückliche Vater Stark, obwohl er, einen längst verunglückten Flötenunterricht abgerechnet, durchaus nicht musikalisch gebildet war, dennoch in den feinsten Variationen auf seinen zarten Nervensaiten durchspielen.

Denn ach, der feste Schlaf des kleinen Hermann bei all dem Lärm des Kindtaufschmauses, der dem noch sehr naiven Elternpaar ein so voreilig beruhigendes Prognostikon stellte, erwies sich in den nachfolgenden Nächten als so trügerischer Art, daß Vater Stark und Mutter Rosalie durch dies „schreiende Bedürfniß" des jüngsten Inwohners gar oft Gelegenheit fanden, den Stundenruf des hinkenden Nachtwächters auf dem Rittersberge zu vernehmen, dessen sympathischer Bariton nach vorhergehendem Hornsolo die grabstumm lauschende Winternacht entzückte. Und von nun an zwang der wochenlang gleich rebellische Sohn den armen Vater Stark zu so regelmäßigem Anhören dieses in Local und Beleuchtung, Honorar und Beifall wohl bescheidensten aller wandernden Concertanten, daß er bei allem unfeinen Gehör doch zuletzt Text und Melodie des nächtlichen Gesangs- und Hornvirtuosen übergenau auswendig lernte.

Nun bettelte freilich die bereits fünfzigjährige Dorothee — zu ihrer Ehre sei's gesagt — jeden Abend aufs Neue darum, den kleinen Schreier in den Nachtstunden ihr ganz allein zur Warte zu überlassen. Und es war neben dem Mitleid für ihren schlaflosen Dienstherrn auch noch ihr eigener tiefgekränkter Ehrgeiz dabei im Spiele. Denn, sobald der stürmische Junge nur in die Activität des Lebens eingetreten war, hatte das Elternpaar für gut befunden,

sie als frühere Köchin zu pensioniren und zur nunmehrigen Kindsmagd zu degradiren. Und mit welch constitutioneller Beschränkung hatte sie schon seit Vater Starks Verheirathung das Küchenministerium verwaltet, nachdem sie volle zehn Jahre zuvor als absolut regierende Haushälterin und mit unbeschränkter, budgetloser Omnipotenz seiner Hagestolzwirthschaft so glorreich vorgestanden war! Aber das Räderwerk ihres Kochorgans war endlich so bedenklich ausgelaufen, daß es jetzt in vollständigste Ruhe versetzt werden mußte, sollte nicht zuletzt der Magen ihrer guten Herrschaft gar zu empfindlichen Schaden darunter leiden, so schwer auch ihrem Herzen diese Erniedrigung der alten Köchin angekommen war. So wollte denn die Dorothee als nunmehrige Kindswärterin sich in dieser neuen Stellung möglichst wichtig und unentbehrlich machen, um darin wenigstens eine nothdürftige Entschädigung für ihren so schwer verletzten Stolz zu finden. Und es war ihr somit auch heiliger Ernst, als sie einen Abend um den andern mit aller Beredsamkeit bald Vater Stark, bald Mutter Rosalie drängte, doch von nun an den rücksichtslosen Nachtschwärmer aus dem elterlichen Schlafzimmer zu verbannen, und ihn ihrem eigenen Wärterarme zu überlassen. Doch einmal nährte ihn Rosaliens Mutterbrust, und dann wollte es auch dem Vater-Stark „als eben so unmännliche wie unchristliche Charakterschwäche" dünken, seine „heilige Vaterpflicht," — wie er pathetisch sagte — sich von der Kindsmagd abnehmen zu lassen, so daß er sich nicht um Alles entschließen konnte, den kindlichen Störer seiner väterlichen Nachtruhe „in so feiger Bequemlichkeit" auch nur ein einzigmal von sich zu entfernen.

In solchen schlaflosen Stunden klang ihm nun gerade des Nachtwächters ergreifendes Hornsolo oft wie ein himmlischer Trostruf ins Herz; und mehr als einmal, wenn seine Langmuth in Aerger umschlagen wollte, ward er durch den frommsinnigen Inhalt dieser nächtlichen Stundenrufe zu neuem Ausharren in väterlicher Geduld ermahnt und auch gestärkt.

Doch, wenn er auch in also gehobener Stimmung dann mit festestem Vorsatze die Augen zudrückte, um sich selber weis zu machen, daß er nun ganz ungestört schlafe; und wenn auch Mehers

ewig schöner „Freischütz“ damals die Welt noch nicht entzückte — Agathens spätere Liebesklage:

„Wie nahte mir der Schlummer,
Bevor ich ihn gesehn!
Ach, Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu gehn.“

ward doch später nicht einmal von der Sonntag inniger empfunden vorgetragen, als sie schon damals Vater Stark in solchem Scheinschlafe vor sich hinseufzte.

Was wirkt aber nicht zuletzt die Gewohnheit, diese starke Trösterin in allen großen und kleinen Leiden! Und so, wie in alten Zeiten die Menschen hieb-, stich- und schußfest gemacht wurden, ward Vater Stark endlich schreifest. Wollten indeß die Sturmrufe des jungen Aufrührers manchmal jedes vernünftige Maß überschreiten, so schlich in seinen Aerger zuletzt noch gar ein trockener Humor ein, der ihm dann über alles kleinliche Jammern schwunghaft hinweghalf. Ja, einmal ward in solch nächtlicher Laune der gute Doctor sogar zum parodirenden Dichter. Und in höchst primitivem Kostüm den schreienden Sohn in der Stube auf und nieder tragend, sang er ihm in der berühmten Eiapopeia-Melodie die aus Wilhelm Meisters Lehrjahren weltbekannten, von ihm aber also umgeschaffenen Verse vor:

„Wer nie ein schreiend Kind umfing,
Mit ihm durch schlummerlose Nächte
Im Hemde auf und nieder ging,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Wohl ein dutzendmal wiederholte er höchst selbstgefällig diese Verse und jedesmal kamen sie ihm humoristischer vor, so daß er endlich im Stillen ganz stolz darauf ward, und andern Tags, ganz gegen seine sonstige schüchterne Bescheidenheit, noch gar seine Parodie unter allgemeinem Beifall auf dem Casino zum Besten gab. Dabei machte er sich noch nebenbei damit groß, mit Napoleon ein gleich kurzes Schlafbedürfniß gemein zu haben, der auf seinen Feldzügen bekanntlich auch blos zwei bis drei Stunden geschlummert habe.

Das wäre nun, was die Nacht betrifft, Alles gut gewesen. Aber die stillen Qualen des Tages waren in seiner öffentlichen Stellung als Rechtsanwalt noch viel feinerer Art und drohten seine ohnehin überzarten Nerven noch vollends aufzureiben.

O wie oft, namentlich wenn draußen der Wintersturm den mächtigen Reichswald erdröhnen und auf dem Erkerhause den Wetterfahnritter knarren machte, überkam dann auch am hellen Tage den kindlichen Schreier ein unbezwinglicher Drang, mit dem Aufgebot all seiner Stimmmittel ebenfalls in diese gewaltige Sturmsymphonie mit einzufallen, so sehr auch Mutter Rosalie mit Milch „frommer Denkungsart," und die geschäftige Dorothee mit Kamillenthee diesen Naturdrang in ihm zu sänftigen sich bemühten. Und was half dann die dünne Decke, die des Sohnes Zimmer von jenem des unter ihm Akten studirenden Vaters trennte? Wie stand dann die scharfe Logik seiner juristischen Diagnose in steter Gefahr, durch die überlaute Rabulisterei des Sohnes über den Haufen geworfen zu werden! Dann sprang der aufgeregte Mann oft ganz löwengrimmig in den ersten Stock hinauf, um wegen solch flagranter Störung des Hausfriedens als Kläger und Richter das allerentschiedenste Urtheil zu sprechen. Aber wie selten hielt sein Jähzorn bis ins obere Stockwerk an! Und gar, wenn er statt der Dorothee, bei der er sich schon eher getraute, seinen Aerger herauszustottern, die liebe Mutter selber, als das Bild aller Geduld, den schreienden Friedensstörer umsonst beruhigen sah! Wie klang da seine Frage so sanft im grellsten Gegensatze zu seinem Hereinstürmen: „Aber liebe Rosalie, könntest du denn unser liebes Kindchen nicht durch irgend ein Mittelchen ein wenig besänftigen? wie, was? —" Oder, wenn das „liebe Kindchen" schon von selber bei seinem Eintritt wieder still geworden war, wie konnte er dann so zärtlich einlenken: „Grüßgott, liebes Frauchen! ich wollte mir von unserm Herzensjungen da oben nur geschwind ein Küßchen holen, dann schmeckt die Arbeit drunten wieder um so süßer."

Wenn er aber dann wieder etwas beruhigt an seinen Akten saß und der junge musikalische Sohn ohne jegliche Aufforderung des Hauspublicums in stetem Dacapo weiter concertirte, da fiel der

gute Doctor gar oft mit tiefen Seufzern ein und sah nurmehr mit halbem Auge zum nun dickverschneiten Storchenthurme. Oder er rieb sich, mit vollen Backen die innere Erregtheit hinausblasend, die brennende Stirn. Und einmal sank er sogar, wie ein schon halb verlorner Mann, auf seinen ledernen Drehstuhl nieder, und senkte mit hochtragischer Haltung sein Haupt in die Hand, um über solch' „schreienden" Gegensatz von Theorie und Praxis die allerschmerzlichsten Betrachtungen anzustellen.

O mit welch heiligem Feuereifer hatte er einst als promovirender Doctor utriusque juris gerade die schwierigsten Sätze der altrömischen Lehre von der väterlichen Gewalt ins Treffen geführt, und gegen alle Scheinangriffe der scharlachrothen Togaträger den Doctorhut siegreich erobert! Und mit welch hämischer Ironie machte nun des ungelehrten Sohnes Praxis die hochgelehrte Theorie des Vaters zu Schanden! Wer war jetzt — so rief er oft in leidvollem Pathos aus — der Inhaber und Ausüber der von ihm einst so glorreich vertheidigten väterlichen Gewalt? Der Vater oder der Sohn? —

Und aufgestachelt von solchen juristischen Betrachtungen über diesen völligen Umsturz seines nach Natur- und Civilrecht so streng geordnet gewesenen Haushalts, verstieg sich sein sonst sehr gläubiger Geist auch noch kritisirend in die heiligen Regionen der Theologie. Und er konnte nicht umhin, es als eine ziemlich bedenkliche Lücke im Buche Mosis zu erachten, daß darin bezüglich der Kinder einzig nur der Schmerzen des Weibes gedacht werde, und die viel feineren Qualen des Mannes mit so höchst ungerechtfertigtem Schweigen übergangen seien.

Armer, in den ersten Vaterfreuden practicirender Doctor Stark, welch empfindsames Herz möchte dir sein Mitgefühl versagen?

Das Leben ist indessen auch wieder barmherzig und hat für jede seiner Prüfungen die Frist der Erlösung festgesetzt. Und als in den letzten warmen Märztagen die Störche ihr Nest auf dem alten Thurm wieder wohnlich herrichteten, da legte der junge Usurpator, wie der medicinische Onkel Philipp ziemlich genau vorhergesagt, das Hausregiment in die Hände seines rechtmäßigen Inhabers nieder,

und Theorie und Praxis von der väterlichen Gewalt kamen so ziemlich wieder ins alte Gleichgewicht.

So geht's aber im Leben. Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, nie befriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch unbewußt wieder aus dem Leben hinaus und ins Grab hineingedrängt. Und er wird so selber wider Willen der eifrigste Vollstrecker der über ihn verhängten göttlichen Satzung: „Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!“ —

Mutter Rosalie saß an einem sonnigen Nachmittag zum erstenmale wieder im Zwingergärtchen an der Stadtmauer. Das Wickelkind in ihrem Schooß suchte dem neben ihm sitzenden Vater durch den süßen Reiz des ersten Lächelns alle ausgestandenen Mühsale wieder vergessen zu machen. Der ungeduldige Doctor meinte aber, wie so tausend Väter vor und nach ihm: „Gottlob, daß ich doch so weit mit ihm bin. Doch, wenn er jetzt nur auch noch aus den Windeln wär', und Vater sagen könnte; — ach, und wenn er nur auch schon Hosen trüge! Denn in Hosen muß doch ein solch prächtiger Junge noch am allerliebsten sein! — Und gar,“ schwärmte er feuchten Auges weiter, „wenn er sich dann körperlich wie geistig entwickelt, dies stufenweise Fortschreiten so zu belauschen, so gleichsam die eigene Kinderzeit noch einmal in der seinigen zu durchleben . . . ach, liebstes Rosalchen, meinst du nicht auch, das muß ja wohl ein ganz herrliches Leben werden! wie, was?“

Und die liebste Rosalie nickte ihm zu mit allem Mutterglück in ihrem klugen Gesichte.

„Gewiß, lieber Christoph! Wenn ihn der liebe Gott nur gesund erhält!“

„Und gieb einmal Acht!“ — verlor sich der Doctor immer tiefer — „wie ich dieses Jungen geistige Entwicklung dann regeln und überwachen werde. Ich habe mir hiezu ein ganz eigenes Educationssystem schon im Kopfe völlig ausgearbeitet. Nur die Eintheilung in Kapitel und Paragraphe fehlt noch. Weißt du? strenge gesetzmäßige Schranken, ohne gerade die naturnothwendige Freiheit zu verkürzen. Darin bist du doch wohl mit mir im Princip einverstanden, nicht wahr, beste Mutter?“

Die „beste Mutter“ drückte dem väterlichen Theoretiker die Hand mit dem praktischen Spruch: „Kommt Zeit, kommt Rath, guter Mann!“

Das Wickelkind aber lächelte den in seiner künftigen Entwicklung schwärmenden Vater Christoph an — fast wie schelmisch.

IV.

Nach eigenen Heften.

Vater Starks „Educationssystem“ für seinen „heißgeliebten Sohn Hermann“ war in seinen abendlichen Mußestunden zu seiner liebsten inneren Erholung dem Abschluß nahe gebracht worden.

Psychologische und pädagogische Autoren, alle ziemlich veralteten Datums, soviel er deren bei Gelegenheit einer Gerichtsverhandlung in der Provinzhauptstadt antiquarisch auftreiben konnte, waren von ihm mit scharfer Kritik ausgezogen und benutzt worden. Seine selbstständigen principiellen Anschauungen durchdrangen aber doch in solchem Maße sein ganzes System, daß er nach allem akademischen Gewohnheitsrechte von sich behaupten konnte, er lese „nach eigenen Heften.“ Und man mußte diesem Handbuch zum häuslichen Privatissimum das Zeugniß geben, daß geistige Tiefe und strenge Logik sich darin Blatt für Blatt die Note „ausgezeichnet“ streitig machten.

Jeden Abend las nun der väterliche Systematiker ein neues, definitiv redigirtes Kapitel mit wohlgefälligem Behagen der lieben Mutter Rosalie vor, welche, bei allem innerlichen Kopfschütteln, dennoch der seelenguten väterlichen Meinung zu Liebe in seine allabendliche pädagogische Schwärmerei gutherzig einstimmte.

„Was soll ich schon jetzt dem braven Mann seine Freude verderben, die ihm so viel Fleiß und Studium gekostet hat? Die Zeit wird ja doch viel wahrer, als ich, ihm später sagen, was darin richtig ist und falsch, oder zu gelehrt und unpraktisch. Das schickt sich auch viel besser, als für mich mit meinem hausbackenen Verstand,

und beleidigt ihn dann nicht. O nur Friede zwischen Mann und Frau und im ganzen Hause! Das ist die frischeste Luft und wärmste Sonne für das gesegnete Gedeihen unseres Kindes." — Ein praktischer Monolog der Mutter Rosalie, der ihrem klaren Hausverstand und guten Herzen gewiß nur alle Ehre machte.

Wie kindlich gut es aber der theoretische Vater Stark mit der Erziehung seines Sohnes meinte, dafür bürge dir, lieber Begleiter, sein glaubensinniges Vorwort an Gott selber, das er seinem vollendeten und in liebesrothen Saffian gebundenen „Educationssystem" auf die erste Seite voranschrieb, und das ich dir nicht gerne vorenthalten möchte. Es lautete:

„Den Samen streu' ich aus
 In meines Kindes Herz,
Und rufe himmelwärts:
 Gott, reif' du Früchte draus!
Die Regeln schrieb ich hin
 Für meines Kindes Heil.
Schenk' ihm dein Gnadentheil,
 Daß ich gesegnet bin!
Nur dir und deiner Ehr'
 Will ich mein Kind erziehn:
Dich suchen, Sünde fliehn
 Sei meiner Liebe Lehr'!
So schütze du mein Haus,
 Stärk' meine schwache Hand,
Gieb meiner Zucht Bestand,
 Geh' helfend ein und aus!
Daß ich einst Rechenschaft
 Kann legen von mir ab,
Wie treu gemeint ich's hab'
 Mit meiner schwachen Kraft;
Daß, wenn ich einst mein Kind
 Verlassen muß allhier,
Ich's doch nur kurz verlier',
 Und ewig wiederfind'."

Du wunderst dich wohl über diese poetische Ader des sonst so trockenen Aktenmannes! Und doch hast du aus seinem ganzen Wesen

gewiß schon Eines herausgefühlt, was im letzten Grunde ja doch immer die geweihte Wohnung aller Poesie war und bleiben wird — ein tiefes, echt menschliches Gemüth.

Trotzdem aber gab sich Vater Stark seinem geheimen Genius nur höchst ausnahmsweise hin, und nur bei ganz feierlichen Lebensmomenten. Und ich selber, der ihn doch so genau kannte, weiß mich nur an drei Fälle und eben so viele Species zu erinnern. Das erstemal vor zwanzig Jahren war es eine Elegie bei dem Tode seiner Mutter, an der er als schon gestandener Mann noch mit der ganzen Zärtlichkeit eines Kindes gehangen. Das anderemal, im Jahre 1811, sang er ein dithyrambisches Brautlied nach der Verlobung mit seiner Rosalie, wobei er auf einem hoffnungsgrünen, mit Rosen umkränzten Blatte dem sinnigen Gedanken schwungvollen Ausdruck gab, daß der Komet nach dem Volksglauben wohl Krieg prophezeie, nach seines Herzens Glauben aber für ihren zukünftigen Ehestand gewiß nur allzeit glückseligen Frieden bedeuten solle. Und das drittemal dichtete er eine Hymne nach der glorreichen Leipziger Völkerschlacht, wobei sein jahrelang verschlossener Dichterborn so kühn hervorschoß, daß unser verkappter Poet auf das unwiderstehliche Drängen einiger eingeweihten Casinofreunde sich dazu entschloß, seine Befreiungshymne sogar im „Wochenblatt" öffentlich drucken zu lassen. Als er dann aber den Correcturbogen mit seinem vollen Namen Christoph Stark, Dr. u. j., von der Druckerei zugeschickt erhielt, da zitterte der Rothstift in seiner Hand, die Druckfehler flirrten vor seinen Augen, und seine angeborene Bescheidenheit erschrak hinterher über dieses Wagniß so gewaltig, daß er augenblicklich einen Herbstschnupfen simulirte und drei Tage lang das Zimmer hütete, um allen möglichen Gratulationen über sein bis dahin so unbekannt gebliebenes patriotisch-poetisches Talent aus dem Wege zu gehen.

Rechnest du also diesen heutigen vierten Erguß, den ich als „Gebet" specificiren will, dazu, so ergibt sich genau auf je ein Lustrum ein einziges Poem, und der liederreiche Gott Apollo darf sich gewiß nicht über besondere Zudringlichkeit dieses bescheidenen Jüngers beschweren.

Und so kam in der nimmer rastenden Zeit nach dieses Kindes

erstem Frühling und Sommer sein erster Herbst. Die Blätter der Bäume und des jungen Cheruskers Windeln fielen nieder. Der Winter brachte der Erde sein alljährliches schneeflockiges Kleid und dem Jungen sein erstes wollenes Röckchen. Und wieder kam einmal ein Frühling ins schwellende Land gegangen, und der dürre Schneider hüpfte ins Erkerhaus, und maß dem blühenden Knaben die früher so heiß ersehnten ersten Höschen an.

Kein Apfel- und kein Birnbaum in den Wallgräben oder draußen in den Obstgärten erblühte aber in so üppigen Knospen, als schon jetzt immer kräftiger von Monat zu Monat der Wille des jungen Arminius ausgeschlagen war. Und seine energische Natur, die sich schon in den Windeln so stürmisch laut geoffenbart, war in jedem neuen Stadium der Entwicklung auch in neuen überraschenden Zügen zu Tage getreten.

Es wird wohl auch noch heute, in unserer doch so hastig wirbelnden Zeit, gewiß wenig Kinderraspeln geben, die eines rascheren Umschwunges sich rühmen können, als jene, welche sich in der Hand dieses kindlichen Kleinstädters hell schnarrend um ihre Achse drehte. Und wohl selten hatte ein hölzerner Wiegengaul einen schärferen Reiter, und sehnte sich aus seinem zerpeitschten Dasein heißer nach dem erlösenden Grab in der Rumpelkammer, darin später alle die verschiedenen Christkindchen und Namenstaggeschenke, verwüstete Städte mit geknickten Pappelalleen, räderlose Frachtwagen und zertrümmerte Staatskutschen, Wälder und Meierhöfe sammt kopf- und beinlosem Wild und Hornvieh, über das Vernichtungsgenie ihres früheren Besitzers gemeinsame trübsinnige Meditationen anstellten.

Der buntfarbige Lederball sprang von des Knaben Hermann Wurf an die Stadtmauer so hoch als nur möglich, um ihn nicht zu noch heftigerem Anprall zu reizen. Und der Kreisel tanzte auf der Steinplatte vor der Hausthür, so lange sein Odem nur aushielt, aus beständiger Angst vor einem neuen scharfen Peitschenhiebe seines kleinen Tyrannen. Denselben heiligen Respekt hatten vor ihm alle Bilderbogen, trotzdem sie von dem fürsorgenden Vater dem ritterlichen Schutz eines halbzolldicken Pappendeckels anvertraut waren. Ob darauf auch Löwen und Tiger die Zähne grimmig fletschten, ob eine Escadron Kürassiere mit gezücktem Säbel gegen ihn heran-

rasselte, oder ein Artilleriepark aus Vierundzwanzigpfündern Tod und Verderben spie, sie zitterten doch Alle, Bestien wie Krieger, gleichmäßig unter seiner unerbittlich vernichtenden Hand. Ja, sogar eine ganze hölzerne Armee aller Waffengattungen, die eine drei Fuß hohe sebastopolähnliche Pappendeckelfestung belagerte, ergab sich ihm schon nach drei Tagen in schimpflichster Niederlage sammt der von ihr bestürmten, ehrlos kapitulirenden Veste — ein in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten gewiß unerhörter Fall.

Darauf an einem schönen Nachmittag, da die Frau Mutter in ihrem Mittwochkränzchen arglos eine Partie Whist spielte, und die zur Obhut bestellte Dorothee gerade den Morgenkaffee zum Vesperbrod aufwärmte, unter der eindringlichen Mahnung an Hermann, Dekans Theodor, Forstmeisters Rudolf und noch zwei andere Gespiele, „indessen ja recht ordentlich zu bleiben," — an diesem Nachmittag warf unser sinnreicher junger Feldherr nach abgehaltenem Kriegsrath die ganze, bereits höchst lazarethbedürftige, Armee mit Zelten und Kanonen in die zerfetzten Forts, trug den ganzen Plunder hinunter in die Waschküche, und war er auch mit dem rühmlichen Vorgang von Nikolaus Zriny's Heldenweibe noch unbekannt, so hatte er es doch in der Minierkunst schon so weit gebracht, aus forstmeisterlichem Pulver einen kolossalen Speiteufel zu verfertigen und Minen anzulegen. So ließ er denn also auch dieses Miniatur-Szygeth sammt der darin eingeschlossenen Mannschaft in sprühendem Feuerregen in Asche sinken, daß der Pulverdampf aus der offenen Thüre der Waschküche bis zum Wetterfahnenritter emporqualmte, und die ganze Nachbarschaft des Rittersbergs mit witternder Nase erschrocken zusammen lief.

Als dann Vater Stark und zu gleicher Zeit Frau Rosalie mit ihm nach Hause kam, und sie darauf in der Waschküche vor den verkohlten Armee- und Festungsresten, und dem, wohl mehr ob der mütterlichen praktischen Ohrfeige, als des Vaters theoretischem Strafsermon hinausweinenden, fünfjährigen Zerstörer standen — — o Dr. Starks Educationssystem, Kapitel I. §. 1—20, „von den Willensäußerungen des Kindes vor der Schulzeit" — wie sankst auch du jetzt vor diesen rauchigen Ruinen in Trümmer und Asche!

Doch glaube ja Niemand, daß diese zwanzig Paragraphe eines gründlich psychologischen Fundaments ermangelt hätten! O, gewiß nicht. Wie alle Glieder einer eisernen Kette, eben so fest schloß sich in diesem Kapitel unzertrennbar logisch ein Paragraph an den andern. Aber sag' nur selber, konnte denn der kleine schmächtige Mann ahnen, ja, konnte er es nach den bisher erforschten Generationsgesetzen nur für denkbar möglich halten, daß aus seinem so bedächtig pulsirenden Blut der zahmen kaukasischen Menschenrace ein solcher, an Körper und Geist gleich unbändiger, junger Patagonier entsprießen werde?

O du des Frackschneiders prophetisches Gemüth, als du in dem historisch-germanischen Trinkspruch von dieses jungen Cheruskers Vollkraft und seinem, jeglichen Varus zu Boden schlagenden, Vorbild Arminius gesprochen — von wannen kam dir damals diese scharfäugige Sehergabe? —

Vater Stark ging nach dieser feurigen Waschküchenscene in der Erkerstube mit großen Schritten auf und nieder, der stets sichtbare Ausdruck seiner jeweiligen innersten Erregtheit. Mutter Rosalie saß schweigend am Nähtisch in der Fensternische. Der urgermanische Cherusker war im Kindszimmer vom vielen Weinen frühzeitig sanft eingeschlummert. Die getreue Dorothee endlich saß als irdischer Schutzengel an seinem Gitterbettstättchen. Dabei las sie aus Kummer über ihren in der ersten väterlichen Aufregung erhaltenen ungerechten Wischer in dem, auf dem letzten Weihnachtsmarkte von ihr gekauften, Volksbuch und suchte Trost in der alten rührenden Geschichte von der gleichfalls unschuldig leidenden Genofeva und der barmherzigen Hirschkuh ....

Im Erkerhaus und auf dem Rittersberg athmete tiefe Stille. Und Vater Stark, noch immer die Stube durchschreitend, löste endlich mit bewegter Stimme dieses Schweigens unheimlichen Bann, nachdem er wahrscheinlich bereits einen großen Theil seiner Gedankenfolge in innerlichem Monolog ausgesprochen hatte:

„Ja wohl, das pädagogische Princip meines Systems war in seinem innersten Fundamente richtig; ebenso war jeder meiner Schlüsse schulgerecht logisch. Nur freilich, in den Prämissen hab'

ich mich getäuscht. Aber dafür kann ich von Niemanden und auch von dir nicht, Rosalie, verantwortlich gemacht werden. Wie, was?"

Frau Rosalie seufzte zwar hörbar und suchte vergeblich im Dämmerlicht ihre Nadel einzufädeln; aber bei diesem Seufzer ließ sie es bewenden und schaute zerstreut auf ihr Nähkissen.

Aber Vater Stark fuhr über dieses Schweigen nur noch ärgerlicher weiter: „Ich hatte in §. 5 des ersten Kapitels genau den Zeitpunkt fixirt, an dem sich nach mehr als hundertjähriger Erfahrung das noch instinctiv dunkle Begehren des Kindes von dem geistig bewußten Willen sondert. Aber kann ich dafür, daß dieser unbändige Junge diesen Termin von vornherein schon so völlig verrückt hat, daß ich gar nie recht wissen konnte, wann ich eigentlich die erziehende Hand an ihn anlegen sollte. Wie, was? Kann ich dafür, daß dann jegliches von allen versuchten pädagogischen Heilmitteln gegen sein krankhaft ungestümes Wesen dies Uebel nur noch steigerte, statt es abzuschwächen? Ja, vor einem ganzen Congreß von Pädagogen will ich mein System siegreich vertheidigen. Ein wahres psychologisches Meisterwerk ist es. Aber freilich, nur für ein geistig normal organisirtes Kind, nur für ein solches, wie wir mit Recht von der Summa unserer beiden Naturen erwarten konnten, doch nicht für einen solchen Ausnahmsjungen, an dem auch der allerbedächtigste Pädagog zu Schanden werden muß. Wie — was?

Nach dieser langathmigen Auslassung warf er sich auf den ihm gerade nächststehenden Stuhl, fuhr mit der Hand mehrmals heftig über seine gedankendurchtobte Stirn und hörte kaum, wie sich die sanftmüthige Rosalie von ihrem Nähtisch aus bemühte, ihn zu beruhigen.

„Aber, liebster Mann! wie kannst du dich nur so schrecklich ereifern, und so auf deine schwachen Nerven losstürmen? Das ist ja nimmer zum anhören."

„Wie, was? Da soll man auch noch ruhig sein können, bei diesem ganz unfolgsamen, ungezogenen, durch und durch verdorbenen Jungen?"

„Ach Herr Jesus, so gieb ihm doch nur gleich alle Scheltwörter der ganzen Welt! In einer Viertelstunde glaubst du sie ja selber

nimmer, und bist der Erste wieder, der ihn Herzenssohn heißt und Zuckermännchen und Goldkäfer, und alles mögliche."

„Wie — was? — Ich? — O nein! nie mehr! — Das ist nun für alle Zeit vorüber. Wie kannst aber du mir den Vorwurf solcher Inconsequenz ins Gesicht schleudern? Weißt du, daß ich mir das von dir verbitten muß, Rosalie, und sehr ernstlich verbitten?" — Bei diesen grollenden Worten war er aufgesprungen und durchmaß im Sturmschritt wieder die Erkerstube und noch dazu das anstoßende Schlafzimmer, da er dessen Thür mit mächtigem Ruck aufgestoßen hatte.

Ein solcher Ausbruch des eheherrlichen cholerischen Temperaments brachte zuletzt auch das entschieden phlegmatische der Frau Doctorin aus dem Gleichgewicht, während sie indessen leiblich noch ganz ruhig sitzen blieb.

„In Gottes Namen, lieber Christoph, so zürn' du jetzt nur auch mit mir! Es geht nun in Einem hin. Fang' du nur mit unserm Herrgott einen Proceß an, weil er uns unser einziges Kind so kräftig an Leib und Seele geschenkt hat und gedeihen läßt. O, ich, lieber Mann, ich helfe dir bei diesem Proceß nicht. Gott bewahre! Ich für meinen Theil dank' ihm darum. O ich bin, weiß der Himmel, auch nicht blind für seine Fehler und Unarten, aber ich seh' auf den Grund unseres Kindes, und der Grund, Gottlob, der ist gut, ganz gut. Ei, sag' doch selber, ist er nicht offen und ehrlich? Wann hat er uns noch angelogen oder uns was vorgeheuchelt? Hat er uns nicht schon oft selber dran gemahnt, wenn er geglaubt, daß wir mit ihm zu beten vergessen hätten? Siehst du, auf diesen Grund schau' ich. Und sprudelt sein Kopf nicht nur so von lauter Talent? Und da soll ich nun sogleich außer mir kommen, weil er einmal einen muthwilligen Bubenstreich macht? Da soll ich über einer Unart sogleich zehnfache Freude vergessen? O Gott bewahre! Das thu' ich nicht. Ich lass' ihm wahrhaftig auch nichts hingehen. Aber magst du noch so sehr über den Jungen toben, ich wenigstens werd' immer daran denken, mit welcher Sehnsucht wir ihn uns vom lieben Gott erbetet haben und wie wir ihm nun auch drum danken sollen. Und nochmal, das lass' ich mir einmal nicht wegdisputiren, und wenn

du der gescheidteste Advokat auf der ganzen Welt wärest: der Grund ist gut, und das ist die Hauptsache, und das ist meine Freude und Zuversicht, und das soll in Gottes Namen auch deine sein, lieber Christoph!"

Vater Starks erregte Gesichtszüge wurden während dieser Trost- und Mahnrede nach und nach immer schlaffer, und zuletzt gerieth seine Stimme in ihr bei jeder Erregung charakteristisches Stottern.

„Nun ja, meinetwegen, — ich hab' ja auch nicht gerade behauptet .... behauptet, daß sein Grund schlecht ist, aber .... aber trotz alledem .... dem, muß doch Zucht sein .... Zucht sein. Das mußt du mir doch .... doch auch zugeben .... geben, wie — was?"

„Gewiß, lieber, guter Mann, Zucht muß sein," erwiederte Frau Rosalie mit dem ganzen Vollton ihres Mutterherzens, trat von ihrem Nähtisch an seinen Stuhl, ergriff seine Hand und legte beruhigend ihr Haupt über das seine. „Aber siehst du, lieber Christoph, einen so kräftigen, gescheidten Jungen zu erziehen, das geht nun einmal nicht so accurat am Schnürchen, wie du dir's in deinem gelehrten Kopf ausgesponnen hast. Ich hab's im voraus gewußt, hab' dich aber nicht damit kränken wollen. Aber nicht wahr, jetzt siehst du's wohl selber ein und lässest auch mich ein wenig in deine Zucht mit hinein reden? Es thut einmal nicht gut, wenn Vater und Mutter aparte Wege gehen wollen. Wir müssen zusammen halten, lieber Mann, ein Leib und eine Seele, — bei unserm Kind, wie bei uns selber. Nicht wahr, lieber Mann, so soll's von nun an zwischen uns gehalten werden?" Dabei küßte sie ihn herzlich auf die Wange. Vater Stark mußte sich aus allen Kräften innerlich wehren. So tief ergriffen ihn diese letzten Worte seiner treuen verständigen Ehehälfte.

Durch rasches Aufstehen von seinem Stuhl entwand er sich indessen dem Arme der Frau Rosalie und bildete sich zu seiner inneren Ermannung einen neuen Zorn ein, um ja nicht durch irgend welche äußere Rührung seine ohnedem schon stark genug bedrohte Gatten- und Vater-Autorität noch mehr bloszustellen.

„Nun also, recht so, ja wohl, ich seh's ein. Denn im Grund ist's dein Sohn so gut, wie meiner, und du hast einen eben so klugen Kopf, wie ein gutes frommes Herz. Aber — das sag' ich

dir, Rosalie," fuhr er mit rollenden Blicken wieder weiter: „mit aller Energie verbitt' ich mir von nun an dieses ewige unbefugte Einmischen von dritten Personen, die gar viel daran schuld sind, daß mein ganzes System so in die Brüche gerathen ist, weil sie mir immer hineingepfuscht und Alles hinterwärts in diesen Buben hineingesteckt und hineingeschwätzt haben. Da vor Allem sein Großvater, und diese ganze Basenschaft, ach, und gar seine Kindsmagd, diese alte unnütze Person, diese Dorothee. Wie — was?"

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt," sagt ein Sprichwort. So trat auch richtig diese „alte unnütze" Dorothee mit einem Arm voll Teller in die Erkerstube. Mutter Rosalie ging hinaus, um in der Küche nachzusehen, wie sie sagte, und nebenbei auch ein wenig im Kinderzimmer, was sie aber nicht sagte.

Dorothee, die noch immer wegen ihres ungerechten Verweises trutzte und jetzt auch bei ihrem Eintritt noch mit halbem Ohr vernommen hatte, daß ihr Name auch neuerdings mit nicht gerade zärtlichem Accent vom Herrn Doctor betont worden sei, setzte mit schmollendem Gesicht die Teller auf das Eckschränkchen, holte Tischzeug und Besteckkorb heraus, deckte zum Nachtessen und wollte sich lautlos, wie sie gekommen, wieder entfernen. Doctor Stark aber hielt sie an der Thür zurück und diesmal mit einem so milden Ton in dem erhabenen, „Gottgeschenkte" bedeutenden, Namen Dorothee, daß es gegen den letzten Donner wie Frühlingssäuseln von seinen Lippen hauchte.

„Dorothee, hör' sie einmal!"

„Herr Doctor?" war die trockene Antwort.

„Dorothee, komm sie einmal da zu mir her! Gute Dorothee!" — Dabei zog er sie ganz vertraulich am Arm in die Erkernische.

Der kälteste Schnee hätte von diesem sonnigen Hauch in Vater Starks Worten wohl schmelzen müssen. Wie konnte da das treue Herz der guten Dorothee noch länger trutzen?

Hatte ihr nun sechsundfünfzigjähriges Antlitz noch kurz zuvor einer trüben Herbstlandschaft geglichen, so strahlte dasselbe nun in freundlichster Frühlingsbeleuchtung. Auch ihre Antwort entbehrte nimmer des süßen Zauberklanges einer nach kurzer Kränkung wieder versöhnten edlen Seele.

„Sag' sie mir einmal, liebe Dorothee, ist Hermann schon sehr bald eingeschlafen?"

„O ja, Herr Doctor! es hat kaum ein Viertelstündchen gedauert. Erst hat er noch ganz ordentlich sein Vaterunser und seinen Schutzengel gebetet und seitdem schläft er ganz ruhig."

„So, nun das ist mir aber lieb. Also ganz ordentlich gebetet hat er auch noch? Das war aber doch recht brav von diesem guten Jungen, nicht wahr, Dorothee? — Und sag' sie mir einmal, aber natürlich ganz im Vertrauen zwischen uns zweien ... die Ohrfeige meiner guten Frau wird ihm doch nicht allzusehr den Kopf angegriffen haben? Wie — was?"

„Ei behüte, Herr Doctor! So eine Ohrfeige zur rechten Zeit ist manchmal ganz gesund."

„So, gesund? Meint sie das wirklich? Hm, hm! Und sag' sie mir auch noch weiter: hat sie nach dieser Ohrfeige nicht einen gewissen grollenden Unmuth in seinem kindlichen Gemüthe bemerken können?"

„Ei, wo denken Sie hin, Herr Doctor! Er hat wohl recht geweint und es hat ihn im Schlaf noch oft gestoßen, aber er war doch soweit ganz vergnügt dabei. Und warten Sie einmal, wie er morgen so lustig aufwacht und den ganzen Tag so gut parirt!"

„Ei, was sie nicht sagt, Dorothee! Hm, hm, hm!" Und im Innern sprach er für sich weiter: „Da schiene also auch mein Paragraph 15, welcher jede körperliche Züchtigung, als des Menschen, qua Ebenbild Gottes, unwürdig, und das Gemüth des Kindes verbitternd, ausschließt, doch nicht so ganz stichhaltig zu sein. — Aber nicht wahr, beste Dorothee," fuhr er laut wieder weiter, „sie ist doch immer recht sanft und geduldig mit ihm! Weiß sie, sein stürmisches Temperament bedarf einer paralysirenden Gegenwirkung."

„Was meinen Sie, Herr Doctor? Das versteh' ich nicht."

„Je nun, weiß sie, ich meine eben, daß sie sein ohnehin so lebhaftes Temperament nicht noch etwa durch rauhe Worte reizen möchte. Nicht wahr, das hielte sie doch selber auch nicht für räthlich?"

„Ei, Herr Doctor! Wie Sie nur so plaudern können! Ich glaube gar, Sie meinen, ich könnte grob mit ihm sein! Du lieber

Himmel! Ich weiß ja gar nicht, was Grobheit ist. Und erst bei diesem lieben prächtigen Buben! Da müßte sich Unsereins ja Sünde fürchten. O! ich hab' mein Hermännle, weiß Gott, gerade so lieb und vielleicht noch lieber, als Sie selber, und könnt' mein Leben für ihn geben. Ja wohl, da haben Sie ausgesorgt, Herr Doctor!"

„Sieht sie, das ist schön gesprochen," erwiederte der gute Vater Stark mit überfließendem Herzen. „Ja, liebste Dorothee! Sie ist auch eine so gute, treue Person. Ist ja schon zwanzig Jahre in meinem Hause, und hat mir's ja schon so accurat geführt, wie ich noch gar nicht im heiligen Ehestand war. Nicht wahr? Wie haben wir friedlich mit einander gehaust? Das will ich meinen. Und geradeso hilft sie mir jetzt in christlicher Treue bei der Erziehung meines liebsten Kindes. Gelt, gute Dorothee? Ja freilich, auch sie muß mithelfen. Das versteht sich. Die Kindsmagd ist eine gar wichtige Person dabei, und kommt sogleich nach den Eltern. Und weiß sie, liebe Dorothee! sie soll auch nie mehr aus meinem Hause kommen! Kein Spital oder Armenhaus, Gott bewahre! Wenn's eben nicht mehr geht, dann geb' ich ihr das Gnadenbrod. Ja wohl, in dem hintern Stübchen, da kann sie's dann ganz behaglich im Alter verzehren. Und so lang ihr ein treues Auge offen steht, in gesunden und kranken Tagen, o, wir wollen sie schon recht gut pflegen. Und nur einmal aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinaus getragen werden, mit allen Ehren, wie Eins von unserm Stande. Die ganze Stadt soll das einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und alle die andern sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O, ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tod, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein. — Und weiß sie, gute Dorothee! wenn ich vorhin ein wenig hitzig mit ihr war, so hab' ich's nicht bös gemeint. Denk' sie nimmer dran! So, und nun bring' sie die Suppe und ruf' sie mir meine Frau! — Ich habe wirklich Appetit bekommen."

Wohl nicht viele Stellen in der Schürze der guten Dorothee mögen mehr trocken geblieben sein, so oft wischte sie sich bei dieser Rede ihres seelenguten Dienstherrn die Augen.

„Gott vergelt's Ihnen, guter Herr Doctor!“ Damit küßte sie noch seine Hand und ging rasch hinaus. Er aber that einen so tiefen Seufzer, als wolle er mit ihm einen ganz neuen Abschnitt seines väterlichen Daseins und Wirkens beginnen.

Frau Rosalie trat wieder in die Erkerstube. Vater Stark ging ihr rasch entgegen und faßte sie gar zärtlich bei der Hand.

„Liebste Frau, heut wollen wir uns aber einmal das Nachtessen recht gut schmecken lassen. Ich sag' dir: ich bin sehr, sehr vergnügt. Aber frag' mich nicht, warum? Es würde mich jetzt zu sehr angreifen. Du wirst es später schon sehen, und deine Freude daran haben. Und wenn ich vorhin auch gegen dich ein wenig hitzig gewesen, und du mir vielleicht eine schlechte Note in dein schwarzes Buch eingeschrieben hast, so bitt' ich dich: streich's wieder aus! Es soll nimmer vorkommen. Und jetzt komm her, gute Seele, und gieb mir einen recht lieben Kuß!“

Wenn auch Mutter Rosalie zwischen dem verweinten und doch strahlenden Gesicht der Dorothee in der Küche, und ihrem so freudig gerührten Ehegatten in der Stube nur einen dunkeln Zusammenhang ahnen konnte, so war ihr die Gewißheit von dem wiederhergestellten Hausfrieden doch freudiger Grund genug, um mit aller Wärme Vater Starks Bitte um einen lieben Kuß zu gewähren. Gehorsam seinem geheimnißvollen Verbote, fragte sie auch nicht um die Lösung seiner räthselhaften Stimmung. Sie war ihm vielmehr nach seinem Herzenswunsch auch heut Abend in Appetit und Humor, was sie ihm in Freud und Leid alle Tage sein wollte, ein Leib und eine Seele.

* * *

Vater Stark trank bei jeder Mahlzeit einen einzigen Schoppen leichten Tischwein. Seit mehr als zwanzig Jahren wurde er jeden Mittag und Abend in einer braunen Krystallflasche, die genau dieses Maß faßte, beim nachbarlichen Weinwirth „zum goldenen Stern“ von der Dorothee geholt. Eigenen Wein im Keller zu halten, dünkte ihm Verschwendung. Er trank fast niemals mehr, aber auch niemals weniger. Bevor er das erste Glas einschenkte, hielt er regelmäßig

die Flasche ans Licht, und wenn zwischen dem Wein und dem krystallenen Pfropfen der leere Raum einen Tag ihm größer dünkte, als gesetzmäßig war, so wurde er über das „schlechte nachlässige Messen“ des Wirthes ärgerlich und machte die unschuldige Dorothee dafür verantwortlich. Ebenso ließ er auch keinen Tropfen in der Flasche, und hielt sie so lange bedächtig über das Glas, als noch eine einzige Weinperle an ihrem geschliffenen Rande schwebte. Niemals hielt ein Weintrinker eine gewissenhaftere Nagelprobe. Kehrte aber ein besonderes Glück in sein Haus ein, wie z. B. die Gewinnung eines wichtigen Processes, so kam es zuweilen vor, daß er in solcher rosigen Stimmung seine Krystallflasche nochmals füllen ließ, aber stets nur zur Hälfte. Dieser halbe Schoppen war jedesmal der höchste Stand im Barometer seiner guten Wetterlaune.

Und so hatte Vater Stark eben den letzten möglichen Tropfen in sein Glas perlen lassen. Frau Rosalie sah mit schmunzelndem Gesicht ihrem mäßigen Gatten und Herrn den inneren Kampf an, in welchem er verlegen mit den Fingern an der leeren Flasche spielte.

„Was meinst du, Rosalchen! weil wir heute gar so glücklich bei einander sitzen — wie, was? Meinst du nicht auch?“

„Ei freilich, liebes Männchen! freilich!“ kam sie ermuthigend seiner Schüchternheit zu Hilfe.

Mit energischer Gebieterhand setzte er hierauf die Tischglocke in Bewegung und rief mit der Stentorstimme eines Obersten vor dem Regiment nach der Dorothee.

Diese trat auf das zu solcher Stunde ungewöhnliche Allarmzeichen ganz erschrocken ein.

„Herr Doctor, um Gottes willen, was gibt's?“

Und der Herr Doctor streckte ihr mit weitausholendem Arm und seltsam bewegter Stimme die leere Krystallflasche entgegen.

„Dorothee, noch einen Halben!“

Frau Rosalie und Dorothee nickten einander heimlich zu. Sie wußten gar wohl, was dieser „Halbe“ zu bedeuten habe.

V.

Der Gassenbube und ein neuer Pädagog.

1.

Schon wieder ist ein Jahr über dem Erkerhause dahingezogen. Wie ein Ammenmärchen im Geiste des heranblühenden Knaben war allmälig Vater Starks Educationstheorie im Lichte des wirklichen Lebens zerronnen. Frühlingstage der Elternfreude, lind und sonnig, waren gar viele aus dem jungen Leben seines Kindes ihm aufgegangen. Aber auch der April, der muthwillige Wildfang unter den Monaten, war stets bei der Hand, oft mitten in den heitersten Himmel mit seinen Neckereien hineinzuplatzen. Wie manchen solcher launischen Wettertage aus Hermanns Kinderzeit möchte ich dir noch schildern, aber aus meiner eigenen Schulzeit tönt der weise Spruch: „Maß zu halten ist gut, sagt Cleobulus aus Lindus," zu mir mahnend herüber. Ich will ihn befolgen und mich beschränken, zumal in unserer so hastig vorwärts drängenden Zeit, in der so selten mehr stille Beschaulichkeit im Herzen des Zuhörers einkehrt.

Und so führe ich dir denn unsern lieben Helden aus der Kinderstube, in der wir ihn verlassen, sogleich hinaus auf die Gasse. Ich lasse die Knechtschaft des deutschen Schulzimmers, darin sein Baum der Erkenntniß die ersten Wurzeln faßte, noch völlig bei Seite. Nur in den Stunden seiner Freiheit mögest du ihm wieder begegnen!

„Denn vor allem bedarf der Mensch zu seiner körperlichen, wie geistigen Entwicklung ein bestimmtes Maß frischer Luft und freier Bewegung. —" Dieser alten sanitätlichen Weisheit huldigte unser Freund schon seit seinen ersten Hosen in immer tieferer Erkenntniß und strengerer Befolgung.

So hatten die Bewohner des Rittersberges schon längst hinlänglich Gelegenheit gehabt, des vormaligen Schreiers ungewöhnlich metallreiches Organ zu bewundern, wenn er auf einem abgebrochenen Bohnenstecken mit seinem Dutzend gleichberittener Reisigen auf dem, für den Schuster, wie seinen „Rappen," gleich vortreff-

lichen löcherigen Pflaster, seine kühnen Reiterübungen ausführte. Und gewiß war keinem Zuschauer die Wahrnehmung dabei entgangen, wie mit seiner Lunge auch sein knabenhaftes Selbstbewußtsein merkwürdig frühzeitig ausgebildet gewesen. Ritt er doch seiner jungen Mannschaft stets nur als Befehlshaber voran, und seine ganze stolze Haltung, wie der Ton seiner Stimme, wenn er mit hochgeschwungenem Blechsäbel sein Commando erschallen ließ, konnte keinen Zweifel darüber lassen, wie entschieden er sich zu solchem Oberbefehl seiner ganzen Natur nach berechtigt glaubte.

Und sonderbar, so oft auch die andern Knaben murrten und des „Starken Hermann" despotisches Regiment abschütteln wollten, sie fügten sich immer wieder drein und wußten selber nicht recht, warum. Aber ein dunkles Gefühl überkam sie allezeit, als ob dieser „Starken Hermann" viel, viel älter sei und gescheidter, als sie Alle, und überhaupt eine geheime Macht über sie ausübe, der sie sich ein für allemal unterwerfen müßten.

Selbst des Tribunalpräsidenten eitler und jähzorniger Eugen, sowie des Dekans gutmüthiger Theodor mußten sich seiner Mannszucht unterordnen und konnten es unter ihm höchstens bis zum Lieutenant bringen. Er aber blieb jederzeit, mit Ueberspringung aller Zwischenchargen, der selbsternannte General, beförderte und setzte zurück, wie es gerade seinem militärischen Scharfblick gutdünkte.

So war durch seine erste Energie in der Kinderzeit auch für die späteren Schuljahre seine Autorität festgestellt. Auch zu Winterszeiten beim Schneeballensturm war nur unser junger Held der Höchstcommandirende, aber auch der muthigste Schütze unter seinen kriegslustigen Kameraden. Oder sie schossen unter seiner Anführung auf Schlitten die steile Schloßgasse hinunter. Mochte sich dann auch die löbliche Straßenpolizei noch so oft wehrend ins Mittel legen; hei, wie schnell hatte der kühne Obercommandant Hermann Stark die furchtsamen Ausreißer wieder unter seinen Befehl gesammelt! Und mit neuem stürmischen Hurrah verhöhnte die hinunterschießende Schlittenkarawane die lauernden Stadtsoldaten.

Aber erst im Frühjahr, wenn sie unter seiner Hauptmannschaft

„Räuber" spielten! Hussa, war das ein Heidenlärm in den Hintergassen und an der Stadtmauer, als treibe der leibhaftige Schinderhannes sammt dem schwarzen Peter in dieser friedlichen Stadt sein keckes, wildromantisches Handwerk!

In einem halbverschütteten Kellergewölbe der Barbarossaburg befand sich die „Räuberhöhle." Darin versteckt berieth der Hauptmann Hermann vor dem jedesmaligen Raubzug die gesetzwidrigen Pläne mit seinen jugendlichen Spießgesellen. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und — die Gendarmen schreiten schnell! — So thronte auch dicht über diesem unterirdischen Schlupfwinkel in dem einstigen Bankettsaale mit geborstenen Pfeilern die hochpeinliche Justizcommission. Auf längst herabgefallenen Gewölbsteinen saßen die strengen Richter. Von Gendarmenhänden zuletzt programmmäßig festgehalten, wurden die, nach hartem Kampfe überwundenen, Missethäter den Richtern vorgeführt. Im letzten Act des blutigen Drama durfte meistentheils des Präsidenten Eugen aus schuldigem Respect für die Stellung seines Vaters das Todesurtheil sprechen. Dekans Theodor hielt als Pfarrerssohn gewöhnlich den Galgensermon. Das ganze Justizcollegium folgte in feierlichem Zug unter einem lamentablen Grabgesang dem armen Sünder hinter die Stadtmauer. Dort ging zum Schluß die grausige Ceremonie des Kopfabschlagens vor sich, die dem strammen „Metzgers Daniel" als ständige Scharfrichterrolle zugewiesen war.

So ging's oft wochenlang fort. An jedem Nachmittag das Schulränzchen hingeworfen, ein Stück Schwarzbrod und ein paar Aepfel in die Tasche gesteckt, und die Wildfänge flogen hinaus in die Gassen. Die Räuberbande begann aufs Neue ihre Missethaten und die Gendarmerie ihren Kampf mit ihr. Dabei wurden die Rollen oft lächerlich gewechselt. Mancher durchtriebene Räuber von gestern war heute der diensteifrigste Gendarm, und sogar hochpeinliche Richter waren am andern Tage recht abgefeimte Spitzbuben geworden. Sogar der Galgenpater Theodor und Scharfrichter Daniel gingen eines Tages zur Abwechslung des langweiligen Einerlei unter die Räuber, was sie aber an der ferneren Ausübung ihres traurigen Amtes nicht im mindesten hinderte. Nur Hermanns Hauptmanns-

rolle wechselte nie, trotz allem Protest von Räubern, Richtern, Gendarmen und Henkern. Diesen Vorrang ließ er sich um keinen Preis abstreiten. Ueberhaupt, wer wollte ihm gebieten? Nur gehorchen mußte man ihm. Er war der einzige Herr unter seinen Buben, er der gescheidteste, muthigste und stärkste; er, der Urheber dieser romantischen Spiele und ihr täglicher, stets in neuer Abwechslung gewandte Regisseur.

O frische, fröhliche Zeit der Knabenspiele in der Kleinstadt, unter deren Sonne noch die ächten deutschen Gassenbuben erblühen, aus deren schwellendem Keime doch noch immer früh genug ganz „anständige, gebildete" Männer reifen! Was wissen von deinen Freuden und Erinnerungen die armen Knaben in dem volkreichen Gewühle der großen Hauptstadt? Oder gar solche verzärtelte Treibhauspflanzen, die in der Gestalt frühreifer, geschniegelter Elegants nur an des pädagogischen Schutzgeistes Hand Gottes freie Luft einathmen dürfen? Aber ihr naturwüchsigen Provinzjungen, ihr habt eure frohe Knabenzeit genossen bis zum letzten erfrischenden Tropfen, im schwellenden Frühling, da ihr eure markigen Arme kampflustig aneinander erprobtet, und im entblätternden Herbst, da eure langgeschwänzten Drachen mit euren Herzen gegen Himmel flogen; am schwülen Sommertag, da ihr als verwegene Schwimmer lachend kopfüber in die klaftertiefe Fluth euch stürztet, und im Winterfrost, da ihr im Schneeballenkrieg euch bestürmtet oder der Schlittschuh euch sausend über den Eisspiegel trug! Noch als stämmige Männer gedenkt ihr mit frischer Lust jener lenzigen Tage, da euer junges Leben solch' heitere Knospen trieb!

Du aber, blondlockiger, frischwangiger deutscher Kernbube, Hermann Stark, du warst von dieser Species junger Menschenblumen ein wahrhaftiges Prachtexemplar, des allerersten Preises würdig — an Leib und Seele! —

Ob freilich alle Herren Väter und Frauen Mütter dieser Söhne damals tagtäglich in diesen meinen schwungvollen Hymnus über die Bubenzeit mit enthusiastischem Hochgefühl eingestimmt hätten?

Von einem Vater wenigstens muß ich leider berichten, daß es nur sehr vereinzelte Tage waren, in denen sein Herz diesen Lob-

gesang etwa so harmonisch begleitet hätte, wie Harfenklang und Flötenton lieblich zusammenstimmt. Aber viel öfter hätte seine Meinung von der Knabenzeit und ihren muthwilligen Spielen meinen vorigen Hymnus nur als wehthuender Mißklang durchkreuzt.

O guter Doctor Christoph Stark, du idealstes Ideal eines ordnungsliebenden Welt- und Staatsbürgers, ich zürne dir darum nicht. Nein, ich begreife dich.

Du wandelloser Mann, du vom frühesten Morgen bis zum späten Abend wie aus dem Ei Geschälter! Man muß dich im Leben nur leibhaftig, so wie ich, gekannt haben. Wie du am ersten Januar eines Jahres deine schneeweiße Halsbinde mit kunstreicher Hand in den zwei exactesten Zipfeln der Welt um den Hals schlangst; wie du deine fein geglätteten Vatermörder die mikroskopisch scharfe Linie einhalten ließest vom Ohrläppchen bis zum Mundwinkel; wie jede Falte der Hemdkrause pünktlichst von dir angewiesen war, und du mit friseurgewandten Fingern deine zwei Haarlocken um die gedankenreichen Schläfe wölbtest — am ersten Januar — so fand auch der letzte Dezember deiner beiden Halstuchzipfel Form, deiner Vatermörder Richtungsnorm, deiner Hemdkrause Falten und dein Lockenpaar, sowie deine Nasenspitze — unwandelbar. Ebenso befleißigten sich deine Hosen einer kindlich naiven Kürze, um sie vor jeglichem Ausfranzen zu bewahren. Fleckenwasser war ihnen, wie deinen Röcken, ein unbekanntes Heilmittel. Und ein schwarzes Handschuhpaar ruhte Jahre lang in derselben Unschuld, wie es aus dem Laden gekommen, an Sonn- und Feiertagen ewig unangezogen in deiner rechten Hand.

Und nun dieses conservativsten Vaters leibhaftiger Sohn.

Wo nur am Tisch eine beliebige Sauce zu verschütten, oder in der Küche ein Oelkrug umzustoßen, wo nur ein blutrother Kirschen- oder höllenschwarzer Tintenflecken zu erobern war, unser Held ließ sich diese Gelegenheit gewiß nicht entgehen. Je neuer das Wämmschen, je hellfarbiger die Hosen, desto gieriger machte er darauf Jagd. Wo irgend ein Nagel noch so versteckt hervorstach, seine Aermel knüpften sogleich ein Verhältniß anhänglicher Bekanntschaft an. Dabei hatte er es bei den Gassenspielen zu einer besonderen Virtuo-

sität gebracht, sich zum Hinfallen gerade den spitzigsten Pflasterstein auszusuchen, damit er doch ja dem Flickschneider oder zur Noth auch der geschickten Frau Mutter Gelegenheit verschaffe, an ganz besonders ausgefranzten Dreiangeln die höheren Regeln der so nützlichen Stopfkunst zu verwerthen. Ebenso hatte er mit den Stiefeln seine eigene, barocke Passion. Wie gewöhnliche Menschenkinder nur die Sohlen nach und nach durchzutreten, das dünkte seinem schwunghaften Geiste viel zu niedrig. Er für seine Person hielt es für genialer, vor Allem auf möglichst schnelle Vernichtung der Stiefelspitzen, sowie überhaupt des Oberleders, seine Bemühungen zu richten, wozu das schlechte Pflaster des Rittersberges, sowie der Trümmerschutt der Kaiserburg ihm bereitwilligst Beihilfe leisteten. Und erst in der so nützlichen Kunst des Verlierens, auf welche besonders die sorgsamen Mütter so viel halten, welch erstaunliche Höhe hatte unser junger Freund darin erklommen! In jeder Woche mindestens ein Taschentuch, das Mutter Rosalie ihm in stets neuer Geduld mit rothem Zeichengarn wieder numerirt, nimmer mitheimzubringen, das war für ihn ein Kinderspiel. Aber er hatte es in dieser Virtuosität zuletzt noch so weit gebracht, zweimal sogar vom eigenen Kopfe die Mütze zu verlieren, wofür er zum Ersatz von der hocherzürnten Mama bei all ihrer Langmuth jedesmal eine sehr entschiedene Ohrfeige zur momentanen Kopfbedeckung erhalten hatte.

Ach! Und erst ein ganz anderes Kapitel! Des armen Vaters Arbeits- und Berathungszimmer! — O war das sonst eine idyllisch paradiesische Zeit, da auf dem betreffenden Schreibtisch das Federmesser, Falzbein und Petschaft, die Papierscheere und Oblatenschachtel, der Siegellack und Briefbeschwerer, am Samstag Abend noch auf demselben abgezirkelten Platze lagen, wie Montag früh; da alle Briefe in ihren Fächern von A bis Z sinnend auf Beantwortung warteten; da nur der Parzenschnitt der väterlichen Scheere den Lebensfaden des Aktenschnurknäuels zu kürzen wagte; und ach, da noch ein Tintenklecks auf einem Stempelbogen eine so undenkbare Verirrung war, wie eine schwarze Schuld auf einer schneeweißen Kinderseele.

Und nun denk' dir einmal z. B. Vater Starks Stimmung, als

Hermann eines schönen Nachmittags, da gerade in der Schule die Siegelmanie grassirte, zur Grundlage seiner Sammlung alle Siegel an den sämmtlichen Geschäftsbriefen sammt einem guten Theil ihres Textes in den dreißig Fächern abgeschnitten und dann noch obendrein, durch die unerwartet schnelle Heimkehr des Vaters erschreckt, das ganze Tintenfaß über ein erst abgeschriebenes juristisches Gutachten von zehn Stempelbogen umgeschüttet hatte! . . .

O ganze Bände von Tragikomödien könnte ich dir darüber schreiben, in denen dieses Vernichtungsgenie Hermanns die ergreifendsten häuslichen Scenen dramatisirte! Aber wie so mancher salbungsvolle Kanzelredner muß auch ich pathetisch ausrufen: „Wo soll ich anfangen, wo enden?" —

So will ich aus diesem gewaltigen Dramencyclus nur ein einziges vor dir spielen lassen, eine wahrhaftige Mustervorstellung auf dem Stark'schen Haustheater, und ich lasse das in entschieden romantischem Style gehaltene Vorspiel vorausgehen.

Der Kampf der Räuber mit den Gendarmen war an einem Samstagnachmittag einmal wieder ganz besonders stürmisch gewesen. Der Hauptmann Hermann nämlich hatte vier Gendarmen nach überlautem Ringkampfe noch dicht vor der Kaiserburg, ganz gegen alles frühere Programm, zu Boden geworfen, weil er sich heut einmal in den Kopf gesetzt, sich nicht von niedrigem Schergenvolk vor den Richter führen zu lassen, sondern gleich seinem poetischen Vorgänger Karl Moor sich als freier Mann der Justiz zu überliefern.

Seine Kameraden hatten einmal wieder recht gründlich an ihm kennen gelernt, daß er nicht ohne Grund Hermann Stark heiße, und ihnen miteinander weitaus überlegen sei. Dieses gefährliche Bewußtsein blitzte jetzt aus seinem blutrothen Gesicht, als er, nach Luft ringend, durch die zerrauften Locken fuhr, während die vier von ihm überwältigten Gendarmen sich mühsam vom Boden aufrafften, und halb zornig, halb verlegen ihn anblickten.

Und zu dem stärksten der vier Knaben, der weinend bald seinen verrenkten Arm mit den Händen rieb, bald den zerrissenen Rockärmel musterte, rief der triumphirende Hauptmann:

„Gelt, Daniel, gelt, du hast mich auch nicht gepackt? Ja, hast

du gemeint, weil dein Vater ein Metzger ist und dreimal so stark wie meiner, da müßtest du auch dreimal stärker sein, als ich? Nun hast du's gesehen! Ha! ha! ha! Dafür bin ich auch euer Hauptmann. Aber nun kommt! 's ist Alles ja nur Spaß gewesen. Kommt Kameraden! Jetzt ruhen wir aus in der Burg."

Und der Hauptmann mit seinen Räubern, die Herren Richter mit den Gendarmen und Henkern lagerten in freundschaftlichster Collegialität noch eine Weile im einstigen Bankettsaale des kaiserlichen Jagdschlosses, darin sie auf Pfeilertrümmern, Quadern und Gurtsteinen mitten im Trümmerschutt einer großen Vergangenheit in blühender Jugend malerisch umeinander saßen.

Nach vielem andern Bubengerede brach endlich ein Streit darüber aus, ob die Dohlen in ihren Mauerhöhlen gerade solche Nester bauen, wie die Störche auf dem anstoßenden Thurm mit Reisern und Federn, oder ob sie sich nur in den blanken Steinen einquartieren. Hermann behauptete das Erstere und erfuhr heftigen Widerspruch. Mit der ihm angeborenen Heißblütigkeit erbot er sich, im Augenblick seinen Ausspruch durch zweifellose Indizien zu bekräftigen.

„Ja, du! Wie willst du denn jetzt in ein so hohes Dohlennest hinaufkommen? Diesmal ist dein Mund aber auch größer, wie deine Courage," höhnte ihn des Gerichtspräsidenten Eugen, der stets eine heimliche Eifersucht gegen ihn nährte.

„Was sagst du, ich hätte keine Courage?" donnerte der Hauptmann ihn an. „Das will ich dir aber doch gleich beweisen, daß, wenn ich etwas sag', ich's auch kann."

„Hermann, thu's nicht! 's ist zu hoch!" warnte ihn Dekans Theodor, sein treuester Spielgenosse, der mit einer gewissen Ehrfurcht an ihm hing, wie der Schwächere an dem Stärkeren.

„Ei was! Zu hoch? Ich komme schon hinauf, und herunter wird es auch keine Hexerei sein. Und jetzt muß ich erst recht hinauf, weil der da meint, daß mein Mund größer sei, als meine Courage. Christian und Peter, seid einmal so gut und stellt euch her! 's thut gar nicht weh."

Flugs waren diese zwei stämmigen Buben von ihm an die Mauer postirt. Behend erklomm er ihre Schultern. Von da kletterte er

unter dem Aufwand all' seiner Muskelkraft an den Ritzen der Quadern noch zwei Mannshöhen weiter. Ein Dohlennest war siegreich erstiegen. Furchtlos wie ein Alpenjäger in den Adlerhorst streckte er die Hand in die Mauerspalte. Zwei Dohlen schoßen kreischend hervor und streiften mit den Flügeln noch sein Gesicht. Plötzlich erschrocken zog er die Hand wieder zurück. Um ein Haar verlor er das Gleichgewicht. Die Buben drunten, die alle dicht an die Mauer getreten, gafften vor Schrecken und Staunen offenen Mundes zu ihm hinauf. Schnell aber faßte er sich wieder, griff nochmals hinein und warf ein ganzes Dohlennest auf ihre Gesichter herunter. Ha, wie sie da die Reiser und Federn von sich wegbliesen! Er aber lachte sie droben siegreich aus:

„Gelt, ich bin heraufgekommen? So, nun wischt euch nur die Augen recht aus! Ha! ha! ha! Nun, Eugen, hab' ich Courage, und kann ich, was ich will?"

Wie er aber an der Mauer wieder heruntersah, ward ihm sogleich klar, daß das Herabkommen doch noch viel gefährlicher sei. Sein Herz fing an gewaltig zu schlagen. Doch vor den andern Buben sich nur die leiseste Angst anmerken zu lassen, dazu war er als ihre stete Respectsperson viel zu stolz. Und so klammerte sich unser nun achtjähriger Held an der fast hundertmal älteren Mauer krampfhaft fest, wie ein junger Leopard am Felsgehänge. Kein Zug im Gesicht durfte seine Stimmung verrathen. Mit tastendem Fuße senkte er sich zollweise nieder. Endlich stand er auf einem spitz hervorspringenden Stein. Aufathmend ruhte er einen Augenblick aus. Die Entfernung vom Boden war noch immer mannshoch. Aber gerade dieser gewagte Sprung reizte ihn. Noch ein prüfender Blick in den weichen Schutt unter ihm. Und hurrah! da sprang er mit kühnem Satz auch schon hinunter. An dem spitzen Quadereck verfingen sich seine Hosen. Ein Angstschrei seiner Kameraden, ein krachender Riß und kopfüber in den Schutt stürzen, das Alles war das Werk einer Sekunde. Wie ein im Lager aufgespürtes Reh sprang er elastisch wieder auf, wischte sich mit beiden Händen den Mörtelstaub aus dem Gesicht und herrschte seine vom letzten Schrecken noch ganz verblüfften Kameraden an, als sei gar nichts geschehen:

„Nun, haben die Dohlen Nester, oder haben sie keine? Gelt, nun hab' ich euch bewiesen, daß ich Recht hab', und wenn ich euch etwas sage, so hab' ich immer Recht. Das merkt euch jetzt!“

Sie merkten sich's auch und wußten kein Wort mehr zu sagen. Des Präsidenten Eugen schlich sich, ohne ein Wort, beschämt davon. Hermann selber merkte aber auch jetzt erst den Riß am rechten Hosenbein von unten bis oben, der gerade so energisch war, wie seine letzte militärisch-lakonische Anrede.

So lang er nun auch zögernd bis zur völligen Dämmerung in der alten Burg verblieb, einmal mußte er ja doch mit diesem Riß nach Hause. Er hatte indessen vor, wie sich dieser Plan schon gar oft als praktisch erwiesen, sich auch heut Abend erst in die Kammer der getreuen Dorothee zu schleichen, um sich von ihrer nachsichtigen Hand mit Nadel und Bürste zuvor ein wenig restauriren zu lassen, bevor er als solch überführter Delinquent vor dem Richterauge des Vaters zu erscheinen wagte.

So ging er denn ins Erkerhaus hinüber, dann äußerst vorsichtig über den Gang und die Treppe, und auf so leisen Sohlen trat er auf, als sei er aus irgend einem beliebigen Geisterstoffe gewoben und gar nicht aus Fleisch und Blut. Aber, lieber Himmel, was nützt alles noch so geisterhafte Hinaufschleichen, wenn der böse Zufall es fügt, daß der Vater, und noch dazu mit einem Licht in der Hand, aus der Stube gerade herunter will? Hermann erschrack über dieses unerwartete Erscheinen seines leibhaftigen Vaters auf der Treppe so im innersten Mark und Bein, wie der bekannte Dänenprinz Hamlet vor seines Vaters Geist auf der Schloßterrasse zu Helsingör wohl auch nicht gewaltiger erschrocken sein konnte. Sein kindlicher Abendgruß blieb ihm völlig in der Kehle stecken. Um so sprudelnder ergoß sich aber des Vaters Wort an den Sohn, während sein väterlicher Daumen und Zeigefinger mit einem Zipfel des kindlichen Gehörorgans nähere Bekanntschaft machte, und daran dessen jungen Besitzer als Arrestanten in die Erkerstube hinaufführte.

„Nein, es ist unerhört. Junge, wie siehst du wieder aus? O diese prächtigen, nagelneuen Hosen, die erst gestern vom Schneider kamen! Und nun so jämmerlich wieder zerrissen! Fünf volle Jahre

hab' ich sie vor dir getragen, ohne den mindesten Riß oder Flecken. Und du ruinirst sie schon am ersten Tag auf so gewaltsame Weise! Nein, für solche beispiellose Ungezogenheit mußt du aber jetzt ganz exemplarisch gezüchtigt werden. In einem solch' flagranten Fall, da hören alle pädagogischen Theorien auf und die Praxis fängt an. Siehst du, Junge, wohin du mich endlich gebracht hast? Aber ich muß. Wie, was?"

Diese schon früher einmal angewandte „Praxis" bestand nun darin, daß unter Umsturz des früher schon erwähnten philanthropischen §. 15 der erzürnte Vater dem seiner Zucht verfallenen Sohn nur mit den Fingerspitzen auf Arme und Schultern, sogar einmal an beide Wangen, höchst unschuldige Tupfer gab. Dabei fragte er beständig:

„Wie, was? Spürst du's wohl? Thut's auch weh? Wie, was?"

Der Herr Sohn ermangelte natürlich nicht, diese naiven väterlichen Fragen mit lautem Schmerzensrufe zu bejahen. Dabei protestirte er fort und fort, für Vater Stark freilich sehr räthselhaft:

„Papa, die Dohlen sind an Allem schuld. Ich will dir Alles genau erzählen. Ganz gewiß nur die Dohlen."

Endlich hatte dieser Lärm auch die Mutter Rosalie aus der Küche in die Erkerstube hereingetrieben.

„Aber ums Himmels willen, Christoph! Was ist denn wieder so Arges passirt? Die Leute auf dem Rittersberg müssen ja Wunder was von uns denken, wenn sie diesen Heidenlärm hinunterhören."

„Wie? Was? Du auch noch? Da schau' her, wie dieser verdorbene Ruinirjunge wieder heimgekommen ist, wie ein verwahrlostes Vagabundenkind, beschmutzt und zerrissen! Und du willst dich auch noch um die Leute auf dem Rittersberg kümmern? Meinetwegen kann die ganze Stadt sammt dem Bürgermeister drunten zusammenlaufen, ich kümmere mich um rein gar nichts, als um meine Vaterpflicht und dieses Jungen Zucht. Wie, was?"

Frau Rosalie erkannte nach diesen Worten augenblicklich, daß ihr vor dem Knaben jede weitere Gegenrede streng untersagt sei, und sie lenkte kluger Weise noch zur rechten Zeit ein: „Ja freilich, liebster, bester Mann, ganz Recht hast du! Jetzt seh' ich ja erst, wie Hermann

aussieht. Ja wohl, Bube, der Vater hat sehr Recht gehabt, dich für diese Unart so zu züchtigen. Ja, willst du denn gar nie folgsam und ordentlich werden und den lieben Gott und deine Eltern fort und fort so betrüben? Ach armer Papa! Hast du dich jetzt wieder so ärgern müssen! Wie mir das herzlich leid thut!"

Der „arme Papa" achtete jedoch sehr wenig auf diese zärtliche Ansprache, trotz der sie begleitenden schmeichelnden Hand, und voll finstern Mißmuths blickte er drein.

Unterdessen hatte sich auch die Dorothee wie ein lauernder Rachegeist auf der Thürschwelle eingefunden.

Vater Stark bemerkte sie kaum, als er auch sogleich sein hitziges Commandowort erschallen ließ.

„Dorothee, bring' sie mir diesen unnützen Jungen sogleich ins Bett. Einen Teller Suppe und damit basta! Vorwärts marsch! Ich will in diesen Buben Ordnung bringen. Wie, was?" —

Der also Abgewandelte marschirte in heroischer Resignation an der Hand seines weiblichen Gendarmen in das Seitenzimmer ab.

Frau Rosalie setzte sich, ohne zu wissen, was sie eigentlich arbeiten wolle, schweigend in die Erkernische. Vater Stark hingegen ging nach langer Unterbrechung wieder einmal stürmisch auf und nieder.

„Nein, nun sind alle meine Hoffnungen auf Besserung wieder mit Einem Schlage vernichtet. Aus dem Jungen wird nichts, kann nichts werden. Und wenn er hundertmal in der Schule der Erste ist, in der Moral wird er stets nur der Letzte sein. An Leib und Seele geht er zu Grund und ich mit ihm. — O, o, es ist schrecklich!"

„Christoph," fuhr da Rosalie von ihrem Stuhl in die Höhe, „aber so komm doch nur ein wenig zu dir! Mit zerrissenen Hosen heimzukommen, ist denn das so was ganz Entsetzliches? Du lieber Himmel, wenn deßhalb sogleich alle Buben an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten, dann wären alle rechtschaffenen Männer ja schon längst ausgestorben. Hast du als Bube denn gar nie deine Hosen zerrissen?"

„Was? Ich? — Hosen zerrissen? — Welche Beleidigung! O nie, niemals! Nein, das kann ich mich noch ganz genau erinnern.

Wie mich meine Mutter, Gott hab' sie selig, am frühen Morgen angezogen hatte, so sauber und ordentlich war ich noch am späten Abend. Nicht einmal in meine Haare hab' ich mehr hineingelangt, wenn sie mir einmal glatt gekämmt waren. Kaum merkliche Falten hab' ich in mein Röckchen gesessen, so vorsichtig hab' ich es immer vor dem Sitzen erst aufgehoben. Wie, was? Aber ein Flecken oder gar ein Riß, o das kam bei mir gar niemals vor. Und noch dazu in solch' nagelneue Hosen!"

„Aber, Christoph, wie kannst du jetzt nur von nagelneuen Hosen reden? Du hast sie ja fünf volle Jahre zuvor selber getragen und da ist's doch wahrhaftig kein Wunder, wenn endlich das zundermürbe Tuch zerreißt, sobald man's nur recht angreift. Das mußt du doch auch in Anschlag bringen und billig sein!"

„So — und das entschuldigst du auch noch? Statt daß gerade dieser Umstand dieses Jungen Respect erhöhen und ihn aneifern sollte, meine in diesen Hosen vormals bewährte Ordnungsliebe nun auch darin nachzuahmen, statt dessen soll ihm das zur Entschuldigung dienen? O sind das verwirrte, ja, nimm mir's nicht übel, schier unmoralische Begriffe! Wie, was?"

In diesem lamentabeln Ton ergoß sich Vater Stark wunden Herzens noch weiter, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er in seiner optischen Täuschung noch bei der Behauptung angelangt, sich schon als Wickelkind eigenhändig auf- und zugewickelt, und die Schleife seines Tragkissens gerade so zierlich verschlungen zu haben, wie heutzutage die Zwillingszipfel seiner weißen Halsbinde.

Daß mir aber ja kein väterlicher Leser meinen guten Vater Stark deßhalb allzu spöttisch auslache!

Es ist zwar allerdings richtig, daß diese chronische Krankheit der optischen Täuschung bei ihm etwas stark ausgeprägt war, und der Gegensatz seiner Gemüthsart zu der seines Sohnes verstärkte sie noch. Aber, ehrlich gestanden, leiden wir Menschenkinder nicht mehr oder minder alle daran, die wir das hohe Amt der väterlichen Autorität an unsern Sprößlingen ausüben? Und wenn wir Herren Väter uns unsern Söhnen als früheres Musterbild von Wohlanständigkeit und kindlichem Gehorsam zur täglichen Nachahmung dar-

stellen, dann ist es recht gut, wenn nicht unsere eigenen Väter mit all' ihren Erinnerungen an uns selber hinter den Enkeln stehen, um bei unserer Selbstverherrlichung nicht zu ironischem Lächeln den großväterlichen Mund verziehen zu müssen.

Nach dieser selbstverleugnenden Parenthese wollen wir uns heute, Samstag Abends, gleich den Eltern Stark einem Kopf und Herz beruhigenden Schlummer hingeben und am morgigen Sonntag mit dem rechten Fuße zuerst, und somit, nach einem alten tiefsinnigen Volksglauben, mit bester Laune wieder aufstehen.

2.

Auch Vater und Mutter Stark hoben nun beim Aufstehen an diesem Sonntagsmorgen den rechten Fuß zuerst aus dem Bett. Sie hatten beide den löblichen Entschluß gefaßt, daß sie gerade so vergnügt und einträchtig diesen Tag durchleben wollten, wie ihr gestriger Abend unerquicklich gewesen. Der Riß in Hermanns Hosen war zwar von Mutter Rosalie noch nicht geflickt, aber die mütterliche Hand der versöhnenden Nacht hatte den gestrigen Riß in den beiderseitigen Elternherzen bereits wieder vollständig geheilt. Und als Vater und Mutter Stark mit Hermann im neuen Sonntagskleid, und im vollen Lichte der Elternfreude strahlend, in die Kirche gingen, um im Dreiklang ihrer Herzen den Tag des Herrn zu feiern, da ward kein Auge gewahr, daß auf diesem leuchtenden Bilde häuslichen Glückes noch gestern Abend solcher Schatten gelagert gewesen.

Wie drei von Gottes Hand eben erst neu gestimmte Harfen kehrten sie wieder ins Erkerhaus zurück. Da wehte ihnen schon im Hausgang ein eigenthümlich süßer Duft entgegen, daß davon der Mund des Hausherrn ganz wässerig ward. Auch der Sohn theilte sofort dieses väterliche Gefühl, und mit pfiffigem Gesichte hielt er den Zeigefinger in die Höhe.

„Papa, ich rieche was! Jetzt weiß ich auch, was es heute gibt."

„Nun, was denn, mein gescheidter Goldjunge, was denn?" fragte er schmunzelnd seinen ahnungsreichen Sprößling.

„Ei — meine Leibspeise und deine auch. Ja, Papa, ich weiß

schon" — lachte Hermann, mit den großen Augen ein wenig blinzelnd.

Ich würde vielleicht Anstand nehmen, diese Leibspeise unverhohlen bei ihrem deutschen Namen zu nennen. Seitdem aber selbst der Heros der deutschen Romantik sie mit dem Glanze seiner Poesie verklärt und sogar mit „Venus in den Rosen" verglichen hat, darf wohl auch ich ohne Besorgniß vor zu prosaischer Färbung von Vater und Sohn getrost heraussagen: Es war dieses duftende Lieblingsgericht — Schweinefleisch und Sauerkraut; ganz von demselben irdischen Stoffe, wie jener in unseres nun verklärten Uhlands urdeutschem „Metzelsuppenliede."

Da es immer noch eine Stunde bis zum Mittagessen währte, so wollte der Doctor in seiner Studirstube den Vortrag für die morgige Sitzung noch schnell überfliegen, während der Sohn zu einigen lockenden Buben auf den Rittersberg hinauseilte, um trotz des Sonntags im Nußspiel seine neue Pechkugel zu probiren.

Kaum aber setzte sich Vater Stark seelenvergnügt an den Arbeitstisch, so klopfte es ziemlich unwirsch an seiner Thür, und die nicht gerade wegen Sentimentalität bekannte nachbarliche Frau Metzgerin trat, ein Päckchen unterm Arm, sehr kurz angebunden herein.

„Guten Morgen, Herr Doctor!"

„Ei, schönen guten Morgen, Frau Nachbarin!" gab ihr der Begrüßte, auf seinem Drehstuhl sich herumschwenkend, freundlich zurück. „Nun, nun, was bringt mir die Frau Metzgerin Gutes?"

„O Gutes eben gar nicht, Herr Nachbar!" — erwiederte sie schnippisch, indem sie zugleich ein Wämmschen mit herausgerissenem Aermel geschäftig entfaltete, und mit fabelhafter Zungenfertigkeit dem armen Herrn Doctor stets näher auf den Leib rückte.

„Da sehen Sie nur her, was Ihr ungezogener Bube dem meinigen wieder angethan hat! Den ganzen Aermel rundweg abgerissen! Ist das auch eine Manier? Und solch' ein Thunichtgut will ordentlicher Leute Kind sein? O, mein Daniel spielt auch auf der Gasse, warum denn nicht? Frische Luft müssen und sollen ja die Buben nach der Schule schnappen. Aber lauter Spitzbuben und Räuber spielen, wie Ihr sauberes Früchtchen meinem Buben angelernt hat,

dafür bedank' ich mich schön. Jawohl, wenn wir auch keine Advokatensleute sind, unser gutes Auskommen haben wir doch. Steuern und Abgaben zahlen wir gerade so gut, wie Sie, Herr Doctor! Und wir sind keinem Menschen was schuldig, aber bei uns sind gerade Leute genug schuldig. O, mitunter ganz noble Beamtensleute, die oft ein Vierteljahr ihr Fleischbüchel nicht zahlen und die Unsereins dann doch auf der Straße über die Achsel anschauen wollen. Ja, wenn man davon nur plaudern wollte!"

„Aber, beste Frau, ich bitte Sie um Alles, ich bin Ihnen doch keinen Heller schuldig!" protestirte ganz aufgeregt Vater Stark.

„Ei, das hab' ich auch gar nicht gesagt. 's ist ja nur, daß man davon red't. Und mein Mann könnt' ganz gut in den Stadtrath kommen, wenn er nur wollte. Jawohl. Aber er will gar nicht. Ei, er hat auch ganz Recht. Was soll er da droben seine gute Zeit verhocken und sein schönes Geschäft versäumen, wo wir alle Tage frisch schlachten müssen? Gott bewahre! Deßhalb hat man doch gerade so viel Respect vor meinem Mann, wenn er auch kein Stadtrath und kein Studirter ist. Und drum, daß Sie's nur wissen, lassen wir uns von Ihrem nichtsnutzigen Buben gar nichts gefallen. Ei, zum Guckguck! Meinem Danielchen, dem lammfrommen Kind, den Arm schier aus dem Leib zu reißen! Und wir sind christliche Leute, Herr Doctor! Und wenn Sie Ihr Früchtchen durchaus einmal als Schinderhannes am Galgen haben wollen, o da liegt uns gar nichts dran. Aber unser liebes Danielchen soll einmal kein Spitzbube werden und auch kein Gendarm, so ein hungriger Bettelleutfänger. Ja, das wär' mir das Wahre. Ein Stadtkind, wie meines, das einmal ein so schönes Geschäft zu erben bekommt. Und wenn Sie Ihren wilden Vogel in Gottes Namen nicht zahm machen können, da wollt' ich Ihnen nur sagen, daß dann die Polizei auch noch da ist, und daß mein Mann mit dem Commissär ganz gut steht, wo er auch bei uns ganz allein sein Fleisch holen läßt und meinen Mann noch gar niemals nicht wegen schlechtem Gewicht oder andern Lumpereien auf die Polizei citirt hat. Aber deßwegen wissen wir doch, wo der Barthel den Most holt, und wo dem Herrn Commissär sein Bureau ist. Und das hab' ich eben jetzt geschwind sagen wollen. Flicken thu' ich

das Wämmschen von meinem Daniel schon selber. O! Wir sind noble Leute, denen es auf das Bischen Faden auch nimmer ankommt. Aber, 's ist nur, daß Sie's selber gesehen haben und daß man davon red't. Und nun Adjes Herr Doctor, und nichts für ungut! Und bleiben Sie uns gute Kunden! Sie werden gewiß heut mit dem Schweinebraten zufrieden sein. Sie haben wahrhaftig wieder das allerbeste Stück bekommen, wie immer. Ganz natürlich! Man schaut doch zuerst auf seine Nachbarschaft, und vorab auf Sie, wo Sie Alles immer so schön gleich baar bezahlen. Und morgen haben wir frische Nieren. Sprechen Sie fein zu! Ich weiß ja doch von der alten Dorothee, daß Sie sie so gern essen. Also guten Morgen, Herr Doctor! Nichts für ungut! Ich hab' halt gered't, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Adjes!" —

Während des letzten Satzes hatte sie mit überaus flinker Hand ihres „lammfrommen" Daniels Wämmschen wieder zusammengerollt.. Und hussa, da schoß der junge Angeklagte rittlings auf dem Treppengeländer in den ersten Stock herunter und riß die Thür des Studirzimmers auf, mit einem so durchdringenden Ruf, als ob das ganze Haus in Flammen stände:

„Papa — zum Es — sen — der Schweinebra —"

Da wehe! mitten in diesem Worte sah sein Auge die Frau Metzgerin mit brennrothem Gesicht und das corpus delicti unter ihrem Arm. Er wußte genug. Die letzte Silbe seiner Lieblingsspeise blieb ihm unausgesprochen in der Kehle stecken. Verblüfft starrte er zu Boden. Die Frau Metzgerin wollte sich flugs davon machen.

Doch Vater Stark hielt sie mit aller Kraft am zarten Arme zurück.

„Nein, Frau Metzgerin, Sie dürfen jetzt nicht fort, und ich bitte höflichst, Platz zu nehmen. Nach der Anklage meines Sohnes sind Sie mir nun auch schuldig, seine Verurtheilung mit anzuhören."

„Aber, Herr Doctor! was fällt Ihnen denn ein? Was geht denn das mich an? So lassen Sie mich doch hinaus! Ich muß zum Mittagessen." Und sie griff eilig zur Thürklinke.

„Nein, nein! Sie bleiben!" herrschte Vater Stark gebieterisch.

„Hier auf das Kanapee niedersetzen, sag' ich. Sie sollen sogleich mit eigenen Ohren hören, daß ich kein schwacher Vater bin, sondern im Gegentheil sehr energisch zu züchtigen weiß. Dann können Sie's meinetwegen Ihrer ganzen Kundschaft weiter erzählen. O, ich bin ein ganz exemplarisch strenger Vater! Wie — was?"

Damit drängte er die Frau Metzgerin auf das harte Seegraskanapee, auf dem sie wohl oder übel Platz nehmen mußte. Der junge Angeklagte hielt zur Abwehr der in Aussicht gestellten Züchtigung seine Hand instinktmäßig bald an seine Ohren, bald auf einen andern bedrohten Körpertheil. Auch die Frau Nachbarin hegte diese Furcht. Ihr empfindsames Mutterherz erweichte sich für diesen fremden Sohn, und sie streckte protestirend die zwei strammen Arme vor.

„Aber, Herr Doctor, Sie werden doch den armen Buben jetzt nicht malträtiren wollen von wegen dem einfältigen Wämmschen da, wo er doch sonst ein so braver, fleißiger Sohn ist und immer die ersten Prämien kriegt! Gehen Sie! Machen Sie doch keinen solchen Spektakel wegen der Bagatelle da, und lassen Sie mich hinaus! Denn ich muß zum Mittagessen, hab' ich Ihnen schon einmal gesagt."

Und wieder erhob sie sich und wollte dem Doctor entwischen. Aber, wie er nur auf einmal solche Körperkraft errungen! Auch diesmal drängte er die robuste Nachbarin auf ihren Sitz zurück.

„Nein, Sie bleiben! Doch bangen Sie nicht vor irgend welcher körperlichen Züchtigung! Dieses Wort hab' ich bloß im bildlichen Sinne gebraucht. O, mein Educationsprincip steht auf einem höheren, rein moralischen Standpunkt."

Zu gleicher Zeit war durch dieses Geschrei auch Frau Rosalie in die Kanzleistube herunter getrieben worden. Daß ihr die Dorothee, wie ein Adjutant dem General auf dem Exercierplatz, nachflog, versteht sich von selbst.

So war also das Scenarium folgendes: Die beiden weiblichen Mitglieder horchten als unsichtbare Statisten an der Thüre der Kanzleistube. Die Frau Metzgerin saß nur mit halbem Körpergewicht und der verdrießlichsten Miene auf dem bewußten Kanapee. Der junge Delinquent lehnte mit scheuem Verbrecherblick und etwas hinaufgezogenem Bein am väterlichen Schreibtisch. Und Vater Stark,

nachdem er ein einzigesmal auf und ab gegangen war, faßte an der Thüre Posto, um mit immer bewegterer Stimme seinen rasch improvisirten Richterspruch zu verkünden.

„Hermann, mein Sohn! Dein eigenes Gewissen wird dir wohl am besten sagen, was diese sehr achtbare Frau Metzgerin bei mir gewollt hat. Soweit ist es also mit deiner Verdorbenheit bereits gekommen, daß du nicht nur deine eigenen Kleider ruinirest, nein, auch jene von fremden Kindern müssen durch dein unbändiges Wesen Schaden leiden! So vernimm denn:

„Ich bin nicht nur dein leiblicher Vater, ich bin auch dein von Gott bestellter geistiger Wächter. Begreifst du, was das heißt, wie, was? — Mit welchem Eifer ich dies Amt an dir verwalten werde, dafür bin ich einst Rechenschaft schuldig vor dem Throne meines eigenen Richters, und wahrlich, ich will nicht als ein gewissenloser Verwalter befunden werden. — Du weißt nun schon zur Genüge, mein Sohn, wie ich für dein zeitliches und ewiges Heil dir jedes Opfer gern und freudig bringe. Aber von allen Opfern meines Herzens ist mir die Strafe immer das schwerste. Weiß es der liebe Gott, sie thut mir jedesmal weher, wie dir selber. Und heute, mein Sohn, muß diese Strafe eine exemplarische werden."

Damit hielt er ein wenig inne, um zum eigentlichen Urtheil die gehörige Fassung zu erringen. Die Frau Metzgerin wischte, bereits gerührt, über die Augen, und sagte vor sich hin: „Ach du lieber Herrgott! wie schön der Mann nur predigen kann, justament wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel!"

Vater Stark vollendete seinen salbungsvollen Urtheilsspruch:

„Unser bescheidener Tisch bringt uns nun heute deine und, ich will es gerne gestehen, auch meine Leibspeise. O wie gern hätt' ich mich mit dir gemeinsam daran ergötzt! Aber heute zwingst du mich, statt des wohlschmeckenden sonntägigen Schweinebratens mit Sauerkraut dich zu einer einfachen Suppe mit einem Stück Schwarzbrod zu verurtheilen, und zwar von deinen Eltern abgesondert, an einem einsamen Straftisch in deinem Kinderzimmer. Mögest du, mein Sohn, darin nachdenken über die Sträflichkeit deines zuchtlosen Benehmens, und heilsame Entschlüsse fassen zu wahrhaft dauernder

Besserung! Ich habe genug gesagt. Nun geh' und kehr' gebessert an mein Herz zurück, das dir zwar für heute verschlossen bleibt, für deine reuige Rückkehr aber mit der alten Liebe wieder geöffnet werden soll. — Und nun fort aus meinen Augen!"

Der also Verurtheilte schlich sich mäuschenstill hinaus und hinauf, um vor Allem bei seiner Dorothee Trost und Hülfe zu suchen. Den beiden Lauscherinnen hinter der Kanzleithüre war das Herz ganz wehmüthig geworden und sie gingen mit leisen Schritten wieder in den obern Stock. Im Hause herrschte eine peinliche Stille, wie in einem Gerichtssaale nach dem Urtheilsspruch.

„Nun, Frau Metzgerin, sind Sie mit mir zufrieden?" unterbrach jetzt Vater Stark die stumme Scene.

„Ach, Herr Doctor," gab sie halb ärgerlich, halb weich gestimmt zur Antwort, „gehen Sie mir doch weg mit denen Geschichten! Den armen Buben da um so einen guten Schweinebraten bringen, wo ich Ihnen justament so ein Extrastück hab' heraushauen lassen. Meinem Danielchen sein Wämmschen wird ja wieder geflickt und damit basta, und den Hermann lassen Sie mitessen! O was werden Sie noch Freud' an dem erleben, wo er einen so gescheidten Kopf hat! Warten Sie nur einmal! Und es ist ja Sünd' und Schad' um einen so schönen Braten. Denn Sie verpfuschen sich ja doch nur selber Ihr eigenes Mittagessen! O ich kenn' mich aus in denen Geschichten."

„O nein, Frau Metzgerin," perorirte Vater Stark noch in gleichem Grade der Aufregung, „ganz vortrefflich wird es mir schmecken. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen und nach gethaner Pflicht ist auch gut essen. O mein Appetit hat im Gegentheil noch sehr zugenommen. Wie, was? Und es bleibt dabei."

„Na, mir ist's recht, Herr Doctor! — Aber Herrje, da läutet's schon zwölf Uhr und um dreiviertel soll immer die Suppe schon auf dem Tisch stehen. Da wird mein Mann schön raisonniren. Also nichts für ungut, und einen rechten guten Appetit zu meinem Schweinebraten!" —

Die Metzgerin schlug die Thüre zu und rannte über den Rittersberg. Vater Stark ging gemessenen Schrittes hinauf in die Erkerstube zum Mittagessen — ohne Sohn.

Obwohl die alte Dorothee das Strafurtheil, wie wir wissen, bereits kannte, hatte sie doch auch für den jungen Sträfling gedeckt, um jeden Verdacht ihres Lauschens fern zu halten, und auch nebenbei in der leisen Hoffnung, daß der erzürnte Vater, durch den Anblick des kindlichen Tellers und Bestecks gerührt, vielleicht wieder zur Aufhebung seines strengen Richterspruches bewogen werde. Auch Mutter Rosalie theilte diese Hoffnung und kam dem Doctor mit einem besonders freundlichen „Grüß Gott!" schon unter der Thür entgegen. Doch er blieb in seinem Urtheile standhaft und ordnete sogleich bei seinem Eintritt dessen Ausführung an. Die Mutter ihrerseits gab ohne ein Wort der Widerrede der Dorothee ihre weiteren Befehle. Hermanns Teller und Besteck ward mit düsterer Miene von ihr entfernt, und ein einzelner Suppenteller sammt Löffel und einem tüchtigen Stück Schwarzbrod zu ihm in das Kinderzimmer hinübergetragen.

Die beiden Eheleute setzten sich schweigend zum Tisch. Die Suppe ward aufgetragen. Vater Stark übernahm ausnahmsweise heute für den abwesenden Sohn das Amt des Vorbeters und eine leise Wehmuth dämpfte seine Stimme:

„Komm Herr Jesu Christ, sei unser Gast,
„Segne, was du uns bescheeret hast!"

„Amen!" seufzte Mutter Rosalie; „wünsche guten Appetit."

Doch sowohl ihr jetziger, wie der Metzgerin voriger Wunsch ging nicht einmal annäherungsweise in Erfüllung. Schon nach einigen Löffeln schob er den Teller zurück.

„Ich weiß gar nicht, diese Griessuppe will mir heute nicht recht schmecken. Ich esse sie überhaupt nicht besonders gern."

„So? Ei das ist mir ja ganz neu und thut mir recht leid. Sonst hätte ich gewiß eine andere bestellt. Nun, vielleicht geht's mit dem Rindfleisch besser, guter Christoph!" tröstete Frau Rosalie.

„Ich weiß nicht, 's kann sein," sagte kleinlaut der gute Doctor.

Das Rindfleisch kam. Vater Stark übte das ihm gewöhnlich zustehende und von ihm kunstgerecht verwaltete Amt eines Vorschneiders aus. Er nahm einige Bissen davon. Dann legte er auch hier appetitlos die Gabel auf den Tisch.

„Ist dir denn nicht recht wohl? Geh', du machst mich schier ängstlich, Alter!"

„Nun, es fehlt mir gerade nichts Wesentliches. Aber es scheint, daß mein Magen nicht ganz in Ordnung ist," erwiederte verlegen der Doctor. „Jedenfalls ist es nur vorübergehend. Drum bitt' ich dich, Rosalie: nicht wahr? Iß du nur nach Herzenslust! Und wenn ich heute nur wenig esse, so mache dir keine Sorge! Es ist vielleicht besser, wenn ich ein wenig faste. Die Natur ist in solchen Fällen immer der beste Arzt."

„Nun freilich, lieber Vater! Aber vielleicht schmeckt dir dann das Schweinefleisch und Sauerkraut um so besser. Das war doch sonst immer deine Leibspeise."

„Wohl möglich, aber ich weiß doch nicht, ob gerade Schweinebraten mir heute sonderlich zuträglich sein mag. Will eben sehen."

Und es kam der Schweinebraten sammt dem Sauerkraut. Auch Erbsen waren zur wohlschmeckenden Vermengung mit letzterem nicht vergessen. —

O Menschenleben mit all deinen Hoffnungen, wie bist du doch oft eine herzlose höhnische Lügnerin! Wie appetitreizend begrüßte vor einer Stunde den so glücklich heimgekehrten Vater Stark des Schweinebratens süßer Duft! Und in welch' gedrückter Stimmung saß Ersterer nun appetitlos vor letzterem da! Wie gedachte er, mit dem lieben Sohne sich an der gemeinsamen Leibspeise so recht gütlich zu thun! Und jetzt saß er als verstimmter Richter da und der verurtheilte Sohn getrennt von ihm, an einem magern Katzentische.

O, wer von Beiden durch dieses Urtheil wohl am härtesten getroffen worden war?

Das wenigstens weiß ich genau, daß auch dieser Schweinebraten mit all' seinem verlockenden Duft des Vaters verdorbenen Appetit nicht wieder lüstern machen konnte. Er drückte wohl ein erstes und ein zweites Stück davon gewaltsam hinunter. Aber es wollte eben doch nicht gehen. Ein halbes Stück Schwarzbrod und sein gewöhnlicher Schoppen Tischwein war der Hauptbestandtheil seines ganzen Mittagmahles. Er wischte aus alter Gewohnheit gewissenhaft den Mund, was heute wahrlich gar nicht Noth gethan hätte. Dann

rollte er seine Serviette fein säuberlich zusammen, steckte sie in das perlengestickte, mit den Buchstaben C S durchwobene Band, das ihm seine Rosalie noch als Braut gehäkelt hatte, und stand auf. Erst hustete er einigemal ohne den mindesten Reiz im Kehlkopf und dann sprach er:

„Liebste Rosalie, es geht einmal heute nicht. Was soll ich mich darum unnöthig zwingen? Ich denke, 's ist am besten, ich trinke heut auf dem Kasino meinen Kaffee ganz schwarz mit einem Gläschen Arak. Das soll ja für den Magen ein ganz gutes Mittel sein. Heb' eben den Schweinebraten für heut Abend auf! Er wird auch gewärmt noch gut sein. Und das Sauerkraut wird durch aufwärmen ja sogar noch besser. Bis dahin wird sich mein verloren gegangener Hunger gewiß wieder einstellen. Also mach' dir keine unnöthigen Sorgen und sei wie immer meine liebe verständige Frau! Behüt' dich Gott .... Doch halt! Jetzt hätt' ich schier aufs Beten vergessen. Und hat mir's auch heute nur sehr wenig geschmeckt, gar viel tausend Menschen wären doch von Herzen froh, wenn sie alle Tage nur so viel hätten, als ich heute gegessen habe."

Und er bekreuzte sich, faltete die Hände und sprach:

„Gott dem Herrn sei Lob und Dank
„Für alle empfangene Speis' und Trank."

„Segne dir's Gott, lieber Mann!" fiel Frau Rosalie wehmüthig ein.

Es klang in dieser eigenthümlichen Lage aus dem Gebet des Doctors, wie aus dem Wunsche Rosaliens ein rührend komischer Ton.

Darauf küßte er seine liebste Frau auf die Wange, was er bei seiner jedesmaligen Verabschiedung regelmäßig that und sie streichelte hierauf voll Mitleid sein Gesicht.

„Armer Vater! Hast dich heute wieder so ärgern müssen! Wie du mich dauerst! Doch sei nur getrost, morgen kommt wieder ein froherer Tag. Mein Gott! Es ist eben Menschenleben. Heute so und morgen anders. Aber ich und meine Liebe soll gewiß immer gleich gegen dich sein und ich will dir beistehen, wo und wie und so gut ich kann. Gelt Alter, wir Zwei bleiben einen Tag wie den

andern dieselben. Und mit unserm Hermann wollen wir eben in Gottes Namen Geduld haben, und miteinander getreulich unsere Schuldigkeit thun. Es wird schon noch gut werden. Vertraue nur darauf! Der liebe Gott läßt uns nicht im Stich mit ihm."

„Geb's der Himmel, gute Frau," erwiederte Vater Stark, da er, seine innere Erregtheit bekämpfend, ihre Hand in seine nahm. „Aber, wenn auch das heutige letzte Mittel nicht hilft, und Hermann nicht bald und gründlich sich bessert, dann ist es mit ihm aus und auch mit meiner Freude an ihm und am ganzen Leben. Ich sage dir: nochmals ein Tag wie der heutige, und ich kann wahrlich nimmer recht froh werden. Ach, wenn die Kinder wüßten, wie die Eltern sie lieb haben und was sie im Stillen um sie leiden, weiß Gott, sie müßten gegen sie so gehorsam sein, wie die Engel im Himmel gegen unsern Herrgott. Doch schweigen wir darüber! Ich rede jetzt nicht gern davon. — Ich will dir nur noch sagen, daß du dem Hermann um vier Uhr zu seinem frischen Sonntagskaffee statt des gewöhnlichen einzigen Weckens vielleicht zwei geben könntest. Natürlich nur ganz ausnahmsweise für den heutigen besondern Fall. Denn eigentlich Hunger leiden soll mir der Junge doch nicht. Das könnte seiner Gesundheit schädlich sein. Also nochmals behüt' dich Gott!"

„Und gelt, guter Mann, komm eben vergnügter heim, als du jetzt fortgehst!" gab ihm Frau Rosalie im zärtlichsten Ton noch mit auf den Weg.

„Es kann sein. Ich will eben sehen," entgegnete der kleinmüthige arme Doctor, und ging betrübten Herzens auf sein Kasino. —

O seiest du schon selber Vater oder nur deines Vaters Sohn, lieber Begleiter, weihe unserm gemeinsamen Freund Christoph Stark eine mitleidige Thräne edler Rührung! Und daß du bei dieser tragischen Geschichte mit dem Schweinebraten deine Lippen nicht zu allzu ironischem Lächeln verziehest, dafür bürgt mir dein menschlich fühlendes Herz. —

Und der bestrafte Sohn? — O wie niederschmetternd werden erst bei dem dieses Urtheils Wirkungen gewesen sein! Der Vater hatte doch wenigstens das Schweinefleisch noch leibhaft vor sich stehen und konnte doch essen, wenn er nur wollte. Aber der Sohn! Ein

trockenes Stück Schwarzbrod für einen saftigen Schweinebraten! Nein, dieser vom Vater Stark anbefohlene Stoffwechsel der Mutter Natur war doch gar zu unbarmherzig. Doch am besten ist's, wir gehen sogleich selber mit Mutter Rosalie, die ohnedem gerade im Kinderzimmer nachsehen will, zu ihm hinüber — zu seiner nähern leiblichen wie geistigen Betrachtung. —

Ei der Tausend! Ist es Wahrheit oder Traum? Da sieh' nur hin, da sitzt er ja ganz gemüthlich bei seiner alten Dorothee am Katzentisch und macht ein so vergnügtes Gesicht, wie unser Herrgott in Frankreich. Das nenn' ich großartige Resignation! Bei einem Stück Brod an einem Sonntage sitzen und noch dazu lustig sein, das heiß' ich einen Charakter.

Mutter Rosalie warf schon beim Hereintreten einen forschenden Blick auf den von Fettglanz und einigen Resten Streuzucker verdächtig schimmernden Zinnteller des so muntern Sträflings, und fragte nur so leichthin:

„Nun, Hermann, hat dein trockenes Stück Brod gut geschmeckt?"

Er war sichtlich um die Antwort verlegen und zauderte. Um so rascher fiel die Dorothee anstatt seiner ein:

„O ja, Frau Doctorin, ganz prächtig hat's uns geschmeckt. Gelt, Hermännle? Hunger ist der beste Koch."

„Ja, Doro—thee," erwiederte das Hermännle auffallend schüchtern.

„So, so, ja, ja!" nahm Frau Rosalie in immer mehr inquisitorischem Tone das Wort: „Nicht wahr, besonders wenn der Hunger zu seiner Kocherei recht Schmalz und Zucker hat? Gelt, Dorothee?"

Die Dorothee fühlte diesen Stich sehr wohl und wußte im Augenblicke wirklich nicht, was sie darauf sagen sollte. Hermann hingegen blickte noch verdutzter auf seinen Teller, und merkte erst jetzt, wie leichtsinnig er ihn ausgewischt hatte.

„Nicht wahr, Hermann," fuhr die Mutter wie ein geriebener Untersuchungsrichter weiter, „dein trockenes Schwarzbrod war heute wohl recht fett?"

„Fett? — Mein Schwarzbrod? Ach nein! Aber — o gute

Mama, sei mir nicht böse — ich kann und ich will nicht lügen — aber die gute Dorothee hat mir einen — einen — einen —"

„Nun — einen — einen — — half die Dorothee ihrem stotternden Schützling unmuthig weiter. Was drückst du so lange herum? So soll's heraus! Was ist denn auch dahinter? Einen Pfannenkuchen hab' ich ihm gebacken. So, nun wissen Sie's, Frau Doctorin! und hat die arme Seel' eine Ruh'. Allmächtiger, himmlischer Vater! Am Sonntag ein Stück Schwarzbrod! Prost Mahlzeit! — Wo sogar in der heiligen Faste der Bischof selber sein Stück Fleisch bekommt, da soll so ein unschuldiges Kind nicht einmal eine so gemeine Mehlspeise, wie einen Pfannenkuchen, kriegen? Ja, da bin ich auch noch da. Und wenn der Herr Doctor mir drüber den Kopf herunter reißen will, nun in Gottes Namen! Er setzt ihn mir schon wieder auf und ist zuletzt froh drum, wenn nur ich wieder gut mit ihm bin. Es ist ja nicht das erstemal und ich kenn' ihn, und er kennt mich. Lieber Himmel, wer wird denn gleich so oben hinaus sein, wenn so eine böse Rippe, wie die Frau Metzgerin, hergelaufen kommt und räsonnirt? Die hat ja so das ganze Jahr mit der Nachbarschaft Spektakel. Ja, die hätt' einmal an mich kommen sollen. Ich wollt' ihr schon weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Drum seien Sie jetzt gescheidt, Frau Doctorin, und lassen Sie's gut sein mit dem Bischen Mehlbrei und Schmalz! Denn, meiner Seel', wenn's bei dem armen Herrn noch lang so fortgeht mit dem ewigen Aerger um jeden Pfifferling, dann ist's mit ihm bald Matthäi am Letzten, wo er doch wahrhaftig kein Riese Goliath ist und ein so windelweiches Gemüth hat, wie nicht das hundertste Kind. Und wenn Sie nur zugehört hätten, was ich dem Hermann beim Pfannenkuchen für gute Lehren gegeben hab' und wie er mir hoch und heilig versprochen hat, aber ganz gewiß brav und ordentlich zu werden, so hätten Sie darüber weinen müssen. Gelt, Hermännle? Du hast's deiner Dorothee steif und fest versprochen? Und du hältst's aber auch steif und fest! O ich kenn' ja mein Bübchen so gut und vielleicht noch besser, als Vater und Mutter. Also für was jetzt noch einmal Spektakel ins Haus machen? Der Pfannenkuchen ist gegessen und und noch lange kein Schweinebraten und der Bub ist wieder brav.

Unser Herrgott muß ja auch uns alle Tag' hundertmal durch die Finger gucken, sonst müßt' man ja die Hölle noch tausendmal größer machen, daß alle Menschen drin Platz hätten. Also, Frau Doctorin, kommen Sie her und geben Sie mir die Hand, und seien Sie still! — Punktum! Sand drauf! —"

Was wollte sich die Frau Doctorin diesem sprudelnden Strome populärer Beredsamkeit, darin jede neue Woge, wenn auch in etwas derber Melodie, von treuer Dienerliebe rauschte, gewaltsam entgegenstemmen? Die Dorothee hatte freilich die Schranken ihrer häuslichen Competenz mit kühnem Fuß überschritten. Aber im Grund ihres Redeflusses lagen doch wieder so viel Goldkörner von Wahrheit verborgen, daß Frau Rosalie vor sorglichem Nachdenken darüber völlig vergaß, der eigenmächtigen Pfannenkuchenbäckerin auch nur einen gelinden Verweis zu ertheilen. Mit wenigen, aber innigen Worten mütterlicher Ermahnung verabschiedete sie sich von Hermann, der ihr diesmal mit elegischer Miene nachsah, und dann mit der Dorothee eine mehr als regelwidrige Partie Damenbrett spielte.

Dann aber sagte er in ganz weichherzigem Tone: „Gut's Dorthele, komm, wir gehen jetzt miteinander hinunter in den Garten. Da setzen wir uns wieder an die Stadtmauer, wie vorgestern Abends. O, das war gar so schön. Und du erzählst mir wieder ein neues Märchen! Weißt du noch eins, Dorthele?"

„O ja, lieber Bube! Und heute sollst du noch das allerschönste zu hören bekommen; aber dann mußt du auch künftighin ganz brav werden!"

„Gewiß, Dorthele, das will ich schon."

Und sie gingen zusammen hinunter in das Zwingergärtchen und setzten sich an die alte Stadtmauer mit den riesigen Epheuschlingen. Und sie erzählte ihm ihr neues Märchen vom Königssohn und der Prinzessin. Da ward sein stürmisches Bubenherz merkwürdig ruhig und sanft. Der Wind strich durch die Epheublätter und der träumerische Knabe fragte die alte Märchenerzählerin, ob das wohl Stimmen von Geistern seien? Und sie sagte ihm: „Ja, lieb's Hermännle, das sind die guten Geister deiner Kindheit." Und er horchte noch viel, viel aufmerksamer auf ihr sinnreiches Märchen, und vergaß es nie und nimmer. —

Mutter Rosalie saß indessen drüben im Erker und las, wie fast jeden Sonntag Nachmittag, in ihrem Thomas a Kempis, dem liebsten Führer ihres Seelenlebens. Aber es wollte mit ihrer andächtigen Stimmung heute gar nicht recht gehen. Nach dem siebzehnten Kapitel des dritten Buches, vom innern Trost, mit der Aufschrift: „Stell' all' deine Sorgen Gott anheim!" legte sie das Buch mit nassen Augen auf das Fensterbrett. Und während sie mit in den Schooß gefalteten Händen traurig vor sich hinsann, kamen ihr eigenthümliche Gedanken:

„Ist dieses Leben doch voll Sorg' und Widerspruch! Ich liebe, das weiß der allheilige Gott, die Wahrheit, wie ihn selber. Noch mit keiner Silbe hab' ich sie meinem guten Manne je verläugnet, und er auch mir nicht. Und, Gott sei darum gedankt, auch mein Kind hat das von uns gelernt, und bei all' seinen Fehlern, das weiß ich gewiß, gelogen hat er noch nie. Das ist meines Mutterherzens höchster Stolz und auch sein tiefster Trost. Denn die Lüge ist die Wurzel alles menschlichen Verderbens, sie war es von Anbeginn und wird es ewig bleiben. — Was soll ich nun ferner thun? Ich weiß mir wahrlich keinen rechten Rath . . Wie mich der engelsgute Mann dauert, daß er bei jeder kleinen Unart unseres Kindes sich ohne Noth so das Leben verbittert, das kann ich gar nicht mit Worten sagen. Das weiß nur unser Herrgott. Aber so kann es nimmer fortgehen. Die Dorothee hat ganz Recht. Am Ende wird er noch sterbenskrank vor lauter unnöthigem Aerger. Und was hab' dann ich, was hat unser Kind davon? — Ich weiß es gewiß und hab' es dem armen Manne schon tausendmal gesagt und ihn damit trösten wollen: alle die jetzigen Unarten Hermanns liegen nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Alter. Die Buben machen's mehr oder weniger alle so. In seinem Herzen ist Alles ganz gut bestellt. Seine Eltern haben drin ein ganz reines, frommes Plätzchen, und auch unser Herrgott, ich vertraue darauf, freut sich gnädig an seiner unschuldigen Kinderseele. Und kommen nur die verständigen Jahre, so gehen die unverständigen Unarten alle von selber fort. Aber was nützt mich all mein Reden und Trösten? Der gute Mann glaubt mir niemals länger, als bis zum nächsten Tag. Und es kommt mir

leider vor, daß das immer ärger, statt schwächer wird. Und dann kann es freilich so kommen, wie die Dorothee prophezeit hat, daß man den guten Mann vor der Zeit auf den Kirchhof hinausträgt. O du barmherziger Gott, wenn ich nur auf hundert Stunden Wegs an diesen Fall denke, könnt' ich mich ja schon zu Tod weinen für mich und unser Kind. — Nein, um aller Heiligen willen, das darf nicht geschehen. Ich hab' ihm bis jetzt wegen Hermann nie was bemäntelt und nie was verheimlicht. Aber es geht nimmer so. Ich muß es anders halten. Ich muß den guten Mann schonen, soviel ich nur immer kann. Meines und seines Kindes verständiger Zucht soll es gewiß nicht schaden. Aber seines liebsten Vaters Gesundheit und Frieden soll es nützen. Ja, so will ich's machen. Meine Meinung ist wahrhaftig gut. Unser Herrgott weiß es am allerbesten, wie schwer es mich ankommt, von nun an dem ängstlichen Mann nimmer Alles sagen zu dürfen. Und er verzeih mir die Sünde, wenn ich damit ein Unrecht thu', das ich in meinem Herzen nicht will. —"

Nach dieser Meditation athmete sie tief auf, wie Jemand, der eine quälende Last abgeschüttelt hat, und ihr wieder hell gewordenes Auge zeigte, daß ihr Herz mit sich ins Reine gekommen sei.

Welcher strenge Moralist möchte über Mutter Rosalie wegen dieses Entschlusses ein allzuhartes Urtheil fällen? Thu' er's immerhin! Die steile Höhe ascetischer Heiligkeit hatte sie freilich damit nicht erklommen. Aber wer wollte dennoch ihre menschlich frommen Beweggründe nicht billig ehren? Wollte Gott nur, wir dürften in unsern deutschen Häusern nach Tausenden solche Frauen und Mütter zählen, wie diese herzens- und sittenreine, kluge und liebreiche, deutsche Hausfrau Rosalie Stark, die in allen Lagen ihres Lebens immer nur die beste Meinung hatte, und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. —

Noch am selben Abend, an welchem Vater Stark im Humor und Magen noch immer ziemlich niedergedrückt heimgekommen war, wußte ihm Rosalie so viel Tröstliches davon zu erzählen, wie Hermann so ruhig geworden und dann mit der Dorothee im Zwingergärtchen gesessen sei und mit welch' sanftem Gemüth er auf ihr neues Märchen gehorcht habe, daß dem guten Manne vor Freude darüber der

Appetit wieder so kräftig auflebte, wie ein halb verglommener Lampendocht, der mit frischem Oele neu genährt wird. Und ich kann jedem mitleidigen Herzen die tröstliche Thatsache berichten, daß der aufgewärmte Schweinebraten sammt Sauerkraut sich auch von Seite Vater Starks der wärmsten handgreiflichen Theilnahme zu erfreuen hatte. Mit dem Schlaf in seine Augen war auch der Friede wieder in sein Herz gekommen und seine letzten historischen Worte vor der völligen Hingabe an Gott Morpheus lauteten:

„Du wirst sehen, liebe Rosalie, diese heutige Strafe mit dem Schweinebraten wird in Hermanns Leben noch lang eine wichtige pädagogische Rolle spielen. Ich habe darüber ein ganz eigenthümliches, klares Vorgefühl. Wie — was?"

„Ich auch, guter Christoph!" entgegnete Frau Rosalie mit innigster Zustimmung auf ihrem freundnachbarlichen Ruhelager.

„Du auch? Nun das ist aber schön von dir. Drum wollen wir in Gottes Namen heute recht fröhlich einschlafen und morgen vertrauensvoll aufwachen. Also gute Nacht, beste Frau, schlaf' recht wohl!"

„Du auch, bester Mann!"

„Ich danke dir. Komm, gieb mir nochmals deine liebe Hand!"

Rosalie reichte sie ihm hinüber, die er innig drückte: „Also nochmals gute Nacht, du liebe treue Seele!"

Sprach's, blies nach altem Vorrecht auf dem Nachttisch das Licht aus, zog die weiße Schlafmütze, wie immer, bis auf die Augenwimpern nieder, und betete sein Nachtgebet. Gar bald darauf entschwebten holde Traumgeister der feierlichen Nacht und spielten mit seinem schlafbefangenen Geiste gar bunte neckische Spiele, wie jener Elfe Droll mit dem Weber Zettel in Shakespeare's märchenduftigem „Sommernachtstraum." Nur spielte in Vater Starks Traumgebilden kein Esel, sondern ein anderes nützliches, viel schmackhafteres Hausthier den komischen animalischen Part. Auch nahm es nie die Stelle von Vater Starks ehrwürdigem Haupt in respectswidriger Verwandlung nur einen Augenblick für sich in Anspruch. —

„Du hast heute Nacht ein Bischen unruhig geschlafen, guter Alter!" sagte Frau Rosalie am andern Morgen, als die beiden Gatten mit-

einander gemüthlich beim Kaffee saßen. „Hat dir gewiß was Schweres geträumt, weil du mitunter so arg gestöhnt hast?"

„Ach, du hast Recht, liebe Frau! Es ist doch merkwürdig, was Einem für närrisches Zeug im Schlafe vorkommen kann. Da hab' ich nun die ganze liebe, lange Nacht von nichts als Schweinen geträumt. Bald haben sie Flügel gehabt und sind mir wie kolossale Fledermäuse um die Nase geschwirrt, als ich in einem wunderschönen Garten spazieren ging, und immer dann, wenn ich gerade an einer seltenen Blume riechen wollte. Dann hörte ich wieder eine Musik, so wunderbar, wie die Engel im Himmel wohl singen mögen. Aber wenn ich in einem herrlichen Accord gerade recht schwelgen wollte, da grunzte stets ein solches Thier wie ein höllischer Geist unmelodisch dazwischen. Ich war wirklich ganz froh, wie ich die Augen aufschlug. Nicht wahr, das wird doch wohl nichts Schlimmes bedeuten? Ei was! Träume sind Schäume. Gelt, liebe Frau?"

„Nun freilich!" tröstete Rosalie, „der Volksglaube sagt wohl, daß das Begegnen von Schweinen nichts Gutes bedeute. Aber das Träumen von ihnen ist ganz gewiß was Unschuldiges. Weißt du, das kommt eben Alles von dem gestrigen Schweinebraten."

„Ja wohl, gutes Herz, das wird wohl die einfachste Auslegung sein. Aber ich sage dir auch heute Morgens wieder: ich bringe das vorahnende Gefühl einmal nicht los, daß es von nun an mit Hermann entschieden besser gehe und der Gedanke mit dem Schweinebraten gestern ein höchst glücklicher, ja, ich möchte fast sagen, ein von oben eingegebener war."

„Bleib nur bei diesem Gefühl, guter Mann!" bestärkte ihn Frau Rosalie mit dem ganzen Wohllaut ihres Herzens. „Was man so bestimmt vorausempfindet, wird auch gewöhnlich wahr. Ich wenigstens zweifle nicht im mindesten daran." —

Nach diesen Worten hustete sie auffallend stark, was diesmal so viel bedeuten sollte, wie wenn in kleinen Provinztheatern die Schelle den Anfang eines Aufzuges verkündet. Es ging nun zwar kein Vorhang, aber doch die Thür des Kinderzimmers auf, und Hermann trat, mit heute besonders glatt gekämmtem Goldkopf und sonntäglich angezogen, einen riesigen Blumenstrauß in der Hand,

auf die Bretter der Erkerstube. Die Dorothee blieb als freudestrahlender Genius ohne Flügel unter der Thüre stehen.

Und Hermann ging schüchtern zum Vater hin, gab ihm mit der linken Hand den Strauß und streckte ihm die rechte entgegen, mit der von Thränen erstickten Bitte:

„Papa, ich bitt' um Verzeihung. Ich will's nimmer thun, und ganz gewiß recht brav werden. Sei nur auch du mir jetzt wieder gut!" —

So kurz diese dramatische Anrede auch war und so einfach die Inscenirung, so war das anwesende Publikum dennoch dermaßen davon ergriffen, daß es sogleich selber in dramatische Activität überging. Und gar mancher Jünger der dramatischen Muse hätte sich an diesem Auftritte für seine künftigen Stücke ein Muster nehmen können, mit den einfachsten Mitteln dennoch den unwiderstehlichsten Effect echter Naturwahrheit zu erzielen.

Vater Stark hob den kindlichen Künstler auf seine Knie, drückte sein liebes Lockenhaupt fest an sein Herz und küßte gar lange seinen blühenden Mund. Er konnte vor Innigkeit nur die Worte herausstammeln: „Ach mein Kind, mein liebes, gutes, einziges Kind!" — Dann reichte er seiner Rosalie, in der sein Auge sogleich den liebreichen Regisseur erkannte, zum Danke die Hand und rief zuletzt nach der Dorothee in ihrem bescheidenen Hintergrunde.

„O komm sie her und geb' auch sie mir ihre Hand! Sie gehört ja doch auch zu uns."

Dorothee folgte gerührt dieser schmeichelhaften Einladung, und ward dadurch nicht wenig in ihrem Selbstbewußtsein gehoben. Dabei unterließ sie nicht, mit beredtem Blick ihrer Herrin noch ihren besonderen Dank dafür auszusprechen, daß sie ihre ordnungswidrige Pfannenkuchenbäckerei dem Oberbefehlshaber des häuslichen Regiments nicht angezeigt hatte.

Mit dieser letzten allseitigen Versöhnungsscene endete diese Mustervorstellung auf den Stubenbodenbrettern des Stark'schen Hauses. Und wenn die erfahrungsmäßige Wahrheit, daß bei jedem dramatischen Werke der glückliche Schluß auf die Beurtheilung des Ganzen vortheilhaft zurückwirke, auch hier ihre Geltung findet, so kann ich

mein hochgeneigtes Publikum wohl mit freudiger Herzensruhe für heut entlassen.

Nur als kurzen Epilog noch Folgendes.

Vater Starks so richtig vorahnendes Gefühl von der Wirkung des entzogenen Schweinebratens ging natürlich auch pünktlichst in Erfüllung. Und dieses fragliche Rippenstück unseres so beliebten Hausthieres schlug im Laufe der Zeit gerade so gut hundertfachen unnöthigen väterlichen Aerger über harmlose Bubenstreiche nieder, wie jener in der alttestamentarischen Zeit so berühmt gewordene Eselskinnbacken die tausend Philister.

Dabei kann ich schließlich für alle ängstlichen väterlichen wie mütterlichen Gemüther die tröstliche Versicherung hinzufügen, daß Mutter Rosalie dieses unendlich gut gemeinte Vertuschungssystem mit einer so wunderbar instinktiven Frauenklugheit durchführte, und nicht ein einzigmal in Gegenwart des Sohnes, daß weder die väterliche Autorität, noch der kindliche Gehorsam, oder gar seine angeborne Liebe zur Wahrheit darunter im mindesten zu leiden hatte.

Vater Starks Herz aber ward aus lauter Freude über diese merkwürdige Wandlung seines Sohnes von Woche zu Woche stiller und heiterer. Sein trockenes Gesicht strahlte mehr und mehr von frischer Gesundheit. Erst jetzt kam die Zeit, in der er sich so recht von Herzen an dem Himmelsgeschenke seines Sohnes freuen durfte. Und noch lange danach sprach er in vielfacher Variante den stolzen Gedanken aus: „Siehst du, Rosalie, das kommt Alles von meinem klugen Einfall mit dem Schweinebraten. Ja, man sollte es kaum für möglich halten, und dennoch ist es unwiderlegliche Wahrheit: Dieser Schweinebraten war doch wirklich ein ganz merkwürdiger Pädagog.“ —

VI.

Der Lateiner und der Kaiserjäger.

„Der liebe Gott bewahre mich vor einem eben so ungezogenen wie ungebildeten Sohne, wie dieser Hermann Stark! Wie bin ich

glücklich, daß ihm der meinige nicht im mindesten ähnlich ist!" — Ob nicht vielleicht schon die eine oder andere Frau Mutter also im Stillen ausgerufen hat? Es soll auch keiner nur mit einem Gedanken verargt werden. Weiß ich doch zu gut, daß solche „Gassenbuben" nicht nach aller Eltern Geschmack sind, und gar mancher vornehmen „Mama" ihr bereits salonfähiger Miniatur-Dandy in seinen feinen Glacés viel poetischer dünken mag, als dieser ungeleckte Provinzjunge, dessen Finger außer dem unförmlichen Hasenpelzhandschuh, in dem nur der Daumen seinen besondern Platz einnimmt, noch niemals eine andere Umhüllung verspürt haben.

Könnte ich aber eine solche „Mama" nur so recht in Kopf und Herz dieses Gassenbuben hineinschauen und sie ahnen lassen, welch' fruchtreifen Herbst sein geistiger Frühling verhieß — sie würde doch vielleicht aus dem Lenzsturm dieser Knabenseele sich gern einen erfrischenden Hauch für den eigenen, allzu ängstlich gepflegten Sprößling gefallen lassen.

Daß unser junger Freund auf der Gasse stets der unbestrittene Held gewesen, das wissen wir bereits zur Genüge. Aber er war auch stets der glorreiche Sieger auf der Schulbank, und in keinem der ersten vier deutschen Lehrjahre ließ er sich die Trophäen streitig machen.

O war ein solcher Tag der Preisvertheilung stets ein Fest des elterlichen Stolzes für den guten Vater Stark, seine Rosalie, die alte Dorothee und die ganze weitverzweigte Verwandtschaft! Das Licht solch' eines einzigen Nachmittags, wenn im Rathhaussaal und dann noch auf der Gasse bis zum Erkerhaus Jedermann den blondlockigen, helläugigen Preisträger mit lachendem Gesicht und Herzen beglückwünschte, dieses Sonnenlicht warf immer auf das ganze, an Freuden und Leiden wechselvolle, Schuljahr seine verklärenden Strahlen, und das hochbeglückte Haus sonnte sich dann buchstäblich an seinem jüngsten Bewohner.

An solchen Triumphtagen Hermanns trat den Eltern, wie auch der Dorothee, immer wieder aufs Neue das Räthsel entgegen, und sie konnten es niemals recht lösen: wo und wann er denn eigentlich das Alles gelernt habe? Denn, weiß der liebe Gott, sagten sie sich

einander, im Stubenhocken war er ganz sicherlich von allen seinen Mitschülern der letzte, aber eben so gewiß auf der Gasse der allererste gewesen. Drängten sie ihn dann selber zu näherer Aufklärung dieser dunklen Frage, so klang seine naive Antwort fast ebenso räthselvoll: „Ei was! Ich weiß selber nicht, wie ich's gelernt hab'. Ich kann's eben." Und die Fragenden wußten so viel, wie zuvor.

Ja, wo auch dieser weise Pädagog zu finden wäre, der da gründlich zu erklären wüßte, warum der eine Knabe das Blatt seines Buches nur zu überfliegen braucht, und warum der andere sich stundenlang daran abquälen muß und es noch immer nicht völlig zu seinem geistigen Besitz erobern kann! Wir haben kein irdisches Organ, um dieses übersinnliche Räthsel zu lösen. Das aber war sonnenklar: als für den Knaben Hermann Stark das Pfund der geistigen Gaben abgewogen ward, mag diese himmlische Schale wohl in seltener Schwere sich niedergesenkt haben. — Er selber war sich dieses Gnadenreichthums wohl am wenigsten bewußt. Aber seine Eltern wurden ihn von Jahr zu Jahr mehr inne, und ihr inständiger Dank gegen den göttlichen Geber wuchs im schönsten Gleichmaß mit dieser Erkenntniß. —

Die deutsche Schulbank war auf das glücklichste absolvirt, und der zehnjährige Jünger aller Wissenschaften ward nun feierlich eingeführt in die vier ersten Vorhöfe des Tempels altklassischer Weisheit und Formschöne.

Im allerersten bescheidenen Raume führte, wie schon bekannt, der alte „Frackschneider" seit fast Menschengedenken den längst wurmstichigen Schulscepter. Wie gerne hätte er den letzten Trost noch erlebt, in dem Geiste dieses urgermanischen Cheruskers, dem er in seinem berühmten Trinkspruche vor zehn Jahren ein so „mystisches" Horoskop gestellt hatte, nun auch den ersten Samen altrömischer Bildung ausstreuen zu dürfen. Nach diesem letzten Berufswerke hätte er seine ruhmvolle philologische Laufbahn aus freiem Antriebe willig abgeschlossen. Aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders. Sein schon früher genährter Hang zur Mystik hatte sich nämlich in den letzten Jahren in solchem Maße der Verworrenheit gesteigert, und seine Klasse war ein so fruchtbarer Boden für alle möglichen

Geniestreiche seiner Schüler geworden, daß die allweise Staatsregierung dem guten Veteranen zuvorkam, und ihn, ohne jegliche Bitte seinerseits, „in den nach mehr als vierzigjährigen, ebenso treu wie eifrig geleisteten, Diensten wohlverdienten Ruhestand" versetzte. Dieser unerwartete Schlag that ihm aber so wehe, daß ihm schon ein halbes Jahr darauf das himmlische Decret ausgefertigt ward zu seiner völligen Pensionirung auf Erden und nunmehrigen Activität in der Mystik der Ewigkeit. Die ganze Stadt begleitete ihr ausgeprägtestes Original zu seiner letzten Ruhe. Jede Straße, jedes Kind vermißte noch lange Zeit den Verstorbenen. Aber Keiner unter Allen weinte so heiße Thränen um den alten Hausfreund, als Vater Stark, der es sich nicht nehmen ließ, unter den allervordersten Leidtragenden dem Sarge nachzugehen.

Ob auch sein historischer blauer Frack in irgend einem Antikenkabinete des Landes aufbewahrt oder von barbarischen Erben einem banalen Trödeljuden überantwortet wurde, darüber konnte ich leider keine verläßige Urkunde auffinden und will, da ich nur nach authentischen Quellen berichte, jede subjective Muthmaßung lieber unterlassen.

Kehren wir von dem frischen Grabe unseres ältesten Freundes zu dem frischen Leben unseres jüngsten wieder zurück!

Auch an dem schon umfangreicheren, jährlich sich mehr verzweigenden Baume von Rom und Hellas bewährte sich die merkwürdige Schnellkraft seines selten begabten Geistes. Wo die meisten seiner Mitschüler mühsam mit Händen und Füßen hinankletterten, um gar oft wieder herunter zu purzeln, da schwang sein Genie sich flugs hinan mit elastischem Schwung, und riß im Fluge die goldenen Früchte herunter. Nur seltsam! — Gegen Eine Wissenschaft verspürte er noch von der deutschen Schule her eine immer mehr wachsende heimliche Abneigung. Das war die Mathematik, von den vier Species bis später zu den schwierigsten Sätzen der Trigonometrie. Es geschah seinem weitschweifenden, ungebundenen Geist ungefähr wie einem ungarischen Haideroß, das aus dem schrankenlosen Tummelplatze der Pußta in die kaiserliche Reitschule gebannt wird, und nun, ungestüm in die Silberstange knirschend, in abgezirkeltem

Schritt die kleine und große Volte traben muß. — Aber noch immer überwand der Ehrgeiz seine angeborne, immer wachsende Abneigung gegen diese scharf abgegrenzte Welt von Zahlen, den geschwornen Feinden seiner Phantasie. Und so marschirte unser Held auch in der Lateinschule stets an der Spitze der Civilisation und ließ sich in keiner Klasse den gewohnten ersten Preis entreißen.

Ein noch viel glorreicherer Feiertag als die Preisvertheilung war aber für unsern jungen Freund der lateinischen Schule jährliches Maifest.

O wenn ich dich nur einmal leibhaftig an dem ersten Tage des Wonnemonats in jenen Rathhaussaal, der den ergrauten Vätern der Stadt, wie ihrer blühenden Jugend gleich willig sich erschloß, hinein versetzen könnte! So tritt denn wenigstens im letzten Jahre mit mir herein! — Siehst du dort droben auf jener Estrade, darauf der weise Stadtrath sonst sein Licht leuchten läßt, siehst du von duftenden Blumen rings umblüht diese frische Menschenblume stehen? Erkennst du ihn wohl? — Wie der gedrängt volle Saal erwartungsvoll ihm lauscht! — Auf der ersten Stuhlreihe, mitten unter den unbestritten ersten Honoratioren, sogar zwischen dem Herrn Tribunalpräsidenten und seiner Gemahlin, nimmt Vater und Mutter Stark heute den Ehrenplatz ein. Ach, wie ihre Elternherzen bange Angst zusammenschnürt! Wie wagen sie kaum zu athmen, und nur mit scheuem Blick zu ihm hinaufzuschauen! Und doch, wie steht er droben zu ihrer und aller andern neidlosen Eltern süßer Augenweide! Wie stechen die Hosen, weiß wie Maiblüthen, von dem schwarzen Sammtrocke leuchtend ab, und wie ringeln sich seine Goldlocken malerisch um den breiten Spitzenkragen, den Mutter Rosalie mit eigener Hand für diesen Festtag gestickt hat! — Horch! Er declamirt von Uhland „des Sängers Fluch.“ Er selber der „blühende Genoß,“ wie jener Sohn des Alten mit der Harfe. — Wie melodisch und doch wie voll und muthig klingt seine Stimme, wie klar blickt sein Auge nieder! Nur seine den Vortrag begleitende Handbewegung entbehrt noch der nöthigen Schönheitslinie und gleicht mehr den winklichen Zeichen des vormaligen nichtelektrischen Telegraphen. — Jetzt spricht er mit feierlichem Pathos: „Versunken und vergessen, das ist des

Sängers Fluch." — Erst noch einen Augenblick athemlose Stille. Der junge Declamator verneigt noch etwas linkisch, jedenfalls viel zu tief sein Haupt, so daß die Lockenfülle ihm völlig das Gesicht umfluthet. Kühn wirft er sie aber wieder in den Nacken zurück und tritt ab, selbstbewußt wie ein Sieger vom Kampfplatze. Da bricht das Eis, und der Strom der Begeisterung wird frei. Der ganze Saal klatscht und ruft ihm rauschenden Beifall zu. Kein Zweifel. Sein Vortrag war die Krone des ganzen Festes. Vater und Mutter Stark athmen klaftertief auf, und erst jetzt läßt die überwundene Angst in ihr Auge zwei Thränen der Rührung heraufsteigen, welche schon vorher die Blicke gar mancher Zuhörer genetzt hatten.

Allseitiges freudiges Gemurmel umsummt sie wie ein Bienenschwarm. Sogar die Frau Präsidentin unterdrückte ihre Eifersucht und flüsterte der glücklichen Mutter mit sauersüßem Lächeln die inhaltsreichen Worte zu: „Wirklich charmant, ein ganz netter Junge!"

Und wieder wird es feierlich still. Ein Kreis von Lateinschülern hat sich auf der Estrade versammelt, und singt einen vom Musiklehrer componirten und eigenhändig dirigirten Choral: „Lobet den Herrn!" — Wie von Engelstimmen rauscht der volle Chor. Und hörst du's? „Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor." Erkennst du ihn wieder? Jetzt schließt der Chor mit einer künstlichen Fuge zu denselben Worten, welche ihn eingeleitet: „Lobet den Herrn!" — Vater und Mutter Stark getrauen sich nun wieder, glückselig auf und in ihren Sohn hineinzuschauen, wie in den makellosen Spiegel ihres reichsten Glückes. Und, „lobet den Herrn! —" so jauchzt in dankestrunkener Andacht ihre Seele mit dem brausenden Chor der Knaben: „Lobe den Herrn, der uns solch einen Sohn gegeben!" —

* * *

„O nur Friede zwischen Mann und Frau und im ganzen Hause! Das ist die frischeste Luft und wärmste Sonne für das gesegnete Gedeihen unseres Kindes!" — So lautete vor mehr als einem Jahrzehnt ein gar verständiges Wort der Frau Doctorin Stark, als sie über das gelehrte Educationssystem ihres unpraktischen Mannes

kopfschüttelnd nachsann. Soll ich dir nun noch betheuern, daß dieses Friedens wohlthätige Luft im Hause Stark auch wirklich wehte? Dich selber hat sie ja angehaucht, so oft ich dich hineingeführt, und du hast es miterlebt: wenn auch dann und wann flüchtige Sturmwolken aufgezogen waren, so funkelte gar bald wieder ein ganzer Himmel voll einträchtiger Liebe in des Erkerhauses behagliche Räume.

Doch noch ein anderer, tieferer Geist des Friedens durchathmete diese echt deutsche Bürgersfamilie von altem Schrot und Korn. Das war ihr steter Friede mit ihrem Gott und dessen tägliche Offenbarung in und außer ihrem Hause. —

Es gibt einen göttlichen Glauben, der so wahrhaftig und menschlich schön, so wortkarg und nicht aufdringlich, und doch durch stille Werke überzeugend, so gottesernst und menschenfreundlich, so streng und doch so reich an milder Liebe, im einzelnen Menschenleben sich offenbart, daß ihm Niemand, dessen Herz nicht ganz und gar verknöchert oder verwildert ist, seine geheime Ehrfurcht versagen kann. Einen solchen Glauben beherbergte das Erkerhaus. Und könnte ich jetzt mit all' der Gottesfurcht und Menschenliebe, mit all' dem Seelenfrieden und werkthätigen Mitleid dieses Elternpaares in einem einzigen Accord eine fremde Seele durchklingen lassen, ich weiß gewiß, vor dem echt christlichen Hause Stark würde auch der fortgeschrittenste, aber noch edel denkende, Freigeist unserer Tage in Gedanken sein Haupt verneigen, und nicht der leiseste unschöne Zug skeptischer Ironie möchte sein Antlitz entstellen.

Dieser feste Glaube von der durch und durch wahrhaften Frömmigkeit im Erkerhause war auch in der ganzen Stadt ein allgemeiner, da sie Jedem, der darin ein- und ausging, als milder Sonnenschein gottdurchglühter Nächstenliebe wohlthuend entgegenstrahlte. — Wer darum von den Frauen irgend eine barmherzige That ins Werk setzen wollte, der zog vor Allem die Mutter Rosalie ins Geheimniß, und war ihres klugen Beiraths und kräftigen Mithelfens im vornherein versichert. Bei solchen Unternehmungen und Vereinen war sie aber niemals zu bewegen gewesen, sich mit ihrer Person an die Spitze zu stellen, und das Wort des Evangeliums: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut," fand an ihrer bescheidenen

Herzenseinfalt eine fast allzu ängstliche Auslegerin. Trotzdem konnte sie's natürlich nicht verhindern, daß so mancher heimliche Gang, den sie im Halbdunkel in ein einsames Krankenstübchen machte, dann bei hellem Tageslichte bekannt und gerühmt wurde; und ebensowenig brachte sie's dahin, daß das Dutzend gebrechlicher Handwerker und alter Mütterchen, die jeden Mittwoch und Samstag im Erkerhause gespeist wurden, nicht stets als neue, gleich beredte Zeugen ihrer Barmherzigkeit in die armen Kammern heimkehrte.

Ebenso war unser Vater Stark, dieses rührende Urbild aller Ehrlichkeit, im Gegensatz zu diesem und jenem habsüchtigen Collegen, der trostreiche Rettungsanker für gar manchen seiner Mitbürger, der oft ohne seine Schuld in einen Prozeß verwickelt worden war und die Kosten und Vorschüsse dafür nicht augenblicklich erschwingen konnte. Und wie oft, wenn Vater Stark unterliegen mußte, ließ er sich von seiner bedrängten Partei gar nur durch stummen Händedruck und ein tausendfaches Vergeltsgott bezahlen. Ja, selbst bei seinen wohlhabenden Clienten ging ihm das Gold der Wahrheit über alles noch so reichliche Honorar, und manchen langwierigen Prozeß, den er für sich als eine wahre Goldgrube hätte Jahre lang ausbeuten können, wies er von vornherein völlig zurück, weil er ihn mit seinem Gewissen nicht vertreten konnte; oder er ruhte nicht, bis er ihn durch einen gütlichen Vergleich, aus dem ihm freilich kaum der hundertste Theil von Nutzen geflossen war, geschlichtet hatte. — An einem solchen Morgen, an dem er einen großartigen, aber nach seiner Meinung ungerechten, Erbschaftsprozeß rundweg abgewiesen und dafür noch sehr unhöfliche Worte zu hören bekommen hatte, kam er wie ein glückliches Kind in die Erkerstube herauf und sagte lächelnd zu Mutter Rosalie: „Heute hab' ich wieder ein außerordentlich glänzendes Geschäft gemacht und ein kolossales Honorar dafür eingenommen. Aber ich hab' es gleich da droben im Himmel deponirt und darum gebeten, daß es für unsern Sohn sammt Zinsen admassirt und ihm später in lauter göttlichem Segen ausbezahlt werde, namentlich in Goldmünzen echtester Wahrhaftigkeit, darunter auch nicht ein einziges falsches Stück sich befinde." —

So klangen Glaube und Leben dieser Eltern harmonisch wie

zwei wohlgestimmte Glocken durch den klaren Morgen ihres Sohnes. Und da so sein Herz in seinem Hause nur freudigsten Frieden einathmete, da sein Auge nur die zärtlichste Liebe drin walten sah und sein Ohr nur von Eintracht und Erbarmen reden hörte, wie hätte da seine Seele nicht auch die Quelle des ewigen Heiles lieben lernen sollen, aus der dieser heitere, klare Strom ihres gesegneten Lebens Tag für Tag entquoll? So ward ihm der Eltern schlichtes Wort, was dem Tag die Sonne. Sie geht auf und der Tag bricht an. Jene redeten ihm von der ewigen Sonne; sein Herz glaubte und ward von ihrem Aufgange beleuchtet.

Vater und Mutter Stark waren aus alter Familientradition, wie eigener, innigster Ueberzeugung, streng gläubige Katholiken, in freudigem Gehorsam die Gebräuche und Gebote der Kirche wahrend und befolgend, ohne sie jemals als leere Schale prunkend zur Schau zu tragen. Neben aller dogmatischen Rechtgläubigkeit wohnte aber in diesen edlen Menschenherzen die liebreichste Toleranz gegen ihre protestantischen Mitbürger verträglich zusammen. Nicht jene Toleranz in ihrer gedankenlosen, auf der Gasse gebrauchten Bedeutung, wohl aber die durch bewußte Liebe geläuterte geistige Duldsamkeit, eine der edelsten Töchter des Evangeliums, die, ohne vom eigenen confessionellen Glauben in vagem Vergleich auch nur ein Jota aufzugeben, doch auch für den Andersgläubigen ein so vollgefülltes Maß von Achtung und Nächstenliebe auszuschöpfen vermag, wie für den Bekenner der eigenen Confession, und so viel als der Mensch in beiden verdient.

Dieselbe religiöse Toleranz, wenn auch nicht immer in diesem höheren Geiste, waltete damals in allen Familien der Stadt. Sie lag, so zu sagen, noch in der Luft jener Zeit, in der die heutzutage so scharfäugig erwachten Gegensätze noch in unthätigem Halbschlummer nebeneinander ruhten. Man glaubte hüben und drüben, bald wärmer, bald lauer. Aber das Gesammtbewußtsein war noch ein entschieden christliches, und einem ausgesprochenen Gottesleugner würde man mit einer ängstlichen Scheu aus dem Wege gegangen sein.

Dabei leuchteten, was wohl diesen religiösen Frieden am kräftigsten förderte und erhielt, der äußerst mild gesinnte katholische Dechant

im Vereine mit dem besonnenen protestantischen Dekan als Vorbild confessioneller Eintracht ihren Gemeinden in lebendiger Predigt voran. Und bei aller Wahrung ihrer Pflichten und Rechte mißlang es ihnen doch niemals, eine drohende Zwietracht schon im ersten Erglimmen mit dem Mantel der Versöhnung wieder zu ersticken.

So lag das Feld religiöser Polemik völlig brach und Niemand vermißte dessen an nährendem Weizen so fragliche, an ritzenden Dornen aber meist so sichere Ernte. Am allerwenigsten sehnte sich unser Vater Stark danach, trotzdem er mit ziemlich scharfem Auge in das Gebiet der confessionellen Gegensätze hineingeblickt und sich vor einem ehrlichen wissenschaftlichen Kampfe gerade nicht zu fürchten hatte. Aber er verspürte keinen innerlichen Anlaß dazu, aus dem ihm vom Leben angewiesenen Bereiche des juristischen Streites auch noch in das viel peinlichere des theologischen herauszutreten. Sein hauptsächlicher religiöser Beruf dünkte ihm der, das geordnete Verhältniß seiner eigenen Seele, wie der seiner nächsten Angehörigen, zu ihrem Glauben streng zu überwachen und damit in wahrhaftem Einklang zu erhalten. Zum eifernden Glaubens- und Sittenrichter seiner Mitmenschen sich selbstgerecht aufzuwerfen, dazu war er innerlich viel zu demüthig und von Herzen fromm, und spürte stets eine heimliche Angst davor, am unheiligen Feuereifer solcher Polemik gegen Andere die reinen Schwingen der eigenen Nächstenliebe und Herzenseinfalt versengen zu können.

In solch' gesunder religiöser Luft blühte unser junger Held heran, wie ein schwellender Eichenschößling, auf dessen Blättern frischer Morgenthau funkelt und dessen Wipfel fröhlich hinantreibt, zum ewigen Lichte des Himmels. —

Von allen guten Gemüthsanlagen, die in unseres Cheruskers Wiege schon gelegen, strahlte aber eine urgermanische Kerntugend, die Wahrhaftigkeit, im hellsten Lichte durch des herzenslustigen Wildfangs junges Leben. Und da sein zartes Alter ihm noch keine Gelegenheit bot, sie in ritterlicher Mannesthat zu beweisen, so mögen es einstweilen seine knabenhaften Spiele thun. —

Eines schönen Nachmittags kam ihm in seines Vaters Bücherschrank, den er einmal wieder inspicirte, des Frackschneiders gelehrte

Denkschrift über den Rothbart in die Hände. Flugs steckte er das Buch in die Tasche und stahl sich mit ihm ganz allein hinüber in den alten Rittersaal der Kaiserburg. Auf einem geborstenen Pfeiler sitzend, begann er dann seine archäologisch-historischen Studien, und die aus dem schwarzen Gemäuer krächzend aus- und einfliegenden Dohlen versetzten ihn in vortreffliche Stimmung zu seiner romantischen Lectüre. Da der Verfasser seine ganze Denkschrift fein säuberlich in kleine Kapitel eingetheilt hatte, so konnte Hermann gar manches ihm allzu trocken dünkende überfliegen, und er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Reichswald und den darin abgehaltenen Kaiserjagden. Noch höher aber schlug sein junges, erregbares Herz, als er die letzte Druckseite vom Kyffhäuser und seinen Raben las, und der mystische Frackschneider in bombastisch-prophetischer Begeisterung die Auferstehung des alten Rothbarts und des deutschen Reiches verkündete. Um sein volles Herz zum Ueberfließen anzuschwellen, entdeckte er dann auch noch auf der allerletzten Seite von des Frackschneiders eigener Hand niedergeschrieben jenen doppelten, antiken und historisch-germanischen Trinkspruch: „beim Taufschmaus des jungen Cheruskers Hermann Stark, am 6. Februar 1820, ausgebracht von dem alten, treuen Hausfreunde Balthasar Schneider, Professor." Kaum traute er seinen blitzenden Augen, als er ihn las. Vor Allem jener historisch-germanische Theil, in dem ihn der selige Frackschneider schon als Täufling prophetisch mit Arminius vergleicht, der jeden Varus einst niederschlagen werde, indem er ferner sein mystisches Ahnen ausspricht, daß Rothbarts Geist auf seine Geburt eine geheime Wirkung ausgeübt habe — diese seltsamen Strophen, von dem schwärmerischen Knaben jetzt in des Rothbarts eigener zerfallener Burg in einsamer Dämmerstunde zum erstenmal gelesen, wie wurden sie von seinen großen Augen verschlungen, die mit seinen Wangen um die Wette glühten! Und wie im geheimnißvollen Dunkel der Nacht ein schmaler Purpursaum den Sonnenaufgang verkündet, so säumte jetzt ein goldener Dämmerstreif der Sehnsucht nach dem Sonnenaufgang alter deutscher Macht die noch traumbefangene Seele des nun vierzehnjährigen deutschen Knaben, Hermann Stark.

Die Stimmung dieses Abends hallte in immer tiefer klingenden Tonwellen fort und fort durch sein ganzes Leben.

So oft er von nun an, besonders zur Dämmerzeit, in die geborstene Wölbung des kaiserlichen Rittersaales hineinschaute, da war es ihm, als sähe er den Rothbart von Gnomen umgeben leibhaftig an seinem steinernen Tische sitzen, und er müsse nun aufwachen und in voller kaiserlicher Majestät mit dem Reichsschwerte heraustreten. Führte sein Weg ihn dann in den Reichswald, so hörte seine rege Phantasie die Hifthörner des kaiserlichen Jagdzuges erschallen. Und weil der Rothbart trotz allen Rabenschreies immer noch nicht erwachen wollte, so mußte er wenigstens als Kaiserjäger im Reichswalde nach sieben Jahrhunderten wieder auferstehen. —

Rasch hatte er seine Kameraden für diese neue romantische Idee geworben und begeistert. Und es währte kaum einige Tage, hei, wie flog unser junger Held mit seinen Spielgenossen hinaus in den frisch duftigen Reichswald, zur althistorischen Kaiserjagd, unter ihm, dem auferstandenen Rothbart, dem unbestritten Alle huldigten! Das verstand sich von selber.

Am Waldsaum angelangt, vertheilte wieder nur er mit scharfem Blick und Wort die Rollen der Jagd und Alle nahmen sie aus seiner Hand an, sie mochten wollen oder nicht. Auf sein energisches „vorwärts marsch“ sprangen schreiend und grunzend die Hirsche und Eber voraus und versteckten sich in den Brombeerhecken und hinter den dicksten Stämmen. Ihnen nach hetzten mit lautem Gebell die Hunde und spürten nach dem Wild in seinem Versteck. Und mitten in seinem kaiserlichen Jagdgefolge schritt der junge Rothbart in sein von Tannenriesen umrauschtes Jagdrevier, „den Tannengarten,“ wie noch heute sein poetischer Name heißt. — Ein Eichenkranz war sein kaiserliches Diadem, und aus gelbem Flachs, vom „Seilerstoffel“ heimlich herbeigeschafft, wallte der historische Bart von seinem frischen Gesicht auf die kräftige Brust hernieder. Sein Oberstjägermeister, des Forstmeisters Rudolf, stieß auf seinen Wink in die zum Hüfthorn umgewandelte hohle Faust. Der junge Kaiser erhob mit schallendem „Halli, hallo“ den Bogen empor, und hussa, ward es da ein wildes Jagen, daß von der kläffenden Meute und dem schreienden Mild

der grüne Tannengarten wiederhallte und alle Vögel erschrocken in ihre Nester huschten! — Waren dann die Hirsche und Eber niedergeworfen, so schwangen die Bannerträger die bunten Schnupftücher auf ihren Stöcken. Alles todte Wild sammt der Meute verwandelte sich in Knappen und Ritter, und sie folgten ihrem stolz voranschreitenden Kaiser zum fröhlichen Jagdgelag in seine Burg. Die thürmte sich aus verwitterten grauen Steinen, die Fugen mit Moos verstopft, unter den ältesten Tannen; und vom grünen Reiserdach flatterte gar schnell das größte bunteste Tuch als Reichsbanner in die würzige Waldluft. Ein lustiges Feuer fing an zu knistern. Umringt von seinen Würdenträgern und Rittern lagerte der junge Rothbart mit echt fürstlichem Behagen im Moose. Sein Oberstküchenmeister reichte ihm ehrerbietig auf einem Teller von Eichenblättern die gebratene Kartoffel, und aus dem Waldquell füllte das umgekehrte Schild seiner Mütze mit erfrischendem Trunke sein Mundschenk.

Hermanns kaiserliche Oberherrlichkeit sollte indessen nicht allzulange währen. Des Tribunalpräsidenten Eugen schürte fort und fort bei seinen Kameraden die stille Gluth der Eifersucht, bis er sie alle gegen ihn aufgestachelt hatte. Hermann aber durchschaute ihn gar wohl. Zudem war er von seinem innigsten Freunde Theodor, der sich in das Complott nicht hineinziehen ließ, gewarnt.

Als er nun an einem Juniabend wieder gerade den Eichkranz sich aufgesetzt und auf seinen Befehl das Hüfthorn den Beginn der Jagd verkündet hatte, da stellte plötzlich Gefolge, Wild und Meute in offenem Aufruhr sich ihm entgegen. Seine Absetzung ward unter allgemeiner Zustimmung von Eugen trotzig verkündet. Er aber, äußerlich sich rasch fassend, doch innerlich vor Zorn und Scham kochend, warf den Bogen ins Moos, riß rasch den Bart vom Gesicht, den Kranz vom Kopf, drückte diesen seinem heimtückischen Nebenbuhler ins Haar und ernannte ihn mit eisiger Ruhe zu seinem Nachfolger. Sich selber degradirte er zu dem allerniedrigsten Rang eines Ebers und sprang flugs hinter eine Brombeerstaude, auf den neuen Kaiserjäger lauernd. — Der drückte, halb verblüfft, halb frohlockend, den Binsenpfeil auf ihn ab; die Hunde bellten schadenfroh ihn an. Ein höhnisches „Hallo, halli“ gellte ihm entgegen. Und

hervorsprang im hellen Zorn der angeschossene Eber auf den neuen Kaiser los, und rannte ihn so jählings nieder, daß dieser schreiend auf ein Felsstück zurücktaumelte. All' sein verrätherisches Gefolge warf er darauf in wüthendem Handgemeng, Einen nach dem Andern, an die Hecken und Stämme. Hunde und Wild wichen erschrocken zurück und vergaßen vor solchem Ernst ihre Rollen des Jagdspiels. Mit flammendem Blick riß er von des weinenden Kaisers blutigem Haupte den Eichenkranz, setzte ihn sich selber wieder auf und rief voll Majestät seinen verstörten Kameraden zu: „Seht ihr's? Jetzt bin ich es doch wieder. Erst Eber und nun doch wieder Kaiser. Aber ich veracht' euch jetzt miteinander, denn ihr seid elende, feige, hinterlistige Verräther!" —

Beschämt und verdutzt ließ er sie Alle liegen und stehen, und ging mit zerrissenen Kleidern und blutig geritzten Händen sammt seinem treuen Theodor durch die Dämmerung stolz befriedigt nach Hause. — Vater und Mutter schlugen über sein verstörtes Aussehen erschrocken die Hände zusammen. Wie er ihnen aber Alles getreulich ohne jeden Hehl erzählte, und nochmals von ganzem Herzen weinte über diesen ersten Verrath seiner Kameraden, da überkam sie ein eigener Stolz über die Wahrhaftigkeit und den ritterlich offenen Muth ihres Sohnes, wie über seine zornige Verachtung aller tückischen Hinterlist. Und sie küßten ihn und drückten ihn ans Herz und schalten ihn diesmal mit keinem einzigen Wort.

Das war des Rothbarts letzte Kaiserjagd in seinem Reichswald.

VII.

Ein lichter Tag und trübe Wochen.

In jener nationalökonomisch noch sehr naiven Zeit wurden in unserer Kleinstadt alle Bürger, nach freilich sehr weit- und hochherzigen statistischen Motiven, in drei seltsame Kastenklassen eingetheilt: in die „Altdahiesigen," in die „Hiesigen" und die „Hergelaufenen." — Um zur ersten Klasse der „Altdahiesigen" gezählt

zu werden, bedurfte es gerade so gut einer langen plebejischen Ahnenreihe, wie zur Erlangung von besonderen Ritterwürden in der wirklichen Aristokratie der Nachweis jener bekannten sieben doppelten Ahnen erfordert wird. Zur zweiten Klasse der „Hiesigen" zu gehören, befähigte schon eine einzige, in der Stadt eingebürgerte Generation. Endlich mit dem dritten spießbürgerlich discreten Klassentitel der „Hergelaufenen" beehrte der nativistische Bürgerstolz dieser Stadt die aus anderen Landesprovinzen hieher versetzten Beamten, und sonstige, erst kurze Zeit hier wohnende Leute. — Die hier nicht eingebürgerten Beamten aus der eigenen Provinz theilte man aus besonderer rücksichtsvoller Höflichkeit in gar keine dieser drei Klassen.

Von der Höhe dieser statistischen Anschauung aus mußten nun in allererster Reihe zwei Familien der Stadt in die oberste Kastenklasse der „Altdahiesigen" einregistrirt werden: nämlich die des Rechtsanwaltes Christoph Stark und des Dekans Gottlieb Faber, deren beiderseitige Voreltern schon vor der Reformationszeit in der Chronik der Stadt als würdentragende Väter vielfach und mit Ehren genannt wurden.

War nun schon dieses Bewußtsein gleichen historischen Alters ein gewisses Band für beide Familien, so war es doch durch die seit langen Jahren in Freud' und Leid gleich treu erprobte Nachbarschaft noch viel fester geschlungen worden. — Das Erkerhaus am Storchenthurm stand nämlich auf dem Rittersberg dem Dekanshause so nahe gegenüber, daß sich ihre Inwohner bequem aus den Fenstern guten Morgen und guten Abend sagen konnten, was auch seit langen Jahren unzählig oft geschehen war. Und nicht nur erst von den heutigen Familien, sondern schon lange zuvor, da Hermanns und Theodors Großväter, der selige Justizrath Bartholomäus Stark und der Dekan Friedrich Josias Faber, in denselben Häusern sich als gleich freundliche Nachbarn gegenüber wohnten. — Wie schon dazumal die Verschiedenheit der Confessionen den nachbarlichen Frieden nicht getrübt, und die gegenseitige Achtung und Freundschaft nicht geschwächt hatte, so waren auch später die Söhne dieser schönen Tradition ihrer Eltern treu geblieben. Man hing im Dekanshause mit eben so aufrichtigem

festen Glauben an der protestantischen Lehre, wie das Erkerhaus wahrlich die herzensfreudigsten Bekenner der katholischen Kirche beherbergte. Aber neben dem verschiedenen dogmatischen Glauben ward eben auch in beiden Familien mit ganz gleicher Sorgfalt der wohl fruchtbarste Baum auf christlichem Boden gepflegt: eine recht innerliche, werkthätige Nächstenliebe, und dessen friedenduftende Blüthe — die wohlwollende Achtung vor der frommen, ehrlichen Meinung des Andersgläubigen.

So waren die Stark und Faber gute Nachbarn in dieses inhaltsreichen Wortes edelster Bedeutung. Keine große Freude und keine tiefe Trauer zog in das eine Haus ein, ohne daß es nicht auch in dem andern die Augen hell oder trüb gemacht, keine Noth, der nicht nachbarliche Hilfe aufopfernd beigesprungen wäre.

Besonders die seelengute Frau Rosalie, da sie selber noch kinderlos war, wie stand sie theilnahmsvoll gar manchen Tag der um acht Jahre älteren Frau Dekanin Meta bei! Denn Theodor theilte als echter deutscher Pfarrerssohn die Elternliebe mit noch sieben Geschwistern, so daß in manchem Winter Frau Rosaliens Bruder, der Doctor Franz Philipp, im Dekanshause wie in einer Klinik für alle denkbaren Kinderkrankheiten oft wochenlang aus- und eingehen mußte. — Als dann aber die Frau Doctorin Stark selber endlich glückliche Mutter geworden, da ward ihr von der Frau Dekanin jeder Liebesgang mit gleich echter Münze wieder heimgezahlt. Den ganzen goldenen Schatz ihrer so vielfach erprobten mütterlichen Wissenschaft frommer Kindespflege theilte sie als längst schon absolvirte Professorin der noch unerfahrenen, aber sehr gelehrsamen Schülerin mit vollen Händen aus. Und als endlich der Storch, der es mit dem Dekanshause von jeher so überaus gut gemeint, ein Vierteljahr nach Hermanns Bescheerung auch noch zum Abschluß seiner Freigebigkeit für die Pfarrerseheleute das Nestquäckchen Theodor aus dem Kindleinsbrunnen des Reichswaldes herausgeholt hatte — wie woben dann der beiden Mütter Hoffnungen und Sorgen um ihre zwei gleichalterigen Knaben diese alten Fäden der Nachbarschaft und Herzen zu einem immer noch festeren Bande!

So hielten es die beiden Frauen und Mütter. Die zwei Väter hinwieder, die sich schon lang über ein halbes Säculum mit ihren romantischen Namen „Christoph" und „Gottlieb" duzten, und alle Schulbänke treu befreundet mit einander abgesessen hatten, vom kindlichen A b c bis zum titanenhaften Aeschylos, waren auch in ihren jetzigen Stellungen bis zum heutigen Tag in der Zuneigung ihrer Herzen sich gleich geblieben. — Und so saßen sie nun auch jetzt jeden Nachmittag im Casino so regelmäßig bei einer grabstummen Schachpartie zusammen, daß deren besonderes Ecktischchen wie ein geheiligter Platz von allen andern Gästen respectirt ward. Ein nicht minder pedantischer Rundgang um die Stadtmauer bot den beiden Schachgegnern hierauf die erwünschte Gelegenheit, die Gegensätze ihres kampferregten Gemüthes wieder in Frieden auszugleichen. Ob die Sonne schien oder der Wind ging, ob es in Strömen heruntergoß oder sie im Schnee bis an die Knöcheln wateten, alle diese meteorologischen Erscheinungen blieben auf die beiden Spaziergänger ohne jeden Einfluß. Dafür hießen sie auch in der ganzen Stadt nur die zwei Inséparables. Der gelehrte Subrector hatte sie sogar einmal die beiden Dioskuren geheißen. — Schüttelten sich dann Castor und Pollux auf dem Rittersberge die Hand, so konnte man in der ganzen Nachbarschaft auch ohne jedwede Beihilfe einer Uhr mit Bestimmtheit wissen, daß es in der Minute Schlag vier Uhr sei, der genaue Zeitpunkt, an dem sich die beiden Freunde wieder auf ihr einsames Studirzimmer begaben, um über Schul- und Prozeßacten, Predigt und Vertheidigung die Süßigkeit ihres würdigen Berufes weiter zu verkosten.

Aber noch viel inniger als dies althistorische Band und die nachbarliche Freundschaft der beiderseitigen Eltern fesselte von nun an ein denkwürdiger Tag das Herz Theodors an seinen jungen Freund Hermann.

Laß mich das einfach erzählen!

Wenige Wochen nach dem blutigen Ende der letzten Kaiserjagd im Reichswald, nach welcher die Freundschaft der beiden Knaben noch um vieles stärker geworden, ging Theodor mit einigen Kame-

raden zum Baden an den „Blechhammer,“ einen an seinen schilfigen Ufern gefahrlos seichten, in der Mitte aber viele Klafter tiefen Weiher, der eine kleine halbe Stunde vor der Stadt von einer grünen Bucht des Reichswaldes umsäumt wird. Ein nun halb zerfallener düsterer Bau, vor Zeiten ein Blechhammer, der von riesigen Tannen überragt, sich am Ufer in dem stahlblauen Wasser abspiegelt, gab dem Weiher seinen Namen und eine eigenthümlich melancholische Stimmung.

Hermann, gewöhnlich beim Baden Theodors Begleiter, wollte noch für den morgigen Geburtstag seines Vaters einen selbstverfaßten Glückwunsch ins Reine schreiben und versprach, in einer halben Stunde nachzukommen.

Beobachtete nun auch der von Haus aus ängstliche Pfarrerssohn stets die Grenzlinie der Binsen, bei welchen der Grund sich immer tiefer senkte, da er bei dem Bewußtsein, keinen festen Boden mehr unter sich zu haben, alle Sicherheit des Schwimmens verlor, so war ihm doch auch in dieser ungefährlichen Tiefe nur dann recht wohl, wenn er Hermann, als seinen stets helfenden Schutzgeist in seiner Nähe wußte. Denn schon jetzt mit seinen vierzehn Jahren that es dieser im Schwimmen, wie im Schlittschuhlaufen, an sicherer Gewandtheit den Aeltesten gleich, an waghalsiger Kühnheit übertraf er sie noch.

Um so vorsichtiger hielt sich heute der furchtsame Knabe in der Nähe des seichten Ufers, und mit einer seltsamen Sehnsucht mußte er ängstlichen Blickes in die Waldbucht hineinspähen, ob sein Freund noch immer nicht durch die Tannenreihe sichtbar werde.

Der dunkle Weiher mit den schwarzen sich darin spiegelnden Wipfeln kam ihm heute so unheimlich vor. Er dachte an einen Krampfanfall und alles mögliche plötzliche Unheil, und wollte lieber am Ufer warten, bis Hermann komme.

Seine jungen Genossen schwammen gerade von dem andern Weiherufer an ihn heran. In harmloser Offenheit gestand er ihnen sein banges Gefühl. Da fingen sie an, ihn zu necken und hänseln, und hießen ihn ein Mutterkind. Theodor ließ sich's beschämt gefallen und blickte immer sehnsüchtiger nach dem Walde. Als aber

dann die spöttischen Jungen seinen Vater einen „Schwarzrock" schalten und hohnlachend behaupteten, daß alle Schwarzrocksbuben keine Courage haben, da that ihm diese freche Beleidigung seines Vaters so in innerster Seele weh und er entschloß sich tiefgekränkt, so blitzschnell als Pfarrerssohn diese Behauptung Lügen zu strafen, daß er alle Angst und Vorsicht vergessend, ohne langes Besinnen weit über die Binsen hinausschwamm mit dem zornesmuthigen Ausruf: „Nun sollt ihr aber doch gleich sehen, daß ihr Lügner seid und auch Schwarzrocksbuben Courage haben!"

Wie er mit unsichern Armen die tiefe Fluth zertheilte, trat Hermann aus der schattigen Waldbucht an den von heißer Julisonne umglänzten und doch noch immer so düstern Weiher.

Die andern Knaben lachten über Theodors plötzliche Kühnheit hell auf durch die stille Luft der Waldeinsamkeit.

Hermann stutzte und im Nu übersah sein großes Auge den Teich. — Aber horch! Klingt das nicht jetzt wie Hilferuf? Und der dort immer hastiger mit dem Wasserspiegel ringt, ist das nicht Theodor? — Und die Andern, die jetzt zu ihm hinschwimmen, können ihn nicht retten! — Gott im Himmel! Und ruft es jetzt nicht angsterstickt: „Hermann — Hermann!" —

Und, „Theodor, Theodor, ich komme!" — klang's als stürmisches Echo hinüber. — Den Rock vom Leibe gerissen und wie er ging und stand, hinein in die Fluth und ungestüm auf den sinkenden Freund zugesteuert! — „Wo bist du, Theodor? Ich bin es — hörst du mich? — deine Hand, o nur deine Hand! Gottlob, ich habe sie. Jetzt halt' dich nur recht fest an mir! — Aber nur ruhig! — Um Gottes willen, laß mir doch die Arme frei, sonst sink' ich mit dir unter. — So jetzt, jetzt geht's! Nun hab' nur keine Angst mehr! — Siehst du? Es geht ja ganz gut."

Und mit seiner schweren Last schwamm vor Schrecken Hermann unter Anspannung all seiner Kraft ans Ufer, führte den an allen Gliedern zitternden Freund unter eine Tanne, legte ihn sanft ins Moos, umhüllte ihn mit seinen Kleidern und sank dann selber triefend und schwer athmend neben ihm nieder.

Laß mich darüber flüchtig hinwegeilen, wie die beiden Knaben

allmälig sich wieder erholten und Hermann seine nassen Kleider zur Noth an der heißen Mittagssonne über einem Tannenaste trocknete.

Hättest du die beiden Freunde dann durch den Reichswald heimgehen sehen, fest Hand in Hand geschlossen, hättest du in Theodors treuherzige Augen geschaut, wie daraus seine ganze Seele dem todesmuthigen Retter dankte, du würdest sicherlich seinem Worte geglaubt haben, nach welchem er seinem Freund um den Hals fiel: „Hermann, was du heute für mich gethan hast, das werd' ich dir, so lang ich lebe, nimmer vergessen!"

Und Hermann machte sich aus der stürmischen Umarmung los und erwiederte leichthin: „Ei was, Theodor, nun ist ja doch Alles glücklich vorbei und nun machst du so großes Wesen daraus! Wozu kann ich denn so gut schwimmen und bin viel stärker als du? Das wäre ja doch erbärmlich von mir gewesen, wenn ich dich nicht herausgeholt hätte. Aber, nun laß es auch gut sein! Wir haben uns ja zuvor schon recht gern gehabt und willst du mich jetzt noch lieber haben, so soll es bei mir auch so sein. Gelt, guter Kerl? Die Andern sind ja so alle zusammen falsch und haben keine Ehre und keine Courage. Weißt du? im Reichswald haben sie mir's gerade so gemacht. Aber du bliebst mir treu! Siehst du, darum bin ich auch heute für dich ins Wasser gesprungen. Ja, lieber Theodor, wir zwei wollen auch unser Lebtag recht fest zusammenhalten. Gelt, Alter?"

„Gewiß, Hermann!" sagte Theodor mit aller Innigkeit seines dankerfüllten Herzens. „An mir wenigstens sollst du gewiß nie was Falsches erleben."

„Ei, das glaub' ich ja," fiel Hermann in seines Freundes emphatischen Ton ein, „du warst ja von jeher ehrlich. Aber weißt du, was mir bei dieser Geschichte am unliebsten ist?"

„Nun Hermann, was denn?" fragte erschrocken der gute Theodor.

„Siehst du, das will ich dir sagen: daß nun meine und deine Eltern gar arg erschrecken werden, wenn wir ihnen alles erzählen, und wir am Ende nun gar nicht mehr im Blechhammer baden dürfen. Und dann lachen mich die andern Buben aus und sagen, daß ich keine Courage mehr habe. Und das thäte mich entsetzlich

ärgern, wo ich doch am meisten Courage habe von allen in der ganzen Stadt."

„Ja freilich, das fürcht' ich auch. Aber meinst du denn, wir sollten's zu Hause gar nicht sagen? Das wäre doch auch nicht Recht? Gelt, Hermann?"

„Nein, Theodor, ganz gewiß nicht. Weißt du? Komm' es, wie es wolle, aber lügen wollen wir nicht. Ich weiß ganz gewiß, mein Vater hat auch sein Lebtag noch nicht gelogen."

„O, meiner auch nicht, Hermann, das darfst du schon glauben," fiel Theodor ihm rasch ins Wort, um jeden Verdacht gegen seines Vaters Wahrhaftigkeit zu beseitigen.

„Nun freilich, das weiß ich ja; aber ich meine ja nur, daß wir darum auch nicht lügen sollen. Siehst du, jeden Bubenstreich darf ich bei meinem Vater thun und wenn er noch so arg darüber zankt, er wird jedesmal wieder gut mit mir. Aber lügen, ich glaube, das würd' er im Leben mir nimmer verzeihen. Und er hat auch ganz Recht. O pfui! lügen, das thun ja nur die Fälscher und Spitzbuben und andere schlechte Kerle. — Nein, Theodor, es ist am besten, wir sagen's, gerade wie's war, und da dürfen wir doch vielleicht wieder baden gehen."

„Ach ja, wir sagen Alles daheim," bestätigte Theodor. „Denn ihnen verschweigen, was du heute für mich gethan hast, das brächt' ich gar nicht übers Herz. Nein, sie müssen es wissen, so gut wie ich, daß auch sie dir ihr ganzes Leben darum danken können."

„Geh', jetzt fängst du schon wieder mit dem Danken an, das wird ja ganz langweilig," suchte Hermann auszuweichen. „Komm, wir wollen lieber schneller gehen, daß du nicht am Ende krank wirst. Das ist gescheidter, als dein ewiges Danken."

Und sie eilten rascher durch das düstere Gehölz. Aber die beiden Knaben brauchten es daheim nicht erst zu sagen. Die Väter wenigstens wußten es schon.

Doctor Stark und Dekan Faber waren eben von ihrem Rundgang um die Stadtmauer Punkt vier Uhr auf den Rittersberg gekommen und wollten sich mit dem gewöhnlichen Händedruck verabschieden, als jene Knaben, welche Theodor zu seinem Wagniß gereizt

und ihn dann doch muthlos im Stiche gelassen, auf dem Platze standen, und im eifrigsten Gespräch mit andern Schulgenossen die Namen Stark und Faber aussprachen. Die beiden Väter stutzten um so mehr, als sie in den verstörten Mienen der jungen Erzähler augenblicklich ein auffallendes Ereigniß ahnen mußten, mit dem ihre Söhne in nächster Verbindung standen. Auf ihre immer energischer gestellte Frage, da die Knaben anfangs mit der Antwort sich nicht herauswagten, erfuhren sie endlich den ganzen Hergang, und eilten ohne Verzug mit zitternden Schritten dem Blechhammer zu durch den Reichswald.

Ihre beiden Knaben traten eben an den Saum des Waldes. Die Dämmerung sank in die duftenden Hallen. Der Abendwind flüsterte darin, wie Gebet.

„Ach Hermann," sagte Theodor mit immer wieder neuerwachendem Danke, „wenn ich daran denke, daß ich nun schon todt in dem finstern Blechhammer liegen könnte, so schauert's mich ganz. Und nun darf ich wieder heim zu meinen Eltern gehen. O, wie ich mich auf sie freue und auf alle meine Geschwister! Du glaubst gar nicht, wie so froh ich bin. Siehst du, heimfliegen möcht' ich vor lauter Freude, daß ich nun doch noch leben darf."

„Du hast Recht, lieber Theodor, es ist auch so schön auf der Welt und auch ich lebe gar zu gern. Und gieb nur Acht, wenn ich einmal groß geworden bin, die Menschen sollen schon vor mir Respect bekommen."

Diesen muthigen Satz begleitete er plötzlich frierend, mit solchem Zähneklappern, daß es schier komisch klang.

„Aber Hermann, du frierst ja! Gott! Du wirst doch nicht krank werden," rief erschrocken Theodor.

„Ei krank! warum nicht gar? Das kommt nur von den noch halb nassen Kleidern. O, ich fürchte mich vor keiner Krankheit. Sie kann mir ja doch nichts anhaben. Weißt du, dazu bin ich viel zu stark."

Aber trotz aller inneren Energie konnte er ein heimliches Zittern doch nicht verbergen.

Mit diesen Worten traten sie aus den letzten Föhren heraus. Und „Hermann!" — „Theodor!" — rief es ihnen jubelnd entgegen,

und jeder Knabe ward von seines Vaters Arm umschlungen, von seinem Munde geküßt, von seinen Thränen benetzt, wie Freude, Stolz und Dank sie jedem der beiden erschütterten Männer bei diesem Wiedersehen ihrer Kinder entlockten.

Soll ich dir auch noch dasselbe von den beiden Müttern daheim erzählen? Soll ich dir den Jubel der Geschwister über den geretteten Bruder schildern?

Wenn du mit eigenen Augen die Sonne leuchtend über die dämmerige Erde heraufsteigen siehst, soll ich dir dann noch sagen, daß es Tag geworden sei? Und da ich dich diese sonnenhelle That nun selber miterleben ließ, soll ich dir sagen, daß jener Eltern Herz tageshell von Dank erglühte für den fremden Sohn, der ihren eigenen vor der Nacht des Todes wahrte? . . . .

Und die Dämmerung des Vergessens senkte nie sich nieder.

* * *

Aber über das Erkerhaus brachen nach diesem einen lichten Tage viele trübe Wochen herein voll unsäglicher Trauer und Angst.

Dieser heimliche Frost, den Hermann schon im Reichswalde verspürt, wollte ihn auch nach seiner Heimkunft nicht verlassen. So lange noch all' die dankenden und bewundernden Begrüßungen im Eltern- und Dekanshause unsern todesmuthigen Helden zerstreuten, wurde er dessen nicht so sehr inne. Doch als dann der stille Abend kam, mußte er seine ganze Kraft zusammen nehmen. Ganz gegen seine Gewohnheit drückte er sich in das Kanapee zurück, weil er nicht frieren wollte. Aber die uralte Natur war eben doch stärker, als die junge Kraft seiner vierzehn Jahre, und trotz all seines inneren Widerstandes kennzeichnete seine Züge immer sichtbarer jene unheimliche Stimmung, die gewöhnlich wie ein Bote der ernstlichen Erkrankung vorauseilt, um sie warnend anzumelden.

Die besorgten Eltern beobachteten ihn mit steigender Angst und auch ihnen ward heiß und kalt.

„Hermann! Um Gotteswillen! Du wirst uns doch nicht krank werden?" fragte mit gepreßter Stimme Vater Stark und ergriff seine Hand.

Mutter Rosalie fuhr ihm prüfend über Stirn und Wangen und sagte ruhig: „Komm, liebes Kind, komm ins Bett!“

„Ach, seid nur nicht ängstlich, es ist mir ja gar nichts,“ beruhigte sie Hermann, da er sich mit Gewalt aufraffte. „Ich bin ja kein so zimpferlicher Bube. Mir thut das nichts.“ Diese Worte suchte er durch heiteres Lächeln zu beglaubigen. Aber im Nu straften seine klappernden Zähne ihn wieder Lügen und er blickte hohläugig vor sich hin.

„Aber ums Blut Christi willen, sag' mir nur, Hermann, warst du denn recht erhitzt, als du ins Wasser sprangst?“ fragte vor lauter Angst selber frierend, Vater Stark.

„Weiß nicht, lieber Vater,“ entgegnete Hermann, von immer stärkerem Froste geschüttelt. „Aber es war schon recht schwül, und ich konnt' mich ja nicht lange besinnen.“

„O Gott! du mein Gott!“ rief Vater Stark und schlug die Hände zusammen, alle Fassung verlierend, da er kopfschüttelnd auf und nieder ging.

„Aber Christoph, Vater, so behalt' doch deinen Kopf noch oben!“ mahnte im Tone sanfter Zurechtweisung Frau Rosalie. „Mit einer Tasse Hollunderthee ist ja vielleicht Alles gethan. Und den will ich sogleich selber machen. Unterdessen kann die Lisbeth meinen Bruder aufsuchen.“

„Nein, laß lieber mich nach ihm sehen! Wer weiß, wo er jetzt am Abend ist, und ich mach' ihn doch leichter ausfindig .... Aber wo ist doch nur mein Hut und mein Stock?“ — Dabei tappte der arme Mann mit zitternder Hand in der Luft umher. „Mein Gott, ich finde ja heute gar nichts. Alles ist verräumt und verlegt; wie — was?“

„Aber du bist ja noch in Pantoffeln, guter Mann! So zieh' doch nur erst Stiefel an!“

„Ach was! Stiefel, Pantoffel! Langweiliges Zeug! Zum Doctor muß ich und wenn ich barfuß wär'! Und ich bin schon gleich wieder da. Mach nur einstweilen den Thee! Und daß er sich nicht aufdeckt! Nur recht warm halten! O mein Gott und Herr! — Wie — was?“

Mit diesen wirren Worten stürzte er hinaus und die Dorothee erschrocken herein, daß sie unter der Thür noch an einander prallten.

„Ach, was giebt's denn, daß der Herr Doctor so schreit und fortrennt? Ist's denn dem Hermann gar schlechter geworden?"

„Gott bewahre, Dorothee!" beruhigte sie Frau Rosalie absichtlich recht laut. „Aber es ist gerade recht, daß sie kommt. Helf' sie mir nur jetzt den Hermann ins Bett bringen! Indeß besorg' ich draußen den Thee. Er muß nur ein wenig schwitzen, dann ist Alles wieder vorüber." Und im Hinausgehen flüsterte sie ihr zu: „Gelt Dorothee? Sei sie mir fein gescheidt mit ihren Reden! Ach, ich fürcht' immer, er wird uns recht krank werden."

„Das verhüte ja der barmherzige Gott!" erwiederte mit halber Stimme die Dorothee. Dann wandte sie sich mit ihrem ganzen zärtlichen Schmeicheltone zu Hermann, der bei all' dem bisherigen Gespräche theilnahmslos im Kanapee zurückgelehnt liegen geblieben war.

„Komm, guter Hermann, komm! Jetzt gehen wir schön brav in unser Bett."

„Ja, Dorthele, ins Bett!" seufzte der noch kurz zuvor so muthige Bube jetzt ganz kleinlaut, und wankte von ihrem Arm unterstützt ins Schlafzimmer.

Und während sie ihn auf dem Stuhl ausziehen half und dann ins Bett brachte, sprach sie fort und fort in ihn hinein:

„Gelt, armer Kerl, es friert dich? Mein Gott, wie dich's schüttelt! Aber wart' du nur, guter Bube, wie es uns auf den Thee so gut warm und wohl wird. O ja, ganz prächtig wird's uns drauf werden. Das will ich meinen. Ja, ganz gewiß, gut's Hermännle, du kannst und darfst gar nicht krank werden. Denn was du heute Mittag am Blechhammer draußen für den Theodor gethan hast, o das wissen jetzt schon alle Engel im Himmel droben und singen vor lauter Freude darüber Halleluja. Und jetzt solltest du deßwegen krank werden müssen? Das wäre mir ein schöner Himmel! Erst über dich jubiliren und dann dir doch nicht helfen wollen! O bewahr', guter Bube, dafür kenn' ich unsern Herrgott schon viel zu lang und zu genau. Nein, Hermännle! Weißt du, ich merk's schon. Die Krankheit möchte schon gern zu dir kommen, aber sie darf nicht. Ja

freilich! Siehst du, da steht dein Schutzengel mit dem feurigen Schwert am Bett und sagt: was, du garstiges Fieber, einem solchen braven, frommen Buben willst du was zu Leid thun, der erst heut seinen Kameraden aus dem Wasser gezogen hat? Ja, komm nur her, da steh' ich Schildwacht mit meinem feurigen Schwert. Probir's einmal, wenn du Courage hast! Ach, und da kriegt das Fieber aber eine Angst, daß es noch viel ärger zittert, als du selber, und es fliegt und fliegt bis ans Ende der Welt."

Mit so fruchtbarer Phantasie sprach die alte, geängstigte Kindsmagd zu ihm, um sich selber weis zu machen, daß sie keine Furcht für ihn habe. Er hörte ihr zu mit immer hohleren Augen. Aber er fror nun nicht mehr. Brennende Fieberrosen waren auf seinen Wangen plötzlich aufgeschossen, und gläsern starrte sein Auge in den Winkel, während seine Arme krampfhaft ihren Hals umklammerten.

„O nein, nein, Dorthele, das Fieber hat keine Angst vor dem feurigen Schwert, und es fliegt auch nicht fort. Nein, nein! Siehst du, dort im Winkel hockt es, kohlschwarz und mit glühenden Augen. O Dorthele, ich spür' sie brennen bis an mein Bett. O fühl' nur her! Jag' mir das garstige Thier weg! Wo ist mein Schutzengel mit seinem Schwert? Ich seh' ihn nicht. Aber das Thier dort im Winkel, o, wie das immer feuriger brennt! Dorthele, bleib' bei mir, ich hab' solche Angst vor dem feurigen Thier."

Da drückte er seinen brennenden Kopf fest an das Herz seiner alten Dorothee, um sich vor dem Fiebergebilde zu verstecken. Frau Rosalie trat mit dem Thee ins Schlafzimmer. Vater Stark mit seinem Schwager, dem Gerichtsarzte, folgte in athemloser Eile. Er war ihm auf dem Rittersberg zu gutem Glück in die Hände gelaufen. Sie traten zu Dreien an Hermanns Bett. Sie riefen abwechselnd in allen ihnen möglichen Tönen der Angst und Liebe seinen Namen. Er hörte sie wohl, aber sein Auge starrte fort und fort in die Ecke, und seine ganze Antwort war der ihnen unverständliche Angstruf: „Fort, fort, du garstiges Thier, ich mag dich nicht, brenn' mich nicht so! Wo bist du, Schutzengel? So komm doch, schaff' mir das Thier weg!"

„Aber Hermännle, um Christi Jesu willen, was denn für

ein Thier? Es ist ja keines im ganzen Zimmer," jammerte Vater Stark.

„Ach, er meint eben sein hitziges Fieber, Herr Doctor!" klärte die Dorothee ihn auf, und hielt die Schürze vors Gesicht.

„O, ich hab' es ja gleich gesagt, daß es so schlimm wird," wehklagte wieder leise der Vater. „Ach, mein Kind, mein einziges, herrliches Kind!"

„Christoph! Dorothee!" mahnte dann wiederholt die entschlossene Frau Rosalie. „Aber ich bitt' euch um Alles! Verliert doch nicht gleich den Kopf! Guter Gott, wo sollen wir sonst hinkommen?"

Der Gerichtsarzt hatte indessen mit immer bedenklicherer, eiskalter Miene Hermanns Puls gefühlt und redete kein Wort. Seine Art war immer verschlossen und kalt, sogar im Hause der Schwester. Und als diese endlich ihn muthig zu fragen wagte: „Nun, lieber Bruder, was meinst du wohl?" Da warf er ohne jeden mildernden Ton den bangenden drei Leuten rauhherzig hin: „Ja, ihr müßt euch schon auf ein Nervenfieber gefaßt machen! Der Bube hat mir schon seit ein paar Wochen nimmer recht gefallen, und der tolle Streich von heute hat die Krankheit nur schneller herausgetrieben."

„Nervenfieber!" — wiederhallte da in allen drei Köpfen und Herzen dieses schreckliche Wort. Selbst der standhaften Frau Rosalie wankten die Kniee und sie verlor auf einen Augenblick alle Fassung.

„Nun, was ist's denn nachher?" fuhr der Gerichtsarzt nicht minder rauhen Tones, wie zuvor, in ihr Schweigen. „Er ist ja nicht der Einzige, der's gerade hat. Es regiert ja ohnedem in der Stadt, und muß ja nicht Jeder gleich daran sterben ...."

Ich weiß nicht, lieber Begleiter, ob du schon selber einmal einen solchen Augenblick erlebt hast, in dem es vor der Seele plötzlich Nacht wird; wo du nurmehr dumpf vernimmst, wie das ganze Gebäude deines Glücks in seinen Grundfesten erbebt, und du nicht weißt, ob es noch völlig einstürzen wird und all dein Glück darunter begraben, oder nicht.

Ein solcher Augenblick umnachtete jetzt der drei guten Menschen Herz, da sie an Hermanns Bette standen, der schwerathmend noch immer in den Winkel starrte.

„Es muß ja nicht Jeder gleich daran sterben! — Ach, aber des Forstmeisters Rudolf hat erst vor acht Tagen daran sterben müssen! Und Hermann ging mit seiner Leiche und sang das Solo im Grabchor seiner Kameraden. Und das klang damals so schauerlich, daß es Einem fröstelnd durch Mark und Bein ging. Ach, und nun liegt er selber da, an derselben mörderischen Krankheit. O Gott, sei barmherzig mit uns, denn ach! es ist ja unser einziges, einziges Kind!"

So klagte es jetzt durch die weinenden Elternherzen wie stöhnender Herbstwind über nächtige Haide.

Wer noch heute Mittag das an Elternglück so reiche Erkerhaus besucht hätte und wieder heut Abend, er würde es so wenig mehr erkannt haben, wie einen blühenden Garten, darin er zur Frühlingszeit auf die Nachtigall horchte, und den er im liederarmen Spätherbst wiedersah, da in kaltem Nebel die erfrorenen Blätter niederschauerten. Und athmeten am Morgen noch alle Bewohner dieses Hauses gar freien Herzens unter dem blumenbekränzten Scepter heitern Friedens — schon zur Nachtzeit war dieser langjährige milde Hausbeherrscher mit verhülltem Haupte hinausgezogen, ein scheuer Flüchtling. Aber die Angst, die grimme Todesangst mit dem herzlos eisigen Blick, hatte dicht über dem Krankenbette dieses einzigen Sohnes ihren schwarzen Thron aufgeschlagen, und alle Herzen im Hause seufzten unter ihrer mitleidlosen Tyrannei. —

O wurden das jetzt traurige, düstere Tage, und noch qualvollere, sternenlose Nächte! —

Schon ist der heißersehnte siebente Tag vorüber, und die Fiebernacht in Hermanns umschleierten Geist war vor ihm nicht gelichtet worden. — Also wieder sieben neue, ewiglange, marternde Tage und Nächte durchzuharren auf einen neuen Hoffnungsschimmer, der vielleicht eben so trügerisch wieder erlischt! Und am Bette des einzigen Sohnes, einst so heiß ersehnt, dann so herrlich erblüht, und nun im tödtlichen Fieber bewußtlos ächzend, ein Spielball zwischen Leben und Sterben! So kurz noch der Jubel und das Morgenroth seines Hauses, und nun sein Jammer und hereinbrechender Abend; seiner Eltern „Schreckenskind" in dieses Wortes ergreifendster Wahrheit.

Was diese litten, wie kann ich dir's völlig sagen? O, sieh' nur selber ihn an, unsern guten, armen Vater Stark! Jeder dieser Tage hat um ein Jahr ihn älter gemacht. So gebeugt sitzt er bald betend am Krankenbette, bald geht er in planloser Unruhe ein paar dutzendmal von einem Zimmer durchs andere; bald flüchtet er sich mit seiner Angst wieder ins Studierzimmer hinunter, zwingt sich eine Stunde zur Arbeit und wiegt sein Herz in süßes Hoffen ein. O vielleicht, wenn er wieder hinaufkommt, tönt ihm die selige Botschaft entgegen: „Gott sei Lob und Dank, es geht besser!" — Müden Fußes und klopfenden Herzens schleicht er dann hinauf, öffnet leise die Thür des Kinderzimmers und lauscht hinein mit der zaghaften Frage: „Nun Mutter, wie geht's?" — Aber ach, sie fliegt ihm nicht entgegen, wie er sich's drunten geträumt. Mit gesenktem Kopfe bleibt sie am Bette sitzen und flüstert ihm zu: „Nun, es geht nicht schlechter, guter Mann!"

„Nicht schlechter?" erwiedert er mit wieder völlig gebrochenem Muth. „Aber du barmherziger Gott, wann wird es denn wohl endlich besser werden? Ach, am Ende gar nicht mehr! O Rosalie, diesen Jammer überleb' ich nicht." Und er sinkt in ihre Arme und weint an ihrem Halse sich aus, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

Da weint sie wohl mit ihm. Aber mitten aus ihren Thränen bricht auch sogleich die Dulderkraft des stärkeren Frauenherzens wieder siegreich hervor.

„Ach guter Vater, wein' dich aus, aber harr' auch aus! — Sieh', es ist eben eine schwere Prüfung, aber wir wollen sie auch bestehen und nicht kleinmüthig werden. Was frommt uns sonst all' unser Glaube, wenn er uns jetzt nicht helfen und stützen soll, wo wir ja Niemand anders zum Stab und Tröster haben, als nur ihn? O, jetzt laßt uns dem lieben Gott beweisen, daß wir christliche Eheleute und Eltern sind, nicht nur dem todten Namen nach, sondern wirkliche und lebendige, im Geist und in der Wahrheit! Jetzt laß uns ihm zeigen, daß wir mit gleicher Demuth uns beugen unter seine segnende wie prüfende Hand, und daß wir auch in dieser schweren Zeit nur e i n Leib und e i n e Seele sind im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe."

„Amen!“ sprach die Dorothee voll Andacht, die unterdessen wartend unter der Thüre gestanden.

„Ich danke dir, gute, fromme Frau! O Gott vergelte dir's!“ Mehr konnte Vater Stark vor innerer Bewegung nicht hervorbringen. Dann blickte er auf Hermann, und man sah es seinem Aug' und Mund und noch deutlicher seinen gefalteten Händen an, daß seine Seele sich im innerlichen Gebete stärkte, um Mutter Rosaliens glaubensmuthige Mahnung als ein eben so starker und ergebener Vater befolgen zu können. —

„Komm, guter Mann! Ich gehe mit dir ein wenig ins Gärtchen hinunter,“ knüpfte Frau Rosalie das Gespräch wieder an, nachdem sie gesehen, daß sein stummes Gebet zu Ende war, das sie innerlich mit dem ihren harmonisch begleitet. Und sie zwang ihr übernächtiges Antlitz zu mildem Lächeln, da sie ihn bei der Hand nahm. „Du bist ja nun schon drei Tage nicht mehr aus dem Hause gekommen, und die frische Morgenluft wird dir wohl thun. Sonst wirst du mir zuletzt auch noch krank, und das Elend wird nur noch größer. Auch müssen ja jetzt deine Rosen gar schön aufgegangen sein. Komm, wir sehen ein wenig nach ihnen.“

„Meine Rosen?“ entgegnete schmerzlich fragend Vater Stark und zeigte mit der Hand aufs Krankenbett. „Ach, liebe Frau, da liegt mein ganzer Garten. Wenn nur der mir einmal wieder blühen wird!“

„Mit Gottes Hilfe kommt auch wieder diese Zeit. Nur Geduld und Vertrauen! — Dorothee! Wir kommen schon bald wieder herauf.“

„O bleiben Sie nur so lang, als Sie's freut, Frau Doctorin! Sie wissen ja, bei mir ist mein Hermännle gut versorgt.“ Mit diesen Worten setzte sich die treue Dorothee als Wächterin ans Bett, und die Beiden gingen langsam hinunter in den Garten. —

Wenn jemals ein wahres Wort gesprochen worden, so war es diese schlichte Aeußerung der Dorothee, daß ihr Hermännle gut bei ihr versorgt sei. Ich brauche wirklich nicht viel darüber zu reden. Ich bitte dich jetzt nur, lieber Begleiter, schau' du selber in ihre hohlen rothgeränderten Augen, und diese stummen Zeugen treu

durchwachter Nächte erzählen dir Alles viel beredter, als ich es vermag. — Wie manchen Abend ward sie von ihrer besorgten Herrin gedrängt und gebeten: „Aber Dorothee, heute Nacht muß sie einmal in ihr Bett und sich einen ordentlichen Schlaf gönnen. Sie kann es ja mit dieser steten Nachtwache unmöglich länger aushalten!“ — Aber immer war ihre Antwort die gleiche: „Ach Frau Doctorin, thuen Sie mir doch das Leid nicht an, daß Sie mich nicht bei meinem Hermännle wachen lassen wollen. Ich kann ja in keinem Bett nur eine Stunde lang liegen bleiben und ich hab' auch wahrhaftig gar keinen Schlaf. Der wird im Alter so immer weniger, und kommt noch solcher Jammer dazu, dann ist ein Stündlein gerade genug; und das kann ich ja viel ruhiger gleich hier am Bett im Sitzen verschlafen. Ich höre ja doch jeden Odemzug, und bin sogleich bei der Hand, wenn der Hermann mich nöthig hat.“

Diese treuen Worte der bekümmerten Magd waren auch wahrhaftig keine leere Redensart. Buchstäblich war sie seit der Erkrankung ihres Hermännle in kein Bett und nimmer aus den Kleidern gekommen. Und war sie gegen Morgen dieses einzige Stündlein eingenickt, so merkte Niemand am Tage von ihrer durchwachten Nacht. Höchstens, daß sie am Nachmittag sich ganz verstohlen hinter den Küchenherd kauerte und, während die Köchin abspülte, den müden alten Kopf ein wenig in die Hand stützte.

Als aber gar einmal der Gerichtsarzt den Vorschlag machte, eine Spitalwärterin zur Aushilfe zu nehmen, da war die Dorothee ganz untröstlich. Bei all' ihrer Angst um ihren Hermann hatte sie schon lange keine Thräne mehr. So viel hatte sie die ersten Tage und Nächte geweint. Aber bei dieser neuen drohenden Gefahr für sie selber, da strömte dieser bittere Bronnen auf einmal wieder so reichlich, als sei vorher noch kein Tropfen daraus über ihre tief gefurchten Wangen hinuntergeträufelt.

„Was, Frau Doctorin? Eine Spitalwärterin nehmen! So arg könnten Sie mich kränken und beschimpfen wollen? Nein, das können und dürfen Sie nicht! In mein Haus und zu meinem Buben darf kein anderer Mensch zum Warten herein, als nur meine Herrschaft und ich. Ich hab' ihn zu allererst auf dem Arme gehabt, wie er

auf die Welt gekommen ist. Von mir hat er das Essen, das Gehen, Reden und Beten gelernt. Ich hab' ihn groß gezogen bis zu dieser Stunde. Und jetzt, wo ihn unser Herrgott mir so jämmerlich hingelegt hat, soll mir auch Niemand anders in meine Krankenwart hineinpfuschen. Und gar eine so grobe Spitalwärterin? Ja, die wär' mir gerade die rechte. Und der Herr Onkel kann meinetwegen ein ganz geschickter Doctor sein, was versteh' ich davon? Aber von der Krankenpflege versteht er einmal gar nichts. Als ob das so das Nämliche wäre, wer einen Kranken wartet, ob bloß des Geldes oder der Liebe halber! — O, wenn das Hermännle auch jetzt nicht viel von sich weiß, er spürt doch ganz gut, wer neben ihm sitzt, ob seine Mutter und ich, oder so eine bezahlte Person. Und ein kalter Aufschlag, den wir zwei ihm machen, der thut seinem brennenden Kopf ganz gewiß viel wohler, als einer von einer so wildfremden Hand. — Nein, Frau Doctorin, und wenn der Herr Onkel noch so scharf commandirt, aus dem Spital lass' ich zu dem armen Buben nun einmal Niemand herein. Eher geh' ich zum Haus hinaus, und dann können Sie in acht Tagen im Wochenblatt lesen, daß ich in irgend einem Winkel der Stadt vor lauter Herzleid gestorben bin."

Diesen letzten Satz, zu dem auch Vater Stark ins Zimmer getreten war, hatte sie unter so heftigem Schluchzen hervorgestoßen, daß die gute Frau Rosalie alle Mühe hatte, sie zu beruhigen, indem sie ihr aufs heiligste versicherte, daß keine andere Wärterin ins Haus kommen dürfe. Vater Stark gab ihr aber ergriffen die Hand und sagte mit gehobener Stimme: „Dorothee, ja sie hat Recht, ganz Recht! Aus dem Spital darf Niemand herein. Und warte sie nur, wenn sie einmal selber krank und elend in unserm Hause liegt, dann soll sie aber auch nicht ins Spital hinaus, und sie soll wahrhaftig mit uns gerade so zufrieden sein, wie wir jetzt mit ihr. Das hört jetzt der barmherzige Gott." —

Siehst du, lieber Begleiter, so ging an dem gramumnachteten Himmel dieses Hauses doch auch dann und wann ein lichtes Sternbild auf, das im Glanze himmlischer Ergebung und irdischer Treue tröstend herniederstrahlte. Und nachdem nur die erste grimmige Todesangst in ihrem Verdunkeln aller Sinne überwunden war, da

stieg auch das Gebet aus den Tiefen des Menschenherzens immer höher und lichtvoller herauf, und verklärte mit seinem heiligen Schimmer dieser kummervollen Wochen ganze Nacht.

Aber auch noch ein anderes helles Gestirn verbreitete seinen wohlthuenden Glanz.

Auch außerhalb des Krankenzimmers, war das ein treues Mitgefühl in der ganzen Stadt! Vor Allem in dem gegenüberliegenden Nachbarhause des Dekans! Da lag wohl auch der frohsinnige Friede danieder, dessen Krankheit und Genesung alltäglich Hand in Hand mit jener unseres jungen Helden ging. Auch hier war die ganze Familie wie verstört. Wie ließ der dankbare Theodor immer trauriger den Kopf hängen, so oft er von der Nachfrage im Erkerhaus über den Rittersberg wieder heimkam! Wie fühlte sich der Dekan betrübt und verwaist, als er Nachmittags ohne den alten Begleiter um die Stadtmauer den Rundgang machte, und dann bei seiner Heimkehr in stets wachsender Angst drüben vergeblich nach besserer Botschaft sich erkundigte! Und wie erbat sich Frau Meta tagtäglich aufs Neue den Liebesdienst einer Nachtwache, bis es ihr endlich gelang, das Bedürfniß ihres Mutterherzens an dem Retter ihres eigenen Kindes ein paarmal erfüllen zu dürfen!

Und so geschah es in der ganzen Stadt. — Wie vorher Hermanns muthige Heldenthat ihre allseitige Freude gewesen, so war nun seine schwere Erkrankung auch ihre allseitige Sorge geworden. Wo man sich auf der Straße begegnete, fragte man nach ihm. Auch die ärmsten Handwerker und Taglöhner waren um das Erkerhaus dankbar bekümmert. Sie wußten gar wohl, warum.

Auf die gemeinsame Anordnung der beiden Stadtpfarrer ward in allen Schulen und Kirchen für Hermann gebetet, nach der katholischen Messe so gut und so herzlich, wie nach der Predigt auf der protestantischen Kanzel. Wußte man doch allzu gut, wie die Menschenliebe und Barmherzigkeit im streng katholischen Hause Stark auch niemals erst nach der Confession fragte, wenn es an den Bekennern dieser oder jener ihr echt christliches Licht mit gleicher Wärme leuchten ließ. —

Und heut ist der einundzwanzigste Tag, ein neuer Markstein der

Hoffnung auf dem düstern Wege dieser Krankheit, daran sie sich überwunden seitwärts wenden, und die Genesung den Kranken wieder zurückführen soll zu den lachenden Auen des Lebens. — Aber ach, schon ist es Abend geworden, und noch immer unerfülltes Hoffen!

Und wie es nur möglich ist, daß ein solcher Abend nicht genesen machen kann!

Das Fenster des Krankenzimmers ist offen. Es geht in den Garten hinunter. Fühle nur, welch' würzige Luft heraufweht! Und drunten, da blühen Vater Starks Rosen so duftig. Die Amsel schlägt so süß im Hollunderbusch an der alten Stadtmauer. Kecke, junge Sperlinge, diese Gassenbuben unter den Vögeln, spielen in den Wartthürmen mit muthwilligem Geschrei Versteckens. Und hoch am abendrothvergoldeten Himmel schwimmen lichte Wolken, und schauen mit heiterm Lächeln auf die friedliche Stadt herunter, die aus ihren dampfenden Schlöten ihnen neue lustige Genossen in blauen Rauchsäulen aufwärts sendet.

Und drinnen im Krankenzimmer! — Ist ein solcher Gegensatz von Natur und Menschenleben denn nur möglich? Da knieen Vater und Mutter Stark mit der Dorothee an Hermanns Bett, darin er ein wenig aufrecht sitzt mit geisterhaft großem Blick. Sieh', keine Miene verzieht sich in ihren bleichen Gesichtern. Wie leblos horchen sie auf seine Rede und werden von ihr durchschauert wie vom eisigen Anhauch des leibhaftigen Todes. Und horch nur, was er ihnen jetzt sagt mit unheimlich feierlicher Stimme:

„Und am Sonntag will ich begraben sein — und hinter meinem Sarge — gleich nach dem Vater — da soll der Rothbart mitgehen mit Kron' und Scepter. O er braucht sich gar nicht zu geniren. Der Frackschneider trägt ihm ja die Schleppe an seinem goldenen Mantel. Und sein großes Reichsschwert sollen sie mir oben auf den Sarg legen. — Ja freilich, der Rothbart hat mich ja auch so lieb gehabt, und ich auch ihn. Das will ich glauben. Ich bin ja eigentlich der junge Rothbart. Gelt, Frackschneider, es ist wahr? — Ach du lieber Gott, jetzt muß ich aber doch schier lachen. Ha, ha, ha!"

War das ein Mark und Bein erschütterndes Lachen! Und plötzlich fuhr er im selben gehobenen Tone weiter:

„Und alle Dohlen von der Burg, die sollen auch mit meiner Leiche fliegen. Aber sie dürfen gar nicht krächzen, sonst müssen sie alle daheimbleiben. Und mein Grablied, das darf nur der Theodor singen. Und alle Fische im Blechhammer müssen auch mitsingen. Theodor, weißt du, ganz das nämliche Lied mußt du mir singen, wie ich dem Rudolf. Das klingt schon recht schauerlich. Hörst du? Dieses Lied mein' ich, das will ich haben . . . ."

Und während die Amsel drunten ihn jubelnd begleitete, hob er mit seiner hellen Discantstimme in den höchsten Molltönen herzerschütternd die letzte Strophe jenes Grabliedes zu singen an:

„Bei ihm nun ew'ger Morgen ist,
„Ihr sitzet noch im Dunkel da!
„Gelobt sei'st Du, Herr Jesu Christ —
„Halleluja, Halleluja!" —

Bei jedem Verse hatte er einen Augenblick gestockt, aber den abgerissenen Faden immer wieder gefunden. Seine Stimme war immer schwächer geworden, nur das zweimalige Halleluja sang er wieder lauter.

Dann neigte sich sein Kopf langsam auf die Seite. War das der Tod? — In bangster Stille des Gebetes knieten die Drei wie gebannt noch immer am Boden und getrauten sich nicht aufzusehen. Das Opfer demüthiger Ergebung war in ihren Herzen gebracht. Endlich ermannte sich Mutter Rosalie, trat muthig ans Bett und beugte sich lauschend über ihn.

Aber, barmherziger Gott, welche Seligkeit! — Er schläft ja nur! Und gar nicht fieberhaft, wie in all' den Schreckenswochen. O nein, ganz sanften, ruhigen Odems schläft er, wie in früheren glücklichen Tagen.

Wie jetzt der Freudenschimmer in Rosaliens Antlitz auch den noch ganz zerschlagenen Vater und die von den vielen Nachtwachen stumpf gewordene Dorothee ermuthigte, nun auch ans Bett zu treten! Und auch sie jubeln, freilich noch ganz verzagt: wahrhaftig, er schläft nur, und wie ruhig! — O du grundgütiger, barmherziger Gott, wär' es möglich? — Ihn dir schon geopfert zu haben und ihn nun

wieder aufs Neue geschenkt zu erhalten? — Sollte das wirklich der Schlaf der Genesung sein?...,

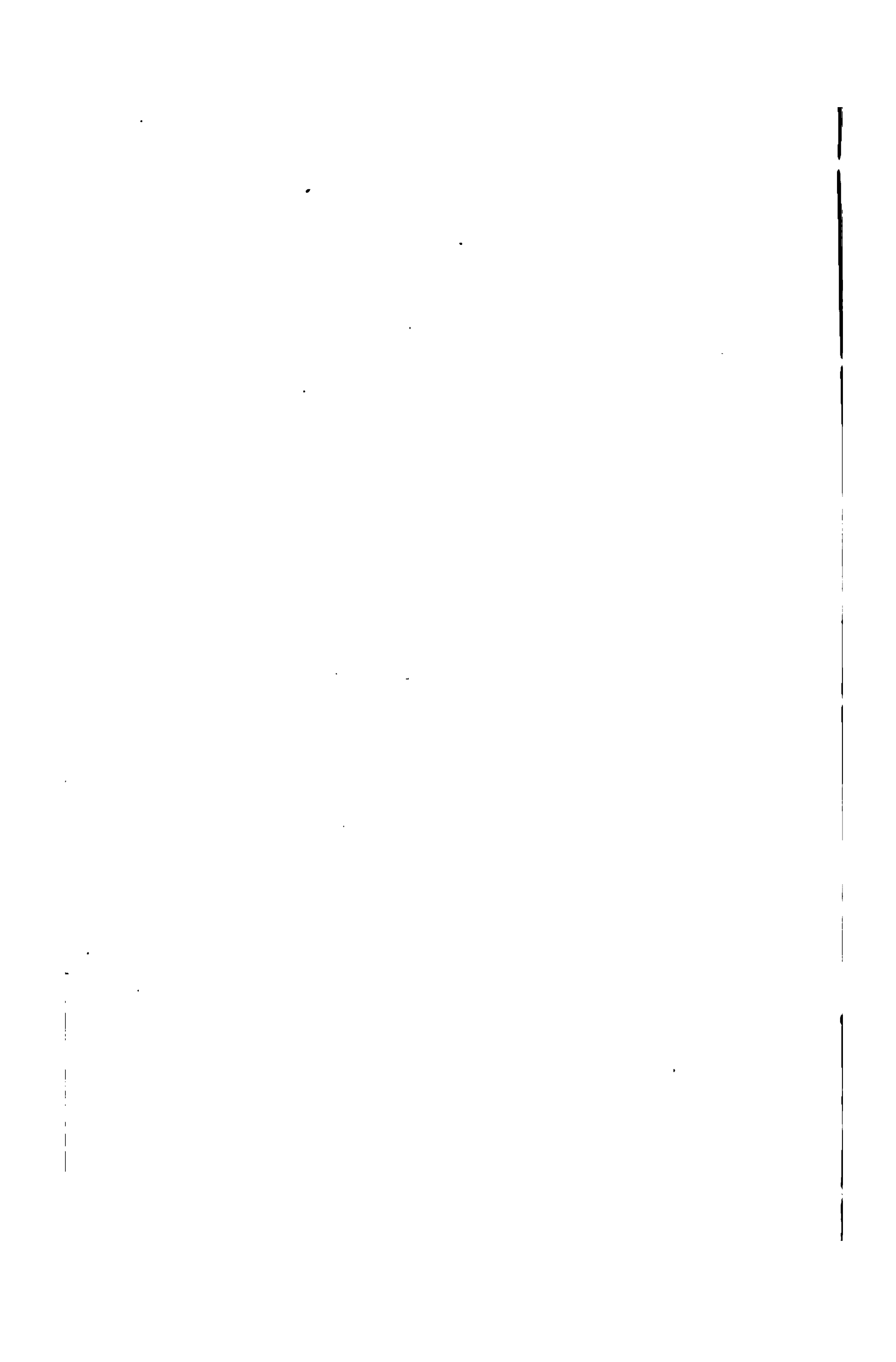
Da trat der Onkel Philipp ein. Er fühlt Hermanns Puls. Aller Augen hängen fragend an seinen Zügen. Doch auch sein kaltes Gesicht erheitert sich....

Hast du's im Frühjahr schon erlebt? Es liegt der Wald noch stumm und starr im Winterschlafe. Da zwitschert erst eine einzige Haidelerche auf einer kahlen Staude neben dem Weg. Ob das auch wirklich den Frühling bedeute? — Und an den Hecken und Büschen lauscht eine Knospe nach der andern schüchternen Auges fragend hervor, ob das der Frühling sei? — Aber die Amsel im Dickicht bejaht es schon viel muthiger mit weithin klingendem, goldenen Schlag. — Wahrhaftig! — „Der Frühling, der Frühling!" — schauert die sonnige Botschaft durch die stolz gekrönten Eichen und Buchen. Und ihre Freude darüber bricht in abertausend schimmernden Blättern hervor. „Der Frühling!" schallt's immer vielstimmiger aus der aufgewachten Vögel klingenden Kehlen. „Der Frühling!" rieseln die Bronnen und grüßen alle Waldblumen. Und zuletzt rauscht ein einziger hehrer Hymnus durch die grünen duftenden Hallen: „Der Frühling! Halleluja!" —

Und wie im Walde zur Frühlingszeit, so klang's nun auch im Erkerhause zur Zeit der Genesung. Erst nur ganz verzagt, und dann lauter und immer lauter von Jubel und Dank: „Er ist gerettet! Halleluja!"

Zweiter Abschnitt.

In der ersten Fremde.



I.

Die Frau Professorin Moser.

O du altes, trauliches Erkerhaus am Storchenthurm, wie schautest du doch an jenem Oktobermorgen des Jahres 1834 trübselig drein, als dein jüngster Bewohner, dein Stolz und deine Lust, zum letztenmal auf dem Rittersberg dir aus der Lohnkutsche heraus den Abschiedsgruß zuwinkte und dann mit den schweigenden Eltern die Schloßgasse hinunterfuhr! — Da hattest du Niemand mehr von all' deinen Lieben als die alte Dorothee, die sich nun in ihr Hinterstübchen hinaufschlich, darin sie von heut an, auch als Kindsmagd völlig pensionirt, das Gnadenbrod essen sollte. Aber vor lauter Herzeleid brachte sie den ganzen Tag keinen Bissen über die Lippen, und sie weinte sich satt, weil sie nun ihr Hermännle so gar lange nimmer sehen durfte.

Fünf Minuten darauf rasselte vom Dekanshause drüben ein zweiter Wagen durch den nebligten Morgen dem ersten nach.

Jawohl, auf lange, lange Jahre sollte Hermann sammt seinem Theodor von dem guten Elternhause wehmüthigen Abschied nehmen, um nurmehr dann und wann in den schönen Ferientagen zum alten heimischen Neste heimfliegen zu dürfen.

Die Lateinschule war glücklich absolvirt. Und die zwei alten Kutschen mit ihren vier gleichalterigen hypochondrischen Rennern schaukelten nun Eltern und Söhne nach der eine kleine Tagreise entfernten größern Provinzstadt, dem Sitze des Gymnasiums.

Bei anbrechender Dämmerung mit nicht im mindesten steifen Gliedern in den damals überaus bequemen Kutschenkasten allseits

glücklich angelangt, stiegen unsere sechs erlösten Freunde auf dem Marktplatz im „goldenen Löwen“ ab. Nach oberflächlicher Restauration der ein klein wenig verschüttelten mütterlichen Frisuren und vom Landstraßenstaube zart angehauchten väterlichen, wie kindlichen Röcke, wurden noch am selben Abend beide jungen Freunde in ihre neue Heimath geführt, zur ungesäumten Vorstellung bei der Frau Professorswittwe, Emilie Moser, Schustergasse Nr. 19, im Hinterhause.

Voll freudiger Spannung trat das doppelte Elternpaar, jeden Sohn an der schützenden Vaterhand, die wichtige Entdeckungsfahrt an. Die Gesellschaft bog aber schon am Ecke des Marktplatzes mit etwas herabgestimmter Erwartung in die enge, sonnenlose Schustergasse ein, darin auch wirklich, zur Erläuterung ihres nicht gerade sehr poetischen Namens, aus manch' offenem Fenster der muntere Tactschlag eines Schusterhammers in den windstillen Abend hinausklang. Jeder Schusterbube konnte von seinem erhabenen Rundstuhl über dem ersten, schüchternen Sohlversuch schon an der ganzen Haltung und Mimik der sechs fremden Wanderer, zumal am fünfzehnten October, deren unzweifelhafte Beziehung zum Gymnasium abmerken. Und das ihnen nachschallende Gelächter der Gesellen ließ auf manchen genialen Witz dieser naturwüchsigen jungen Humoristen einen wohlberechtigten Schluß ziehen.

So gingen sie also in bedächtigem Doppelterzett dahin, und alle zwölf Augen halfen einander, über den Häusern das Numero ihrer stets wachsenden Sehnsucht auszukundschaften.

„Ich hab's, ich hab's, rief plötzlich schon auf fünf Häuser weit der scharfsehende Hermann.

„Ich auch,“ hinkte Theodors Ausruf nach.

„Wo denn, wo?“ riefen die Väter und Mütter und die Neugierde verjüngte ihre Schritte.

Und wirklich, der Blick der Söhne hatte recht gesehen. Das Numero 19 prangte auf einer neuen Blechtafel unzweideutig über einem schmutzigen und geborstenen Hausbogen.

„Das da?“ — klang bei diesem nicht sehr einladenden Eingang der Eltern langgezogene Frage.

„Aber wartet doch nur! Die Frau Professorin wohnt ja im

Hinterhause, und dieses ist erst das Vorderhaus," tröstete mit rasch gedachtem Einwande Hermann seine fünf verblüfften Begleiter, die mit tragischer Miene das Haus Nr. 19, von morosem Alter und Steinkohlenruß gleich finster, vom überhängenden Giebel bis zum verwitterten Sockel musterten. — Trotz alledem blieb ihnen keine Wahl und sie wanderten durch den feuchten, halbdunkeln Gang dieses Vorderhauses über einen winklichten, dumpfen Hofraum ans ersehnte Hinterhaus. Aber ach! Mit seiner nebelgrauen Wand, daran sich noch zur romantischen Steigerung eine lückenhafte Holzgalerie hinzog, schmollte dieses Hinterhaus gerade so griesgrämig in seinen Hofwinkel herunter, wie das Vorderhaus in seine Schustergasse. Die an den hinfälligen Pfosten blendendweiß hernieder wehende Wäsche war der einzige heitere Lichtblick unter all' diesen düsteren Eindrücken, welche alle sechs Herzen Schritt für Schritt beklommener schlagen gemacht hatten, von dem ersten Eintritt in die sonnenlose Schustergasse, bis hierher in diesen alhambrischen Hofraum.

Mit um so froherer Ueberraschung traten sie daher jetzt in den steinernen Hausflur des Hinterhauses, dessen rothe Tafeln gar blank gescheuert aus dem darüber gestreuten weißen Sande hervorblickten. Und wie sie dann die helle Treppe hinaufstiegen, von der jede Stufe für die ganz musterhafte Reinlichkeit der Miethbewohnerin ein neues Zeugniß ausstellte, da nickten die Eltern über diesen unerwarteten Gegensatz in stummem Verständniß sich einander zu, und alle Gesichter wurden heiterer.

Die Frau Professorin Moser saß indessen in ihrem einfachen Wohnzimmer bei ihren zwei Töchterchen am Fenster. Sie unterwies mit kundiger Hand die aufmerksame, ernste, dreizehnjährige Elisabeth, im Hause nur kurzweg „Bettchen" genannt, an ihrem Stickrahmen in dem neuen Muster für die ersten bei ihr bestellten Pantoffel. Das um ein Jahr jüngere Linchen, Bettchens munterer Gegensatz, wie Aennchen zu Agathe, strickte unterdessen mit lustigem Gesichte merkwürdig gewandt darauf los. War es doch der letzte von ihren zwölf Paar Strümpfen, auf den sie jetzt mit so glücklicher Selbstbefriedigung niederlachte.

Da hörte die Professorin zu ihrem größten Erstaunen, wie die

erst am andern Morgen von ihr Erwarteten die Magd auf dem Vorplatze nach ihrem Namen fragten. Eilig ließ sie die Sticknadel auf den Stramin fallen, ging hinaus und führte ihre neuen Gäste mit freundlichster Begrüßung in das Zimmer, aus dessen Fensternischen die zwei neugierig drein lächelnden Mädchen mit natürlichster Grazie ihnen entgegenknixten.

Der feine und doch so ungezwungene Anstand der mehr als vierzigjährigen, aber immer noch edelschönen Wittwe, mit ihren sichtlich wohlerzogenen Töchterchen in den reinlichen Kattunkleidern, stimmte so harmonisch zu dem Geiste der Ordnung und Sauberheit in der einfachen Zimmereinrichtung, daß sich alle Eingetretenen wie in einer Luft des Friedens gar bald wohl und heimisch fühlten. Besonders die beiden Frauen athmeten darin instinktmäßig so tief auf, als sei ihnen plötzlich eine schwere Last vom Herzen genommen worden.

Nach Auswechslung der ersten Begrüßungsreden führte sodann die Frau Professorin ohne Verzug ihre lieben Gäste in die für die neuen Pflegesöhne bestimmten zwei anstoßenden Zimmerchen. Und auch hier war in dem, wenn auch fast dürftigen, Meublement dennoch der Ordnungssinn der Pflegemutter so sichtlich, daß sich der Eltern Augen immer befriedigter umsahen. Hermann und Theodor prüften sogleich Schreibtisch und Büchergestell, mit denen sie ganz zufrieden schienen. Als sie aber dann ans Fenster traten und vor ihren erstaunten Blicken ein freundliches Wiesenthal liegen sahen, das von einem in Obstbäumen versteckten Dörfchen abgeschlossen ward, da klatschte Hermann in die Hände: „Ach, seht doch, seht, welch wunderschöne Aussicht!" — Theodors Auge glänzte in stiller Befriedigung. Und auch die Eltern waren so voll des Lobes über diese liebliche Fernsicht, die gute Luft und die netten, gemüthlichen Stübchen, daß die Frau Professorin ganz glücklich dreinschaute und die beiden Mädchen die vorwitzigen Köpfe seelenvergnügt zur Thür hereinstreckten. —

„Nicht wahr? Ich hab' es ja gleich gesagt, ihr sollt nur erst auf das Hinterhaus warten!" erinnerte Hermann ganz stolz bei der Heimkehr zum goldenen Löwen, wo die beiden Knaben zum letztenmal

auf längere Zeit mit ihren Eltern unter einem Dache schlafen durften. — Und Doctor Stark meinte beim Ausgang aus der dumpfen Schustergasse: „Das hätt' ich doch in meinem ganzen Leben nicht für möglich gehalten, daß ein so schmutziges Hinterhaus in solchem finstern Hofwinkel sich vornheraus so überaus schön und wohnlich ausnehmen könnte. Nein, ich muß wirklich sagen: Haus und Zimmer, Frau und Töchter, Aussicht und Luft, Reinlichkeit, kurz Alles in Summa ganz vortrefflich. Wie, was?"

„Ich bin des festen Glaubens," ergänzte mit etwas an die Kanzel erinnernder Salbung der Dekan Faber, „wir dürfen dem Herrn recht dankbar sein für dieses Hinterhaus in der Schustergasse. Meint ihr nicht auch, liebe Freunde?"

Die allseitige Zustimmung in allen möglichen Einzelheiten wollte auf dem Heimweg und noch spät in der Nacht gar kein Ende nehmen. Es schlug schon zwölf Uhr und die beiden Mütter und Knaben plauderten noch immer von der Frau Professorin, den freundlichen Mädchen und heimlichen Stübchen. Vater Stark aber und Dekan Faber schliefen bereits seit zehn Uhr den Schlaf der Gerechten und spielten, Jeder für sich nach eigener Melodie, ein schnarrendes Schlummerliedsolo, dessen Ton an jenes dicksaitige Instrument erinnerte, von denen heute der Himmel ihrer beiden Söhne über und über voll hing.

* * *

Die Frau Professorin Moser hatte schon frühzeitig mit so vielen tausend deutschen Beamten-, Professors- und Pfarrerswittwen das gleiche trübselige Loos theilen müssen, von der bescheidenen Höhe eines mäßigen Einkommens plötzlich in eine so trostlos tiefe pecuniäre Armseligkeit gestürzt zu werden, daß auch sie mit ihren zwei Töchterchen nach der populären tragischen Redensart „zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben" hatte. Vorausgesetzt, daß man unter letzteres nicht auch die Begräbnißkosten miteinrechnet, wodurch sonst auch sehr leicht aus diesem Zuviel ein Zuwenig sich entziffern dürfte.

Eine Pension aus einem in bitterster Ironie sogenannten

„Standesgehalte“ von sechshundert Gulden! — Dividire diese Summe durch die Zahl fünf für die Wittwe, und fünf mal fünf für jede der beiden Waisen, und du hast bis auf den letzten Gulden das trübselige Exempel gelöst, welch' finstere Noth in solcher „Hinterlassenen“ Hause zurückbleibt, wenn darin die Hand des Todes die hellen Augen des Versorgers schließt.

Die Wittwe Moser sah aber dem feindlichen Leben mit muthiger Entschlossenheit ins kalte, herzlose Gesicht. Und so hatte sie kurz nach dem Tod ihres Mannes, der gerade von einem Blutsturz hingerafft worden, da er nach endlosem Harren eine wirkliche Studienlehrerstelle errungen, dieses Amt einer Kost- und Pflegemutter junger Studenten mit schwerem Herzen auf sich genommen, aber auch mit starker sittlicher Kraft.

Es war der fein erzogenen, zartfühlenden Frau in dem sorgenlosen Haus ihres als Regierungsrath zu früh verstorbenen Vaters dieses Geschick wohl auch nicht an der Wiege gesungen worden. Und auch die platonisch schwärmenden Brautlieder des hektisch schlanken Theologie- und Philologie-Candidaten, Heinrich Moser, enthielten nicht die versteckteste prophetische Andeutung davon, daß seine Emilie nach zehnjähriger, liebesgeduldiger Brautzeit, und dann so flüchtigem Glückstraum, ihre besten Jahre als einsame Wittwe mit dem entsagungsreichen Beruf ausfüllen sollte, fremder Eltern Söhne zu erziehen und zu pflegen, nur um den eigenen Kindern das tägliche Brod mühsam, aber ehrbar, erwerben zu müssen.

Doch auch der alte blinde Bettler an der Landstraße kann den Purpurmantel königlichen Sinnes um seine zerfetzten Kleider schlagen, der dem wirklichen König auf dem goldenen Thronstuhle vielleicht fehlt. Es kommt nur darauf an, mit welch' innerem Aufblick er Sturm und Regen, Staub und Sonnenbrand erträgt und die zitternde Hand hinhält, um den gewöhnlichen Pfennig wie das seltene Goldstück mit gleich demüthigem Danke darin aufzunehmen. — Und ein brustkrankes Mütterlein auf dürftigem Bett in armseliger Dachkammer, das jeden schweren Odemzug mit geduldigem Gebet begleitet, und dennoch für fremde Leute strickt und flickt, um sich die Krankensuppe zu verdienen, es trägt ein Diadem fürstlicher Hoheit

auf dem niedern Haupte, dessen Glanz von gar mancher Fürstin juwelenumblitzter Locke noch niemals herniederstrahlte.

So adelte auch die arme Professorswittwe ihr kümmerliches Dasein und den ihr nun einmal vom Leben zugefallenen Beruf einer Kostmutter junger Gymnasiasten durch die ernste Gewissenhaftigkeit, und vor Allem durch die sittlich religiöse Auffassung, mit der sie ihn erfüllte. Den ihrer Pflege und Obhut anvertrauten fremden Söhnen die ferne, wirkliche Mutter mit allen Kräften ihres Verstandes, mit aller Wärme des Herzens in Wahrheit zu ersetzen — der Hauch dieses edlen Gedankens klärte von Jahr zu Jahr ihre Erwerbsquelle zu einem immer reiner strahlenden Wasser, darin sich zuletzt mit freudigster Berufsliebe ihr mütterliches Herz versenkte und es fast ganz vergaß, daß auch daraus ihr und ihren Kindern die tägliche Nahrung zufließen mußte.

Nicht nur in der Gymnasialstadt, sondern in jedem Städtchen der Provinz, das eine Lateinschule besaß, war aber auch die Professorin und ihr Kosthaus so bekannt und geehrt; die fernen Mütter wußten sie so vollkommen in ihrem seltenen Werthe zu würdigen, daß schon ein Jahr voraus die Aufnahme bei ihr vorgemerkt werden mußte und es jeder Familie als ein besonderes Glück erschien, wenn ein Sohn bei der Frau Professorin Moser untergebracht werden konnte.

Mehr als sechs Pflegbefohlene aufzunehmen, konnte sie sich trotz allem Zureden des Rectors, der ihr mit besonderer Achtung zugethan war, nicht entschließen, da sie in ihrer Wohnung ohnedem schon ihr einziges freies Wohnzimmer Mittags und Abends zum gemeinsamen Speisesaal ihrer Studenten herleihen mußte, und ihr und ihrer Töchterchen ungestörtes Territorium auf ein halbdunkles Schlafzimmer in den Hof hinaus eingeschränkt war. Noch mehr aber, als diese Rücksicht, der sie durch eine größere Miethwohnung schon hätte begegnen können, wog bei ihrem Entschluß die gewissenhafte Erwägung, daß sie bei einer noch größeren Zahl von Pflegesöhnen unmöglich mehr ihre Pflicht so getreu erfüllen könnte, wie sie sich's im Innern bewußt sein mußte, um diese Stellung einer Kostmutter im Sinn eines höheren sittlichen Berufes mit Freuden ertragen zu können.

Wie ruhig konnten daher auch unsere beiden Familien Stark und Faber ihre Söhne in der ersten Fremde dieser mütterlich sorgsamen Frau Professorin überlassen! —

Als am andern Morgen die Eltern mit ihren Knaben wieder in das ihnen so schnell lieb gewonnene Hinterhaus zurückgekehrt waren, um Abschied zu nehmen, da war auch die Frau Dekanin Meta Faber um ihren Theodor wirklich ruhig. — Die Herzensharfe einer Mutter von acht Kindern klingt eben auch für das einzelne Kind nicht mehr in jenem zart nüancirten und ängstlich ausgeführten Solo, wie das die Muttersorge um den einzigen Sohn zu spielen sich immer mehr vervollkommnet. In der Mutterliebe für ihre acht Kinder klang aber das Herz der Dekanin gewiß eben so voll und rein, wie das der Frau Rosalie für das einzige. — Zudem war es heute nicht der erste, wohl aber der allerleichteste Fall, daß sich Frau Faber von einem Kinde trennen mußte.

Pfarrerskinder müssen in frühzeitiger Selbstständigkeit dem Haus entwachsen — das war der klugen Eltern stete Lebensansicht, die sie auch möglichst schnell praktisch ausführten. Denn, wenn der Vater ins Grab hineinsinkt, steigt mit dem Schmerze der Kinder auch noch die Sorge für sie heraus, und dann ist es gut, wenn sie zum Kampfe mit ihr frühzeitig gerüstet sind.

So war des Dekans ältester Sohn, Karl, bereits seit fünf Jahren an der preußisch-russischen Grenze erster Buchhalter in einem großen Pelzhandelsgeschäft. Die Tochter Emma lebte als Gouvernante auf dem prächtigen Edelsitz eines Lords im schottischen Hochland. Zwei andere Schwestern Theodors waren bei Verwandten gleichsam an Kindesstatt untergebracht. Und mit ihrem zweiten Sohn Adolf theilten die Eltern nicht einmal mehr denselben Welttheil, da er in Newyork sich zum Theilhaber eines schwunghaften deutschen Exportgeschäftes durch treuesten Fleiß hinaufgearbeitet hatte. Und gar mancher klingende Wechsel kindlich dankbarer Beständigkeit suchte den Eltern daheim die herbe Trennung durch die weite Salzfluth zu versüßen.

So weit aber auch diese Geschwister vom Leben auseinander geworfen waren — an die kalte nordische Ebene, ins neblichte Hoch-

land, an den brausenden Ocean — das bescheidene Pfarrhaus der deutschen Vaterstadt blieb ihnen doch immer die Stätte ihrer gemeinsamen Liebe, wo ihre fernen Herzen zusammenklangen in jenem angewohnten Vollton kindlicher und geschwisterlicher Pietät, die nicht Berg und Thal, und selbst nicht das Weltmeer trennen oder schwächen kann.

Wie natürlich war es daher, daß die Eltern Theodors für diesen völlig beruhigten Gemüthes scheiden konnten! Athmete er doch nun in dem Hause der Professorin dieselbe verwandte Luft, die daheim sein eigenes durchwehte — die Luft ehrbaren Fleißes und entsagender Genügsamkeit! —

Dem Vater Stark und der Mutter Rosalie fiel der Abschied freilich zehnfach schwerer aufs Herz. Im Dekanshause begrüßten ja doch noch immer zwei liebe Töchter die heimgekehrten Eltern. Aber sie? — Wen konnten sie in dem ausgestorbenen Hause wieder finden? Wer sollte ihren Herzen Ersatz werden für das einzige Kind, das sie in der Fremde zurücklassen mußten? —

O wie Frau Rosalie, trotz allem Trost, ihren Hermann nun so gut aufgehoben zu wissen, ihn doch noch mit allem Erdenklichen versorgte, was nur ein Mutterherz aussinnen kann: mit einem ganzen Faß voll Aepfel und einem Sack Nüsse aus des großväterlichen Pathen Garten im Stadtgraben, mit einem Dutzend hausgemachter feiner Würste, und einem Pfund Chocolade vom Vetter Zuckerbäcker, damit doch ja bei der Verzehrung dieser heimischen Artikel dem Genuß der ersten Fremde noch eine Zeit lang ein süßer Nachgeschmack der lieben Heimath beigemengt werde. —

„Und theile nur ja getreulich Alles mit deinem Theodor!“ flüsterte ihm noch die gute Frau als besondere Gebrauchsanweisung ins Ohr, als sie ihm all' die leckere Mitgift übergab. —

Diese mildherzige Mahnung konnte aber, um ein wenig vorzugreifen, von Hermann nie erfüllt werden, so herzlich er auch bei seinem Freunde darauf dringen mochte. — Wie Theodor früher seine Kameraden mit neidlosen Augen beim Vieruhressen in die saftigen Aepfel oder in die Butterschnitte beißen sah, während er sein Vesperbrod in dieses Wortes trockenster Bedeutung verzehrte, sich mit dem

heitern Sprüchlein tröstend: „Schwarzbrod macht Backen roth" — so blickte er auch heute mit ruhigem Gesicht auf das Aepfelfaß und die hausgemachten Würste. Er war viel zu genügsam gewöhnt und zu verständig, um nicht die Lage Hermanns, als eines einzigen Advocatensohnes, mit der geringen Besoldung seines Vaters, der noch für zwei Töchter zu sorgen hatte, richtig zu vergleichen. Aber bei all' seiner Bescheidenheit hatte er doch auch seinen eigenen Stolz und konnte nicht um Alles beredet werden, sein Stück Schwarzbrod der Frau Professorin auch nur ein einzigmal mit einem Apfel oder einer Scheibe Wurst aus Hermanns reichem Vorrath zu würzen. Das hätte ihn für sich, wie seine Eltern, gleich niedergedrückt, sowie seine Zufriedenheit mit seinem trockenen Stück Brod ihn zu gar manchem frohen Scherz über die Crösuseigenschaft eines deutschen Pfarrerssohnes verlockte. —

Doch kehren wir zum Vormittag unserer Erzählung zurück!

Zwei seidene Halstücher und wollene Schürzen wurden zum Schlusse von den beiden Frauen den Mädchen der Frau Professorin zum Geschenk überreicht. Aber sowohl die verlegen nach der Mutter schauenden Gesichter der Kleinen, wie auch ein schmerzlicher Zug in den edlen Mienen der Wittwe, als sie mit gepreßter Stimme dafür dankte, belehrten die beiden Mütter im Augenblicke, daß solche Geschenke in diesem Hause nicht Sitte seien und sie durch ihre so wohlgemeinte Tactlosigkeit das Zartgefühl der Professorin empfindlich verletzt haben mußten.

So getrauten sich denn Frau Stark und Faber auch gar nimmer recht, ihre Söhne mit besonderem Nachdruck ihrer Obhut zu empfehlen. Es war aber auch wirklich nicht vonnöthen. Die Professorin kam ihrer Befangenheit schon selber zu Hilfe und ihre einzige Rede: „Gehen Sie mit Gott! Ihre Kinder sollen an mir eine Mutter haben, und mit meiner Liebe und Sorgfalt gewiß zufrieden sein!" erstickte in den Beiden jedes weitere Wort der Empfehlung. Statt dessen küßten die zwei Frauen die Professorswittwe mit so glaubensvoller Innigkeit, wie eine von Gott selber für ihre Kinder berufene mütterliche Stellvertreterin.

Unterdessen waren auch die beiden Väter vom Rector und

Klassenprofessor zurückgekehrt, denen sie das Wohl ihrer Söhne noch ganz besonders ans Herz gelegt. — So war denn Alles treulich besorgt, was gute Eltern für ihre Kinder in der ersten Fremde zu thun vermochten. Und die schwere Stunde des Scheidens, vor der sich Alle schon so lange heimlich gefürchtet, war gekommen. —

Der ruhige, verständige Theodor, der noch den früheren traurigen Abschied seiner Geschwister gar wohl in der Erinnerung hatte, wollte nun den seinigen so leicht als möglich machen. Mit verhaltener Wehmuth trug er in seinem Stübchen für seine daheimgebliebenen Schwestern einen herzlichen Gruß auf. Der Dekan legte die Hand segnend auf sein Haupt und sprach ergriffen: „Theodor, bleibe brav und gottesfürchtig, der Herr behüte dich!" — Die Mutter hielt ihre Hand schweigend vors Gesicht. Dann noch ein allseitiger, langer, inniger Kuß — und es war geschehen. Als dann die Eltern in das Wohnzimmer der Professorin hinübergingen, blieb Theodor allein zurück und ließ erst jetzt, ans Fenster tretend, seinen hervorbrechenden Thränen ihren ungesehenen Lauf.

Nebendran im andern Stübchen ging's freilich mit dem Abschiednehmen nicht so leicht.

Vater und Mutter Stark konnten sich von Hermann gar nicht losreißen, so hingen sie immer wieder küssend an seinem Halse. — Es war, als ob sie all' ihre Liebe nun nochmals in einem einzigen letzten Erguß über ihn ausströmen wollten. Da ward auch er beim Scheiden erst inne, wie fest sein Herz mit dem ihren verwachsen sei, und wie weh ihm nun geschah, sich davon loszutrennen. Endlich bat er von Wehmuth ganz überwältigt: „O Vater und Mutter, was ich euch jemals Leides gethan, verzeiht mir's jetzt und segnet mich, daß es mir gut ergehe und ich euch Freude mache!" — Und sie segneten ihn und weinten bitterlich. Dann stand er auf und sagte gefaßt: „Ich dank' euch und nun laßt mich hier nur allein! Ich kann euch nicht fortfahren sehen. Und grüßt mir den Großvater und den Onkel Philipp und die ganze Verwandtschaft und vergeßt mir ja nicht meine gute, alte Dorothee! — Und ich schreib' schon bald. — Lebt wohl! — O Gott! Lebt wohl! —"

Noch ein letztes Küssen und Umarmen — ein gewaltsames Sichlosreißen, und das Scheiden war auch hier überstanden.

Dann ging Hermann hinüber zu Theodor, der noch immer verloren am Fenster stand, und er lehnte seinen Kopf auf dessen Schulter. „Ach, Theodor, wie bin ich froh, daß ich doch dich hier habe! Gelt? wir halten aber auch hier zusammen, wie daheim!“ —

„Gewiß Hermann, wir bleiben auch hier die Alten. Wenn ich dir nur gut genug bin, wie freut mich das!“ erwiederte der treuherzige, bescheidene Pfarrerssohn.

Bald darauf rasselten zwei alte Lohnkutschen aus der Stadt. Das Elternpaar in der einen fuhr voll stummer Betrübniß in ein kinderloses Haus zurück.

II.

Meeresstille vor dem Sturme.

Am andern Morgen, als die Bäckerbuben wie flinke Gespenster pfeifend durch die noch verschlafenen Gassen huschten, hielten die beiden Wagen wieder still auf dem Rittersberg der heimathlichen Kleinstadt. War das eine äußerlich und innerlich mühselige Fahrt! Und als die Eltern Stark dann ausgestiegen waren, wie unheimlich leer und still empfing sie das ganze Haus!

Da habt ihr nun so lange geharrt und gehofft, bis der Segen eines Kindes in euer Haus eingezogen war! Da habt ihr nun vierzehn Jahre euch über ihn gefreut und bekümmert! Habt Tag und Nacht das Zusammenleben mit ihm zärtlich gepflegt, wie eine im Frühling und Winter gleich duftende Blume, und nun hat sie das hartherzige Leben euch weggenommen und in den Boden der Fremde versetzt, daß ihr vereinsamt daheim um sie trauern müßt! — Ihr armen Eltern dauert mich!

Vater Stark, so sehr er auch an Heimweh krankte, hatte doch wenigstens zur Zerstreuung seine Kanzlei, sein Tribunal, seine Schachpartie und seinen Rundgang um die Stadtmauer. Aber sie, die

Mutter! Wie ging sie noch wochenlang ruhelos von einer Stube zur andern und meinte immer, daß sie ihr fernes Kind in irgend einer unversehens finden müsse. Und wenn sie vom Erkerfenster hinuntersah — der Rittersberg, die Schloßgasse, Gott, wie leer und öde, wie ihr Mutterherz! — Wie mancherlei Arbeit fing sie an und keine ward fertig! Ihr einziger Trost war die Kirche, in der sie jeden Morgen ihr Heimweh dem lieben Gott aufopferte, und des Abends das Nachbarhaus des Dekans, bei dessen daheim gebliebenen Kindern sie ihr heimwehmüdes Herz ein wenig ausruhen und zerstreuen ließ. — Und erst die alte Dorothee! Diese wußte nun gar nimmer die langen Tage herumzubringen. Wohl saß sie stundenlang an ihrem Spinnrad und spann und sann, und sprach mit sich selber, und wackelte dabei mit dem schneeweißen Kopfe. Dann trippelte sie wieder im ganzen Hause herum und machte sich allerhand unnöthige Arbeit. Aber die Zeit wollte ihr doch nicht herumgehen, und sie hielt manchen langgesponnenen Monolog mit dem stets gleichen Seufzer: Wenn sie doch unser Herrgott nun zu sich nähme, da sie jetzt zu gar nichts mehr nütz auf der Welt sei! — Vater Stark hingegen war merkwürdig in sich gekehrt und sprach von seinem Heimweh nur selten. Er wollte doch als Herr des Hauses ihm auch an moralischem Muthe voranleuchten, was ihm jedoch hundertmal härter ankam, als er sich merken ließ. Nur nach dem Nachtessen, wenn er bei seiner einsamen Rosalie die gewohnte Pfeife rauchte, da konnte er manchmal einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Und einmal, an einem recht trostlosen Novemberabend, sprach er den scheinbar oberflächlichen und doch in seiner heutigen Stimmung so traurigen Satz aus: „Ach ja, du mein Gott, so geht's eben auf der Welt."

„Du hast Recht, lieber Mann!" fiel Mutter Rosalie ein. „Ach ja, eine eigene Welt! — Es ist nur gut, daß nach diesem Leben noch ein anderes kommt. Sonst wär's, weiß Gott, gar nicht der Mühe werth, daß man zu leben anfängt, um sich so viel abkümmern zu müssen."

Dann sahen sie Beide vor sich hin. Mutter Rosalie ermannte sich indessen sogleich wieder zu neuem Trostwort: „Aber gieb dich nur drein, guter Christoph, es muß einmal so sein, da wollen wir

es auch geduldig tragen und unser Herrgott wird unsern Hermann schon behüten an Leib und Seele."

Ging da dem Vater das schwere Herz auf, und wie that ihm so wohl, daß er nur einmal davon reden konnte!

„Ich hoff' es, gute Frau, und bete darum alle Tage. Aber es ist doch hart, so lange von seinem Kinde getrennt zu sein. Ich hätt' es früher selbst nicht so geglaubt, und statt leichter wird mir's immer schwerer."

„O, mir auch, lieber Mann!" bestärkte ihn Frau Rosalie darin mit aller Offenherzigkeit.

„Dir auch? Nun das freut mich. Aber freilich, wir zwei haben ihn ja gleich lieb, da muß uns auch das Herz um ihn gleich wehe thun. Lieber Gott, wir müssen es eben überwinden und uns an unser leeres Haus gewöhnen."

„Doch an Ostern kommt er ja wieder!" — fuhr es auf einmal ganz hell durch Mutter Rosaliens düstere Gedanken. „Ach, guter Christoph, wird das eine Freude für uns werden!"

Wie da Vater Starks Auge leuchtete! „Ach ja, an Ostern kommt er ja wieder! O du mein Heiland! Wie soll da mein Herz mit dir in ihm auferstehen! — Aber," sprach er wieder gedehnt, „es ist doch noch recht lange bis Ostern."

„Es kommt auch diese Zeit, lieber Mann, nur Geduld!"

„Ja Geduld! Wenn die nicht wäre, wäre das ein schweres Leben! — O Gott, Geduld!" —

Solche elegische Zwiegespräche kehrten noch gar oft zurück an den stillen Winterabenden.

Aber wenn dann der Briefträger ins Erkerhaus kam und dem guten Doctor schon unter der Kanzleithür mit freudiger Miene den ersehnten Brief emporhielt und rief: „Herr Doctor, heut bring ich wieder den rechten!" war es dann auch ein Festtag im ganzen Hause für alle seine Bewohner! Welche Freude durchflog dann die friedlichen Räume von der Kanzlei bis zur Erkerstube, wohin Vater Stark athemlos der Mutter die trostvolle Botschaft hinauftrug, und dann wieder ins Hinterstübchen zur alten Dorothee, die immer gar

nicht laut genug darüber jubiliren konnte, daß es ihrem „Herzens-hermännle“ in der Fremde doch so wohl ergehe.

Und es ging ihm wirklich gut. — Wenn irgendwie das treu-besorgte Elternhaus dem Kinde durch ein fremdes ersetzt werden kann, so that es das Kosthaus der Frau Professorin Moser. Die Einfalt und der Friede dieser Familie heimelte gar bald die beiden Freunde an. Sie fühlten gar wohl, daß sie nicht bloß um des Kost-geldes willen, sondern in einem viel edleren Geiste wahrhaft mütter-licher Pflege wie eigene Söhne versorgt waren. Die gute „Mutter Moser,“ wie sie seit Jahren von ihren Studenten genannt wurde, war die Liebe und sorgliche Aufmerksamkeit selber. Selbst ihre Stimme hatte einen so wohlthuenden, gar nicht fremden Klang. Und die beiden geschäftigen Mädchen, wie waren sie ihnen doch wie liebe Geschwister, die ihnen stündlich an den Augen absahen, mit was sie ihnen einen freundlichen Dienst erweisen konnten. Das muntere Linchen zeigte für Hermann eine besonders freudige Dienst-fertigkeit, während das träumerische Bettchen sich mehr zu dem in sich gekehrten Theodor in kindlicher Unbefangenheit hingezogen fühlte.

So hatte Hermann, um sich recht in der Erinnerung an das liebe Elternhaus zu erhalten, über seinem Bett ein Crucifix mit lebendigem Epheu aus dem heimischen Garten umrankt. Auch Theodor ahmte ihm darin nach. Und Vater Stark machte vom gleichen Stocke der für Hermann seine Schößlinge abgab, auch für das Kreuz des Freundes die nöthige Pflanze zum Geschenk. — In die sorgliche Pflege dieses Epheuschmuckes theilten sich nun die beiden lieben Mädchen in strengster Geschiedenheit. Linchen begoß einzig die Töpfe Hermanns, Bettchen nur jene Theodors. Und jedes von den Mädchen war über das andere eifersüchtig, daß ja kein Stock saftigere Blätter treibe, als der andere. Ebenso gewissenhaft versorgte Linchen den Weihwasserkessel Hermanns mit frischem Wasser, das sie immer selber beim katholischen Pfarrer in ihrem kleinen Krüglein holte, um ja über die Echtheit der Qualität gewiß zu sein.

So versorgte das Haus der Frau Professorin unsern lieben jungen Helden mit Allem, was ihm nur nöthig war an Leib und

Seele. Nur Eines konnte es ihm dennoch nicht ganz ersetzen, — das wirkliche Elternhaus in der lieben fernen Heimath.

Jetzt erst fing von der Gluth der Sehnsucht die Kindesliebe in ihm zu blühen und zu duften an, wie sie nie zuvor das Herz der Eltern daheim erquickt hatte. Sogar das Heimweh ließ in den ersten Wochen mehrmals seine Aeolsharfentöne in der Seele des muthigen Knaben erklingen. Dann saß er an seinem einsamen Fenster, und sah in weichster Stimmung hinaus in das spätherbstliche Wiesenthal.

Wie kalt und flüchtig war oft daheim sein Gruß gewesen, wenn er von seinen Knabenspielen ermüdet und erhitzt in die Erkerstube hinaufgesprungen kam, und vor allem sich nach dem Essen erkundigte! Und jetzt, was hätte er darum gegeben, jeden Tag beim Aufstehen und Schlafengehen nur ein einzigmal in die treuen Augen der Eltern schauen zu dürfen! So legte er denn seine ganze Sohnesliebe, davon sein Herz so übervoll war, in seine Briefe nach der Heimath, und er selber merkte gar nicht den anfangs elegischen Ton, der seinem ausgeprägt sanguinischen Temperament früher so völlig fremd gewesen. Und wenn dann sein Brieftag war, den die Eltern Stark in jeder Woche so regelmäßig einhielten, wie Sonne und Mond ihren Auf- und Niedergang, wie war Hermann dann vor und nach dem Empfang des treuen elterlichen Wortes so eigenthümlich aufgeregt! Er, der daheim der Eltern liebreiche Mahnungen so hundertmal überhört hatte, wie bedächtig und nachdenklich las er jetzt Wort für Wort ihrer besorgt warnenden Liebe! — Schon nach einer halben Stunde holte er das liebe Blatt wieder hervor, und las es nochmals und abermals, und immer war die Lesung seinem Herzen gleich erquickend. Aber vor dem Einschlafen mußte er sich in die liebe Botschaft aus dem Elternhause erst noch einmal recht tief versenken, als ob er ihren wohlthuenden Inhalt noch gar nicht kenne.

Hättet ihr euern Sohn vor solchem Einschlafen einmal belauschen können, ihr treuen Eltern Stark, euer stummes Herzleid wäre gewiß laute Herzensfreude geworden. O dann wölbte sich zwischen ihm und euch des Gebetes himmlischer Steg, und ihr ginget darauf Hand in Hand aus der Heimath zu ihm in die erste Fremde, tratet an sein Bett, legtet eure Hand auf sein Haupt und neigtet euren

Mund über den seinen! — Da ward ihr so ganz leibhaftig bei ihm und er bei euch, und die drei Herzen wußten von keiner Trennung!

Seine früher so ungestüme Natur ward durch diese erste Stimmung in der Fremde sichtlich gemildert, und die immer inniger bewußte Herzensgemeinschaft mit seinem Freunde Theodor nährte fort und fort diese stille läuternde Flamme.

Dieser allein war sein treuer Begleiter in den Stunden der Erholung, er war sein Genosse bei der Arbeit und hing an ihm mit rührender Treue und Ergebenheit. Jener Abend am Blechhammer ward von ihm nie und nimmer vergessen. — Theodors ruhiges, bescheidenes Gemüth war die harmonische Ergänzung von Hermanns rasch fliegendem Geiste. Und so verschmolz sich ihr jugendliches Herz immer mehr zu jenem selbstsuchtlosen Ideal schwärmerischer Freundschaft, das nur die frische Poesie harmloser Jugendjahre erstreben und erreichen kann.

Wie so mancher in ernster Ruhe durch die Ebene hinfließende Strom mußte erst als junger Wildbach in der Gebirgsheimath seiner Kindheit über Felsen und Baumstämme brausend hinunterstürzen. Und auch der Strom des Menschenlebens hat seine fort und fort wechselnde Zeit des schäumenden Sturzes und der ruhigen klaren Quelle.

So flossen auch in Hermanns Leben in der ersten Fremde nun Wochen, Monate und Jahre in heiterer Ruhe dahin. Es schien, als habe er seine frühere unbändige Natur wie ein verbrauchtes Kleid in seiner Heimath zurückgelassen, und hier für immer einen neuen Menschen angezogen. Die Frau Professorin konnte nur die freudigsten Briefe über ihn heimschreiben. Und im Fortgang war er in den verschiedenen Klassen immer einer der Ersten. Namentlich in der deutschen Sprache und Geschichte war er stets der unbestrittene Sieger geblieben. Nur Eines kam auch hier wieder zum Vorschein, das war sein alter Haß gegen die Mathematik; und dieser blieb sich nicht nur gleich, sondern steigerte sich noch von Jahr zu Jahr. Hermann fand sogar eine stolze Befriedigung darin, seine Geringschätzung dieser Wissenschaft ganz offen an den Tag zu legen, und jeder Mahnung seines Mathematik-Professors setzte er ein trotziges:

„ich will nicht!" entgegen. Mit bestimmten Zahlen auf dem Papier, wie mit klugen Gründen im Leben zu rechnen, in den Bann geometrischer wie menschlicher Verhältnisse seinen freiheitsbedürftigen Geist einzwängen zu lassen, das ward ihm, von Jahr zu Jahr bewußter, ein gleich verhaßtes, fast niedriges Geschäft.

Um so lieber versenkte sich sein idealer Geist, von Theodors poetischem Schönheitsgefühl stets angeregt und unterstützt, mit immer frischerer Lust und geistigerem Verständniß in die alten und neuen Dichter, um aus freiem Antrieb die tägliche Einförmigkeit der trockenen Schulaufgaben und starren Formübungen mit stets neu wechselndem Reize zu beleben.

Wie die zwei aufblühenden Jünglinge in trunkener Schwärmerei darin mit einander wetteiferten! Wie sie im ewigen Schönheitsstrome des größten Erdendichters wahrhafter Natur, des ewig jungen alten Homer, die heißen Herzen wonniglich badeten! Wie sie sich erfrischten am sprudelnden Quell horazischer witziger Weisheit, und im gottdurchhauchten Sophokles das Maß adeliger Schönheit bewundern lernten! Dann sonnte sich ihr geistiges Auge wieder am hehren Glanze der Schiller'schen Menschheitsideale. Für Freiheit und Vaterland erglühten ihre Herzen in Körners „Leier und Schwert," und Uhlands urdeutscher romantischer Duft umwob erquickend ihr sinniges Gemüth.

Und wie sie also begeistert Hand in Hand umherschweiften auf den lichten Höhen ihrer alten und neuen Lieblingsdichter und ihr Geist mit Idealen sich bereicherte, so wanderten sie auch leiblich in jeder Jahreszeit durch Wiesen und Wälder. Die kühle Welle wie der Eisspiegel halfen ihren Körper erstarken machen, und die weise Diätetik der Alten: „mens sana in corpore sano" fand an ihnen ihre herrlichste Bestätigung.

Ja, damals war die pädagogische Weisheit unserer heutigen Schulplankünstler noch nicht zu solch menschenquälender Geistlosigkeit verflacht, mit der heute der junge Student in der bunten Zwangsjacke seichter Vielwisserei an Leib und Seele niedergehalten wird, um ihm so jede frische Lernlust schon im Keime zu verkümmern. Man gönnte seinem heranwachsenden Geist und Körper auch noch

die nöthige Luft und Freiheit, um auch außer der Schulbank fröhlich treiben zu können, damit die Wissenschaft dem Jüngling eine weise, treue Führerin werde im großen Lichtreiche des Geistes, und dem Mann für alle Zeit eine geliebte Freundin bleibe, erheiternd und erfrischend durch sein späteres oft nur allzu reizlos trockenes Berufsleben.

O war das für unsere beiden Freunde eine schöne erquickende Jugendzeit! Wie ein frischer Morgengang durch Feld und Wald, da die Blumen aus den Aehren nicken und am Strauche die Rosen grüßend den jungen Wanderer fragen, ob er sie nicht brechen und an sein Herz stecken wolle. —

So kam Hermann immer schöner an Leib und Seele heim, ein immer süßeres Labsal seiner glücklichen Eltern. Und wer zu Ostern oder im Spätsommer die jungen Studenten mit dem Ränzchen über Berg und Thal in ihre Vaterstadt heimwandern sah, der blieb auf dem Wege stehen und sah vor allen Andern dem goldlockigen Wandersmann mit lachenden Augen nach, und pries im Stillen die Eltern glücklich, die ihn ihren lieben Sohn nennen durften. —

Doch auch die spiegelklarste Meeresstille birgt den Sturm in der Tiefe, und kein kundiger Schiffer, der hinaustreibt in die glatte Woge, vergißt darauf, daß sie sich urplötzlich in Berg und Thal verwandeln und sein Fahrzeug verschlingen könne.

Aber den guten Eltern Stark erging es nicht wie dem meererfahrenen Schiffer. Sie vergaßen über der langen Meeresstille in Hermanns Leben ganz und gar auf allen Sturm. Und einmal kehrte er doch zurück, der Wellenspiegel von Hermanns Herzen ward Berg und Thal und das Fahrzeug seines Lebensglückes schwankte darauf ächzend auf und nieder.

III.

Der Korporal und sein Rekrut.

Woher es doch wohl kommen mag, daß die gelehrte Zunft der Philologen, namentlich auf den Lateinschulen und Gymnasien, von

allen gebildeten Menschenklassen vielleicht die verhältnißmäßig größte Zahl komischer Originale aufzuweisen hat? Wenn oft nur ein Dutzend Männer sich ihre Erinnerungen aus dieser römisch-hellenischen Schulzeit mittheilen wollten, welches ganz unterhaltende Büchlein voll ergötzlicher Sonderlichkeiten könnten sie zusammenschreiben!

Auch ich wäre nun im Stande, zu einer allenfallsigen Geschichte philologischer Urbilder aus Hermanns Schulzeit außer dem seligen Frackschneider noch manches „schätzbare Material" zu liefern. Doch mein Weg ist noch zu weit. Leider darf ich mich bei dieser ganz unschädlichen Species abnormer Gewächse an unseres Helden Lebenspfad nicht länger aufhalten. Aber bei einer ganz besonders stachlichten philologischen Distel, die das junge Leben unseres Helden fast zu Tode ritzte, muß ich doch eine kleine Weile stehen bleiben. —

Professor der vorletzten Gymnasialklasse war damals ein nun längst verstorbener, kupfernasiger Glückspilz mit goldener Brille, dessen geckenhafte Toilette die Eleganz seiner Latinität weitaus übertraf, und der sich stets an einer morschen Eselsbrücke ängstlich anklammern mußte, wollte er den tiefen Gedankenstrom der griechischen Dichter rauschen hören, um ihren Geist dann doch nicht zu verstehen.

Kreatur und Vetter eines in der Landeshauptstadt einflußreichen Ministerialbeamten war er allen seinen Collegen um so verhaßter und gefährlicher, als seine offenkundige Ignoranz in der Wissenschaft mit lügnerischer Vielwisserei in politischer Spionage vortrefflich gleichen Schritt hielt. Alle Versuche des würdigen Rectors, diese Giftbeule aus dem gesunden Lehrkörper der ihm anvertrauten Lehranstalt auszuscheiden, waren stets durch die heimlichen Gegenoperationen des intriguirenden Protectors vereitelt worden.

Aber er war auch ein Opiumtrank für die Lernlust seiner Schüler und die stete Zielscheibe für die heimlichen Pfeile ihres jugendkecken Witzes. Darin übertraf indessen dieser würdige Lehrer seine Schüler noch weit, nur daß sein eigener, hämischer Witz einem andern doppelten Ziele galt, daran seine Unwissenheit als buntlappiger Hanswurst armselige Possen machte.

Da war kein gelehrter deutscher Philolog, irgendwie um die Heroen altklassischer Kunst und Wissenschaft verdient, dessen gründliche

Forschung er nicht durch unwürdigen Spott vor seinen Schülern lächerlich gemacht, um so vor ihnen den traurigen Ernst seiner eigenen philologischen Stümperei zu verstecken. Da war aber auch kein Schüler, dessen Talent und Wissen er kannte und fürchtete, in dem er nicht planmäßig schon von vornherein durch alle möglichen höhnischen Chikanen die leiseste Lust erstickt hätte, an der Gründlichkeit seiner höchst fraglichen Wissenschaft jemals zweifeln zu wollen.

So war diese Klasse schon seit Jahren gerade für die Talentvollsten ein wahres pädagogisches Fegfeuer und sie sehnten sich nach der Oberklasse beim würdigen Rector, wie ein Gefangener nach seiner Befreiung. Alle hatten indessen ohne Ausnahme in stummer Knechtschaft dieses niedrige Joch schon seit Jahren getragen, und so den frivolen Sarkasmus dieses Ignoranten bis zum feistesten Uebermuthe gemästet.

Nur bei einem Einzigen hatte er sich gründlich verrechnet. Und du ahnest wohl, wer dieser Eine war. Aber auch vor keinem all' seiner zahlreichen Schüler in fünfzehn Jahren hatte der Professor jemals eine so tiefe, instinktmäßige Scheu gehegt. Der ganze Jüngling hatte für ihn von vornherein etwas mysteriös Verhängnißvolles, ohne daß er sich eigentlich darüber Rechenschaft geben konnte. Er mußte sich an diesen trotzigen Ernst in Hermanns stolzem Gesichte förmlich erst gewöhnen. Und das reizte ihn nur noch mehr, diesen gefährlichen Schüler mit allen erdenklichen Mitteln spöttischer Geringschätzung niederzuhalten.

Gerade so instinktmäßig war aber auch diesem Schüler der ganze Mensch an dem Professor nach außen und innen schon seit der ersten Stunde zuwider, und er ahnte es merkwürdig lange voraus, daß sie einmal gewaltig auf einander platzen würden. In solchem Gefühle bereitete Hermann gerade in dieser Klasse sich ganz besonders gründlich und mit doppeltem Zeitaufwand auf jeden Unterricht vor. Jede Variante des Textes, jede Auslegung des Sinnes stand ihm zu Gebote, wie einem gelehrten Philologen. Denn er durchschaute bei dem Professor gar bald seine ihm schon vorher bekannte Stümperei, besonders bei seiner schülerhaften Erklärung der griechischen Tragiker. Und es war ihm gar oft ein wonniges Behagen, gegen

den wackeligen Bau dieser philologischen Kenntnisse mit keckem Wort einen erschütternden Ruck zu thun. Dann übergoß ihn der Professor im Nu mit der schärfsten Lauge seines Spottes, um seine eigene Niederlage rasch vergessen zu machen. Hermann wußte das jedesmal im voraus, und er that es doch. Gerade das reizte seine nach Jahren wieder aufgewühlte Sturmnatur. Dann lachten alle seine Mitschüler über den Professor schadenfroh sich einander zu, und blickten mit großen Augen nach dem kühnen Hermann Stark, der das wagte, was sie sich Alle nicht getrauten. Nur Theodor saß oft beklommen da und wußte nicht, was daraus noch werden sollte.

Lange, für sein heißblütiges Wesen bewundernswerth lange, ertrug Hermann jede unverdiente Zurechtweisung, jeden unwürdigen Spott des „Korporals,“ — ein Spitzname, den dieser Professor schon seit langen Jahren führte und der sich sogleich von selber erklären wird.

„Steh' er auf!“ näselte der Professor gar oft in karrikirtem Korporalston. Und Hermann sprang am Eckplatze der ersten Bank mit beiden Füßen auf und schaute mit verhaltenem Hohnlachen ihm ins Gesicht.

„Gerade steh' der Rekrut! Stell' er sich nicht so querbeinig hin! — Rekrut! Hat er was gelernt?“

„Ja wohl!“ gab ihm Hermann in entschiedener Betonung zurück.

„So fang' er an!“ erklang ein neues Commandowort, und die ganze Klasse spitzte die Ohren.

Gar oft aber, und gerade wenn Hermanns Uebersetzung besonders gut war, unterbrach er ihn mitten darin: „Setz' er sich, Rekrut! Das nächstemal werd' ich ihm mit dem Korporalsstock kommen!

Und Hermann setzte sich mit verächtlicher oder lachender Miene, je nachdem er aufgelegt war, und so lang ihm dies Alles in der ersten Zeit noch eine gewisse Unterhaltung gewährte. Sogar den Superlativ der seltsamen Bezeichnungen des Professors: „moralischer Krüppel!“ den er indeß nur in der höchsten Aufregung aussprach, ließ sich Hermann einmal ruhig gefallen. Aber schon damals zuckte es wie ein elektrischer Strahl über sein zornglühendes

Gesicht. „Moralischer Krüppel!“ hallte es in seinem schwer verletzten Herzen wieder. — „Gieb Acht, Korporal, diesen Schimpf sollst du mir noch heimbezahlen.“

Als dann aber das erste halbe Jahr vorüber war, da zerrann in des nun siebzehnjährigen Jünglings stolzem Gemüth auch der letzte Hauch von komischer Wirkung, und der bitterste Ernst edler Entrüstung über dieses nichtswürdige Possenspiel mit der Jugend und Wissenschaft, die gründlichste Verachtung dieses Stümpers, fing so gewaltig in ihm an zu gähren, daß er von nun an nur auf Eines heimlich brütete und sich selber darüber völlig vergaß.

„Fort mußt du, Vogt! Deine Uhr ist abgelaufen!“ — so beschloß er, ein anderer kühner Tell, gegen diesen hämischen, gewaltthätigen Schulvogt. Aber offen, Aug' in Auge wollte er ihn vernichten, nicht wie jener, heimlich hinter dem verbergenden Hollunderstrauch, worin er mit seinem unsterblichen Lieblingsdichter niemals ganz einverstanden war, so begeistert er auch sonst für dessen Helden schwärmte.

Und auch ihm war die Gelegenheit günstig.

Sophokles' Antigone, die Hermann besonders liebte, ward an einem sommerlichen Nachmittag vom Professor wieder einmal gründlich mißhandelt, und er mit ihr. An den Nachmittagen war der „Korporal“ überhaupt immer besonders sarkastisch aufgelegt, und sein weinglänzendes Gesicht gab deutlich Kunde von dem innern Grunde seiner Erregtheit. Kurz, Hermann mochte übersetzen, wie er wollte, Alles war heute wieder „schlechte, liederliche Schuljungenarbeit.“

„Setz' er sich, fauler Rekrut!“ donnerte der „Korporal.“ Da ward er von dem alten Pedell unvermuthet hinausgerufen. In der Ueberraschung ließ er sein dickes Exemplar des Sophokles offen aufgeschlagen auf dem Katheder liegen, das er sonst immer mit sichtlicher Aengstlichkeit vor den Luchsaugen seiner Schüler, namentlich vor denen Hermanns, fern gehalten hatte.

Wie der Blitz sprang Hermann auf den Katheder und an das ungewöhnlich umfangreiche, mehrfach durchschossene Buch, nur allzulange schon der Gegenstand seiner ungestümsten Neugierde. Sein

hastiger Blick verschlang nur so die geschriebenen Blätter neben dem gedruckten Texte. Alle seine Kameraden schauten ängstlich bald nach ihm, bald nach der Thüre. Besonders der treue Theodor mahnte beständig: „Hermann, er kommt!" — Mit hochklopfendem Herzen kehrte dieser an seinen Platz zurück. Ha, wie er heimlich aufjubelte! Er wußte genug.

Der „Korporal" trat wieder ein, mit sichtlichem Aerger einen Brief verbergend, nahm das Buch vom Katheder und rief Hermann wiederholt auf, um in seinem jetzigen Mißmuth die unterbrochene Chicane nur noch beißender an ihm fortzusetzen. — Hermann stand auf. Mit unheimlicher Kälte faßte er den „Korporal" fest ins Auge und antwortete auf jede Frage mit seltsam abgemessenem Ton. Es war eine Ruhe der Spannung in der Klasse eingetreten, als ob Alle den Odem anhielten.

Da kreischte plötzlich der „Korporal" wüthend ihn an: „Falsch exercirt, schlechter Rekrut, dummer Querkopf, ich werd' ihm mit dem Korporalstock kommen."

„Nein, recht exercirt, schlechter Korporal," warf Hermann ihm blitzschnell ins Gesicht.

„Moralischer Krüppel! Will er schweigen?" flog es Hermann jach entgegen. Des Professors Faust ballte sich gegen ihn und der Weindunst seines Mundes schnob ihn an.

Er aber mit einem Satz aus der Bank heraus! Wie ein junger Löwe trat er jetzt an ihn heran mit zornsprühendem Blick, und mit seiner ganzen Kraft warf er ihm den Sophokles vor die Füße.

„Pfui, pfui, Korporal. Mich so zu mißhandeln! — Jetzt aber ist es aus zwischen uns Beiden!"

Der Professor flüchtete sich in feiger Angst zur Thür und schrie auf dem Gange nach dem Pedell um Hilfe.

Hermann aber rief mit strahlendem Gesichte seinen verblüfften Mitschülern zu: „Danket mir, denn euch Alle werd' ich nun an ihm rächen." Alle waren vor Staunen stumm. Nur Theodor rief voll tiefster Bewegung: „O Hermann! Was hast du gethan?"

Der „Korporal" kam, noch an allen Gliedern bebend, mit dem Pedell zurück. Ohne ein Wort der Widerrede ließ sich der rebellische

Rekrut in den Carcer abführen. Nur unter der Thüre warf er dem „Korporal" noch einen scharfen Blick zu, mit drohend erhobener Hand: „O Herr Professor, mit dem Einsperren ist's noch lange nicht vorbei! Wir zwei reden schon noch mit einander."

Nach dieser unerhörten Scene ward die Klasse heute noch vor dem Stundenläuten geschlossen. Im erregtesten Schritt und Gespräche vertheilten sich die Schüler in die Gassen und Gäßchen. Theodor allein folgte stumm hinten drein, und schüttelte schmerzlich den Kopf, daß er seinen besten Freund von dieser unseligen That nicht abhalten konnte.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch die ganze Stadt. In den Familien, wie in den Wirthshäusern und Studentenstuben sprach Jedermann an diesem Abend von dem Professor, dem allverhaßten „Korporal," und dem schönen Studenten Hermann Stark, den Jedermann lieb hatte, wenn er ihn auch nur auf der Gasse sah, und der nun ganz ruhig, und sogar mit dem stolzen Bewußtsein einer großen That, als Gefangener in seinem Carcer saß. —

Und die gute Mutter Moser! — Wie Theodor bestürzt heimkam und ihr und den beiden Mädchen den ganzen Vorgang erzählte, war das ein Herzeleid im ganzen Hause!

„Gott, Gott! Wie kann ich nur helfen?" jammerte die Frau Professorin fort und fort und ging verstört im Zimmer umher. Die beiden Mädchen ließen so traurig die Köpfe hängen, wie um einen gefangenen lieben Bruder. Auch dem treuen Theodor ward das Freundesherz aufs Neue schwer, und er zog sein Gesicht in finstere Falten. Endlich ging es der guten Pflegemutter auf, wie ein helles Licht: „Heimschreiben, augenblicklich Vater und Mutter zu kommen bitten, so sauer auch ihnen dieser Weg werden muß; ja das ist das einzige Mittel, um Hermann vielleicht noch vor dem Aergsten retten zu können." — Und sie schrieb ohne Verzug Alles, Alles ohne Hehl und Beschönigung. Bettchen und Linchen trugen mit klopfendem Herzen den Brief selber auf die Post, damit er ja ganz pünktlich noch heute Nacht abgehe. Ach, war das eine Verwirrung und Unruhe in dem sonst so stillen Wittwenhause!

Die gewissenhafte Frau schloß vor Kummer die ganze Nacht

kein Auge und dachte bis zum Morgen über Alles nach, bis sie endlich vor Müdigkeit ein wenig einnickte. Auch die beiden Töchterchen stöhnten gar oft in ihren unruhigen, stets wieder unterbrochenen Träumen. Der treue Theodor hörte jede Stunde der Nacht auf dem Kirchthurme schlagen, und dachte immer wieder mit bekümmertem Herzen: „O wenn ich doch nur mit ihm reden könnte, daß er wenigstens jetzt noch zu sich käme!“ —

Am zweiten Morgen nach diesem Auftritt saßen alle Professoren des Gymnasiums in dem großen Rectoratszimmer, den Katheder mit dem Richterstuhle zu vertauschen. Mehrere Schüler waren als Zeugen verhört worden. Der letzte trat eben ab. Da ward Hermann auf einen Wink des Rectors eingeführt. Er wollte diesen verhängnißvollen Abschnitt seines Lebens mit einer gewissen Feierlichkeit beschließen, und erschien vor dem Professorencollegium in seinem besten Sonntagskleid, das man ihm auf seine Bitten in den Carcer gebracht hatte. Es war für die Blicke seiner Richter ein ergreifender Gegensatz, der alle, besonders den greisen, milden Rector wehmüthig stimmte. — In ihrer Mitte dieser Kläger, von Allen im Stillen verachtet, mit dem unstet lauernden Spionenblick und der Schlemmersignatur auf dem gedunsenen Gesichte, und vor ihnen als Angeklagter der siebzehnjährige Hermann, von Allen geliebt, der Stolz des Gymnasiums, das Urbild eines edlen deutschen Jünglings. Die Rosen seiner Wangen waren ein wenig bleich geworden, aber sein großes Auge strahlte heute klarer denn je; und wohlgeordnet quollen seine Locken um den polnischen Schnürrock, dessen knapper Schnitt seine kräftige, schlanke Gestalt so recht zu wohlthuendem Anschauen brachte.

Der fast siebzigjährige Rector hielt ihm sein Vergehen vor, als eine That, die er seit seinem dreißigjährigen Rectorat in den Annalen seiner Anstalt noch nicht verzeichnet habe, und, das weiße Haupt schüttelnd, betonte er gar schmerzlich, daß gerade er, von dem er so viel gehofft, zu solch' unverantwortlichem Schritt sich habe hinreißen lassen.

Hermann, zu seiner Rechtfertigung aufgefordert, fuhr erst noch einmal über seine hochgewölbte Stirn, dann zwang er sich zu ruhiger Antwort:

„Herr Rector und ihr Herren Professoren! — Ja es ist wahr, ich hab's gethan! Und nachdem ich in meiner Haft wohl genug Zeit zum Ueberlegen hatte, erkläre ich jetzt mit aller Ruhe: Ich würde meinen Sophokles dem vor mir sitzenden Herrn Professor nun nicht mehr vor die Füße werfen. Ich bereue das."

Darauf starrte er vor sich hin. Der Sturm in seinem Innern benahm ihm die Stimme.

Der menschenfreundliche Rector gab kopfnickend den Collegen seine Freude über dieses reuevolle Geständniß des jungen Delinquenten zu erkennen. Hermann aber sah diesen wohlwollenden Blick des väterlichen Freundes nicht, und fuhr mit wiedergewonnener Ruhe weiter:

„Doch, Herr Rector und ihr Herren Professoren! Verstehen Sie mich wohl! Ich sagte: meinen Sophokles. Denn mein Sophokles, den ich dem Herrn Professor vor die Füße warf, der enthielt nichts, als den einfachen griechischen Text der Antigone. — Aber," fuhr Hermann mit schärffster Betonung fort, „ich kenne ein anderes Exemplar der Antigone, das ist wohl noch dreimal so dick, wie das meinige. Und in diesem, da steht nicht nur die ganze deutsche Uebersetzung hineingeschrieben, oft zwei- und dreifach, o nein, da steht noch viel mehr. Da steht auch jedes schwere griechische Wort drin, wie man's declinirt und conjugirt. Und jede Regel ist drin aufgeschrieben Wort für Wort."

Mit steigender Spannung lauschten sie Alle dieser noch räthselhaften Wendung. Der betroffene Professor ward auf seinem Stuhl unruhig und blinzelte hastig unter seiner goldenen Brille. Hermanns Ton ward jetzt noch immer bitterer:

„Aber das ist noch lange nicht Alles. O nein! In diesem Exemplar, da steht auch Seite für Seite jeder schlechte höhnische Witz, mit dem man uns unsere Freude an den alten Klassikern verleidet, mit dem man uns Tag für Tag alle großen Philologen lächerlich macht, weil sie was gelernt und gedacht haben. Nur von dem Einen, was wir so gerne hätten erfahren mögen, davon steht keine Silbe darin, nämlich vom Sinn und Geist des Sophokles und von seiner schönen Form. O davon, ihr Herren Professoren, davon

haben wir das ganze Jahr kein einziges Wort gehört, so lange wir uns auch auf der Schulbank plagen und ärgern mußten, so erbärmlich man uns auch verhöhnt und mißhandelt hat. — Dies Eselsbrückenexemplar, das gehört dem Herrn Professor hier, und dieses hätt' ich ihm vor die Füße werfen sollen. Das meinige mit dem einfachen Text der Antigone war viel zu gut dazu. Ja, Herr Rector, ich hab's gethan! Nur vergriffen hab' ich mich im richtigen Exemplar. — Und das allein bereu' ich jetzt."

Da hielt er tief aufathmend inne, und zitterte am ganzen Leibe.

Der Eindruck dieses Auftrittes war ein unbeschreiblicher. Der alte Rector suchte umsonst nach dem Worte der Erwiederung, und sein Auge hielt fragende Umschau bei seinen nicht minder erstaunten, aber innerlich frohlockenden Collegen. Ihrer Aller Blicke wendeten sich nach dem Professor, der sich vor Hermanns immer schärferen Angriffen in Wort und Blick völlig in sich verkriechen wollte. Seine sonst so überkecke Spionennatur enthüllte nun wider Willen ihr innerstes Wesen, die Feigheit Aug' in Auge. Nicht einmal zu protestiren wagte er jetzt und fuhr nur verächtlich lächelnd um seinen dicklippigen Mund, mit dem nicht allzu beherzten Ausrufe: „Niederträchtige Lüge, was dieser Bube da sagt." — Allen war plötzlich klar, die Rollen des Anklägers und Angeklagten waren umgewechselt worden. Auf dem Stuhle der scheu den Boden suchende Professor, das war jetzt der Angeklagte. Vor ihnen der im edelsten Zorne sein Haupt hochtragende Schüler, das war der Kläger. Und sie, die Geschwornen, mit ihrem silberhaarigen Obmann, sprachen triumphirend in ihrem Herzen gegen den Professor den Wahrspruch: „Ja, der Angeklagte ist schuldig."

Aber freilich durften sie nur heimlich also sprechen. Denn das Schulgesetz, das Hermann in so unerhörter Kühnheit mit Füßen trat, sprach zu laut, zu bestimmt gegen ihn. Das aber wußte er selber am allerbesten. Und bevor noch der Rector ihm erwiederte, fuhr er mit etwas weich gewordenem Tone fort:

„O ich weiß wohl, was mir bevorsteht. Ich bin alt genug, um das zu wissen, und ich hab' es vorher gewußt und dennoch gethan. — Herr Rector, strafen Sie mich durch Entlassung! Ich weiß, Sie

können nicht anders. Aber seien Sie auch gerecht gegen diesen, der dreimal älter und dreimal schuldiger ist als ich! Schicken Sie jetzt sogleich zu ihm in sein Zimmer! Lassen Sie seine Bücher confisciren, vor allen jenen Sophokles, den ich selber durchblättert habe! Schicken Sie diese Bücher unserm Landesherrn, damit auch er sie lese, damit er erfahre, was das für ein Professor ist; damit er ihm seinen Korporalstock vor die Füße werfe, wie ich, sein Rekrut, meinen Sophokles. — Ja, Herr Rector, ein Rekrut will ich werden, wie dieser Korporal mich so oft geschimpft hat. Was bleibt mir Anderes mehr übrig? Ich habe mir vorgenommen, ein ganzer Mann zu werden, und auch mit dem Säbel in der Faust werd' ich kein halber sein."

Nach diesen Worten schweifte plötzlich sein Geist heim ins Elternhaus. Des Vaters und der Mutter bekümmertes Antlitz sah ihn mahnend an. Seine Lippen zitterten, wie seine Stimme.

„O mich jammern nur meine guten armen Eltern, die so fest auf mich gehofft und gebaut, und die ich nun so tief betrüben muß, bis ich es ihnen als Soldat wieder vergessen und verschmerzen machen kann" . . . .

„Aber nein, weg damit! Das gehört nicht hieher. Das muß ich mit mir selber ausmachen. Ich bin fertig mit Allem. Ja wohl Herr Rector, dimittiren Sie mich, aber schicken Sie auch diesen fort, der so lange mich verhöhnt und mißhandelt hat, bis ich soweit mit ihm gekommen bin! Sonst, das schwör' ich jetzt beim allmächtigen Gott, soll er an mir erfahren, was ich für ein moralischer Krüppel bin, wie er erst vor zwei Tagen mich gescholten hat."

Und wieder trug er frei sein stolzes Haupt und schämte sich hinterher, daß er öffentlich so weich geworden war. —

Dumpfe Stille folgte Hermanns letzten Worten, die den Rector dermaßen ergriffen, daß er in stummer Uebereinstimmung mit seinen Kollegen für heute die Sitzung schloß. Hermann trat ab, und zwar frei. Sein Urtheil sollte ihm morgen verkündet werden. Das Professorencollegium ging mit dem Rector staunend und bewegt auseinander. Den „Korporal" ließ jeder allein im Saale stehen. Und als er nach Hause gekommen, schloß er sich in seinem Zimmer erschöpft und verwirrt ein, wie ein Mann, der eben vom Gerichts-

saale gekommen, darin ihm das moralische Todesurtheil gefällt worden ist. —

Zu gleicher Zeit saß Hermann auf dem Zimmer seines Busenfreundes Theodor, wehmüthig triumphirend, wie ein junger siegreicher Held, der seinen ärgsten Feind in offener Feldschlacht geschlagen und vernichtet hat, aber selber bis zum Tode verwundet auf der Wahlstatt liegt.

Und der treue Theodor sprach bekümmert:

„Aber liebster Hermann! Wie konntest du ums Himmels willen gar noch vor dem Rector und den anderen Professoren so groß thun, statt ihnen zu sagen, daß du Alles nur in der Hitze gethan und nun bei ruhigem Blute bereuest? Man hätte es dir ganz gewiß verziehen. Und nun hast du Alles noch zehnmal schlimmer gemacht! — Nein, so hart mir's auch ankommt, diesmal kann ich dir nicht Recht geben."

„Was sagst du, Theodor, bereuen?" Ich kann's nun einmal nicht bereuen und darum hab' ich auch keine Reue heucheln können, geh' es mir auch noch so schlecht. Das ist nun einmal so meine Natur. Und glaub' nur ja nicht, daß es mir dann besser gegangen wäre. Ich hätte ja doch dimittirt werden müssen, das geht gar nicht anders. Und was hätt' ich dann von meinem feigen Bitten und Weinen gehabt? Den Hohn des Korporals und die Schande vor mir selber noch obendrein. Und dann hätt' ich mich erst recht zu Grunde gerichtet. Weißt du? Da, da drinnen. Und das ist zuletzt noch hundertmal ärger. Aber so, so hab' ich doch den Stolz in mir, daß ich nicht hinterdrein feig gewinselt habe, nachdem ich zuerst soviel Muth gehabt, das zu thun. Sieh', ein solches Bewußtsein ist auch was werth. Und so kann ich doch hoffen, daß ich auch diesen Korporal bis zum Tode getroffen, und ihm sein chicanöses Handwerk für alle Zeit gelegt habe. O hättest du nur gesehen, wie der sich vor mir ordentlich verkrochen hat, und wie der Rector und die Professoren ihn so verächtlich angeschaut haben! O ganz gewiß, mit dem dauert's auch nimmer lang. Und das hab' ich doch gewollt, als ich ihm meinen Sophokles vor die Füße warf. Wie hätt' ich nun hinterher wieder winseln und jammern dürfen? Nein, Theodor, ich bin siebzehn Jahre alt. Da muß man sich entscheiden, ob man

ein Mann werden will oder ewig ein Bube bleiben. — Und ich — je nun — ich habe mich entschieden."

„Aber so sag' mir nur, was willst du jetzt anfangen?" meinte Theodor mit immer besorgterer Miene.

„Was? — O das hab' ich mir im Carcer schon Alles überlegt und rund heraus hab' ich es ihnen gesagt: Soldat werd' ich, ein Rekrut, wie der Korporal mich so oft geheißen hat. Wer weiß, wozu es gut gewesen ist? Aber nicht bei uns in dem langweiligen Gamaschendienst. Gott behüte! Das brächte mich um. Weißt du, in fremde Dienste tret' ich, was weiß ich, wohin? Nach Algier oder nach Batavia, wo's eben noch etwas für mich zu thun gibt und ich mich auszeichnen kann. O! laß mich nur in der Fremde sein, es soll kein Kamerad sich zu schämen brauchen, daß ich einmal daheim sein Freund gewesen bin. Man braucht gerade nicht auf der Schulbank langsam vorwärts zu kriechen, wie eine Schnecke; man kann auch fliegen, wie ein Adler! Was wäre denn aus so manchem großem Feldherrn geworden, wenn er ruhig und feig daheim sitzen geblieben wäre? Und ich glaub', ich tauge überhaupt viel besser in die weite, stürmische Welt, wo es noch etwas zu wagen und zu gewinnen gibt, als so ein Federfuchser werden. Das hab' ich schon auf dem Rittersberg und im Tannengarten verspürt. — Ein Arminius will ich werden, der jeden Varus zu Boden schlägt, wie ich diesen Korporal heute niedergeschmettert. So hat's mir schon der Frackschneider bei meiner Kindtaufe prophezeit, und er soll Recht bekommen!" —

Jetzt sah Theodor ihm ernst mahnend in die vor innerer Erregtheit rollenden Augen.

„Und deine armen Eltern? Hast du auch an diese schon gedacht? Glaubst du wirklich, daß auch diese damit zufrieden sind und dich so leichten Herzens als Soldat so aufs Ungewisse hin in die weite Welt ziehen lassen? Oder willst du gar hinter ihrem Rücken heimlich auf und davon gehen, daß sie vor Kummer über dich vielleicht sterben müssen?" —

Als wäre ihm plötzlich alles kochende Blut zu Eis gefroren, starrte Hermann jetzt bei den Worten „arme Eltern" vor sich hin, wie leblos. Heiße Thränen stürzten aus seinen Augen und er stöhnte vor sich hin:

„Geh' doch! Mir jetzt das zu sagen! — Meine Eltern! Ach, meine armen, armen Eltern!" — —

Und hätte er jetzt hinausblicken können auf die von wochenlangem Regen bodenlos gemachte Landstraße, hätte er in die alte herumgeschüttelte Postkutsche hineinschauen und die zwei traurigen, alten Leute darin betrachten können, gewiß auch den letzten Rest von trotzigem Stolz über seine verwegene Heldenthat hätte er gerne diesen beiden tiefbetrübten Passagieren demüthig zu Füßen gelegt!

Wie die goldenen Aehrenfelder draußen im Morgenwinde wogten und die Lerchen in den sich aufklärenden Himmel wie gottesfreudige Gedanken jubelnd aufstiegen! Aber diesen beiden Reisenden that das Rauschen und Singen gleich wehe. Ihre Herzen waren wohl auch noch kurz zuvor jubelnde Lerchen, die danksingend ein goldenes, reiche Frucht verheißendes Aehrenfeld umschwebten. — Nun sollten sie's vom Sturm über Nacht zerschlagen finden. Und die Raben, die von den Peitschenhieben des Postillons aus den Pappelreihen krächzend aufflogen, stimmten heute viel verwandter zu ihren bangen Gedanken. — O du Sohn dieser Eltern, welches Maß von Liebe thäte dir wohl noth, um ihnen diese eine sorgendurchwachte Nacht und dieses einen trostarmen Tages mühselige Fahrt mit neuer Freude wieder heimzuzahlen! Aber der großmüthigste Gläubiger der ganzen Welt ist treuer Eltern liebreiches und liebebedürftiges Herz, und für den hundertsten Theil williger Abzahlung quittirt es so gerne gleich die ganze Schuld, um vertrauensvoll wieder neue, noch größere Summen von Liebe vorzustrecken. —

Laß mich das schmerzliche Wiedersehen von Eltern und Sohn nicht weiter ausmalen! Die Farben dieses Bildes liegen in jedem fühlenden Menschenherzen selber geborgen. So führ' es auch du dir selber aus! — Laß mich auch davon schweigen, mit welch' klopfendem Herzen die zwei niedergedrückten Leute noch am selben Abend bei dem menschenfreundlichen Rector für den einzigen Sohn, die Hoffnung ihres Lebens, wie für sich selber, die schuldlosen und doch am schwersten gestraften Eltern, um Gnade fürsprachen! —

Ich will dich lieber wieder am andern Nachmittag hinaus auf dieselbe bodenlose Landstraße führen, in denselben Postwagen dich

hineinblicken lassen, und du siehst den Gesichtern der zwei älteren Reisenden gewiß sogleich an: ihre Herzen ruhen von einem schweren Kummer aus, und die milde Hand freudigen Dankes wischt immer sichtlicher den düstern Ernst aus ihren abgehärmten Zügen. Das Aehrenwogen und der Lerchenjubel thut ihnen heute nimmer wehe, wie gestern. Denn der Sonnenschein der Gnade und der frische Hauch der Hoffnung hat ihr hingeworfenes Aehrenfeld wieder aufgerichtet. Und ihre Seelen wagen es wieder, sich singend darüber zu wiegen, wenn auch nur noch schüchtern, wie zwei junge Nestlerchen, die zum erstenmal ihre schwachen Flügel versuchen. Auch das Antlitz des jungen Reisenden ihnen gegenüber ist ruhig, wenn auch sehr ernst. Seine Hand ist abwechselnd von der des Vaters und der Mutter fest umschlossen. Es ist ihnen Beiden Bedürfniß, ihr wiedererrungenes Glück fortwährend mit den Händen festzuhalten, aus Angst, daß es wie ein Traum ihnen wieder entrinnen könnte.

So fuhren die drei Reisenden wieder heim in die alte Vaterstadt. Nach dem Ausspruche des Professorencollegiums sollte Hermann in wohlwollender Abwägung aller so eigenthümlichen Gründe, als deren schwerster die Ignoranz und brutale Behandlung des „Korporals“ den Ausschlag gab, die letzten noch übrigen Monate des Schuljahrs bei seinen Eltern verbringen, und dann für die Oberklasse sich einer besonderen Strafprüfung unterwerfen. — Diesen mildesten möglichen Ausspruch erleichterte noch gar sehr das Gesuch jenes Professors um Versetzung. Er fühlte sich durch die offene Anklage seines eigenen Schülers doch zu tief gedemüthigt, um ein längeres Verbleiben unter seinen Collegen ertragen zu können. Der würdige Rector aber bot alle Mittel auf, um auch ein anderes Gymnasium vor diesem unwürdigen Lehrer zu bewahren. Alle Gegenzüge seines Protektors in der Hauptstadt wurden diesmal glücklich vereitelt, und so war der Schluß des Schuljahrs auch das Ende seiner Professur. — Im Ruhestande verscholl dieser seltsame „Korporal“ in der kleinen Gebirgsstadt einer fernen Provinz, und ist nicht viele Jahre darauf zur ewigen Armee einberufen worden. — —

„Und wie Arminius einst, werd' er ein mächtiger Held,
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!“ —

Wie hatten vor siebzehn Jahren die Kindtaufgäste über diese Verse des mystischen Frackschneiders doch aus vollen Kehlen gelacht! — Aber siehe, lieber Begleiter, das Leben unseres jungen Helden macht sie ernster von Jahr zu Jahr. —

IV.

Der Zauber im Erker und der Seesturm.

Ist ein Strom einmal aus seinem bisherigen ebenen Bett über einen jähen Felshang plötzlich hinuntergestürzt, so dauert es stets eine geraume Zeit, bis er aus dem ersten sprudelnden Schaume sich wieder zur alten klaren Welle beruhigt.

So erging's auch unserm jungen Freunde. So mild auch sein Urtheil zu nennen war, und so gar nicht ehrlos sein Vergehen, sein Gemüth verdüsterte sich dennoch in diesen Monaten seines ersten Exils. Denn er spürte jetzt nur die niederdrückende Ohnmacht seiner eigenen vermeintlichen Niederlage, und sein stolzes Herz ward dadurch tief verwundet. Aber Niemand sollte davon erfahren. Abgeschlossen saß er den ganzen Tag über seinen Büchern auf seinem einsamen Zimmer. Er scheute sich, nur auf der Straße gesehen zu werden, die er in der früheren Ferienzeit mit solch frohsinnigem Behagen durchschritten. Seine liebste Erholung fand er im Reichswald, in den er sich zur Dämmerzeit hinausschlich. In den Abendstunden saß er in einsilbigem Ernste bei seinen Eltern und brütete über seinem nunmehrigen Lieblingsdichter, dem Shakespeare, in dessen heißblutigen Riesengestalten menschlicher Leidenschaften seine tief verstimmte Seele immer gieriger Nahrung sog, in deren geistigem Umgange sie sich immer verwandter fühlte. — Wohl fragte bald der Vater, bald die Mutter um Aufklärung dieses, ihnen räthselhaften Trübsinnes, da doch Alles noch so überaus glücklich sich gewendet hatte. Aber jedesmal beruhigte er sie oder wich aus. Er war ein Bestrafter. Und sein verhaßter Gegner, wie er damals noch irr-

thümlich gemeint, triumphirte darüber. Das war der düstere Grundton seiner ganzen Stimmung.

Nur, als sein Herzensfreund Theodor in die Ferien heimkam, stahl sich von dem milden Lichte seines Umgangs dann und wann auch an Hermanns trübem Himmel das alte, heitere Blau hervor. Der Frühling glücklicher Jugend umblühte wieder manche Stunde seine Seele. Und auch die Herzen der armen Eltern getrauten sich, darin froh zu werden, wie zwei winterstarre Bäume, die lenziger Odem wieder anhaucht zur Auferstehung neuen Lebens.

Als er endlich nach glorreich bestandener Strafprüfung vom Rector mit dem alten Wohlwollen in die Oberklasse aufgenommen worden war, und vor Allem, als er die Pensionirung des Korporals erfuhr — sein eigenstes Werk — da hielt all sein vormaliger Stolz auf diese kühne That in seinem Herzen wieder lauten triumphirenden Einzug. Mit Jubel ward seine Rückkehr von allen Mitschülern gefeiert, wie ein Siegesfest jugendlichen Muthes gegen ignorante, brutale Schultyrannei. Alle blickten von nun an mit einer gewissen Ehrfurcht zu ihm auf, so daß sich der nun fast achtzehnjährige Oberklässer noch viel bestimmter bewußt ward, mit welch' geistiger Ueberlegenheit er unter seinen Altersgenossen hervorragte. Ein gefährliches Ahnen zog durch seinen Geist, was er im Leben wagen und was ihm gelingen könne, wenn er nur wolle. Und der Eltern Ermahnungen zur nunmehrigen Demuth und Selbstbeschränkung, die sie ihm diesmal als gute Engel mit auf den Weg gegeben, sie zerrannen gar bald wieder im Sturmhauche dieses frohlockenden Bewußtseins.

Sogar, als er die alten Straßen der Gymnasialstadt wieder durchwanderte, konnte er es in seine eigenen Ohren hören, wie die Philister aus Thüren und Fenster seinen Namen sich zuflüsterten, und die Blicke nach ihm waren des erklärenden Commentars genug, in welchem Sinne die Nennung seines Namens für ihn zu deuten war.

Ja, selbst bis ins Pensionat der Madame Mansuy war der Ruf seiner verwegenen That und ihres späteren Sieges gedrungen.

So oft Demoiselle Marguerite als Wächterin am Ende des schwarzen Mädchenzuges mit brennrothen Shawls in der mächtigen

Lindenallee ihm begegnete, entstand in der langen Reihe ein Gezwitscher, wie von jungen Schwalben, und alle Hälse waren in steter Gefahr, sich einmal ernstlich zu verrenken. Das fein geübte Ohr eines Etymologen hätte indessen aus diesem Geflüster ziemlich leicht herauslauschen können, daß es nichts anders war, als der ein paar dutzendmal durcheinander gesprochene idyllische Name „Louise." — Aber, wenn irgend eine schöne neugierige Mitschwester, nachdem ich dies einmal verrathen, nun meinen sollte, daß Hermann für eine Louise aus dieser schwarzen Institutsschaar in romantischer Jugendliebe geschwärmt hätte, so muß ich ihr leider sagen, daß sein ästhetischer Sinn schon viel zu fein und gesund ausgebildet war, um in diesem so überaus poetischen Costüm die Poesie der ersten Liebe pflegen zu können, so verlockend auch die Shawls dieser „internes" die symbolische Farbe brennender Liebe zur Schau trugen, und die grünen Schärpen der schon gereifteren Jungfrauenknospen zur Hoffnung stummer Gegenliebe ermuthigten.

Aber vielleicht haben diese internes der Madame Mansuy nur eine „externe" Louise gemeint? Denn man soll gar nicht glauben, mit welch' rührender Theilnahme diese internes sich mit ihren externen Mitschwestern beschäftigen, und wie die letzteren wieder den ersteren dieses edle Mitgefühl durch Mittheilung aller erdenklichen Stadtneuigkeiten zu lohnen suchen. Gewiß ein sehr edler Zug weiblicher Nächstenliebe und Dankbarkeit!

Nun ging freilich dieser schöne Student Hermann Stark an einem ehrwürdigen Kaufherrnhause in der Hauptstraße auffallend oft vorüber, und immer in den süßen Dämmerstunden, in denen der scheidende Tag mit der kommenden Nacht noch trauliche Zwiesprache hält, und die lauten Menschenherzen stiller zu schlagen beginnen. Wenn ich aber jeder meiner weiblichen Begleiterinnen nur so recht ausmalen könnte, wie dieses alte Kaufherrnhaus einem andern in der fernen Heimath auf dem Rittersberge so geschwisterlich ähnlich sah, als ob vor Jahrhunderten derselbe Meister beide ersonnen und erbaut hätte, sie würden sicherlich die kindliche Pietät Hermanns für das geliebte Elternhaus begreifen und ehren, mit der sein sehnsüchtiges Auge bis zu des Tages letztem Abschiedsblick an diesem lieben,

trauten Erker hing. Oder hätte er vielleicht sein Auge davon abwenden sollen, weil, so oft er zum Erkerfenster hinaufsah, des Kaufherrn frühlingsfrisches Töchterlein ganz zufällig zu ihm herunterschaute? Gehört nicht zur vollen Poesie eines solchen altdeutschen Erkers auch ein Mädchenbild in seinen Rahmen, wie die schwellende Knospe an den Rosenstrauch? Und wenn er sie auf dem Hinweg und bei der Rückkehr grüßte, und diesen Willkomm- und Abschiedsgruß wohl jeden Abend ein dutzendmal mit ihr tauschte, wer wollte ihn darum schelten, daß er so höflich gewesen? — War doch der gute Vater Stark selber das Urbild aller Höflichkeit und hatte er diese schöne Tugend ihm doch von Kind auf eingeschärft! — Vor Allem gegen ältere Damen höflich sein! war stets sein mahnendes Wort daheim. Und des Sohnes Herz setzte nun in der Fremde ergänzend hinzu: Und nicht minder gegen junge, liebliche Mädchen!

Jeden Abend begleitete ihn sein treuer Pylades Theodor auf diesem verschwiegenen Gang. Er opferte ihm gern all' die tausend und abertausend Schritte, weil er gar bald inne ward, welch sänftigender Thau auf das unruhige Herz seines Freundes aus diesem Erkerfenster niederquoll. Auch dieses nimmermüde Freundesgeleit galt seinem treuen Herzen als ein Tropfen aus dem Meere der Dankbarkeit, das er für seinen Lebensretter glaubte gar nie erschöpfen zu können.

So ward Hermanns stürmisches Herz durch diesen geheimen Zauber wieder allmälig ruhig, und das letzte Jahr der Oberklasse ward für ihn und seine Eltern noch das allerglücklichste. Wie dankten die guten Leute in mehreren Briefen dem würdigen Rector für solche überaus kluge Seelenführung ihres Sohnes! Und der erfahrene Pädagog antwortete einmal: „Ja, wahrlich, völlig wie umgewandelt dünkt mir sein ganzes Wesen. Sogar der Mathematikprofessor spricht mir dieselbe Wahrnehmung aus. Wirklich, ich bin fast versucht, in meinen alten Jahren noch eitel zu werden, daß mir auch die Lösung dieses schwierigen pädagogischen Problems so glücklich gelungen ist. Fürwahr, es will mir oft selber wie ein Zauber dünken."

Ja wohl, aber an den verschwiegenen Zauber in jenem Erker-

fenster dachte Niemand als der Verzauberte selber und sein schweigsamer Pylades.

Und wenn ich nun erst von dem Letztern, diesem so außerordentlich ruhigen Pfarrerssohn etwas noch viel, viel Verschwiegeneres ausplaudern wollte!

Doch ich will vor der Hand lieber ebenso verschwiegen sein, wie er selber. Später muß ich es ja doch verrathen, ob ich will oder nicht. Und so laß mich jetzt nur noch von Hermanns letzter Schulaufgabe bei der Absolutorialprüfung dir erzählen! — Eine zwar äußerlich sehr einfache aber dennoch innerlich eigenthümliche Geschichte.

Der Herr Prüfungscommissär beim Absolutorium, mit seinen in der Mitte gescheitelten, grauen langen Haaren der germanische Urtypus eines ordentlichen Professors altklassischer Philologie, beliebte nämlich in seiner unerforschlichen pädagogischen Weisheit, den Abiturienten für die Prüfung aus der deutschen Stylistik zur Aufgabe zu bestimmen: „Schilderung eines Seesturmes.“

„Ein Seesturm? — Was?“ — war das scrupulöse Echo in allen Köpfen der Oberklässer, und wohl nur sehr natürlich! Lag doch die wirkliche Bühne, darauf jene jungen, unkundigen Regisseure solch großartiges Naturschauspiel in Scene zu setzen hatten, ihrer eigenen Anschauung so merkwürdig nahe! O bloß ein paar hundert, und damals noch ziemlich eisenbahnlose Stunden. So ungefähr eine neue Auflage von Seume's „Spaziergang nach Syracus.“ — Und so rieben denn die Einen den Kopf mit der Hand oder trommelten mit dem Finger auf dem Sitz aller Gedanken, um ihrem Hirn die betreffenden Bilder zu entlocken. Andere kauten an ihren Gänsefedern und mißhandelten vergeblich das flügellahme Roß ihrer Phantasie, um den Stadtbach, Mühlteich oder irgend ein anderes bescheidenes Wässerlein ihrer Heimath zu einem rasenden Ocean auszudehnen und aufzuwirbeln.

Selbst der so bilderreiche Geist des sinnigen Theodor ward heute von seinem wogenden Gedankenmeer wie ein ankerloses Schiff hin- und hergeschleudert, so krampfhaft er sich auch sogleich an Schillers „Taucher,“ als einzigen Retter in der Noth, angeklammert hatte. Kaum, daß er drei Zeilen schrieb, strich er sie auch schon wieder

aus. Kurz, vor lauter Wallen, Brausen und Zischen war in allen Köpfen der Oberklässer ein allgemeiner Schiffbruch der Ideen eingetreten.

Auch der kluge Rector ging mit verdrießlichem Kopfschütteln in der Klasse auf und nieder und verließ zuletzt sogar völlig das Schulzimmer, vor lauter Aerger über dieses absonderliche, wildfremde Thema des hochweisen Herrn Absolutorialcommissärs. Letzterer aber sah mit schadenfrohem Selbstgenügen von seinem Katheder auf all die verlegenen Schülerköpfe hernieder, und sprach ebenso geist- wie gemüthreich für sich selber:

„Ganz recht so, ganz, wie ich mir's gedacht habe. Diese dummen Jungen! — Wozu wär' ich denn in den letzten Herbstferien von Hamburg nach Helgoland gesegelt und von dieser ungastlichen Meerfluth rasendem Gotte so jämmerlich herumgeschüttelt worden, daß die göttliche Hygieia meinem umgekehrten Magen alle Gunst entzog, und des Orcus düsterer Fährmann mich in seinen Nachen einzuladen bereits ernstlich Miene machte? — Gut, nun will ich mich an diesen albernen Jungen dafür rächen."

Kaum aber hatte er diesen gedankentiefen Monolog beendigt, so sah er zu seinem gerechten Erstaunen, wie während des Stirnreibens und Federkauens der Andern ein Schüler plötzlich seinen Lockenkopf energisch zurückwarf und in sichtlichem Gedankenfluge Zeil' um Zeile niederschrieb.

Und der Herr Prüfungscommissär, solches betrachtend, setzte seinen Monolog weiter fort: „Ei sieh, das ist ja dieser Hermann Stark, dieser gefährliche Bursche, der erst voriges Jahr in solcher Kühnheit gegen seinen eigenen Professor rebellirte. Ein kleiner Catilina! — Ja wohl, ließ mir bereits von ihm erzählen. Bin ich doch begierig, was der für tolles Zeug zusammenschreibt, weil er gar so dreist in die Welt hineinkritzelt. — Oder sollte der vielleicht schon selber auf dem wirklichen Meere gefahren sein? — Doch wo, wie und wann? — ubi, quibus auxiliis, quomodo, quando?"

Gott bewahre, Herr Prüfungscommissär! — Der Blechhammer, an dessen Ufer Hermann früher die Binsen zu seinen Pfeilen für die Kaiserjagd geschnitten, aus dessen Fluth er einst seinen Freund her-

ausgezogen, das war sein grösstes, wildestes Wasser, das er im Leben jemals gesehen. Aber in dem Kanzleizimmer seines Vaters, über dem bewußten Seegraskanapee, da hing als feuchtester Gegensatz zu dem trockenen Berufe seines Bewohners ein riesiges Oelgemälde eines ganz entsetzlich grausigen Seesturmes. In das nächtliche Gewirre von stürzenden Wellen und fliegenden Wolken warf ein Leuchtthurm als einziger Lichtpunkt seine matten Strahlen. — Anwalt Stark hatte dieses Bild einst von einem bankerott gewordenen Kunsthändler an Zahlungsstatt angenommen. Und so mußte es auch aktenmäßig just in dem Kanzleizimmer hängen bleiben. Verspürte nun Vater Stark schon Gänsehaut vom bloßen Anschauen der rasenden Fluthen, darauf ein Fischer mit seinem Weibe voll Todesangst auf und niederflog, so nährte der Sohn Hermann eine stets wachsende Liebe zu diesem Gemälde. Die Wuth des entfesselten Elementes und der todesmuthige Kampf des Menschen mit ihm im armseligen Nachen, das Alles zog ihn mächtig an. Und so oft sein Blick an diesem Schauspiele hing, fing er kühner zu glühen an, besonders in seiner Stimmung der letzten Herbstferien. Shakespeare's Tragödien und dieser Seesturm, die beiden hatten gar oft seinen gedrückten Geist mächtig aufgerichtet. — Und an diesem Bilde, Herr Prüfungscommissär, hing jetzt Hermanns geistiges Auge, als seine Hand so flüchtig über die Blätter fuhr. — Alles lebte vor seinem erregten Geist in symbolischer Deutung, und der Inhalt seines Aufsatzes lautete, mit freilich noch etwas schwülstiger Rhetorik, wie die jugendliche Phantasie sie so gerne gebraucht:

„Ein junger Fischer zog auf sicherem Boote mit seinem Weibe hinaus in das riesige Meer, das in abendlicher Ruhe vor ihnen dalag. Und der Fischer warf voll Hoffnung auf reichen Fang das Netz in die stille Fluth. Dann legten sie Hand in Hand, und schauten glücklich und vertrauend über den Meeresspiegel, darin die Sonne vor dem Schlafengehen sich wohlgefällig noch beschaute, daß die Wogen davon erglühten wie Purpur und Gold. Und je tiefer der Fischer ins Meer hineinruderte, um so schwerer zog er das Netz herauf, und er senkte und hob es immer hastiger. Immer gieriger ward sein Verlangen nach immer reicherem Fang, und er hatte nie

genug. Aber der Sturm lag schon im brütenden Traum auf des Meeres glatten Kissen. Des Fischers Weib ahnte das wohl in ihrem frommen Gemüth. Denn bei all dem überreichen Fang ward ihr das Herz schwer. Und je mehr des Fischers Begierde wuchs, desto unheimlicher ward ihr zu Muth. Mit stets innigerem Flehen mahnte sie ihn darum zur Genügsamkeit und Heimkehr. Denn schon hob der Sturm erwachend sein Haupt und schüttelte die Locken, daß gar bald weithin die Wogen rauschten und schäumten, und am finsteren Himmel vor der Zeit der Tag sein Auge schloß. Aber der Fischer in seiner noch immer wachsenden Habgier hörte nicht des Weibes Bitten, und sah nicht den drohenden Sturm, und nicht seine finstere Gehilfin, die brausende Nacht. Nacht und Sturm düsterer Leidenschaft war lauernd in sein eigenes Herz gezogen. Er selber war geworden das stürmische, grundlose Meer. — Und wie des Fischers Weib auch nach dem Leuchtthurm deutete, der wogenumbraust sein rettendes Licht in die heulende Wasserwüste sandte und zur sicheren Heimfahrt winkte, — des Mannes umdunkeltes Auge sah diese wegweisende Flamme nimmer, und des Strandes sichere Richtung ward seinem Auge verkehrt. Immer tiefer trieb er athemlos rudernd ins Meer hinein. Jede neue Woge, die kreideweiß heran sich wälzte, hielt sein Auge für den rettenden, stets aufs Neue trügenden Strand. Da sank er endlich zum Tode erschöpft in des Nachens Grund. Und des Weibes gottvertrauender Arm hob auf das entfallene Ruder. — Mit ihres Gebetes Ruf den heulenden Nachtwind noch übertönend, lenkte sie den schwankenden Nachen dem Lichte des Leuchthurms zu, das ihrem Aug' über den Wogen das Ufer zeigte. — Und die Berge des Meeres trugen sie sicher und die Thäler verschlangen sie nicht. Und als sie zum Strande trieben, da schlief der Sturmwind ein und der ohnmächtige Fischer erwachte. Des Leuchtthurms tröstender Strahl fiel in sein geängstigtes Herz und weinend sank er seinem todesmuthigen Weib in den rettenden Arm. — Dann knieten sie zusammen an dem Leuchtthurme nieder. Die Sterne gingen über ihren Häuptern auf — friedestrahlend. Und das Meer war wieder still geworden, wie des Fischers Herz." —

Das war Hermanns letzte Aufgabe auf der Schulbank des

Gymnasiums. Ihr so ganz eigenthümlicher Inhalt entlockte selbst dem Prüfungscommissär ein staunendes Kopfschütteln. Der merkwürdige Aufsatz wanderte wie eine Curiosität beim ganzen Professorencollegium von Hand zu Hand. Er stach zu sehr ab von allen anderen Schülerarbeiten, und enthüllte wieder einmal so ganz die abnorme geistige Natur des jungen Verfassers, dem dieser „Seesturm" die erste Note des Absolutoriums eintrug. —

Aber auch in der spätern „Schule des Lebens" erinnerte sich Hermann Stark noch manchmal dieses Aufsatzes. Darum bitt' ich dich, lieber Begleiter, behalt' ihn auch du in treuem Gedächtniß! —

Dritter Abschnitt.

Zwischen Frosch und Fuchs.

I.

Studentische Metamorphosen.[1]

Ihr Minister und Präsidenten, ihr Hofmarschälle und geheimen Räthe und all ihr anderen „Civilisten,“ die ihr sonst noch mit klingendem Titel und ordenbesternter Brust auf der Würdenleiter der civilisirten Menschheit sitzet und dem Wahne fröhnet, daß es über euch nun keine höheren Chargen mehr gebe, es sei denn ein gekröntes oder prinzliches Haupt — ich will euch einen blutjungen Sterblichen nennen, der steht mit seinem Selbstbewußtsein doch noch hoch über euch, und müßte er im kecken Uebermuth auf eure eigenen, ehren- und sorgenbeladenen Schultern hinaufklettern. Und wißt ihr, wer dieser Selbstbewußteste aller Sterblichen ist? — Das ist ein weiland deutscher Oberklässer mit dem noch tintenfeuchten Absolutorium in der Tasche.

Er hat an Hochgefühl seiner eigenen Person nur einen einzigen ebenbürtigen Rivalen in der gebildeten Menschheit, aber in ihrer anderen, militärischen Abtheilung. Das ist der neugebackene Lieutenant, der zum erstenmale mit dem Offiziers-Portepee durch alle Gassen stolzirt, wo eine Schildwache steht, und mit ausgeprägtester Lieutenantsmiene den gewichsten Schnurrbart streicht, wenn er überhaupt schon einen hat.

[1] Bei den nun folgenden Bildern aus dem deutschen Studententhum ersuche ich alle meine lieben Begleiter, die einst Studenten gewesen oder noch sind, sich freundlich daran zu erinnern, daß, ein so gemeinsamer Geist auch das Corpsleben aller deutschen Hochschulen durchweht, doch Ausdrücke und Bräuche nicht überall bis aufs kleinste genau dieselben sind.

Doch gestatte mir, lieber Begleiter, hier erst einen naturwissenschaftlichen Excurs einzuschalten, und zwar seltsamen zoologisch-anthropologisch-metamorphosischen Inhalts. Ich fülle damit in unserer populären Wissenschaft eine ebenso unbegreifliche, wie unverantwortliche Lücke aus, die trotz allen hochgepriesenen, mirakulösen Fortschritten in unserem materialistischen Jahrhundert doch wieder die alte Wahrheit zum demüthigenden Bewußtsein bringt, daß alles menschliche Wissen eben doch nur immer eitles Stückwerk sei.

Daß ein gemeiner Engerling aus irgend einer schmutzigen Erdscholle sich durch unaufhaltsame Protection der Mutter Natur zu solch' übermüthigem Selbstbewußtsein aufschwingt, um später keine Menschennase für zu hochgetragen zu erachten, die er nicht als kecker Maikäfer zu umschwirren sich getraute; — über diese niedrige Metamorphose des Engerlings zu einem Maikäfer sind schon Foliobände mit den umständlichsten Abbildungen gedruckt worden.

Nicht minder, daß eine häßliche Raupe, über deren Anblick ein nervöses Fräulein erst in Ohnmacht gefallen, dann einen Monat später als farbenstrahlender Falter von demselben zarten Wesen, als naiv dahinhüpfender Schmetterlingsjägerin, jubelnd eingefangen und an ihrer Busennadel zappelnd mit sentimentalster Mimik von ihr bewundert wird — auch über diese Wandlung gibt's Bücher und Bilder, daran auch nicht das feinste Farbenstäubchen fehlen darf.

Und daß endlich die Frösche in ihrem frühesten Kindheitstraume Schwänze tragen, sie aber bei ausgebildeterem ästhetischen Bewußtsein, trotz dem formverwandten sogar hoffähigen Menschenfrack, dennoch als unanständig wieder ablegen — wer könnte läugnen, daß auch hierüber die wissenschaftlichsten Erörterungen vorhanden sind?

Und doch, auf welch' tiefer, noch rein animalischer Stufe bewegen sich alle diese genannten Metamorphosenstudien!

Aber von den tausendmal staunenswertheren Wandlungen, die der Mensch, der Herr und die Krone aller geschaffenen Wesen, in einem gewissen halbgebildeten Lebensstadium bei uns zu durchlaufen hat, davon schweigen alle deutschen Naturforscher, vom berühmtesten, ordensreichen geheimen Rath, bis zum obscursten Privatdocenten mit noch völlig durchsichtigem Knopfloch.

Ich schweige hier völlig von dem schönen oder zarten Geschlecht unserer lieben deutschen Schwestern. Der noch ganz junge „Grasaffe," der halbwüchsige „Backfisch," und die schon etwas ältere „Schneegans" sollen aus ritterlicher Galanterie gar nicht in Betracht kommen. — Ich meine jetzt bloß den deutschen jugendlichen Mann.

Dieses vornehme wissenschaftliche Ignoriren seiner merkwürdigen Wandlungen dünkt mir aber noch um so schuldbarer, als dieselben sich bekannter Maßen niemals bis in den niedrigen Dunstkreis von Schuster und Schneiderwerkstätten oder Kramläden verlieren, sondern sich stets nur an solchen feiner organisirten Exemplaren der Menschheit offenbaren, welche den heiligen Berg zum Sonnentempel klassischer Bildung hinanwandeln, und als somit auch jeder deutsche Professor der Naturwissenschaft diese Wandlungen selber einmal an seiner eigensten Person durchgemacht hat. — Erwägt man obendrein, daß diese Metamorphosen eine rein germanische Species von Naturerscheinungen darstellen, so wird dieses Verschweigen von Seite der deutschen Wissenschaft absolut unverzeihlich.

Welchen Spielraum scharfsinniger Conjecturen haben unsere Gelehrten aber auch durch diese Unterlassungssünde verloren gegeben! — Man höre nur und staune! —

Ein körperlich ganz wohlgebildeter, geistig ganz normal organisirter Mensch, auf der Schulbank des Gymnasiums in der Doppelblüthe seines Geistes und Leibes schwellend, ist dennoch — wahrlich ein unicum von mirabile dictu et auditu! — ein „Frosch!"

Welches Meer von grundlosen wissenschaftlichen Vertiefungen und hochgehenden Geisteswogen!

Dieser „Frosch" wird durch das Absolutorium von der Schulknechtschaft freigesprochen. Er darf nun in akademischer Freiheit weiter hüpfen. Seine Froschnatur scheint uns demnach eine prophetische Anspielung auf dieses spätere freie Davonhüpfen in sich geborgen zu haben.

Aber nein, die Natur ist ewig räthselhaft, und läßt sich nicht so flüchtig lösen.

Sie verwandelt den absolvirten, geschmeidigen helläugigen „Frosch" in der Ferienzeit vom Absolutorium bis zum Antritt des

akademischen Bürgerthums flugs in einen plumpen struppigen „Maulesel.“

Welch neues Gebirge kolossaler Räthselmassen! — Welch neuer, materialistisch = phosphorescirender Lichtblick in die Entstehungsgeschichte des Menschen würde vielleicht den begeisterten Anhängern der Affentheorie auf diesem Berggipfel aufleuchten!

Eine neue „Mauleseltheorie!“ — Wie ganz und gar noch nicht dagewesen und unverbraucht!

Doch siehe, noch ist des Weltgeistes Kraft und Lust zu neuen Metamorphosen nicht erschöpft.

Kaum hat der hochgelehrteste Rector magnificus der Hochschule den „Maulesel“ durch Handgelübde in die heiligen Hallen der akademischen Freiheit eingeführt, so verwandelt sich dieses plumpe, geistesträge Saumthier buchstäblich unter den Händen Seiner Magnificenz in einen verschmitzten „Fuchs,“ der von nun alle Schliche kennt, wie man das Colleg „schwänzt,“ den Philister „anpumpt“ und den lieben Eltern lamentable „Brandbriefe“ heimschreibt. — Nach einem Semester macht dieser gemeine Fuchs noch die besondere Spielart des „Brandfuchses“ durch. — Und erst am Ende des ersten Universitätsjahres tritt er aus allen diesen thierischen Metamorphosen wieder in das Reich und die Rechte seiner angebornen Menschheit ein.

In vollen Zügen trinkt er als „Bursch“ aus dem goldenen Becher frischer glückseliger Jugend und schaut in begeisterter Schwärmerei dem schönen Leben ins lachende Gesicht. Dann träumt er als „bemoostes Haupt“ hinter seinen Collegienheften den heitern Traum der akademischen Freiheit allmälig aus. Und endlich steigt er als examinirter „Philister“ vom morgenrothumleuchteten Berge seiner Illusionen in die neblichte Niederung des wirklichen Lebens, um sich ein Jahrzehnt in der sorgenvollen „Praxis“ einzuüben, sich nun selber im Schweiße des Angesichtes sein tägliches Brod zu verdienen. —

Wie lange wird's wohl noch währen in unserer Zeit, die so viele Eigenthümlichkeiten unseres alten deutschen Lebens verflacht, und auch die Namen dieser studentischen Metamorphosen erschallen wie barbarische Klänge einer versunkenen Zeit unsern Nachkommen fremd ins Ohr. Und der romantische Duft des alten deutschen Studenten-

thums ist verweht, sowie der poetische Klang des Posthorns, der schon jetzt selten und immer seltener durch Berg und Thal und durch die Gassen klingt.

Aber ich erzähle noch aus einer Studentenzeit, in der frühreifes Altklugthun und vornehme Blasirtheit nur eine seltene psychische Krankheit, derbe Jugendlust aber manchmal gar zu gesund gewesen. — Alte junge Männer waren abnorme Naturerscheinungen, desto mehr waren die alten bemoosten Häupter oft recht unverbesserliche Kindsköpfe, bis der immer näher rückende Termin zum Examen ihren sprudelnden Originalhumor mit etwas elegischer Stimmung umschleierte. —

Und war auch der äußere Stamm der alten Eiche der Studentenschaft oft rauh und knorrig, in ihrem Innern barg sie doch einen gar gesunden Kern kräftigen deutschen Lebens. An ihren Zweigen grünte muthiges Selbstbewußtsein und begeisterter Sinn für das deutsche Vaterland; aus ihrem Holze ward gar manche Zierde geschnitzt für das Staatsschiff, wie den Katheder; und mancher ruhmreiche Schaft für Speer und Fahne auf blutiger Wahlstatt war dieser ehrwürdigen Eiche entsprossen. —

Ach ja, noch steht sie da, wenn auch an manchem Ast entblättert. Und das poetische Rauschen ihrer Krone von Jugendschwärmerei und Jugendfreundschaft umweht noch heute Tausende von deutschen Männern als freudig wehmüthiges Gedenken an ihren einst heitern Morgen — durch den heißen Mittag — und den dämmernden Abend — bis zur letzten, ewigen Nacht.

Ja wohl, die Alten, die in ihrer Studentenzeit an Leib und Seele wahrhaft jung gewesen, und die jungen Studenten, denen noch heute das Herz von echter Jugend überschwillt, sie verstehen mich. Und wer immer eines solch' deutschen Studenten ängstlich besorgte Frau Mutter war oder noch ist, und alle die lieben zärtlichen Schwesterlein solcher „lustigen Brüder" — ich weiß es, auch sie verstehen vielleicht nur allzugut diese nächsten zwei Abschnitte aus deutscher Burschenzeit.

So hab' ich ja wohl verständige Zuhörer des starken und schwachen Geschlechtes genug, und kann getrost weiter erzählen.

II.

Die himmlische und irdische Braut.

Wenn jemals ein deutscher Gymnasiast im innersten Herzen aufgejubelt, als freier Student nun dem dumpfen Schulzwang entronnen zu sein, so war es ohne Zweifel unser junger Freund Hermann Stark, der stolze Senior der „Cherusker.“ — Ja wohl, jetzt, da er das Späherauge des sechseinhalb Fuß langen Pedells, weiland Tambourmajor des Leibregiments, vulgo „Cerberus,“ nimmer zu fürchten hat, jetzt darf ich wohl ohne Gefahr aus der Schule schwatzen, daß Hermann noch in seinem schlüpfrigen Froschstadium ein höchst gefährliches „Corps“ mit um so größerer Autorität autokratisch beherrschte, als er es selber im letzten Semester der Oberklasse gestiftet hatte — die „Cheruscia“ mit grünroth-goldenem Panier.

O du seliger Frackschneider, was hatte dein historisch-germanischer Trinkspruch bei dem damaligen Cheruskerkinde nicht Alles im Gefolge! Auch diese Cheruscia wäre wohl schwerlich ohne dein mystisches Horoskop zur Welt gekommen. — Aber „was ein Haken werden will, krümmt sich bald.“ Dieses alte Sprichwort, das sich an Hermann vom ersten gewaltthätigen Schreiconcert bis hieher Jahr für Jahr aufs Neue bewährt, errang sich auch in diesem Lebensabschnitte seine volle Geltung. — Und so hatte der übermächtige Drang, auf der Hochschule einmal ein recht flotter Corpsstudent zu werden, unsern Freund schon als Frosch nicht ruhen lassen, ein halbes Jahr zuvor die betreffenden Vorstudien anzustellen, freilich nach sehr lückenhaften eigenen Heften, deren Material er von den Corpsburschen der Franconia in der letzten Ferienzeit flüchtig erhascht hatte.

Um vier Uhr des Nachmittags am fünfzehnten August im Jahre des Heils 1838 war das Absolutorium, dieser himmlische Freibrief aller Gymnasiasten, in des Seniors und seiner andern Cherusker Händen, und schon Punkt halb fünf saß die grünroth-goldene Mütze auf ihren Köpfen, das Corpsband von gleicher Farbe hing um ihre Brust, in ihrem Mund die lange Pfeife mit dem Bundeswappen und fliegenden Quasten, und große Wolken qualmten in triumphirender Freiheit hinaus in die weite pedelllose Welt.

So schritt das vormalige Frosch- und nun Mauleselcorps Cheruscia, ihren schönen stattlichen Senior in der Mitte, mit merkwürdig bewußtem Gang und Blick vom Marktplatze durch die engen Gassen der Altstadt.

Ha, war das ein von Freiheitswonnen durchschauertes Hochgefühl! — Und die alten, rußigen, langweiligen Philisterhäuser sammt ihren Spießbürgern, diesen eingetrockneten „Häringsseelen,“ verzogen zum Staunen auch nicht einmal den Mund, und glotzten auf die nun freien Cheruskermaulesel gerade so stupid hernieder, als ob sie noch immer sklavische Frösche wären, hinter denen lauernd der „Cerberus“ schleicht. — O du verthiertes Pfahlbürgerthum, das du knechtisch an der schmutzigen Scholle klebst, was ahnst wohl auch du von akademischer Freiheit!

Die externes der Madame Mansuy wußten schon etwas mehr davon. Gar manche sah von ihrem Fenster auf die flotten Studenten der Cheruscia verstohlen nieder, die um so offener zu ihnen ihre Mützen hinaufschwenkten. Und manch' eine dachte mit trüben Augen an das alte Verslein: „Ach Scheiden und Meiden thut weh!“ Denn jeder dieser Cherusker hatte unter diesen externes so seine kleine „Flamme,“ wenn sie auch gewöhnlich nur in sehr harmloser Heimlichkeit brannte.

Das Erkerfenster aber an jenem Kaufherrnhause war leer und Hermann sah gerade an jener Stelle so fest auf das Straßenpflaster, wie Jemand, der etwas Verlorenes gern wieder finden möchte. — Ach jawohl, das betreffende holde Töchterlein war vor vierzehn Tagen von dem strengen merkantilischen Papa plötzlich in ein französisches Institut spedirt worden. Warum denn aber nur? War das Französische der Madame Mansuy auf einmal nimmer elegant genug? — Ja, warum? — Hermann wußte das selber nicht genau. Eines Abends vor vierzehn Tagen war eben der Erker leer. Und wenn er erst gewußt hätte, mit welch innerlichem Herzeleid diese Louise das letztemal seinen Gruß erwiederte! Und sie durfte ihm doch nicht sagen, daß es der letzte gewesen! Auch von den heißen Thränen des Abschieds am andern Morgen bekam er nicht einen einzigen Tropfen zu sehen. Und wenn auch, wie hätte er denn

wissen sollen, daß sie vielmehr ihm, als dem Elternhause geflossen waren? —

Aber, liebstes Kind, nimm mir's nicht übel! Wie konntest du denn auch so entsetzlich unvorsichtig sein? Erst die Fensterscheibe im Erker mit verstohlenen Seufzern anhauchen und dann den Namen „Hermann Stark" mit zartem Rosenfinger hineinschreiben! Und dann wieder „Hermann und Louise" und zuletzt noch gar diese zwei lieben Namen mit von einem brennenden Pfeil durchbohrtem Herzen einrahmen! — Und dies Alles, während der strenge Herr Papa lauernd im Rücken steht, der dich schon seit deinem zwölften Jahre für den Sohn seines noch reicheren Geschäftsfreundes heimlich auserkoren hat! — Und bei alle dem hattest du nicht einmal vorher umgeschaut? —

Doch so geht's oft im Leben. Aus den kleinsten Ursachen entstehen die größten Wirkungen. Auch diese so harmlos angehauchte, so unvorsichtig beschriebene Fensterscheibe hatte diese zwei Herzen auf immer getrennt. Hätten sie vielleicht von einander noch heimlich Abschied nehmen und ihrem bisherigen Liebeslied ohne Worte den verständlichen, mündlichen Text unterlegen können, wer weiß, ob dann ihre ausharrende Treue mit Hilfe des Gottes Amor denn doch nicht stärker gewesen wäre, als des berechnenden Kaufmanns Entschluß unter dem Beistande des merkantilischen Gottes Merkur! —

So aber verklang dieses erotische Lied in Hermanns Herzen gleich Lerchensang an einem Frühlingsmorgen, sowie die liebliche Knospe selber ihm spurlos entschwunden war. — Als dann noch drei andere Sommer gekommen, da hatte der Sohn jenes Geschäftsfreundes die entfaltete Rose auch wirklich gepflückt und an sein Herz gesteckt. — Ob sie mit einander glücklich geworden? — Ich weiß es nicht. Sie lebten in einer andern Provinz. Hermann sah sie niemals wieder. — Im Sturmwinde seines nun wieder neu erregten Geistes war selbst das duftige Gedenken an dieses Erkerfenster und seine Mädchenblume gar bald wieder verweht. So war er eben. Immer vorwärts drängend, immer neuen wechselnden Reizes bedürftig. Jede Periode scheinbarer Wandlung zu innerer Ruhe war nur ein trügerischer Stillstand.

Was Wunder darum, daß auch schon heute der zu feiernde

Abschiedscommers all sein Denken und Sinnen verschlang und sein beim Vorübergang an jenem Kaufmannshause rasch umschleierter Blick gar bald wieder aufgeheitert in die lachende Welt hinaussah! Lagen doch alle Reize der Jugendlust und Freiheit nur darin lockend verborgen, und heute war der erste Tag, an dem er den Becher freien Studententhums schäumend an die Lippen setzen durfte, ohne Furcht vor Rector und Pedell. — Wer als frisch absolvirter Maulesel diesen Tag einmal selber miterlebt hat, der weiß es zu würdigen, was das heißen will.

So wanderte jetzt der Cheruskersenior Hermann Stark mit seinen Corpsbrüdern aus den Gassen hinaus durch das grüne Wiesenthal, und machte in jenem Dörfchen Halt, das er jeden Tag aus seinem Fenster vor sich liegen hatte. — Im einzigen, sehr bescheidenen Wirthshause „zur Krone," und zwar in einem verborgenen Extra-stübchen dicht über dem Kuhstall im Oekonomiehof, lag die heimliche „Kneipe," in der die Cherusker schon das ganze Sommersemester hindurch jeden Mittwoch und Samstag Nachmittags höchst polizeiwidrig ihren Krug Bier tranken, ihre Kneippfeife rauchten und ihren Cantus losließen. Und heute sollte nun der feierliche Abschiedscommers gehalten werden. Freilich fehlte ihm noch der alte „Landesvater," das Lied der Lieder, weil sich weder Senior noch irgend ein anderer Cherusker zur Zeit darin zurecht zu finden wußte. Um so begeisterter sangen sie aber nun das Bundeslied der Cheruscia, das deren Stifter und Senior zugleich als Hofpoet dieser urgermanischen Tafelrunde gedichtet hatte. — Dann und wann mischte sich zu ebener Erde der uncultivirte Baß einer gehörnten Milchspenderin oder der sehr hohe Tenor ihres Säuglings in einzelnen Solo's dazwischen. Aber das störte doch nicht im mindesten die feierliche Stimmung des Schwanenliedes der Cheruscia, die mit Hermanns Abgang vom Gymnasium sich wieder in die höheren Räume der Walhalla zurückzog, von wo sie auf ein Semester lang zur kurzweiligen Abwechslung zu diesem lustigen Sterblichen herunter gestiegen war.

Wahrlich! Wäre unser liebes deutsches Vaterland damals von irgend einer Gefahr bedroht gewesen, es hätte sich einfach an die Corpsbrüder dieser Cheruscia adressiren dürfen, um sofort aus jeg-

licher Noth triumphirend herauszutreten. Wenigstens waren wohl niemals deutsche Herzen seit ihrem Urahn Arminius begeisterter für das Wohl und die Herrlichkeit der hochedlen Germania erglüht, als diese Cherusker, ihren Senior voran, dessen Feuergeist sie alle entflammte. — Willst du daran zweifeln? — So höre nur die letzten drei Strophen, die sie eben mit flammendem Auge singen:

„Und müssen die Schwerter erschallen
Aus Asgards sonnigen Hallen,
Arminius die Waffen uns weiht,
Und stärkt uns zum heiligen Streit.

Cheruscia! ja, wir erretten
Aus Noth dich, aus Schmach und aus Ketten,
Und führen zum Siege dich ein,
Im Leben und Tod sind wir dein.

Dir tönen germanische Lieder,
Dir schwören germanische Brüder,
Dir sind wir auf ewig getraut —
Cheruscia, himmlische Braut!“

Dann sprang der Senior Hermann von seinem Stuhle begeistert auf und rief mit schallender Stimme: „Cheruscia, himmlische Braut! Sie lebe hoch, — hoch — und nochmals hoch!“ Und das Echo des einfallenden Corps ward im ganzen Dorfe vernommen.

Aber wo war nur Theodor Faber, der Secretär der Cheruscia, geblieben? Der hätte heute doch nicht wohl fehlen dürfen.

Ja, lieber Begleiter, ich verschwieg dir Alles, so lang ich nur konnte. Aber jetzt geht's nimmer anders. Ich habe dir von diesem poetischen Pfarrerssohn endlich einmal so viel und so Wichtiges zu verrathen, daß ich dich bitten muß, die Brüder der Cheruscia ihrer Begeisterung für die „himmlische Braut“ zu überlassen, und mit mir in das dir gar wohl bekannte Hinterhaus der romantischen Schustergasse ein wenig zurückzukehren.

Siehst du ihn? Da sitzt er in seinem Stübchen am Fenster und

schaut wieder einmal recht elegisch ins Wiesenthal. Heute thut ihm diese Stimmung auch wirklich sehr Noth. Denn sieh' nur, das gute, besorgte Bettchen legt eben ein neues, feuchtes Tuch sorgfältig um seine Stirn, wobei sie ihm zugleich in die düstern Augen sieht mit der stummen Frage, ob ihm denn immer noch nicht besser sei. — O sein brennender Kopf schmerzt ihn so sehr und sein Puls fiebert. Aber auch die aufregende Arbeit des Absolutoriums, drei volle Tage in dieser Augusthitze! Ja wohl! und dazu noch seine schwachen Nerven. Armer Theodor! — Aber nicht wahr? die kalten Umschläge von dieses siebzehnjährigen Kindes lieber, sorgsamer Hand thun dir doch recht wohl! — Ja, es ist gewiß wahr: Niemand pflegt so heilsam als zarte Frauenhand mit ihrer geheimen magnetischen Kraft. Und die verständige Frau Professorin hatte es ja selber so angeordnet, und wie oft schon früher durch ihr populäres „Handbuch von hundert probaten Hausmitteln" ihren Pflegebefohlenen den gelehrten Doctor und seine Deserviten erspart! — Da muß ja wohl auch das heutige Recept seine wohlthuende Wirkung thun: „Nur Ruhe und den Kopf mit kaltem Wasser recht kühl halten, daß die gereizten Nerven sich wieder besänftigen!" — O, gewiß, ein ganz vortreffliches Mittel, besonders, wenn es nach der arglosen Mutter Auftrag mit so rührendem kindlichen Gehorsam von der lieben Tochter angewendet wird!

O belausche diese Wärterin nur ein klein wenig, wie sie mit jedem neuen Umschlag auch wieder mit neuer, stummer Frage um sein Befinden ihm ins Auge schaut! — Armer, junger Freund, mußt du so viel leiden von diesem brennenden Kopf, von dieser lieben, pflegenden Hand und diesen noch lieberen fragenden Augen! — ist dir immer noch nicht besser? —

Indessen saß die Frau Professorin im Wohnzimmer an ihrem massiven Schreibtisch, einem Erbstück ihres Vaters, und fertigte für die sechs Pflegesöhne die halbjährigen Rechnungen aus, daß morgen frühe bei der Abreise Alles in bester Ordnung sei.

Das sechzehnjährige, immer gleich muntere Linchen, das blitzschnell im Kopfe zu addiren verstand, hatte, neben der Mutter sitzend, das große Hausbuch auf dem Schooße liegen und dictirte ihr als

merkwürdig gewandter Rechnungsführer die einzelnen Posten sogleich summirt in die Feder.

Und draußen in Theodors Stübchen schlug ihre Schwester eben wieder einen neuen Umschlag um seine glühende Stirn und fragte in gar weichem Tone:

„Ist's Ihnen noch nicht besser, Theodor?“

Und der träumerische Pfarrerssohn ergriff plötzlich ihre liebe Hand, drückte sie krampfhaft an seinen Mund, sah ihr mit einem durchdringenden Blick voll tiefster Wehmuth durch die Augen bis mitten ins Herz hinein, und sagte nichts als dieses eine Wort, aber mit unsäglicher Feierlichkeit: „Elisabeth!“

Dann rannen zwei große Perlen über seine Wangen.

Und wie geschah ihr's doch? Neigte sie da nicht ihr Haupt zu dem seinen und küßte sie ihn nicht? — Zum erstenmale!

Armer Theodor! Ist dir noch immer nicht besser? —

Da knarrte die Thüre des Wohnzimmers. Theodor wischte blitzschnell über seine nassen Wangen. Elisabeth tauchte, an Leib und Seele heimlich zitternd, die Binde in die Wasserschüssel, tief gebückt, damit sie nicht aufblicken mußte.

Die Professorin trat ein.

„Nun Theodor, hat Ihnen der Umschlag noch nicht gut gethan?“

„O ja, ich danke,“ sagte er kaum hörbar, vom ersten Kusse noch ganz durchschauert.

„Nicht wahr? Ich sagt' es ja gleich. Kaltes Wasser hat eine merkwürdige Heilkraft.“

Ja wohl, gute Mutter, kaltes Wasser und deines Kindes warmer, heimlicher, heilender Kuß! —

„Aber wollen Sie nicht noch ein wenig frische Luft schöpfen? Kommen Sie, lieber Theodor! Der Abend ist so schön. Sie treffen Hermann gewiß noch, und ein kleiner Spaziergang thut Ihnen wohl .... Bettchen! Die Tücher schön auswaschen und zum Trocknen hängen!“

„Ja, liebe Mutter!“ klang Bettchens Antwort unendlich leise, und sie war froh, eine Gelegenheit zu finden, mit ihrem hochklopfenden Herzen sich in die frische Luft flüchten zu dürfen.

So trat sie denn auf die alte Holzgalerie, wusch die Tücher aus und hängte sie zwischen den Pfosten zum Trocknen auf. Wie bald war das geschehen! Aber ihre Augen, die nun, da sie allein war, über und über naß geworden, wann sollten diese wohl wieder völlig trocken werden?

Und draußen wandelte Theodor in dieses ersten Kusses glückseligem Gedanken durch den trauten abendlichen Thalgrund. Der Nachthauch wob weiße Schleier um die duftenden Wiesen. Aus dem blauen Himmel zitterte der Abendstern, der Stern der Liebe. Die Vesperglocke klang aus dem nahen Dorf. Und horch! Jetzt ist sie verhallt, und ganz deutlich hört er von seinen schwärmenden Corpsbrüdern wieder herübersingen:

„Dir sind wir auf ewig getraut,
Cheruscia, himmlische Braut!“ —

Und Theodor blickte zum Abendstern und auf die weißen Schleier über den Wiesen, und wie im Gebet sprach er vor sich hin:

„Dir bin ich auf ewig getraut,
Elisabeth, süßeste Braut!“

III.

Von verschwiegener Liebe.

Diese hinfällige, braune Holzgalerie, die vom Hinterhaus in der Schustergasse so lebensüberdrüssig in ihren dumpfen Hofwinkel herniederhing, sie hätte beim ersten Eintritt jener zwei Gymnasiasten vor nun bald vier Jahren es sich auch wohl nicht träumen lassen, daß sie dem einen dieser Freunde heute beim letzten Ausgang das trauernde Bild seiner ersten Liebe als solch poetischer Rahmen umfassen dürfte.

Und doch war es heute Morgen so gekommen.

Die gute Frau Professorin hatte im Laufe von nun über zwölf Jahren wohl schon oft Gelegenheit gehabt, sich als Studentenmut-

in der allzeit schweren Kunst des Abschiednehmens einzuüben. Aber wie sie nun heute daran kam, von Hermann und Theodor zu scheiden, da gab dieser Gedanke schon ein paar Stunden zuvor ihrem Herzen so heimliche Stöße, als habe sie noch nie einem ihrer zahlreichen Pflegesöhne Lebewohl gesagt. Was das nur war? So wehe geschah ihr noch bei keinem andern. Und doch war sie gewiß allen dieselbe sorgliche Mutter gewesen, frei von jeder launischen Bevorzugung. Aber an diesen beiden hatte ihr Herz doch ganz besonders zärtlich gehangen. War es der vortreffliche Kern, den sie vom Elternhause mitgebracht, war es ihr frisches, edles Wesen? Oder war es ihre treue Anhänglichkeit an sie und ihre Kinder? Denn keiner all' der früheren Studenten war in ihrem Kosthause so daheim und so mit ihnen in Freud' und Leid verwachsen geworden, wie diese Zwei. Oder war es ein unerklärliches, halb freudiges, halb angstvolles Vorgefühl, daß noch einmal eine Zeit kommen werde, wo diese Beiden ihrem Haus und Herzen wieder nahe stehen und noch viel näher, als jetzt? Was war es doch von dem Allem, daß sich die Frau Professorin gerade vor diesem Abschiede jetzt so fürchtete? —

So lange sie noch im Hause früh Morgens nachzusehen und der beiden Freunde Koffer zu ordnen hatte, da war es mit stillen Seufzern gethan. Als sie aber dann mit den grünen Reiseränzchen auf dem Rücken vor ihr standen, um mit froher Wanderfreiheit über Berg und Thal in die Heimath zu ziehen, da sank der treuen Pflegemutter plötzlich aller Muth. Küssend und weinend fiel sie jedem ein um das anderemal um den Hals, daß auch ihnen das Herz gar schwer ward und jeder nur ein paar abgerissene Worte dankenden Abschieds hervorstammeln konnte. — Auch das muntere Linchen drückte unter so lautem Schluchzen den Kopf an das Fenster, als ob ihr junges neckisches Herz nun nie mehr froh werden könnte. Nur Elisabeth, wie wir von nun an das elegische Bettchen nennen, war ängstlich ruhig und gefaßt. Mit thränenleerem, aber um so schmerzvollerem Auge stand sie da und blickte scheinbar theilnahmslos zu Boden. Dann gab sie erst Hermann und hierauf Theodor die Hand, drückte sie diesem heimlich und hauchte kaum vernehmlich: „Adieu!"

Die beiden Freunde waren schon auf der Treppe, und die Professorin starrte noch immer von dem Stuhle, darauf sie zuletzt niedergesunken, regungslos vor sich hin. Seit dem Todestag ihres seligen Mannes hatte sie so starker Schmerz nicht mehr überwältigt. Aber warum denn nur? Es waren ja doch nur immer fremder Eltern Söhne, von denen sie sich nun losgerissen hatte! — Ach, laß sie doch trauern! — Kannst denn du so genau wissen, ob außer diesem Abschiede nicht noch ein anderes schneidiges Schwert jetzt durch ihre Mutterseele ging? — Elisabeth und dieser schmerzensstumme Blick, und dieses lautlose Abschiedswort! — In ihre kurz zuvor noch dämmernde Mutterahnung plötzlich, welch' erschreckender Lichtstrahl! — O Theodor! Ahntest du wohl, was du mit deiner Liebe für die Tochter nun für ein Leid dieser Mutter zurückgelassen hattest?" — Verstehst du sie nun, lieber Begleiter? — O laß sie doch trauern um ihr daheimgebliebenes Kind! —

Ihr Mutterblick streifte voll angstvollen Wehes Elisabeths noch immer verloren dreinschauendes Auge. Da schlug diese es nieder, und innerlich zitternd ging sie leise hinaus.

Als dann die beiden Freunde drunten durch den dumpfen Hofraum gegen den Gang des Vorderhauses gingen, sah Theodor noch einmal zurück — ein blitzschneller Augenblick, von Hermann kaum bemerkt. Und sieh', da stand Elisabeth auf der Holzgalerie, den jungfräulich knospenden Leib von den altersgrauen Pfosten eingerahmt. Bleichen, trauerernsten Antlitzes hatte sie die Hände auf das Herz gelegt, als wolle sie damit ihr schweres Athmen bemeistern. Noch ein gegenseitiges, letztes, leuchtendes Grüßen in den größer gewordenen Augen! — Und sie hatten sich Beide von einander gewendet.

Theodor schritt in wirren Träumen durch die engen Gassen. Elisabeth ging in die Wohnstube zurück, setzte sich laut und thränenlos an ihr gewohntes Fensterplätzchen und stickte weiter an einem kostbaren Hochzeitsschleier für ein reiches Gastwirthstöchterlein, so täuschend ruhigen Herzens, als sei darin gar nichts vorgegangen. Am andern Fenster saß Linchen und blickte mit hängendem Köpfchen auf die Rosen ihres Teppichs für die Aussteuer derselben Braut. Die

Mutter hatte sich inmitten der beiden Fenster an ihren Schreibpult gesetzt und überlas, die Stirn in die Hand gestützt, nochmals den Jahresschluß in ihrem großen Hausbuche. Doch die Worte und Zahlen verschwammen vor ihren immer noch weinenden Augen. Im Zimmer war es todtenstill geworden. Man konnte hören, wie Elisabeth den feinen Faden wie träumend durch den Brautschleier zog. Aber die Gedanken, die ihr junges verlobtes Herz durchzogen bei dieser heute so traurigen Arbeit für eine andere Braut um armseligen Wochenlohn, diese stummen Gedanken hörte Niemand, so still es auch war. — Nur das Auge der Mutter, das las jetzt in der Tochter stumm ergebenem Antlitz den Anfang der leidvoll glückseligen Geschichte ihrer eigenen Liebe.

Fahrt wohl ihr herzensguten Menschen! Ich muß auf lange Zeit von euch Abschied nehmen. Fahr' wohl, du friedliche Wittwenstätte, in der die Armuth, diese sonst so niedrige neidische Magd, zu so fürstlichem Adel erhöht worden ist! — Ich drücke dir herzlich die Hand, du treu besorgte Pflegemutter. Härme dich nicht allzusehr! Behüte dich Gott, Linchen! dich und dein heiteres Gemüth, du muntere Forelle, und lach' und schäckere bald wieder! — Und dir, elegische Elisabeth, dir lege ich zum Abschied meine Hand auf dein schönes, sinnendes Haupt. Wann wirst du wohl jenen Schleier sticken dürfen, der um deine eigenen Schläfe hochzeitlich niederwallt? Wie viel Sehnen und Harren mag noch dazwischen liegen? — Und dein sanftes Auge antwortet mir: „Und muß ich noch so lange harren und mich sehnen, ich weiß, es kommt dennoch der Tag, an dem er in treuester Liebe wiederkehren wird.“ — So hoff' und harr' auf diese Stunde! — Und jetzt fahrt wohl für lange, lange Zeit! —

* * *

So reiß' auch du dich los, lieber Begleiter, und eile mit mir unsern beiden Freunden nach, die nun schon lange draußen als rüstige Fußgänger Feld und Gehölz durchschweifen. Und indeß ich noch mit dir allein gehe, laß mich dir von Theodor und Elisabeth was Heimliches anvertrauen!

Glaubst du, der leise Händedruck in der Wohnstube und dann

der letzte Scheideblick auf der Holzgalerie sei zu solchem Abschied der Beiden ganzes Lebewohl gewesen? — Hab' ich dich gestern Abend sogar den ersten Kuß belauschen lassen, was soll ich dir nun diesen letzten Abschied verschweigen? Aber denke dir nicht, daß sie heimlich mit einander geherzt oder zusammen geweint hätten. Nein, die Brautfeier des ersten Kusses blieb unentweiht. Keine einzige laute Rede war mehr unter ihnen gewechselt worden. Nur auf der geistigen Brücke geschriebenen Wortes kamen ihre Herzen nochmals in stiller Nachtzeit zusammen und nahmen von einander traurigen Abschied.

Das geschah zum erstenmal, als Theodor gestern Abend vor dem Nachtessen ihr einen Brief in die Hand gedrückt, und zum andernmale, da er spät vor dem Schlafengehen ihre Antwort in Witschels „Morgen- und Abendopfer" versteckt gefunden, darin zu lesen er keinen Tag versäumte. Und da ich dir einmal so viel verrathen, sollst du auch die Briefe selber hören — die ganze Vorgeschichte ihrer jungen Liebe.

Der Brief des sinnigen Pfarrerssohnes lautete:

„Meine Elisabeth für jetzt und immer!

Wenn wir morgen frühe von einander scheiden müssen, so laß es Niemanden merken, wie weh unsern Herzen dabei geschieht. Ein leiser Druck der Hand, ein stummer Blick sei uns gerade genug. Auch heimlich wollen wir nicht von einander Abschied nehmen. Mein Herz sagt mir, daß es nicht gut und löblich sei. Unser erster Kuß von heut Abend hat uns ja doch nun für immer verlobt. Darum soll es auch unser einziger und letzter sein für lange, lange Zeit. Ich werde dir auch nicht schreiben und erwarte auch von dir keine Zeile. Unsere steten Gedanken, unsere Gebete für einander seien unsere einzigen heimlichen Liebesbriefe. Laß auch später deiner Mutter und dem Linchen nichts von unserer Liebe merken. Auch ich will sie daheim verschwiegen halten. Ich rechne das uns Beiden zu keiner Sünde. Wir wollen ja durch unser jetziges Schweigen unseren Lieben nur unnöthige Besorgniß unsertwegen ersparen, bis daß die Zeit gekommen, wo wir vor sie hintreten können, in aller Ehrfurcht um ihren Elternsegen zu bitten. Ich weiß gewiß, mein

Vater und dein seliger haben auch schon auf dem Gymnasium unsere Mütter lieb gehabt. Sie sind auch arm gewesen und sind doch endlich zum glückseligen Ziele gekommen.

Meine allerliebste Elisabeth! Auch wir Beide sind recht arm an äußerem irdischen Gute. Gottlob! — Denn das ist die tiefste Poesie unserer jungen Liebe. Die Armuth und der Seelenadel, mit dem ich dich Jahre lang sie verklären sah, das war der überirdische Magnet, der mich so mächtig zu dir hingezogen. Darum ist die ganze Luft deines Hauses, sowie dein liebes einfaches Wesen mir so schnell heimisch geworden, als seiest du meine Schwester gewesen. Und darum will ich auch nie und nimmer von dir lassen. Denn meine Seele verheißt mir: mein Leben wird mit dir gesegnet sein.

In Reichthum und Ueppigkeit müh- und sorgenlos zusammenkommen, was ist viel daran? Das können auch zwei kalte, schwache oder leichtfertige Herzen. Aber auf einander harren lange, lange Jahre, mit dem sorgenvollen Leben kämpfend, und dann doch seine Armuth überwinden durch den noch viel mächtigeren Reichthum an selbstsuchtloser, gottvertrauender Liebe und ausharrender Treue — o Elisabeth, das ist himmlischer Reiz und unergründliches Genügen. Darum laß uns dankbar unsere Armuth segnen! Denn sie war der Magnet unserer Herzen, sie wird unserer Liebe Prüfstein werden und unseres Gottvertrauens festes Fundament. — Lebe wohl, Elisabeth, und harr' aus, seien es auch noch so viele Jahre! Und so fest und fromm, wie du glaubst an unsern Herrgott, der sein und bleiben mög' unserer Liebe Schirm und segnender Hort, so fest glaube daran: es kommt der Tag, an dem ich mein Schweigen brechen und in deinem Hause wieder erscheinen werde, um dich in meines heimzuführen als das gleich heiß geliebte wie ersehnte Weib

deines

ewig treuen

Theodor."

So fest die Züge dieses Briefes, in ebenso sichtlicher Angst hatte Elisabeth ihre Antwort nur mit Bleistift auf einen Zettel hingeworfen,

in den wenigen Minuten, die sie in ihrem Schlafzimmer unbelauscht erobern konnte.

„Mit heißen Thränen, mein liebster Theodor, habe ich eben deinen, ich kann es ja gar nicht sagen, wie einzig theuren Brief benetzt. O tausendfachen, herzinnigsten Dank für jedes liebe, treue Wort. Glaube mir, ich verstehe seine ganze Poesie. Ja, so soll Alles sein, wie du mir gesagt hast! — Arm an irdischen Gütern, aber unendlich reich an liebetreuem Ausharren und felsenfestem Gottvertrauen. Und ich weiß, jener Tag, an den ich glauben soll, er wird gewiß auch kommen und alle Glückseligkeit der Welt bescheeren

deiner

armen, aber in deiner Liebe so reichen

Elisabeth.

P. S. Leb' wohl, leb' wohl, mein theures, süßes Leben!
Verschwiegen, gottvertrauend und ergeben! —

Ach, lieber Gott! Vor lauter Liebe werde ich schier noch poetisch. Lache mich nicht aus! Aber du sollst morgen frühe mit mir zufrieden sein — morgen und allezeit! — Verzeihe mir nur meine schlechte Schrift! Die Angst war daran Schuld.

Ewig

deine

E."

Nun weißt du Alles, lieber Begleiter, was ich dir von diesem heimlichen Brautpaar anzuvertrauen vermochte. Und du fühlst es dem ganzen Ton dieser Briefe gewiß an, aus welch' wahrhaften Herzen jedes Wort entquollen war. Nur eine einzige kleine Unwahrheit lag in der Bemerkung versteckt, als ob Elisabeth heute zum allererstenmale so ganz unversehens aus lauter Liebe zur Dichterin geworden wäre. Weiß ich doch in ihrer Kommodschublade gar sorglich geborgen ein kleines Büchlein mit Goldschnitt, und kenne ich

doch darin gar manches Gedicht, das von Liebe und Treue, wenn auch in sehr falschen Reimen und naiver Metrik an einsamen Sonntagnachmittagen von ihr verfaßt worden war. Und wer den mindesten Zweifel hätte, wem diese Verse wohl gelten sollten, der dürfte nur sogleich beim ersten Gedicht, „von verschwiegener Liebe" betitelt, die zwölf Anfangsbuchstaben lesen und er wüßte es ganz genau. Sogar nach dem dort aufgeschriebenen Datum könnte er es auf den Tag ausrechnen, wie nun gerade seit Jahresfrist Elisabeth ihren Theodor ins stille Herz geschlossen, ohne es ihm je in Prosa oder Versen gestanden zu haben. Und so war es auch ihm ergangen. Der gestrige Kuß war der Beiden erstes, offenes Bekenntniß; eine der tausend möglichen Variationen jenes uralten Liederthema's:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß."

Doch blick' um dich, lieber Begleiter! — Wie weit sind wir schon mit einander aus der Stadt gewandert und haben es gar nicht gemerkt. Und siehe, da haben wir unsere Freunde schon eingeholt. Dort an der waldigen Halde machen sie eben Rast. Behaglich ausgestreckt liegt Hermann im Moos unterm Eichenrauschen. Ränzchen und Cheruskermütze hat er abgeworfen. Und sein zurückgelehntes Antlitz lacht empor in den heitern Augusthimmel. Theodor stützt neben ihm sitzend den Kopf in die Hand und schaut in den erlenumsäumten Forellenbach zu seinen Füßen.

„Aber Theodor, was ist dir denn? Auf dem ganzen Wege hast du melancholisch den Kopf gehängt, und jetzt schaust du wieder so tiefsinnig ins Wasser hinein, als müßtest du alle Kieselsteine darin zählen. Ist's denn nur möglich, daß du mit solchem Gesichte das Absolutorium in der Tasche haben kannst? Meint man nicht viel eher, du seiest jämmerlich durchgefallen und müßtest nun nochmals Frosch werden, statt daß du jetzt ein freier Maulesel bist? — Theodor, so wach' doch auf', sing' mit! Ich die erste Stimme, du die zweite. 's ist ja doch sonst so gut zusammengegangen."

Und aus voller Kehle sang Hermann in die Morgenluft, von lustigem Finkenschlag begleitet:

„Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt,
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!“

Mit zum Himmel ausgestrecktem Arme ließ er den letzten Endreim in lang gezogenen Tönen ausklingen, während Theodor die zweite Stimme nur gezwungen vor sich hingesummt hatte, daß Hermann nach beendigtem Liede hellauf lachen mußte.

„O liebster Freund, wenn die Burschenfreiheit nicht anders wäre, als du jetzt von ihr gesungen hast, Himmel! gäbe das eine langweilige Geschichte. Ja, so sag' doch nur, auf welch ganz eigene Art bist du denn in dein Bettchen verliebt, daß du dermaßen traurig werden konntest? Ich wenigstens, lieber Theodor — nun, du weißt's doch selber von mir beim Louischen — ei, so beicht' mir doch einmal, du verliebter Duckmäuser!“

„Lieber, guter Hermann,“ fiel ihm da Theodor ungestüm ins Wort, „fordere jedes Opfer der Freundschaft von mir, ich werd' es dir bringen. Aber um Eines bitt' ich dich inständig: Rede nichts mehr, frage mich nichts mehr von Elisabeth!“

„Ach du lieber Himmel! du machst es ja schrecklich ernst! Nun, also gut! Das hättest du mir ja schon unterwegs sagen können, du närrischer Kerl! Dann hätt' ich schon dort mein Necken gelassen. Doch ich weiß jetzt gerade genug. Also, meine Hand darauf: bei mir soll diese Geschichte von nun an wie im Grabe liegen. „Ewigkeit geschwornen Eiden!“ sagt Schiller, und jetzt auch ich.“

„Ich danke dir, lieber Hermann,“ erwiederte Theodor, ihm innig die Hand drückend. „Und sei mir nur ja nicht böse! Aber ich mußte dich darum bitten.“

„Nun, Gott sei Dank, daß das einmal glücklich abgemacht ist. Das wäre ja sonst zwischen uns Beiden rein nimmer zum aushalten gewesen,“ entgegnete Hermann in treuherzigem Scherze. „Aber gelt, du nimmst mir's nicht übel, wenn ich jetzt noch eines singe. Und dich will ich gerne von der Begleitung dispensiren.“

Und wieder erklang sein heller Tenor:

„Wohl auf, noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein!

Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus!
Juvivallera, Juvivallera, juvivalleralleralera."

Wie er zum zweitenmale mit voller Seele so sang, da zog hoch über ihm, wie ein wandelnder Punkt am sonnigen Horizont, ein Habicht seine luftigen Kreise.

Und Hermann sah zu ihm auf und rief mit hinandeutender Hand:
„Siehst du, Theodor, den Habicht da droben? — Das bin ich, und so liegt unter mir die ganze, weite Welt."

Zu gleicher Zeit flog ein Wildtaubenpaar aus den Stoppelfeldern über dem Forellenbach auf, und flatterte über die beiden Freunde hinüber zum heimischen Wipfelnest. Theodors Auge sah ihnen stille nach.

Da ward für seinen träumenden Geist die ganze, weite Welt, Himmel und Erde, von jener alten Holzgalerie eingerahmt. Darin stand mit großem Aug' Elisabeth, die Hand auf das Herz gedrückt. Und der Forellenbach und der Eichwald rauschte mit einer Seele:

„Fahr' wohl, fahr' wohl, mein theures, süßes Leben!
Verschwiegen, gottvertrauend und ergeben!" —

IV.

Mauleselferien und der Geleitsbrief zur Hochschule.

Eine Mauleselferienzeit — welch' eigenthümlicher Abschnitt im Leben des deutschen Studenten!

Da liegt die überwundene Nacht des Schulzwanges hinter ihm, vor ihm dämmert der Morgen der akademischen Freiheit, und er selber steht als Maulesel wie in einem Halbdunkel zwischen beiden Tageszeiten. Ihm ist zu Muthe, wie einem Mädchen, das als kurz erklärte Braut die ersten officiellen Besuche macht. Noch kann sie nicht recht daran glauben. Noch liegt ihre Zukunft wie in Morgendämmer gehüllt. Aber das Ahnen des vollen Glanzes macht ihr

Herz schon höher schwellen, ihr Auge heller leuchten. So steht sie zwischen ihren noch unverlobten Gespielinnen und den schon verheiratheten Mitschwestern wie eine eben erst aufbrechende Rose zwischen noch grünen Knospen und schon völlig erschlossenen Kelchen.

Du siehst unsern jungen Helden Hermann Stark nun als die allerwichtigste Respectsperson in den Gassen seiner kleinen Vaterstadt umherstolziren, und zwar noch mit Mütze und Corpsband der edlen Cheruscia; dazu mit dem unzweideutigen Freiheitssymbol der langen Quastenpfeife. — Mich wundert nur, daß die alten Häuser des Rittersberges und der Schloßgasse vor dem nun so stolz bewußten Mauleselgang des früheren Steckenreitergenerals sich nicht mit ihren Giebeln ein klein wenig verneigt hatten; und daß die schwarze Barbarossaburg vor ihrem früheren Räuberhauptmann so gar mauerfest drein geschaut. Wäre ihnen irgend eine Bewegung erlaubt gewesen, sie hätten ihm gewiß auch noch durch andere Grußzeichen ihre freudige Theilnahme ausgedrückt, die sie wenigstens mit Beihilfe der Herbstsonne durch merklich heitere Stimmung vom Sockel bis zum First ihm zu erkennen gaben.

Und in dem elterlichen Erkerhause, hei! wie war bei seinem diesmaligen Eintritt die alte Stille ängstlich hinausgehuscht, und traute sich nurmehr in später Abendzeit verstohlen heimzuschleichen. Und gar die eichene Hausthüre konnte sich vor lauter Auf- und Zuschlagen des Cheruskerseniors und der Herren Frankencorpsburschen der Hochschule gar nimmer erholen und seufzte beständig nach der Ruhe der Nachtstunden.

Selbst das seit urvordenklichen Zeiten so ungestörte Zwingergärtchen an der Stadtmauer ward jetzt in lärmende Mitleidenschaft gezogen. —

Daß unser Cheruskersenior auf der Hochschule sofort in ein „Corps“ eintreten werde, wer möchte nach den rühmlichen Vorstudien auf dem Gymnasium daran noch zweifeln? Wenn aber wirklich dieses Vorhaben noch einer Bestärkung von außen bedurft hätte, so wären die sechs Frankencorpsburschen, die ihre Ferienzeit hier zubrachten, wahrlich Manns genug gewesen, um dieses ganz seltene Prachtexemplar eines Fuchses für ihre Verbindung mit allen Künsten

der Verführung so eifrig zu „keilen," wie ein vormaliger verschmitzter Werber einen sieben Fuß langen Bauernjungen für die Leibgarde des Landgrafen von Hessen.

Aber auch unserm guten Vater Stark, der zum Verwundern selber einmal der nämlichen Landsmannschaft angehörte, strahlte die Erinnerung an diese heiteren Tage mit so frohem Licht in seinen Lebensabend, daß er die stille Freude, nun bald auch seinen liebsten Sohn mit den Farben der eigenen Jugend geschmückt zu sehen, viel mehr im Herzen mit sich herumtrug, als er sich's äußerlich anmerken ließ.

Es war diese väterliche Freude eigentlich ein sehr großmüthiger Zug seines immer gleich edlen Menschenherzens. Denn nach dem Drange niedrigen Rachegefühls hätte er ihm den Eintritt in die Franconia viel eher geradezu verbieten müssen. Aber warum denn? — Ei, so denk' dir nur, lieber Begleiter, unser ehrwürdiger Freund zählte sich sogar zu den Mitstiftern der Franconia. Wenigstens ist aktenmäßig gewiß, daß er bei der Gründung vor nun circa sechsundvierzig Jahren der erste und älteste Fuchs gewesen war. Und dennoch konnte er es damals nicht zum dreifarbigen Corpsburschen bringen und nahm nur das grün-weiße Renoncenband ins Philisterium mit hinüber. [1] — Nun sag' nur selber, war das in der

[1] Zum Verständniß! Jedes Corps theilt sich in „Corpsburschen" und „Renoncen." Die ersteren bilden den eigentlichen Kern, den engern Corpsverband, und tragen die drei Farben der „Verbindung." — Die letzteren, in den ersten zwei Semestern Renoncefüchse, später Renonceburschen, sind die Abspiranten der Corpsburschenwürde, tragen bloß ein zweifarbiges Band — in einigen Landsmannschaften auch umgekehrt — und haben einen eigenen Renoncenconvent unter der Leitung des Consenior, des zweiten „Chargirten," während der erste, der Senior, dem Corpsconvente vorsitzt. — Die durch ihren Abgang von der Universität ausscheidenden Mitglieder des engeren Corpsverbandes heißen später „Corpsphilister;" jene, die höchst ausnahmsweise nur als absolvirte Renoncen ihre Burschenlaufbahn beschließen, verbleiben auch nur als „Renoncephilister" mit dem Corps in fernerem Verband, und sind auch dann nur zu den Renoncenfarben berechtigt.

Ordnung gewesen, unsern biedern, trefflichen Vater Stark, den alle Welt jetzt so hochschätzt und lieb hat, in seiner damaligen Studentencarriere so kränkend zurückzusetzen? Und glaubst du nicht, daß auch er, so gut wie die anderen Mitstifter, ein ganz flotter und „forscher" Bruder Studio gewesen, mit dem Schläger in der markigen Faust und den Becher an zechender Lippe? — Wie? Du verziehst den Mund zu zweifelndem Lächeln? — Du glaubst es nicht? — Nun wohl, lieber Begleiter, so lächle immerhin und schüttle scrupulös das Haupt! Aber ich — nun ja, ich will dir's nur im Vertrauen gestehen, ich selber — glaub' es auch nicht. Habe ich doch auf meine genauesten Nachfragen zu bestimmt erfahren, daß Vater Stark wohl ein wahres Urbild deutscher Redlichkeit und bedächtiger Ueberlegung, eisernen Fleißes und goldenen Schweigens gewesen, aber in der Virtuosität des deutschen Burschenlebens auf so niedriger Schülerstufe stehen geblieben war, daß er auch in den brausenden Jünglingsjahren seinen sinnig erfundenen, etwas an bedächtiges Alter erinnernden, Kneipnamen „Männchen" immer mehr an sich zur Wahrheit, und seine Uebergehung zum Corpsburschen stets begreiflicher machte.

Wie aber Vater Stark schon in früheren Fällen manchmal an optischer Täuschung litt, so trat diese Krankheit nun auch jetzt wieder an ihm hervor. Aber diesmal in umgekehrter Richtung. Und so bildete er sich ohne jedes Bewußtsein innerer Unwahrheit auch jetzt nach einem halben Jahrhundert getrosten Muthes ein, daß auch er einmal ein ganz flotter, ausgelassener Franke gewesen, dessen damalige Zurücksetzung einzig und allein in falscher Beurtheilung seiner burschikosen Fähigkeiten gelegen habe, wie er dieses auf Hermanns undelicate Frage, freilich etwas stotternd und mit verschiedenen „wie — was?" ausführlich ihm erklärte.

Die weitere Frage jedoch nach seinem ehemaligen, ihm noch gar wohl bekannten Kneipnamen, ließ er dem etwas gar zu neugierigen Sohne völlig unbeantwortet und brach sie mit der Bemerkung empfindlich ab, daß solches Ausfragen sich für das Respectsverhältniß zwischen Vater und Sohn ein für allemal nicht schicke. Freilich aber war ihm bei diesem Schweigen vielmehr darum

zu thun gewesen, damit auch die Erklärung des ominösen Namens „Männchen" umgangen zu haben. —

So stand also unser lieber „Maulesel" in dieser Ferienzeit zwischen dem vormaligen Cheruskersenior und dem angehenden Frankenfuchs, freilich eine scheinbar bedenkliche Degradation, die aber durch den Vergleich der Hochschule mit dem Gymnasium jede Signatur des Schimpflichen so gut verlor, wie wenn z. B. ein Präsident eines Gerichtes erster Instanz zum jüngsten Rath des obersten Justizhofes befördert wird.

Nun weiß aber auch Jeder, der einmal deutscher Corpsstudent gewesen, daß, wie der Rekrut seinen Korporal, so auch der Fuchs seinen „Leibburschen" braucht, der ihn vor Allem im edlen Waffenspiel „einpaukt," dann in den tiefdurchdachten, altehrwürdigen Gesetzescodex des deutschen Corpslebens, mit dem seltsamer Weise französischen Namen „Comment," einführt, und überhaupt auf den unbekannten Wegen der neuen Laufbahn ihn leitet und beschützt als treuer Freund und erfahrener Mentor. Im Lexikon der Studentensprache wird daher einem solchen Burschen und Fuchs das sinnige Wort „Leib" vorausgesetzt, ganz ähnlich wie bei Kutscher und Kammerdiener, Medicus und Husar und dergleichen anderen intimen Hofstellungen. — So wirst du nach diesen Erläuterungen nun auch die Begriffe „Leibbursch" und „Leibfuchs" in der ganzen Tiefe ihrer idealen Bedeutung hinlänglich verstehen.

Unser angehender Fuchs der edlen Franconia hatte sich nun schon in diesen Ferien, nach dem ihm gesetzlich zukommenden freien Wahlrechte, seinen zukünftigen Leibburschen in der Person seines Landsmannes Fritz Kreutzer auserkoren. Dieser hinwiederum, ein grundehrliches Kind unserer Kleinstadt, begann auch schon jetzt mit seinem provisorischen Leibfuchs sein pflichtenreiches Amt auszuüben, vor Allem im Einpauken auf dem Fechtboden, wozu nach erhaltener väterlicher Genehmigung das Zwingergärtchen hinter dem Erkerhause ausersehen ward.

Wie nun da drinnen zum erstenmal an einem Septembermorgen von Hermanns kräftigen Hieben die horizontalen und steilen Quarten am Rappier des Leibburschen klingend abprallten — hei! wie fuhr

dieser so lang nimmer gehörte Schall der alten Ringmauer bis ins innerste Gestein, Kriegslust weckend, wie in alten blutigen Tagen, da sie die Stadt vor'm Reichsfeind geschirmt! Der vielhundertjährige Epheu, ihr einstiger Kampfgenosse, hob lauschend die Blätter, was dieses Schwertergeklirr wohl bedeute. Und die zerfallenen Wartthürme lugten in finsterer Wehmuth nieder, wie ein verstümmelter Invalide, der bei ausbrechendem Krieg nach seinem Schwerte greifen will, und ihm fehlt der Arm, um damit auszuholen. — Als sie dann aber, vom ersten Schrecken erholt, in dem einen Schläger des Erkerhauses blühenden Sprossen erkannten, da sahen sie täglich mit behaglich sinnender Ruhe dem klingenden Waffenspiele zu. All' die verwitterten Steine der Mauer und Thürme horchten auf den erzenen Klang, in alte Kriegserinnerung verloren. Und der Epheu flüsterte dazu manch längst verschollenes deutsches Lied aus längst versunkenen, schlachtenlustigen Zeiten.

Auch die alte Dorothee schaute regelmäßig in dieser Morgenstunde von ihrem Hinterstübchen in den Garten hinunter und konnte sich an der Gewandtheit und Stärke ihres Hermännle gar nicht satt sehen. Als aber einmal der sonst so gelehrige Fechtschüler den Hieb seines Leibburschen mit dem Gesichte parirte, da ward ihr trotz des schützenden Visiers an ihrem Fenster droben gar bange, und es scholl auch sogleich ihr besorgter Mahnruf hinunter: „Hermännle, paß fein auf, laß dir nicht weh thun!"

Und er rief zu ihr hinan, da er das Visier abnahm: „Ei was, Dorthele, jetzt thut's noch nichts. Aber später, wenn's einmal im Ernst geht. Siehst du? — so!"

Dabei machte er mit dem Zeigefinger auf der linken Wange vom Ohr bis zum Mundwinkel einen Strich.

„Das verhüt' ja der liebe Gott, Hermännle!"

„O warum? Das steht recht schön. Wart' nur einmal, Dorthele!"

Da hielt die Dorothee vor lauter sympathischer Angst über diese einstige Möglichkeit sich schon jetzt den eigenen Backen mit der Hand zu, während sie mit der andern scheltend hinunterrief: „O Hermännle, bist du aber draußen ein bitterböser Bube geworden und warst bei mir daheim ein so braves Kind gewesen!"

Und Leibfuchs und Leibbursch lachten voll jugendlichen Frohsinns schallend zu ihr hinauf.

Aber auch Vater Stark hatte von seinem Treibhause, darin er sich zu dieser Stunde stets was zu schaffen machte, diesen Fechtübungen gar manchmal zugesehen, ohne freilich dadurch in seiner angebornen Friedensliebe zu irgend welcher Kriegslust angefeuert zu werden. Doch das poetische Bild seines Sohnes, als junger markiger Fechter, muthete auch ihn gar wohlthuend an, und bei jedem neuen, scharfsausenden Hiebe dachte er bei sich: „Gott, ist das doch ein herrlicher Jüngling, wie ein antiker Gladiator, und ich bin sein glücklicher Vater! Wie — was?“

Ging er dann wieder ins Haus hinein, so bekam Mutter Rosalie jedesmal einen Extrakuß zum Danke dafür, daß sie ihm diesen prächtigen Sohn geboren. Erkannte er doch gar wohl, daß dessen leibliche Vorzüge als glückliches Erbtheil viel entschiedener der mütterlichen als der eigenen väterlichen Constitution zuzuschreiben seien.

* * *

„Ach, wenn die Zeit nur stille halten und ihn mir gerade, so wie er jetzt ist, daheim lassen wollte, bis an mein Ende! — Aber die Tage fliegen nur so dahin. Und wie es nur kommt! Je älter der Mensch wird, desto schneller eilt sein Leben dem Grab entgegen. Warum doch nur? — Und ich möchte meine alten Tage doch lieber langsam, recht bedächtig langsam hinfließen sehen. Sie sind ja jetzt so schön und friedlich. Aber freilich, die Jugend will auch ihr Recht und das Alter muß ihr's willig gönnen. — Ach, wenn ich es doch nur erlebe, daß er nach der Universität wieder völlig in unser Haus zurückkehrt und ich gar nimmer von ihm lassen muß, außer im allerletzten Scheiden. — Und, wenn er nur gerade so unverdorben an Leib und Seele wieder heimkommt, wie er jetzt von mir fortgeht. O das ist jetzt meine größte Sorge bei Tag und Nacht.“

So ungefähr klang nun der Grundton in Vater Starks Gemüth. Wer irgend auf der Gasse oder dem Casino ihm zu seinem seltenen Vaterglück an diesem schönen, wohlgerathenen Sohne gratu-

lirte, dem gab er stets die gleiche ängstliche Antwort zurück: „Ach, wenn er nur auch so bleibt!" — Je näher jetzt der Tag von Hermanns Abreise heranrückte, um so wortkarger ward seine Unterhaltung und weder im Studirzimmer noch im Treibhause konnte er es länger aushalten.

Die letzten drei Tage vor Hermanns Scheiden ward er endlich wie gemüthskrank. Er getraute sich gar nicht mehr, ihn nur recht anzuschauen. Und that er es einmal nur so von der Seite, so wendete sich sein Auge sogleich wieder von ihm ab. Nicht einmal mehr auf das Casino ging er des Nachmittags. Nur um die Stadtmauer machte er seinen täglichen Rundgang, aber ganz allein. Denn sein seit über dreißig Jahre treuer täglicher Begleiter, Dekan Faber, mußte schon seit einigen Wochen kränkelnd das Zimmer hüten. So war unserm betrübten Vater Stark selbst dieser Trost, sowie der andere seiner Schachpartie verkümmert. Des Abends endlich schloß er sich in seinem Studirzimmer ab und Niemand wußte, was er darin so verstohlen zu arbeiten habe.

Einmal faßte sich aber Frau Rosalie doch ein Herz. Wie sie das so oft that, wenn sie um ihren guten Mann besorgt war, legte sie auch jetzt den Arm um seine Schulter, als er vor dem Mittagessen allein in die Erkerstube heraufkam, und fragte ihn mit ihrer treuherzigen Stimme:

„Alter, dir fehlt was. Komm, sag mir's! Hast du was gegen Hermann?"

„O nein, behüte Gott, ich habe gar nichts gegen ihn und mir fehlt auch nichts, gute Frau," suchte der bekümmerte Mann auszuweichen.

„Aber du bekommst immer nasse Augen, wenn du ihn nur ansiehst, und du meidest sogar seinen Blick! Es muß dir doch was sein. Komm, vertraue mir's an! Es kann gewiß Alles geschlichtet werden, wenn du es nur einmal offen aussprichst."

„Jetzt nicht, liebe Rosalie, heut Abend! — Ich hör' ihn gerade die Treppe heraufkommen. Gelt, laß dir nichts vor ihm anmerken! Auch ich will mich heute recht zusammennehmen. Mein Gott, was kann denn er dafür, daß er so bald uns wieder verlassen muß?

Darum wollen wir auch heute recht vergnügt mit ihm zu Mittag essen, und ihm nicht die letzten Tage verbittern. — Ach ja, so geht's nun einmal!" —

Am selben Abend kam Vater Stark schon eine Stunde vor dem Nachtessen aus seinem Studirzimmer herauf und sagte zur Mutter Rosalie:

„Liebe Frau, sei doch so gut und komm eine Viertelstunde zu mir herunter in mein Zimmer! Hermann wird ohnehin noch bis zum Nachtessen ausbleiben, und ich habe dir etwas sehr Wichtiges vorzulesen. Du sollst jetzt erfahren, warum ich mich in den letzten Abenden immer so allein drunten eingeschlossen habe."

„Recht gern, lieber Mann! Aber es wird doch nichts Aengstliches sein?"

„Gott bewahre! Ich hoffe vielmehr, es wird dir das Anhören gerade so wohl thun, wie mir das Schreiben mein schweres Herz erleichtert hat. Du mußt mir's ja an den Augen ansehen, wie ich nun wieder ruhig und heiter geworden bin."

„Nun Gott Lob und Dank! Da freue ich mich ja recht herzlich darauf. Komm, guter Alter, so wollen wir auch sogleich miteinander hinuntergehen."

„Ja, aber wart' nur ein klein wenig! Die Dorothee muß es auch mit anhören."

„Die Dorothee? — Ja, aber was ist es denn eigentlich, was du uns vorlesen willst?" fragte mit gereizter Wißbegier Frau Rosalie.

„Nur Geduld, liebe Mutter! Das werdet ihr Alles drunten hören. Sieh du jetzt nur nach der Dorothee, und ich gehe einstweilen voraus. Aber komm sogleich dann nach! Nicht wahr? So schnell als möglich!"

„Gewiß, guter Christoph!" Und im Hinausgehen sprach sie noch zu sich: „Was er uns nur so Wichtiges vorzulesen hat? Und daß er auch die Dorothee dabei haben will? — Guter Gott, er wird doch nicht ans Sterben denken und uns am Ende gar sein Testament vorlesen wollen? Aber sollte er dann so vergnügt sein können? — Hm, hm! Bin ich doch wirklich begierig!" Und kopfschüttelnd suchte sie nach der Dorothee in ihrem Hinterstübchen.

Unterdessen setzte sich Vater Stark drunten an seinen Schreibtisch und las mit sichtlichem Wohlgefallen in einem großen Briefbogen. Mutter Rosalie trat ein und nach ihr, ganz verblüfft dreinschauend, die Dorothee, welche noch viel weniger als ihre Herrin begreifen konnte, was denn der Herr Doctor auch ihr so ganz besonders Wichtiges vorzulesen habe. — Da ihr „prophetisches Gemüth" aber doch dunkel ahnte, daß das etwas nicht ganz Gewöhnliches sein könne, hatte sie noch schnell ihre groblinnene Schürze mit einer blau und roth gestreiften für die Feiertage gewechselt und ihre schwarzsammtene Haube aufgesetzt, um doch auch ihrerseits zu der geheimnißvollen Vorlesung ihren Theil von feierlichem Anstriche beizutragen.

„So, da seid ihr ja schon! Nun das ist schön. Also recht guten Abend!" Damit eröffnete Vater Stark den mysteriösen Act.

„Rosalie, nun bitt' ich dich, setz' dich auf das Kanapee, hier gegen mich, und sie, Dorothee, sie setzt sich neben meine Frau an ihre linke Seite."

Die Dorothee in ihrem feinen Instinkte für Etikette erlaubte sich aber mit aller Entschiedenheit gegen diese Anordnung zu protestiren. —

„Ei, wo denken Sie hin? Ich neben der Frau Doctorin sitzen? Das wäre mir eine schöne, neue Mode! Nein, Herr Doctor, das thu' ich nicht. Ich brauch' mich überhaupt gar nicht zu setzen, wenn meine Herrschaft sitzt. Ich kann ja ganz bequem an der Thür stehen bleiben. O, meine alten Beine sind hart wie Eisen, Herr Doctor, und tragen mich schon noch."

„Dorothee! Niedersetzen sag' ich," commandirte der Doctor ärgerlich, „sonst stört sie meine Stimmung."

„Nun in Gottes Namen, Herr Doctor, so setz' ich mich, aber da, in dem Winkel ist mein Platz, wo sich's allenfalls noch für mich schickt. Nichts für ungut, Herr Doctor!"

Mit diesen Worten stellte sie sich einen Stuhl in die Ecke und setzte sich.

„So, Herr Doctor, jetzt sitz' ich. Von mir aus können Sie anfangen. Ich weiß zwar noch gar nicht, was Sie uns vorlesen wollen. Aber das ist ganz egal. Unser Herrgott vergelt's Ihnen doch

tausendmal, daß Sie auch mich dazu invitirt haben. Das war recht schön und christlich von Ihnen, guter Herr Doctor!" —

„Daß ich euch nun sogleich sage, was ich euch vorlesen will," hub Vater Stark jetzt an mit gehobenem Tone, „so wißt: es ist mein väterlicher Geleitsbrief für unsern lieben, guten Hermann. Weißt du Rosalie: litera scripta manet, hab' ich mir gedacht. Geschriebenes Wort bleibt, aber gesprochenes verfliegt gar schnell. — Zudem ließe mich mein Schmerz beim Abschiede ganz unmöglich so gründlich und von Herzen mit ihm reden, wie ich es jetzt hier schriftlich thun konnte."

„Ach du lieber Gott!" seufzte die Dorothee.

„Also das war deine geheime Abendarbeit?" sagte Rosalie gerührt. „O ich danke dir schon im voraus dafür, guter Vater!"

„Aber, Dorothee, nicht wahr, sie hört nun ganz still zu und will mich nicht etwa gar mitten drin unterbrechen? — Weiß sie, das würde mich und meine gute Frau aus aller Stimmung bringen," ermahnte der Doctor noch vorher die alte Magd, deren Mundwerk ihm heute zu besonders geschäftiger Thätigkeit aufgelegt schien.

„Gott bewahre, Herr Doctor! Mäuschenstill werd' ich sein, wie in der Kirche. Ich weiß überhaupt gar nicht, wie Sie darauf kommen, daß ich hineinschwätzen könnte. Sie werden schon sehen."

„Nun denn, so hört!" Damit begann mit tiefer Bewegung der Doctor vorzulesen:

„Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn!"

„Ach du himmlischer Heiland!" seufzte die Dorothee noch viel lauter, wie das erstemal; „'s ist aber auch wahr."

„Bst, Dorothee," mahnte Frau Rosalie fast unhörbar mit dem Zeigefinger in die Ecke.

Vater Stark aber fuhr sie schon mit bedeutender Ungeduld an:

„Aber Dorothee! Nun unterbricht sie mich ja schon bei der Anrede. Und was hat sie mir gerad' erst im Augenblick versprochen? Will sie mir ruhig zuhören oder nicht? frag' ich sie jetzt ein für allemal."

„Ach Gott, Herr Doctor! Seien Sie mir ja nicht böse! Es soll gewiß das erste und letztemal sein," bat sie weinerlich. „Wissen Sie,

das Wort „einziger," das hat mir nur jetzt einen solchen Stich ins Herz gegeben, daß mir's eben so herausgefahren ist. Und das „heißgeliebter," das war auch so schön. Lieber Gott! Ich weiß ja so gut, wie Sie selber, was das heißen will, so ein einziges Kind, das man so lieb hat, nun so mutterseelenallein in die weite, weite Welt hinauszugeben. Ach du guter himmlischer Vater!" —

„Nun also, recht, liebe Dorothee," erwiederte Vater Stark mit neuer Sanftmuth. „Ihre Gefühle, die sie da eben aussprach, sind sehr schön und löblich. Aber nun lasse sie es auch zum allerletztenmale dabei bewenden, daß auch ich einmal zum Wort komme. Sonst sitzen wir noch um Mitternacht da, und ich bin mit meinem Abschiedsbriefe noch nicht über die Anrede hinausgekommen, weil sie mir immer drein schwätzt."

„Herr Doctor!" bekräftigte hierauf mit sehr entschiedener Betonung die Dorothee, „wenn ich jetzt noch einmal den Mund aufthue, dann jagen Sie mich nur gleich ohne Umstände zur Thür hinaus! Denn dann verdien' ich's nicht besser. — Jetzt werden Sie mir aber gewiß glauben, daß ich schweigen kann, wenn's gerade sein muß! Also fangen Sie jetzt nur ganz ruhig nochmal von vorn an!" — Zum sichtbaren Ausdruck, daß es ihr nun gewiß heiliger Ernst mit dieser Rede sei, legte sie die Hände platt auf den Schooß und neigte den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter, genau so, wie sie es jeden Sonntag bei der Predigt zu thun gewohnt war.

Frau Rosalie sah erwartungsvoll sinnend drein, das klare, kluge Bild einer guten Mutter.

Vater Stark nahm also nochmals seinen großen Briefbogen in die Hand und begann mit andachtsvoller Stimme vorzulesen:

„Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn!

Du wirst nun dein Elternhaus von Neuem verlassen und weit von uns fortziehen, so weit, wie noch nie. Wie unendlich voll ist darum jetzt mein Herz, und wie viel möchte dir dein alter Vater da noch sagen! — Ja, dein alter Vater, mein guter Sohn! — Denn sein letzter Geburtstag war sein sechsundsechzigster. So höre denn auch mit jener Ehrfurcht zu, wie sie dem Alter gebührt, wenn es

zur Jugend redet. Nicht wahr, das wißst du nun, mein guter Hermann? — Und so sitze ich nun im Geiste vor dir. Meine Vaterhand ruht liebend auf deinem theuren Haupte und dein klares Auge sieht mich verständig an. Deine gute Mutter sitzt neben mir und hat ihren treuen Arm friedlich auf meine Schulter gelegt. Deine alte Dorothee steht mit gefalteten Händen, wie ein guter Hausgeist, unter der Thüre. Gottes Friede weht durch unser Haus. Dein Engel hört mir zu und der Herr der Heerschaaren selber schaut mit gnädigem Blick auf das Bild unserer häuslichen Eintracht." —

Vater Stark hielt einen Augenblick inne. Nicht einmal das Athmen ward mehr vernommen. Es war einer der feierlich stummen Augenblicke, von denen man im Volke sagt, daß ein Engel durch das Zimmer fliege. Und er las weiter:

„Ach mein Sohn! Da liegt dein achtzehnjähriges junges Menschenleben vor mir da mit aller Freud' und Sorge unserer elterlichen Herzen, die sie Jahr um Jahr mit ihm verwoben haben, von jener frohen Stunde, da du uns geboren wardst als die leibhaftige Erhörung unsrer Gebete, bis zu dieser traurigen, da du wieder von uns fortziehst, in eine neue Welt, gefährlich deinem Leib und deiner Seele. — Mein Sohn! Mein Auge versenkt sich in das deine, meine Hand fühlt an dein Herz. Und ich weiß genug. Meine Seele frohlocket über dich und preist voll Dank den lieben Gott als deinen allheiligen Hort und allwissenden Wächter. — Wie ein frisches, klares Wasser, bis auf dessen Grund die Sonne Gottes niederstrahlt, so ziehst du jetzt aus deinem Elternhause hinaus. Wie wirst du einst zu ihm wiederkehren?

Mein Sohn! Du weißt mit welcher Zärtlichkeit ich die Blumen liebe und auch du bist ihnen gar freundlich zugethan. Aber dein Herz liebe ich noch tausendmal mehr. Und eher sollte keiner einzigen Blume Glanz und Duft mich mehr erfreuen, als daß zwei andere in deinem Herzen Schaden litten, die deiner Eltern Hand so ängstlich gepflegt, und ihr mahnender, betender Mund so sorglich umhaucht — die schneeweiße Lilie in deines Herzens Garten und deiner Gottesfurcht glühende Rose. O diese zwei Blumen, lieber Sohn, bring' uns vor allen wieder heim, mit demselben Duft, mit demselben Glanz!

Du bist jung, mein Sohn! — O so freue dich auch deiner Jugend aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! — Bade deine junge Seele im Morgenrothe frischen, fröhlichen Lebens! Aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich! Und auf dem rosenumblühten Wege jungen Frohsinns wandle niemals anders, als im Angesichte Gottes!

Mehr sage ich nicht. Du weißt genug! — Und nun laß uns von einander scheiden! Doch nur dem Leibe nach, im Geiste nie und nimmer! — Nicht wahr? nie wird es geschehen, daß du eines Tages heimkehrest und zu mir sagtest: „Vater, wir zwei verstehen uns nimmer. Vater, was du mir einst gesagt, sind nur veraltete Märchen.“ — Nein, mein Sohn, was ich dir gesagt und dich gelehrt, ist und bleibt ewig wahr, wie der ewige Gott, in dessen Geist ich dich geliebt und ewig liebe, in dem deines Hauses Friede ruht, auf den all sein Glück und Hoffen gegründet ist. —

So nimm jetzt dieses Blatt, lies es aber und abermals und denke stets daran, daß ich es in sorglichster Liebe für dich beschrieben habe. Es sei dein Geleit und Schirm in der Fremde! Deines Vaters ferne Hand soll es dir ersetzen! O ergreife sie, wenn du ihrer bedarfst! Halte dich schützend an ihr fest mit derselben vertrauensvollen heiligen Liebe, mit der dich jetzt segnet

dein

ewig treuer Vater

Christoph Stark.“

am 18. October im J. d. H. 1838.

Nicht wahr, lieber Begleiter, wie nur unseres ehrwürdigen Freundes Geist sich in diesem Briefe mit einemmale zu solchem Fluge der Gedanken erschwingen und sich wieder in solche Gemüthstiefe versenken konnte! — Aber ich weiß, du staunest doch nicht allzusehr darüber! Durch all' die ängstliche, unweltläufige Pedanterie, die oft wie ein Schleier den seltenen Edelstein seines inneren Lebens verhüllte, hast du doch auch vorher immer den Glanz dieses Juwels

durchschimmern sehen. Nun schautest du ihn einmal wieder von der Hand der Einsamkeit völlig entschleiert, wie vor vielen Jahren in jenen Versen, die er als Vorwort seiner Educationstheorie aus seinem edeln Herzen niederschrieb. —

Als Vater Stark seinen Brief zu Ende gelesen, saßen seine zwei Zuhörerinnen noch immer in tiefster Versunkenheit da. Mutter Rosalie hielt den Kopf in die Hand gestützt und vor lauter Sinnen über dem Zuhören war sie gar nicht inne worden, daß der Brief nun zu Ende sei. — Die Dorothee hatte während der ganzen Vorlesung nur dann und wann mit den Augen etwas stärker geblinzelt und sich nicht einmal getraut, an ihre nassen Wangen hinaufzugreifen.

Da brach Vater Stark dieses Schweigen, indem er den Brief auf den Schreibtisch legte und sich zu Mutter Rosalie hinüber wendete.

„Nun, gute Frau, bist du mit diesem Geleitsbrief wohl zufrieden?“

„O viel mehr als das! — Komm, laß mich die Hand küssen, die diese goldenen Worte geschrieben hat.“ Dabei stand sie auf und drückte seine Hand an die Lippen.

„Und hat sie auch Alles verstanden, gute Dorothee?“ — fragte der Doktor nun auch diese, die ganz froh war, durch diese Frage von ihrer unfreiwilligen stummen Rolle wieder erlöst zu werden.

„O gewiß, Herr Doktor, hab' ich's verstanden; wenigstens so von Weitem. Nein, ich sag' nur, wie man es so schön zusammenbringen kann, wo Sie doch gar nicht auf Pfarrer extra studirt haben! — Ach Gott, da weint sich mein Hermännle halb zu Tode drüber. Ich kenn' ja sein gutes Gemüth. Es ist aber auch gar zu schön gewesen. Und wissen Sie, Herr Doctor, besonders das da, wo Sie gesagt haben — von den Rosen und Lilien — ach Gott, wie hat es nur geschwind geheißen? — Helfen Sie mir doch ein wenig drauf!“

„Schon gut, schon gut, Dorothee,“ unterbrach er sie rasch, und wendete sich gegen seine Frau, indem er den Brief wieder in die Hand nahm: „Ich habe dir auch hier die letzte Seite freigelassen,

wenn auch du ihm vielleicht ein paar Worte mitschreiben wolltest, die ihn gewiß ebenso freuen, wie ihm nützen würden."

„Ich danke dir, lieber Christoph! Ja ich will ihm doch auch von mir ein Geleitswort mit auf den Weg geben."

„Ich gehe einstweilen hinauf, daß doch Jemand da ist, wenn Hermann etwa kommen sollte. Bleib' eben nicht gar zu lange!" —

Damit ging Vater Stark hinauf in die Erkerstube. Die Dorothee aber blieb noch erwartungsvoll an der Thüre stehen, wobei sie eine bestimmte heimliche Absicht hatte.

Mutter Rosalie setzte sich an den Schreibtisch und fuhr mit der linken Hand ein paarmal über die Stirne. Dann schrieb sie:

„Was soll ich dir noch zum Abschied sagen, mein liebstes, theuerstes Kind, das dir dein guter, treuer Vater nicht schon in seinem Briefe so schön und rührend geschrieben hätte? — O Hermann, deine Mutter ist keine gelehrte Frau und kann sich nicht viel in schönen Worten bewegen. Aber mein Mutterherz ist doch so tief, wie eines auf der ganzen Welt. Und in dieses Herz schließe ich dich jetzt ein und du bleibst darin, wenn du nun auch noch so lang und noch so weit von mir fortgehst. Ach mein Kind, mein einziges, einst so heiß erbetetes Kind, bleibe gut, brav und fromm! — Ich segne dich in ewig treuer Liebe. Lebe wohl, lebe wohl! — Ich kann vor Weinen nichts mehr sehen — Gott mit dir und deiner Mutter!" —

Die letzten Worte waren kaum mehr leserlich und von zwei großen Thränen getränkt. Sie stand auf und seufzte:

„Ach, so ein Kind! — Sie wissen's alle nicht, was eine Mutter ist."

Darauf wollte sie hinausgehen. Aber die Dorothee an der Thür sagte ganz verzagt, was sonst gar nicht ihre Art gewesen:

„O Frau Doctorin, nehmen Sie mir's nicht übel! Haben Sie vielleicht auch für mich noch ein ganz kleines Plätzchen übrig, wenn's auch nur handbreit ist? Ich möcht' ihm doch gar zu gern auch was hineinschreiben."

„Sie, liebe Dorothee? — Aber sie kann ja gar nicht schreiben," fragte ihre Herrin ein wenig lächelnd.

„O das thut gar nichts, Frau Doctorin," entgegnete sie mit

komischer Bestimmtheit. Ich will Ihnen schon sagen, was Sie für mich schreiben sollen, und dann mach' ich meine drei Kreuze darunter, dann weiß er doch, daß das von seiner Dorothee kommt, und kann noch obendrein an die drei höchsten Namen dabei denken, was ihm auch ganz gut ist. — Also jetzt, Frau Doctorin, seien Sie so gut und schreiben Sie, was ich Ihnen da vorsage. — Sie wollen's doch?"

„Gewiß, liebe Dorothee, Wort für Wort. Fange sie nur gleich an!"

Rosalie setzte sich wieder zum Schreibtisch und die Dorothee strengte nun alle ihre Stylistik an, um etwas recht Gediegenes zu redigiren. So dictirte sie also, wohl zum allererstenmal in ihrem ganzen, nun gerade einundsiebzigjährigen Leben:

„Und, mein lieb's Hermännle, jetzt kommt zum Schluß auch noch dein altes Dorthele und sagt dir weiter nichts, als was das: Liebes, gutes Kind! — du hast einen Vater und du hast eine Mutter, wie es auf der ganzen Welt keine besseren gar nimmer geben kann. Darum folg' ihnen nun auch recht brav und denke daran, was sie dir da jetzt so wunderschön aufgeschrieben haben. Lieb's, gut's Hermännle! — vergiß mir fein niemals das vierte Gebot, und auch mir mach' immer nur Ehr' und keine Schand' unter den fremden Leuten, wo du mich sonst bis in den Tod betrüben thätest, und wo du von mir aus niemals gar nichts Schlechtes gelernt hast. So, nun hab' ich dir auch mein Theil geschrieben. Jetzt behüt' dich Gott! Ich will schon recht für dich beten; vergiß nur auch du mich nicht! Und bei den drei Kreuzen denk' immer an die drei höchsten Namen. — Es küßt dich also tausendmal deine alte treue Dorothee." —

„So, ich bin fertig. Nun will ich noch meine drei Kreuze machen. Gott vergelt's Ihnen, Frau Doctorin!"

„Ist gern geschehen, gute Dorothee!" sagte aufstehend Frau Rosalie, um deren klugen Mund jetzt ein heiteres Lächeln spielte. —

Hierauf machte die Dorothee mit ungewandter Hand ihre drei Kreuze, und Herrin und Magd gingen in stummer Wehmuth hinauf in die Erkerstube.

* * *

Während so diese drei Herzen durch ihren Geleitsbrief zum morgigen Abschied vom Sohne des Hauses sich gestärkt hatten, sagte dieser einer andern treuen Seele Lebewohl.

Seit dem ersten Denken und Empfinden hatte das Leben die beiden Söhne Hermann Stark und Theodor Faber als treueste Freunde zusammengeführt und beisammen gelassen. Und gerade jetzt in der glücklichen Zeit akademischer Freiheit sollten ihre Wege auseinander gehen, aber nie und nimmer ihre Herzen. Dem bescheidenen und dürftigen Pfarrerssohn winkte jetzt nicht das deutsche Studentenleben mit all seiner poetischen Jugendlust. Das zweifach härteste Opfer, das er noch je zu überwinden gehabt, war ihm aufgelegt worden — von seinem liebsten Freunde sich nun loszureißen und, nicht minder schwer, von seinem theuern deutschen Vaterlande. — Während Hermann auf der Höhe deutscher Burschenzeit lustwandelte, sollte er in der Niederung holländischer Nüchternheit seine Tage hinbringen, und zwar an der Utrechter Hochschule, an der ein vor hundert Jahren dort verstorbener Theologieprofessor zur Erinnerung an seine deutsche Heimath zwei Stipendien für diese Provinz gestiftet hatte. — Und doch, wie mußte Theodor diese finanzielle Wohlthat trotz all seiner inneren Trauer dankbar begrüßen! — Denn, wie so oft in diesem wechselvollen Leben der höchsten Seligkeit der tiefste Kummer auf dem Fuße folgt, so fing gerade in diesen Herbstferien, in die er so schwärmerisch heimgekehrt war, sein theuerster Vater, nun auch schon ein starker Sechziger, an einem so bösen Husten zu kränkeln an, daß die Frau Dekanin sich der finsteren Ahnung nicht erwehren konnte, das theure Haupt ihres Hauses werde wohl kaum die Wiederkehr der Schwalben im Frühjahre mehr erleben. So hatte der arme Theodor, in nächster Zeit wohl schon vater- und vermögenslos, vier lange Universitätsjahre vor sich liegen, ein harter Winter im Frühling seines Lebens. — Denn, wenn auch die Dekanin mit ihrem knappen Witthum, aber reichen Schatz von Genügsamkeit, sich gerade nicht vor der ganz gemeinen Noth zu fürchten hatte, und ihre zwei noch unversorgten Töchter schon seit Jahren bei ihr in die Schule des Fleißes gegangen waren, so blieb doch noch immer ihres Letztgeborenen Zukunft die drückendste Muttersorge. In mancher

Nacht, wenn des Dekans Athemnoth sie keine Stunde das Auge schließen ließ, saß auch sie wachend im Bett, und mitten in ihren Schmerz um den hinsiechenden Mann drängte sich immer wieder diese Sorge, und bewies ihr als übereifriger Rechner die bare Unmöglichkeit, trotz allem Fleiß und Sparen auch für Theodors Universitätsjahre nur den kleinsten Ueberschuß erringen zu können. Und sie ließ mit Gewalt ab, dieses folternde Rechenexempel weiter zu verfolgen, und theilte die übrigen Stunden der Nacht gar manchmal zwischen tröstendem Zwiegespräch mit ihrem kranken Manne und stummem Gebet zu ihrem Gott.

Da bewahrheitete sich auch bei ihr das alte Glaubenswort: „Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten.“ — Das Utrechter Stipendium, auf das die Dekanin gar nimmer hoffen konnte, weil es schon einem noch ärmeren Doppelwaisen eines Landpfarrers verliehen war, ward durch dessen unerwarteten Verzicht auf das Studium der Theologie wiederholt erledigt. So schwer es aber auch den kranken Dekan ankam, bei seiner anhänglichen Liebe für deutsches Wesen und deutsche Bildung seinen lieben Sohn dem trockenen holländischen Geistesleben hinzugeben, so bewarb er sich dennoch für Theodor um dieses Stipendium, um wenigstens durch die Abnahme dieser Herzenslast als treuer Hausvater den letzten irdischen Abschied sich zu erleichtern. Es dauerte keine zwei Wochen, und seine Bitte, die letzte seines Lebens, war in Erfüllung gegangen. Wenige Tage später, als Hermann in frohester Kameradschaft nach seiner deutschen Musenstadt fortzog, sollte Theodor seinen andern, einsam ernsten Weg antreten nach der Hochschule von Holland.

Und jetzt in dieser Nachmittagsstunde nahmen die beiden jungen Freunde von einander Abschied, den ersten ihres Lebens. Ohne es gerade einander zu sagen, wohin, waren sie aus der Stadt gegangen und endlich unvermerkt in den alten Reichswald gekommen, dessen herbstliche Stimmung so recht im Einklange stand mit ihren Gedanken. Kaum daß Hermann des Weges achtete, verloren sie sich immer weiter. Gleich den braunen Blättern, die vor ihnen in den Sand niederwehten, entrangen sich spärliche Worte ihren gedrückten Herzen. Und wie sie jetzt aus dem buntgefärbten Laubwald in das dunkle

Nadelholz herausgetreten waren, da sah am Ende der Waldbucht durch die hochragenden Tannensäulen der Blechhammerweiher zu ihnen herüber, wie die leibhaftige Melancholie inmitten kühner, himmelanstrebender Gedanken. Aber Hermanns Blick wendete sich rasch vom Weiher ab. Die Besorgniß, Theodor könne meinen, er habe ihn absichtlich gerade hierher geführt, um ihn nochmals an seine längst mit Zinseszinsen bezahlte Dankesschuld zu mahnen, durchzuckte ihn augenblicklich mit edlem Unmuthe.

„Komm Theodor, kehren wir um, es wird zu spät," warf er scheinbar gleichgültig hin und nahm ihn beim Arm, um ihn zum Rückweg zu bewegen.

Aber Theodors Auge hing jetzt leuchtend an dem Wasserspiegel, so glanzlos er auch zu ihm herüberschaute. „Nein, Hermann," rief er aus, „nicht umkehren, ein wenig stille stehen, hier von einander Abschied nehmen wollen wir, hier, wo die Hand des Himmels unsere Herzen erst recht zur Freundschaft eingeweiht. Hier laß mich zum letztenmale für lange Zeit dich umarmen! Denn kein Zufall, mein eigenes Herz hat dich jetzt hierher geführt. Ach Hermann, ist es denn wirklich wahr, müssen wir denn wirklich von einander scheiden?"

Er sank ihm um den Hals und eine Thräne schlug die andere. Auch Hermanns Herz ward schwer und weich. Endlich machte er sich von ihm los. Mit gewohnter Willenskraft bemeisterte er seine Bewegung und tröstete den weinenden Freund:

„Liebster, bester Theodor, sei ruhig und gib dich drein! — Denn müßt' ich auch tausend Stunden Weges von dir gehen, glaube mir, es wird doch keiner meinem Herzen jemals näher stehen, als du; und können wir künftighin nicht mehr leiblich mit einander reden, so wollen wir es geistig thun in immer gleich treuer Nähe des Herzens. O wie wird es mir immer ein gar lieber Tag sein, wenn ein Brief von dir kommt und mir erzählt, wie dir's geht, und daß du mir in der alten Liebe gut geblieben! Und du sollst gewiß nicht lang auf Antwort warten! Die Zeit geht ja so schnell vorüber, und dann kommen wir schon übers Jahr wider zusammen, und es ist, als ob wir gar niemals getrennt gewesen. Gelt, gutes

Herz, so wollen wir's halten. — Durch weite Länder geschieden und doch im engen Herzen beisammen!"

„Ich danke dir darum," entgegnete Theodor nun auch schon gefaßter. „Ja, so wollen wir's halten! Schreib' mir eben recht oft und laß dich die Mühe nicht verdrießen! Bei jedem Briefe denke dir, daß er ein Almosen für mich ist in dem fremden Lande mit seinen reichen kalten Menschen. Und hab' nur keine Angst, wenn du mir recht viel von deinem lustigen Studentenleben erzählst, daß mich das einmal traurig machen könnte, weil ich vielleicht recht still und einsam leben muß. O gewiß nicht! — Nein, jeden besonders fröhlichen Tag, jedes ausgelassene Abenteuer, jeden muthigen Streich, Alles, Alles mußt du mir haarklein beschreiben! Und deine ganze schöne Studentenzeit werd' ich mit dir durchleben, froh und glücklich, wie du selber. — Mein Gott, es kann ja nicht Jeder gleich reich und lustig durchs Leben gehen! Die Zufriedenheit des Herzens gleicht ja doch alle Unterschiede wieder aus. Und zufrieden, ja das soll Gott wissen, und hätte ich noch so wenig, und ginge mir's noch so kümmerlich, aber zufrieden will und werd' ich sein. Und siehst du, lieber Hermann," fuhr er mit gehobener Stimme weiter, da er mit großen Augen nach dem Blechhammer hinüber deutete, siehst du, sehe ich jetzt da hinüber nach diesem unheimlichen Wasser, das einst nach meinem Leben verlangt, dem du es aber wieder entrissen, da werde ich erst so recht im innersten Herzen zufrieden. Denn auch in der Entbehrung hab' ich das Leben so lieb, und es ist auch so schön, wenn man's da drinnen nur einzurichten weiß. Und Gottlob, das hab' ich gelernt von meinem Vater, meiner Mutter und meinen Geschwistern, und ich segne sie für diese Lehre alle Tage des Lebens. — Und jetzt, an dieser schönsten Stelle auf dem Weg unserer Freundschaft, hier laß uns jetzt auseinander gehen, so wie du mir versprochen; durch weite Länder geschieden und doch im engen Herzen zusammen. — Lebe wohl, glücklich und zufrieden!"

So unzählig oft auch zwei Freunde auf dieser Erde sich schon Lebewohl gesagt, ein treuerer Scheidegruß als dieser war wohl selten von Freundeslippen gehört und dann durch Händedruck und letzten Kuß besiegelt worden.

Dann zog Theodor noch ungestüm ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche und reichte es seinem Freunde mit den hastigen Worten: „Und hier dieses Blatt nimm noch, zum Zeichen, wie lieb ich dich habe!“

Eiligen Schrittes trennte er sich hierauf von ihm; an der Krümmung des Waldweges winkte er ihm nochmals mit der Hand. Dann war er verschwunden.

Und Hermann nahm das Blatt und las:

„Liebster, einziger Hermann!

Ich bring' es nicht über mich, von dir zu scheiden, ohne mein glückseligstes Geheimniß in dein treues Freundesherz noch niedergelegt zu haben. Wie oft haben meine Lippen sich geöffnet, aber immer mußte ich wieder schweigen. Ich weiß kaum selber, warum. Doch mit diesem Geheimniß zwischen dir und mir nun auf so lange Zeit von dir fortzugehen, das hab' ich doch unmöglich gekonnt. Wie das Gefühl eines Verraths an dem schrankenlosen Vertrauen unserer Freundschaft wäre dieses Geheimniß mit mir fortgezogen. Vor Vater und Mutter kann ich schweigen, vor deinem Freundesherzen nicht. So wisse denn: nicht verliebt bin ich in Elisabeth, wie du mich geneckt, nein, ich liebe sie und werde sie lieben durch mein ganzes Leben. Mit bräutlichem Kusse haben wir unsere Herzen verlobt zu ewiger Treue. — Wann ich sie einst heimführen darf, Gott weiß es allein. Und in Gott hoffen wir Beide auf diesen Tag. Bis dahin schweigen auch wir. Unsere Gebete, unsere Gedanken seien die einzigen Liebesbriefe. So schrieb ich ihr. Darum schweig' auch du, einziger Vertrauter meiner Liebe! — Und kommt einst die Zeit, dann wirst du davon als der Erste hören. Nun weißt du Alles! Und jetzt erst sage ich dir mit völlig freiem Herzen nochmals Lebewohl als

dein

ewig treuer

Theodor.“

Lassen wir nun Hermann von uns unbelauscht im einzigen Geleite seiner Gedanken heimwärts wandern! Wir treffen ihn ja

doch schon morgen frühe wieder, wenn er vom Elternhause Abschied nimmt. Aber seinen edlen Freund wollen wir bis zum Waldsaume draußen begleiten. Wer weiß, wann ich dich wieder mit ihm zusammenbringen kann. So wollen wir wenigstens heut Abend noch ein Viertelstündchen bei ihm verweilen! —

Wie oft, lieber Begleiter, hast du's wohl schon selber im eigenen Herzen erlebt, wie es sich anfangs gedrückt fühlt, wann im Spätherbst die Nebel wallen und die Blätter ihren Fall beginnen, und wie es im Frühjahr dann wieder aufjubelt mit der ersten Lerche, die zum sonnigen Himmel steigt! — So fühl' jetzt im eigenen Herzen die Stimmung unseres jungen Freundes nach!

Nicht nur die Blätter der Bäume sanken jetzt, Wehmuth weckend, auf seinem Heimwege vor ihm nieder, und nicht nur graue Nebel umschleierten den schweigenden Forst. O wär' es nur dieser Spätherbst gewesen, dem immer wieder ein neuer Frühling folgt, er hätte ihn jetzt wohl nimmer traurig gemacht in solchen jungen, nur zum Frohsinn geschaffenen Jahren. — Aber sein Auge sah jetzt von einem ganz andern Baume die welkenden Blätter fallen, von einem Baume, dessen Frucht ihn genährt, ihn und all' seine Lieben, unter dessen schirmendem Dach sein junges Leben erblüht, unter dem sein ganzes Haus so treuen Schutz gefunden. — Und wie lange wird es währen, so legt der Tod sein schonungsloses Beil an den morsch gewordenen Baum, und dieser sinkt hin, um auf Erden nie wieder zu neuem Triebe zu erstehen. Die Nebel der Bekümmerniß wallen um das vaterlose Haus und der Winter der Noth steht vor seiner Thüre.

Da überkam unter so trostlosen Gedanken eine heiße Sehnsucht nach Gebet sein gläubiges Gemüth. Er that ihm Genüge mit der ganzen Inbrunst seiner Seele. Und — wie doch das Menschenherz wieder, so lang es noch jung ist, so gern und schnell düsteres Verzagen mit lichtem Hoffen und bitteren Kummer mit süßem Troste tauscht! — da geschah auch ihm allmälig, als sei wie vor einem Zauber der Nebel des Spätherbstes zerronnen; der frostige Winter war überwunden, sein Leben schwoll und grünte wieder frühlingsmächtig, und dessen zu höchst ragender Wipfel rauschte: „Elisabeth!" . . .

Ja, armer junger Freund, harr' aus und hoff' auf diesen Früh-

ling! — Er wird dir anbrechen zur rechten Zeit. Und jetzt sag' auch ich dir Lebewohl. Schon hier am Waldsaum laß mich auf lange Zeit dir die Hand zum Abschied geben! — Dabei zu sein, wenn du, in wenigen Tagen dein Haus verlassend, die zitternde Hand des halb sterbenden Vaters drückest — zum allerletzten, ewigen Lebewohl — verzeihe mir's, junger Freund! Ich kann es nicht über mich bringen.

* * *

Am andern Morgen kniete Hermann zwischen Vater und Mutter in der alten Pfarrkirche. Auch die Dorothee fehlte nicht an ihrem bescheidenen Plätzchen unter der Emporbühne. Die frommen Eltern erfüllten damit ein dringendes Bedürfniß ihres Herzens ihren Sohn vor diesem so wichtigen, gefahrenreichen Austritt aus dem Elternhause noch ganz besonders herzlich dem Schutze Gottes zu empfehlen.

Nach diesem Kirchgang war Vater Stark merkwürdig ruhig und standhaft. Er übergab droben in der Erkerstube Hermann den dreifachen Geleitsbrief, und da er des Sohnes Hand erfaßte, war sein ganzes Abschiedswort:

„Hermann! Was ich und deine Mutter bei diesem so unendlich wichtigen Scheiden vom Elternhause dir zu sagen haben, Alles, Alles steht in diesem Abschiedsbriefe geschrieben. Nimm ihn mit auf den Weg, wie deinen guten Engel, von dem du niemals lassen mögest! — Jedes andere Wort dünkt mir unnützes Gerede. So gehe! Gott und unser Segen ziehe mit dir allezeit!“

Die Lohnkutsche mit zwei Corpsburschen der Franconia sammt dem Leibburschen Kreutzer war unten bereits vorgefahren und wartete auf den angehenden Leibfuchs ....

Droben noch schmerzlich inniges Umarmen. — Dann war das Erkerhaus abermals stille geworden. — Sein brausender Frühling zog hinaus in die weite lachende Welt, und der Spätherbst der Einsamkeit blieb den zwei verwaisten Herzen darin zurück.

Das ist freud- und leidvoll Elternloos!

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Vierter Abschnitt.

Von der akademischen Freiheit.

Vierter Abschnitt.

Von der akademischen Freiheit.

I.

Welche Lust gewährt das Reisen!

„Ha, welche Lust gewährt das Reisen!" singt bekanntlich die schöne Prinzessin von Navarra in Boieldieu's romantischem „Johann von Paris." Und welche poetische Wanderlust mag das auch gewesen sein! — So auf schlankem Silberzelter mit fröhlichem Gefolge plaudernd dahinzureiten, bald durch kühlen Lorbeerwald, bald in farbenreich lachender Landschaft! — und dann wieder sein Ruhelager flüchtig aufzuschlagen an rauschendem Bergstrom, unterm Piniendach auf indischem Teppiche hingegossen, da der Troubadour eifersüchtig vor der reizenden Herrin lagert, mit goldenem Lied den Becher Weines überbietend, den ein gluthäugiger Page ihrem lächelnden Munde kredenzt. — Ha, welche Lust gewährt das Reisen! —

Von solch' überzartem poetischen Duft war nun freilich die Fahrt nicht umwoben, auf der jetzt unser lieber Frankenfuchs Hermann Stark mit den zwei „Hirschen," wie der prahlende Kutscher seine alten Gäule nannte, hinausrasselte in die „weite, weite Welt," wie die Dorothee sagte. —

Fünf volle Tage vom Morgenroth bis zum Sternenschein in einem schlotterigen Kutschenkasten herumgeschüttelt zu werden, „ha, welche Lust gewährt das Reisen?" möchte man da mit einem starken Fragezeichen ausrufen. — Und doch trotz alledem, welch' kernige, frohsinnige Poesie stak auch noch in einer solch' mühseligen Lohnkutschenfahrt jener damals noch ziemlich eisenbahnlosen deutschen Wanderzeit! — Welch' gesunder Humor saß da noch neben dem Kutscher auf dem luftigen Bock und drinnen im engen Kasten bei

den Passagieren. Und je holpriger draußen die Landstraße, je schärfer drinnen die Rippenstöße, nur um so froher lachte dann dieses launigen Reisegefährten Gesicht. — Ja wohl, — „ha, welche Lust gewährt das Reisen!" — Wie jubelte so unser junger Freund nicht minder begeistert, wie jene Amazone, da ihm die Vaterstadt nur erst hinter dem Rücken lag und ein neues Stück deutscher Welt ihm aufging auf dieser ersten, großen Fahrt! —

Heisa, war das auf der Heerstraße noch ein buntes, frohes Wanderleben!

Da fuhr im gestreckten Trab mit vierspänniger Extrapost der Grandseigneur im bequemen Reisewagen ausgestreckt, und der flotte Postillon, im Gallawamms und mit dem Federbusch auf dem Sattelgaul reitend, blies in den letzten fünf Minuten vor erreichter Station noch ein besonders schmelzendes Volks- oder Alpenlied, um auf ein splendides Extratrinkgeld zu speculiren, so oft auch bei dem hochgehenden Trab ein noch höherer Ton ihm überschnappte oder stecken blieb. — Ha, welche Lust gewährt das Reisen!

Aber ein noch viel stolzerer Herr auf der Landstraße dünkte sich der Frachtfuhrmann. — So schau' ihn nur an mit den schneeweißen Strümpfen unter der goldgelben Lederhose und dem Dreispalter über dem blauen Hemd! — Hei, mit welch' bewußtem Gebieterstolz er über dem stattlichen Achtgespann die Peitsche schwingt und wie seine strammen Gäule die Köpfe schütteln, daß das weithin ganz sonntäglich klingelt von all' dem messingenen Zierrath an den geflochtenen Mähnen. — Und neben den Vordergäulen schreitet breitspurig und nicht minder stolz der kernige Fuhrmannsbube. In immer rascherem Tempo übt er sich im Peitschenknallen ein, und läßt weithin sein lustiges Lied erschallen:

„Bin ich ein lust'ger Fuhrmannsbub',
Bin ich ein lustiger Bub'!"

Und siehe, dort unter den ersten Häusern des Städtleins winkt schon die stattliche Fuhrmannsherberge „zum goldenen Faß." Und der blaue Rauch, der vom Schornstein in den Abendhimmel wirbelt, der kommt von dem saftigen Braten drunten in der Küche. — Mit

lachendem Gruße steht die Kellnerin auf der Treppe. Die Hengste wiehern nach ihrem gar wohl bekannten Stall. — Und „juchhe" schreit der Fuhrmannsbub' und knallt noch schneller. — Ha, welche Lust gewährt das Reisen!

Und jetzt, horch, welch' dumpfes Rollen schon aus weiter Ferne! — Sieh' hin, der Postwagen ist es, der im vorschriftmäßigen, schwerfälligen Diensttrab über das Pflaster hereinrumpelt. Herrje, mögen die armen Passagiere drinnen steif gesessen sein! — O ja gewiß! — Aber trotz alledem blick' einmal hinein in den plumpen vollgepfropften Kasten! — Sieh' da, mit welch' lustigen, vertraulichen Gesichtern sie miteinander plaudern und lachen! — Noch am Morgen landfremd miteinander eingestiegen, wie sind sie, körperlich nur allzunahe, auch in den Herzen gar bald sich näher gekommen, und haben zusammen geschwätzt und gewitzelt über das gemeinsame Geschüttelt- und Gerütteltwerden! Wie sind sie schon bei dem heißersehnten, gemüthlichen Mittagsmahl gute Bekannte gewesen! — Und da sie jetzt aussteigen, drücken sie sich wie alte Freunde die Hand, und Einer weiß von des Andern Leben zu erzählen, da der gleich enge Raum sie gleich gesprächig gemacht. Und gar das eine junge Pärchen, das dort unterm Postthor jetzt so vertraulich Abschied nimmt und sich des Morgens doch zum allererstenmale sah — an dem, glaub' ich immer, ist Schillers schönes Wort: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar," auch in der engen Postwagenhütte in poetische Erfüllung gegangen. Wie mögen wohl diese Beiden erst im stillen Herzen jubeln: „Ha, welche Lust gewährt das Reisen!"

Und siehst du jetzt! — ein ganz anderes Wandern — die drei Brüder Straubinger mit ihren dünnen Felleisen und dicken Knotenstöcken? — Ein prächtiges Trifolium aus Nestroys „Lumpazivagabundus!" — Gerade machen sie sich aus dem Chausseegraben auf. Die Toilette für den Einzug in das Städtlein ist vollendet. Trotz der Warnungstafel am Thore: „Das Fechten ist verboten," stimmen sie dennoch mit polizeiwidrigem Bewußtsein und lebenslustigem Gesichte Bruder Knieriems Fechterlied an, um allem Rechtsstaate zum Hohn ihre lang geübte Fechtkunst an den hiesigen Spießbürgerthüren so reich wie möglich zu verwerthen. — Steckt nicht auch in diesen

Handwerksburschengestalten ein Stück urdeutscher, bald ganz verschollener Wanderpoesie? — So schau' sie nur recht an! — Auch auf ihren wettergebräunten Gesichtern steht ja geschrieben: „Ha, welche Lust gewährt das Reisen!"

Aber erst jetzt! — Hörst du schon von weitem auf der Landstraße den frohen Chorus durch die Dämmerung schallen?

„Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt,
Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!" —

Jetzt kommen die allerlustigsten von allen Passagieren angefahren. Das wissen dieses Städtleins Gassenbuben am besten. Hurrah, wie der Wind sind sie aus den Stuben und umlaufen als Ehrengeleite die langsam einherschlotternde Kutsche mit ihren nun lebensmüd ächzenden zwei „Hirschen." —

„Die Studenten kommen, die Studenten!" schreit die Schuljugend durch die winkeligten Gassen. — Sieh' her, wie lockt da der burschikose Cantus den Philister unter die Hausthür und Weib und Töchter ans Fenster. Und die losen singenden Vögel, Hermann mitten drinnen, grüßen mit den zärtlichsten Geberden aus dem ledernen Vorhange lederne Spießbürger, frischwangige Mädchen, runzlichte alte Weiber, was ihnen just in den Wurf kommt, und empfangen bald lustig lachenden, bald halb verschämten Gegengruß oder gar ein mürrisches Trutzgesicht, was sie erst recht zu schallendem Gelächter reizt. — Ha, welche Lust gewährt das Reisen! —

Wie ging aber auch außer solchen humoristischen Erlebnissen unserm jungen Freund auf dieser Fahrt zur Hochschule das deutsche Leben auf in seinem ganzen urkräftigen Behagen!

All' die deutschen Städtchen und Märkte mit ihren zwar oft pfahlbürgerlichen, aber immer originellen, althistorischen Physiognomien; wie fesselten sie ihm Herz und Geist! Welch' Gefühl frischer Poesie überkam ihn oft bei der Durchfahrt wie bei der Herberge in ihren zinnenbekränzten Mauern!

Ob sie dann bis zur sinkenden Nacht in den engen Gassen lustwandelnd sich von des Tages Strapazen erholten und zu manchem

Giebelhause hinaufschauten, daraus ein behäbiger Kleinstädter seine Pfeife in den Feierabend hinausschmauchte; ob ein paar muntere Stadtjüngferchen in schalkhaften Glossen sie musterten, was sie ihnen redlich mit gleicher Münze heimbezahlten; ob sie vor dem alten stattlichen Rathhaus auf dem Marktplatz Halt machten, an dessen vielröhrigem Brunnen noch spät Abends die Mägde schwatzten und lachten, wobei sie ihrerseits ihre Dialektstudien bereicherten; — oder ob sie endlich wieder in ihr Wirthshaus heimkehrten, darin sie von der redseligen Frau Wirthin unter dem Beistand ihres schmucken Töchterleins mit Speise und Trank wie mit traulicher Zusprache versorgt wurden, als ob sie alte Hausfreunde wären — o welch' wohlthuender Duft lag über einem solchen Abend auf der Reise, wie über dem sauber ausgeführten Bild eines altdeutschen Meisters, darin er mit gleich warmem Herzen und Farbenglanz uns ein Stück behaglichen deutschen Bürgerlebens vor die Sinne führt.

Dann ward zum Nachtisch erst nochmals die Guitarre von der Wand genommen. „Vom hoh'n Olymp herab," erscholl unter ihrer Begleitung der stürmische Cantus, dieweil die Saiten sonst nur gar zimpferlich gerührt worden zu dem rührenden Mondscheinlied aus der Pretiosa: „Einsam bin ich nicht alleine." — Draußen füllt sich die Gasse von ungeladenen Zuhörern. Und im Kessel drinnen brodelt die zum letzten Trunke bestellte Punschbowle. Dann wird gar noch ein lustiges Tänzchen improvisirt, — ha, welche Lust gewährt das Reisen! —

Und wie so unser junger Freund auf dieser Fahrt das deutsche Bürgerthum kennen und ehren lernte, wie aller Ehren werth erschien ihm auch des deutschen Volkes anderer gesunder Kern seines Bauernstandes, da sie Tag für Tag durch all' die fleißig bebauten Gefilde, durch all' die sauberen, stattlichen Dörfer fuhren, wie kein anderes Land der Erde sie schöner aufzuweisen hat, die beredtesten Zeugen für unseres Volkes Tüchtigkeit und Wohlstand.

Dann stieg wieder mitten aus dieser üppig blühenden Gegenwart ein halbverfallener Zeuge deutscher Vergangenheit vor ihnen auf und lockte sie wie ein Sagenbild Uhland'scher Romantik zu sich hinan. Wie konnten sie dieser Einladung widerstehen? Sie sind ja

die Alleinherrscher in ihrer Kutsche. Und im rebenbekränzten Städtchen zu des alten Bergschlosses Füßen wird ohnehin Mittag gemacht. — „Halt, Kutscher, fahr' voraus und bestell' ein gutes Essen!" — Aus dem dumpfen Wagen gesprungen, den luftigen Hügel hinangeklommen und droben auf dem Trümmerschutte sitzend als echte Deutsche noch ein wenig poetisch geschwärmt und gesungen:

> An der Saale fernem Strande
> Stehen Burgen stolz und kühn.
> Ihre Dächer sind verfallen,
> Und der Wind streicht durch die Hallen,
> Wolken ziehen drüber hin."

Himmel, gab das droben gesunde Herzen und drunten gesunden Hunger! — Ha, welche Lust gewährt das Reisen! —

„Und siehst du," rief jetzt gegen Abend mit einemmale der Leibbursch Kreutzer seinem Leibfuchs zu, und deutete aus dem Wagenschlag auf einen tannengrünen Kegel hinüber, aus dessen Plattform ein paar Ziegeldächer hervorlugten, „siehst du, Leibfuchs, das da droben ist also der „Bergkeller!" Gieb einmal Acht, wie lustig wir da noch sein werden! Und gerade drunter liegt die Stadt. Nur noch ums Eck herum und in zehn Minuten sind wir drinnen."

„Vorwärts, Kutscher, und nun flott gefahren!" — Da bedurfte es nur eines leisen Zungenschnalzens und die zwei todesmüden, aber noch immer ehrgeizigen „Hirsche" nahmen mit aufgereckten Köpfen ihre letzte Lebenskraft zusammen, um ihren bedeutsamen Namen beim Abschlusse dieser fünftägigen Reise jetzt wieder zu Ehren zu bringen. In fieberhaft trippelndem Trabe zogen sie an den Strängen, als seien sie eben erst von der Krippe gekommen. — Und da fahren sie ja schon durch die alten, halb finstern Gassen. —

„Cantus!" ruft jetzt der Leibfuchs Hermann Stark höchst commentwidrig den Corpsburschen zu und beginnt zu singen: „Es blinken drei freundliche Sterne ins Dunkel des Lebens herein." Und mit voller Brust fallen die Andern ein: „Die Sterne, sie blinken so traulich, sie heißen Lied, Liebe und Wein." —

Und horch, da schallt auch schon ein anderer kräftiger Burschenchor die Straße herauf. Der kommt vom Commershause der Fran-

conia. — Jetzt hält der Wagen daran still. — „Hurrah!“ jubeln die neuen Ankömmlinge in die hell erleuchteten Fenster. „Und Hurrah!“ schallt es als freudiges Echo aus dem Kneipsaale. Heraus stürzen all' die schon angekommenen Franken und ziehen die andern aus dem Wagen: „Grüß' Gott, grüß' Gott!“ tönt's in freudigem Durcheinander. — Kuß und Handschlag wechseln stürmisch. — Die Hallen der studentischen Walhalla sind aufgethan. — Unserm jungen Arminius schwindelt's ganz . . . Ha, welche Lust gewährt das Reisen! —

II.

In der Musenstadt.

Eine kleine deutsche Universitätsstadt! — Welch' echtestes „deutsches Leben“ beherbergen ihre Mauern! — Wanderst du während der Collegienstunden in ihren fast verkehrslosen Gassen umher, deren Häusergesichter dich weder mit übermüthig burschikosem, noch pedantisch gelehrtem Ausdruck anschauen, sondern gerade so alltäglich, wie die philiströse Physiognomie jeder andern Provinzschwester, so mag dich wohl so öde Langeweile beschleichen, wie den erzgegossenen Stifter dieser Hochschule, der nun schon ein Vierteljahrhundert baarhäuptig in jedem Wetter auf dem grastreibenden Universitätsplatze steht und dazu in fortwährend fürstlicher Steifheit die Stiftungsurkunde wagerecht hinaushalten muß, ohne daß sie ihm jemals vom hochweisen Senate drunten abgenommen würde.

Aber sieh', die Mittagsstunde läutet. Die Collegiensäle leeren sich. Wie mit einem Zauberschlag ist die stille Stadt verwandelt. Deutsches Leben in seinem freudigsten Blühen, in seinem kräftigsten Mark wandelt in hundertfältigen Gestalten durch die jetzt lärmenden Gassen. Und du siehst ihnen an, in Haltung und Gesicht, wie sie die Köpfe unter den bunten Mützen tragen und selbstbewußt ausschreiten, in dieser kleinen Musenstadt ist die erste Menschenklasse — der Student.

O könnten jetzt all' die schwärmerischen Jugendträume, die seit Jahrhunderten in diesen Philisterhäusern ausgeträumt worden, könnten sie jetzt alle leibhaftig aus den Fenstern auf dich herniederschauen, hätten sich all' die Abenteuer und lustigen Streiche diesen Wänden eingeprägt; würden diese alten Giebel jetzt wiederstrahlen von all' dem begeisterten Willkomm der eingezogenen Füchse und all' der bemoosten Häupter Scheidegruß; könnte all' der Waffenklang und deutsche Sang, der je in dieser Stadt getönt, dir jetzt Ohr und Herz umschallen — wahrhaftig, dir würde so frisch und kühn zu Muthe, wie dem uralten Tannenwalde droben, der mit immergrünem Schmuck über dieser Stadt seine brausenden Wipfel zum Himmel streckt.

Und siehst du jetzt, nachdem der Studenten erster Ansturm sich ein wenig verlaufen, die gelehrten Gestalten mit und ohne Zopf in die stilleren Seitengassen sich verlieren, bald mit pedantischem Stolziren, bald im emsigen Eilschritt? — Das ist dieser Studentenstadt zweites Element — die Herren Professoren.

O könnte ich dich jetzt mit einemmale sie alle schauen lassen, die bienengleichen, ernsten Arbeiter an dem einen großen Geisteswerke deutscher Bildung, die auch hier seit Jahrhunderten ihre verborgene Werkstatt aufgeschlagen! — Mit welcher Ehrfurcht würdest du vielleicht in manch' abgelegener Hintergasse stehen bleiben, darin Jahrzehnte lang grübelnder Forscherfleiß einen Gedanken groß gezogen, der dann aus bescheidenster Gelehrtenstube hinausgeschritten in die laute Welt, als stolzer Mitbeherrscher in der Wissenschaft weltumfassendem Königreich!

Und daß ich dieser Studentenstadt drittes Element jetzt nicht vergesse — die neutestamentarischen „Philister."

Aber lieber Begleiter, was soll ich dir eine lange Beschreibung von ihnen entwerfen? Vielleicht langweilt sie dich nur. Komm, mitten unter sie wollen wir hineintreten! Leibhaftig sollst du sie sehen und hören! — Denn sieh' nur her, es ist gerade Sonntag Nachmittags. Und da stehen ja ganz prächtige Exemplare auf dem Marktplatze vor der Stadtkirche. Feiertäglich herausgeputzt warten sie auf die Predigt, die ihnen zu einem gemüthlichen Nachmittags-

schläfchen nach alter Gewohnheit willkommene Gelegenheit bietet. Und da es eben erst zum zweitenmale geläutet hat, so benützen sie diese Pause bis zum Zusammenschlagen zu einem schwatzhaften Congreß über die neuesten Universitätsangelegenheiten. Ist es doch oft rührend, mit welcher Naivetät die Gevatter Schneider und Handschuhmacher allherbstlich jeden neuen Ankömmling mustern und sich sofort möglichst genau um seine Familien- und hauptsächlich Finanzverhältnisse zu bekümmern bestreben. Und horch, der ehrbare Kappenmacher Fiedler eröffnet diese stehende Sitzung:

„Herrje, hat euch die Franconia aber diesmal Füchse bekommen! Ich sag' euch, zehn Stück, einer flotter wie der andere. Aber der allerschönste, der wohnt bei mir. Meiner Seel', seit zwanzig Jahren hab' ich noch keinen solchen gesehen. Ich bin ganz stolz auf ihn. Und Stark heißt er, Hermann Stark. Na, der Name paßt auch ganz auf ihn. Denn ich sag' euch, es ist ein Bursche, wie eine junge Kerneiche, mit langen Locken wie pures Gold. — Na, der wird auch nicht lange zum Senior brauchen. Den darf man nur gehen sehen. Da weiß man gerade genug. Und Weißzeug und Montirung hat er euch mitgebracht — zwei gedrückte Koffer voll, daß meine zwei Kästen gar nicht gelangt haben. — Respect vor dem seiner Mutter, wenn ich sie auch nicht kenne, — hat meine Frau beim Auspacken gesagt. Und sie hat auch Recht. Denn ich habe schon Barone und sogar einmal einen Grafen im Quartier gehabt. Aber so solide Wäsche hab' ich doch noch bei keinem einzigen zu sehen gekriegt. Glaub's gern. Er ist auch das einzige Kind und sein Vater ist ein Advokat. Und die wissen das Geld schon herauszuprozessiren, heißt das — für ihren eigenen Beutel. — Solche Füchse lass' ich mir gefallen, Männer! Die können wir miteinander brauchen. Meint ihr nicht auch?"

„Ob wir die brauchen können? Das will ich wissen," bestätigte der ehrsame Schuhmachermeister Sachs, vielleicht ein später Enkel seines poetischen Collegen „Hans." „Es waren ohnehin voriges Jahr Schuldenmacher genug bei den Franken. Da sieht man doch auch mal wieder baar Geld."

„Ha, wegen dem!" replicirte der als Financier besonders ge-

wichste Schneider Stichelmeier: „Kriegen thun wir das Geld zuletzt doch. Dafür ist ja das Belegen von denen Abgangszeugnissen da. Und darum schlagen wir auch von vorneherein unsere zwanzig Prozent darauf für das lange Warten. Ei was! — Viel Pump bei denen Studenten, viel Verdienst für uns, sag' ich immer zu meiner Frau, wenn sie mir wegen den vielen Rechnungen die Ohren voll lamentirt."

„Na, ich weiß nicht, Schneider," warf der Bierwirth Müller ein, bei dem die Franken ihre Exkneipe hatten, „da hab' ich doch eine andere Ansicht. Baare Bezahlung geht mir über Alles. Und wenn ich eines bereue, so ist es das, daß ich da dem Volkmann, dem Consenior von den Franken, nun schon an die hundert Gulden Bier verzapft habe. Und der Guckguck weiß, wenn ich einmal einen Kreuzer zu sehen kriege. Denn der ist so in der ganzen Stadt schuldig. Und ich glaub' immer, der brennt zehnmal lieber durch und läßt Zeugnisse und Alles im Stich, ehe der einen Kreuzer zahlt, der prahlige Bengel, der."

„Aber wie kannst du dem auch nur so lange pumpen? Das wäre mir doch der Allerletzte!" nahm der Schneider im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit wieder das Wort. „Kennen muß man seine Leut', das ist die Hauptsache beim Geschäft. Mich hat er ein einzigesmal mit einer Weste um fünf Gulden angeschmiert, wo er mir sein Ehrenwort nicht gehalten hat. Und aus war's bei mir, und wenn er um ein paar Hosen auf die Kniee bei mir niederfiele. Ich sag' aber auch nur, wie die Franken, die doch sonst ein so nobles Corps sind, den Menschen da zum Consenior haben wählen können. Und nicht einmal ein feiner Schläger soll er sein, hab' ich mir sagen lassen. Und das ist doch das Proprimo für einen Consenior, soweit ich die Sache verstehe. Ei, was kann er denn? Nichts kann er, als die Füchse im Schlauch bemogeln, Punschbowlen, feine Cigarren und Reitgäule aus ihrem Sack herausluchsen und sie dann hinterdrein doch nur kujoniren, hab' ich mir von seinem Stiefelfuchs erzählen lassen. Ja, den kenn' ich schon, den Dreistöckigen, und es wäre für die ganze Franconia schöner, wenn der gar nicht drin wär', oder doch wenigstens kein zweiter Chargirter, wie man auch noch

für Consenior sagen kann. O, in denen Studentengeschichten bin ich euch daheim, als ob ich schon selber einmal Senior gewesen wäre. — Na, wart' nur, Kappenmacher, dein Goldfuchs wird beim Volkmann auch Haare genug lassen und sein schönes Weißzeug wird gar bald zum Vetter wandern, wie die Studenten das Leihhaus immer tituliren; und der Aaron, der auf zwanzig Prozent Zinsen borgt, Gott der Gerechte, wird der Katzenbuckel vor ihm machen!"

„Ja Schneider, Recht hast du schon mit dem Volkmann," bestätigte nun auch der Kappenmacher. „Aber lieber Gott, wie's eben oft bei denen Wahlen geht, justament wie bei unserer letzten Bürgermeisterwahl. Wißt ihr, das kommt Alles von denen dummen Parteien. Da will die eine den Hans, die andere den Peter; und damit keine Recht kriegt, wählen sie alle zusammen den Stoffel. Und seht, so haben wir einen Erzstoffel zum Bürgermeister gekriegt und die Franken einen Erzflegel zum Consenior. Gelt, Männer, das heißt man den Nagel auf den Kopf treffen? — Ja, mir soll Einer mit was kommen, wo ich mich nicht auskennen thu'. Aber der Senior von den Franken, der Bergheim, allen Respect vor dem, das muß man auch wieder sagen. Das ist ein prächtiger Kerl, nobel, was nobel heißt."

„Ja, der Herr von Bergheim, da hast du auch wieder Recht, Kappenmacher," fiel Stichelmeier enthusiastisch ein. „Dem guckt der Edelmann aus jedem Knopfloch heraus. Er läßt aber auch Alles nur bei mir arbeiten und erst heute Morgen hab' ich ihm einen neuen polnischen Schnürrock geliefert. Da hat er mich gleich in blanken Dukaten ausbezahlt und meinem Lehrbuben noch einen Gulden Trinkgeld extra spendirt. Na, es wär' aber auch gar zu toll, wenn in einem so noblen Corps der Consenior und der Senior ......"

„Aber guckt einmal, Männer," unterbrach plötzlich der Kappenmacher, da er die Straße hinaufdeutete, „da kommen die Franken justament die lange Gasse her. Aha, die gehen vermuthlich zum Bergkeller zu frischen Schweinswürsten. Na, so schaut euch einmal meinen Fuchs an! Ihr seht ihn ja gleich herausstechen mit den langen, goldigen Locken. Nicht wahr, ist das ein Stolz in dem

Menschen? Aber auch eine Schönheit. Kreuzsapperment! ein Mädel, wenn ich wär', schnurstracks thät' ich mich in den vergucken."

„O je, Meister Fiedler, dafür braucht ihr nicht zu sorgen," ließ sich jetzt auch der ehrsame Buchbinder vernehmen. „Dafür sind schon die Professorentöchter da und vorab dem närrischen Scheppert seine sieben da drüben, von der vierzigjährigen Thusnelde, die jetzt schon vom fünften Bräutigam sitzen gelassen worden ist, bis herunter zum Backfisch, dem Mechthildchen, das schon im Institut mit dem relegirten Rhenanenfuchs eine Liebschaft angefangen hat. — Je, werden die gleich nach ihm schmachtlappig thun, und alle sieben ein Verhältniß mit ihm einfädeln wollen!"

„Ja, dem Scheppert seine," nahm jetzt der Bierwirth wieder das Wort, „da habt ihr Recht! Die heißen ja so nur in der Stadt die sieben thörichten Jungfrauen. Und ich wollte wetten darauf, daß die von dem schönen Frankenfuchs schon Wind haben. Denn, das hat mir der Pedell gesagt, daß, wie nur ein neuer Student immatrikulirt wird, an dem ein Bischen was ist, dann muß er ihn gleich hinüber melden. Und das trägt ihm jedesmal ein paar Maß Bier. — Na, der schöne Frankenfuchs wäre schon einen ganzen Eimer werth."

Allgemeines Gelächter folgte dieser Rede des wohlbeleibten Bierwirths.

Unterdessen war das Corps der Franken mit ihren grün-weiß-rothen Mützen und Bändern dem Marktplatze nahe gekommen. Der Fuchs Hermann Stark ging zwischen dem Senior Hans von Bergheim und seinem Leibburschen, Fritz Kreutzer. Des Conseniors Volkmann lange Gestalt ragte hintendrein unter dem Haufen der anderen neun neuen Füchse hervor. — Und Schneidermeister Stichelmeier, mit mäckelndem Geisbockblick den schönen Frankenfuchs von oben bis unten musternd, erhob aufs Neue sein gewichtiges Wort:

„Kappenmacher, ich weiß doch nicht, ein schöner Kerl ist er, aber sein Rock sitzt ihm noch lange nicht flott genug. Den hat gewiß noch so ein Pfuscher in irgend einem Neste gemacht. Den muß ich euch einmal erst neu herausstaffiren. Herr Gott! da soll sich der ganze Mensch noch ganz anders ausnehmen."

„Seine Stiefel haben auch nicht die rechte Façon," ergänzte der Schuhmacher von seinem ledernen Standpunkte. „Dem will ich einmal einen Fuß herrichten, als ob er ein Tanzmeister wäre. Aber das sag' ich dir, Kappenmacher, daß du ihn nur zu mir schickst. Du weißt ja schon, daß ich meine Studenten auch nur immer zu dir recommandire."

„Na, das versteht sich von selber," erwiederte der Hausherr Hermanns, „es bleibt bei unserm alten Cartel, wie die Studenten sagen. — Aber jetzt kommt herein, Männer! Vor lauter Geplauder haben wir das Zusammenschlagen ganz überhört. Und horch, jetzt fängt gar das Lied schon an und der Herr Pfarrer macht so immer gleich ein brummiges Gesicht, wenn man nicht just zum ersten Verse kommt."

Die Schaar Philister verlor sich in der Kirchthüre, während unser also glorreich besprochener Frankenfuchs mit dem gesammten Corps über den Marktplätz zog.

Und siehe, aus einem gegenüber liegenden offenen Fenster huscht schnell ein hehres Frauenbild mit majestätischen Schmachtlocken hinweg. Rauschende Clavierbegleitung hebt jetzt an, und ein lang gezogenes Tremolo zittert durch die Lüfte:

„Kennst du der Liebe Sehnen,
Kennst du der Liebe Schmerz?"

Ha, ha, ha, lachte der Senior hellauf, „hört ihr's? Schepperts Thusnelde! — Ich will wetten, das gilt unserm Fuchs da." Und Alle stimmten lachend ein, während Hermann verlegen mit ihnen weiter ging.

Bevor sie aber den Marktplatz noch hinter sich hatten, war die schmelzende Sehnsuchts- und Schmerzensarie vom Winde verweht. Ihre etwas verblühte Sängerin bog sich nun weit zur Fensterbrüstung heraus und warf einen schmachtenden Scheideblick nach dem Fuchs Hermann Stark, dem wirklich ihr Sirenengesang gegolten hatte.

Als die bedeutendste Schülerin ihres übergelehrten, deutsche Urgeschichte und Götterlehre lesenden Herrn Vaters, Doctor Gotthold Daniel Scheppert, der es aber gewöhnlich nur zu einem honorar-

freien „Publicum“ mit alltäglich wechselnden Zuhörern bringen konnte, hielt sie darauf folgenden germanischen Monolog:

„Nein, wirklich ein wahrer goldlockiger Arminius, herrlich, göttergleich! — Genau so denke ich mir unsern germanischen Urahn in seinen Jünglingsjahren. Und Hermann heißt er auch sogar. Und Stark ist sein Familienname. Ach, wie symbolisch! Und ich heiße Thusnelda. Welch' ahnungsreiche Verbindung unserer Namen! O daß ich doch nicht später geboren ward oder er wenigstens etwas früher! — Gleichviel! — Aber ich darf ja doch noch für ihn schwärmen. O schon aus altgermanischem Patriotismus für dieses reizende Urbild. Und er vielleicht — wer weiß? Der Zug der Seelen ist oft unerklärlich wunderbar. O nur eine geweihte, platonische Liebe ohne jedes niedrige Eheversprechen! — Mir wäre es ja der walhallischen Götterlust schon übergenug.“

Da bog sie sich zum allerletzten Blick noch weiter heraus. Und Herrje, was sah sie da? — An jedem der sechs Fenster lehnte ganz in derselben süßen Augenweide eine andere Schwester heraus: die Elsbeth, die Hedwig, die Adelgunde, die Krimhilde, die Hildegard und sogar das Mechthildchen. Und jede sah sie so spöttisch lächelnd an, daß sie das Fenster in heiligem Zorne zuschlug. „Einfältige, unpoetische Backfische!“ klang es bitter von ihren Lippen, während sogleich darauf ein neuer, süßer Sang auf deren längst verblichenem Purpur sich wiegte und ihre große germanische Seele unter sentimentalem Schaukeln ihrer Schmachtlocken sich in neuer Liebesklage ergoß:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!“

III.

Beim Berggirgl.

Unterdessen wanderte die edle Franconia bereits zwischen mächtigen Felsblöcken und himmelhohen Tannen den Asphaltkegel hinan

zum Bergkeller. Unter einem langen aus Lindenzweigen geflochtenem Laubdache saß das Corps gar bald darauf zechend vor dem Wirthshaus, von den nahen Felsenkellern schlechtweg nur der „Bergkeller" genannt, das seit der Stiftung der Franconia die weitberühmte Stätte ihrer ländlichen Kneipereien gewesen, und dessen niedrige Stube doch immer Platz genug gehabt, auch den noch so hoch fliegenden Humor seiner zechenden Gäste in sich aufzunehmen.

Mit dieser naturwüchsigen Studentenkneipe war die Person ihres Wirthes unzertrennlich verbunden. Und wer in den letzten dreißig Jahren als flotter Student mit frohem Behagen auf dem Bergkeller gekneipt, der denkt gewiß ebenso gern an dich, du ureigenstes Original eines nie fälschenden Bierwirths und virtuosen Schweinemetzgers, eines urfidelen Kneipcompans und aufopfernden Studentenfreundes in einer und derselben Person — an dich „Berggirgl," du nur fünf Fuß hoher, dafür aber auch drei Fuß breiter alter Bursche mit ausgepolstertem immer gleich jovialen Gesicht und blitzenden Kinderaugen — du grundehrliche, deutsche Haut!

Was die Franconia nur immer an Glanz und Ehre, an Sieg und Niederlage das Jahr über zu erleben hatte, der Berggirgl war darin eingeweiht und sein Herz dabei betheiligt, als ob es das Wohl und Wehe seines eigenen Hauses berühre. Und genau so stand auch das Schicksal des Einzelnen seinem ehrlichen Herzen nahe. Mit jedem Franken stand er auf dem vertrauten Fuße des „Du und Du." All' ihre Geheimnisse des Herzens, wie besonders auch des Geldbeutels wußte er genau. Und nicht nur, daß er gar vielen seiner Freunde und Brüder ein ganzes Semester lang Bier und Schweinernes aller Sorten mit gleich freundlichem Gesichte nur auf Pomp kredenzte, so griff er auch gar manchem, zu dem sein edles Herz sich besonders hingezogen fühlte, noch mit baarem Gelde zu christlichen „Vier vom Hundert" unter die Arme, um ihn vor dem gefährlichen Fall in des Juden Aaron zwanzigprozentigen Wucherarm zu behüten.

Und wie könnte ich erst all' die unzähligen und unbezahlbaren Knappendienste nach Verdienst rühmen, die der Berggirgl der Franconia geleistet, wenn ihre Helden im nahen Wäldchen „auf der Mensur" sich erprobten! — Was war er in solchen kritischen Augenblicken

ein schlauer Wächter! Welch' sorglicher Samaritan in der ersten Hilfe für die verwundeten „Brüder!" Wie viel hundertmal mußte sein eigener, so friedlich gesinnter Strohsack die blutdürstenden Schläger verstecken, und von seinen sonst so sittsamen zwei Töchtern jede je eine Paukhose hinter dem Sonntagsstaat in ihrem Kasten beherbergen! Ja wahrhaftig, die Franken hätten kühn den Berggirgl wie einen alten Ritter in das Feld ihres Bundeswappens aufnehmen dürfen und es wäre dadurch nicht im mindesten geschändet worden.

Du kannst dir nun ungefähr vorstellen, mit welcher Theilnahme der Berggirgl heute die zehn neuen Frankenfüchse musterte, denen er unter forschendem Kennerblicke so eben die Steinkrüge vorgesetzt hatte. Wußte sein im Corpsleben erfahrener Geist doch so gut die Wichtigkeit solchen Nachwuchses zum ferneren Gedeihen und Blühen der Franconia zu würdigen, sowie ein ergrauter Forstmann den kräftigen Trieb junger Schläge, die Zukunft des Forstes, auch noch viel freudiger anschaut, als den seiner Obhut entwachsenen Hochwald, der schon der Axt verfallen ist.

Wie der Berggirgl aber just in der besten Fuchsrevüe begriffen war, unterbrach ihn der Consenior Vollmann, mit dem der Girgl nie recht warm werden konnte, und stellte ihn den zehn Füchsen mit der etwas derb burschikosen Anrede vor:

„Also, ihr Füchse, das ist unser weltberühmter Berggirgl. Daß ihr ihm fein den gehörigen Respect bezeigt, das sag' ich euch. Denn der gehört zur Franconia, wie die Nase zum Gesicht. Ihr seht, ein Kapitalsbursche! Ein lebendiger Nußknacker. Und jeder Finger eine Leberwurst. Dabei immer kreuzfidel. — Gelt Girgl? — Sollst leben, alter Schwede! Es kommt dir ein Schoppen. — Trink!"

Dabei trank er ihm zu in so langen Zügen, daß im Steinkruge kein Tropfen übrig blieb. Zu gleicher Zeit that auch der Berggirgl dem Consenior commentmäßigen Bescheid. Aber man sah es seinem mißmuthigen Gesicht selbst unterm Trinken an, wie arg ihn diese erste rohe Vorstellung verdrossen hatte. Er wendete ihm auch sogleich den Rücken und murmelte vor sich hin: „Wenn nur der Patron nimmer heraufkäm' und überhaupt ganz beim Teufel wäre!

Der schimpfirt mir doch mein ganzes Corps und verdirbt gleich immer alle Gemüthlichkeit."

„Na, Girgl," warf ihm Volkmann in gleich rüder Weise wieder hin, „so schau' dir meine heurigen Füchse einmal recht an! Wie gefallen sie dir? Gelt, ganz flotte Exemplare? Nur noch Dressur brauchen sie. Und nun aufgepaßt, Füchse!" commandirte er jetzt mit seiner Stentorstimme, da er den neugefüllten Steinkrug erfaßte.

„Auf das Wohl unseres Berggirgls einen Salamander gerieben und Nagelprobe! das sag' ich euch. Also fertig! eins — zwei — drei .....

Und die zehn Füchse rieben indessen ihre Steinkrüge im Kreise auf dem Tische, mit dem mysteriösen Gemurmel: „Salamander, Salamander," und setzten sie beim „drei" vorschriftmäßig an den Mund.

„Eins — zwei — drei!" erscholl, während sie tranken, darauf noch lauter des Conseniors Commando. Und ein paar besonders schüchterne Füchslein mühten sich sichtlich ab, um ja bald mit dem Inhalt ihres Kruges fertig zu werden und sich dadurch beim Consenior einzuschmeicheln.

Der Fuchs Hermann Stark that ganz ruhig nur ein paar bequeme Züge und setzte mit seinen Consüchsen zu gleicher Zeit ab.

„Eins — zwei — drei!" herrschte da zum letztenmale der Consenior, und die zehn Füchse stießen die Steinkrüge schallend auf den Tisch, daß von jenem Hermanns der drinnen gebliebene halbe Schoppen verrätherisch aufspritzte.

„Fuchs!" schrie darüber wüthend der Consenior und sprang auf. „Was ist das für ein Exercitium? Hab' ich nicht befohlen: Nagelprobe? — Sogleich exercirst du mir nach und trinkst deinen lumpigen Rest! Ich will dich Mores lehren, wenn ich dir commandire."

„Nun, nun, so tob' nur nicht gleich so!" beschwichtigte der Leibbursch Kreutzer, über Volkmanns Rohheit vor Hermann ganz verlegen. Auch der Senior Hans von Bergheim, eine edle imponirende Gestalt, kam ihm zu Hilfe: „Geh' doch, Volkmann, laß es gut sein!"

„Ei was! Wenn ich Consenior bin, müssen die Füchse mir auch

pariren. Ich bin ihr Herr und lasse mir von Niemand was einreden," gab Volkmann energisch zurück. „Fuchs, du exercirst nach und damit basta! — Meinst du, weil du einmal ein einfältiger Mauleselsenior gewesen bist, deßhalb wärest du was Besseres, wie die andern Füchse? — Also fertig! Salamander! eins — nun, wird's bald?"

Aber Hermann legte nicht einmal die Hand an den Krug, sondern sah in ruhigem Trotze vor sich hin. Das ganze Corps blickte halb erwartungsvoll, halb ärgerlich über diesen Auftritt auf Hermann und gar die Füchse stutzten miteinander über ihren widerspenstigen Confuchs. Der Berggirgl stand unter dem Hausflur und lachte jetzt wieder mit seinem ganzen, ehrlichen Gesichte, weil er sich königlich über Volkmanns Grimm und den couragirten jungen Fuchs freute, dessen erster Anblick ihm schon instinctmäßig sein Herz gewonnen hatte. „O, wenn er ihn nur jetzt recht ablaufen ließe, diesen Grobian, diesen Saufhals, den Händelsucher und Schuldenmacher! — Meiner Seel', einen Eimer Bier wollt' ich drum aufwichsen!"

Volkmann suchte sich jedoch mit verdoppelter Energie aus seiner Verlegenheit zu helfen. Fuchs, ich sag' dir's jetzt zum letztenmal: exercir' nach! Also, Salamander — eins — zwei . . . was? Du rührst noch immer keine Hand? Du willst mir wirklich nicht pariren? Nun, warte nur, Du sollst mich noch kennen lernen!"

„O du mich auch, Volkmann," gab ihm jetzt Hermann mit beißender Kälte zurück. „Meinst du, weil du der Consenior bist und ich nur ein Fuchs, da ließ' ich mich von dir tyrannisiren, als wenn ich noch ein Schulbub' wär'? O das hab' ich nicht einmal von meinem Professor gelitten, wie ich wirklich noch auf der Schulbank gesessen bin, und habe mit ihm gestritten auf Leben und Tod. Und jetzt, wo ich ein freier Student bin, so gut wie du, jetzt lass' ich mir deine Cujonage erst recht nicht gefallen. Ich bin, weiß Gott, zu den Franken gegangen, um ein so flotter Student zu werden, wie nur Einer, und ihr sollt mich wahrhaftig nicht als Duckmäuser oder Memme kennen lernen! — O, wenn ich auch schon einmal ein Mauleselsenior gewesen bin, so weiß ich doch ganz gut, daß ich hier erst als Fuchs wieder von vorn anfangen muß, so gut wie jeder andere. Aber bei allen Fuchsdiensten muß man doch noch immer

wissen und spüren, daß man als freier Student respectirt wird, so gut, wie jeder Corpsbursch. Der rechte Humor muß noch drin stecken und auf die Manier kommt's an, mit der Alles getrieben wird. — Drum sag' ich dir's jetzt rund heraus, Volkmann: so wie du es nun seit den drei Tagen mit mir treibst, so lass' ich mir's ein für allemal nimmer gefallen. Da hört der Witz auf und das Cujoniren fängt an. Und so gern ich bei den Franken bin, so will ich doch hundertmal lieber ein freier Obscurant sein, als ein Frankenfuchs unter deiner Tyrannei. Drum sag' ich dir: das Trinken oder vielmehr das Saufen commandiren zu lassen, dazu bin ich mir viel zu gut und zu stolz. Und keinen Tropfen trink' ich mehr, als mir schmeckt und ich will. — So, jetzt hab' ich mein Herz ausgeleert, und jetzt leer' ich auch meinen Krug. Aber nur, weil ich Durst bekommen habe. Verstanden? — Berggirgl, ihr sollt leben!"

„Vivas Bruder, schmolles!" gab ihm der Berggirgl mit glühendem Gesichte zurück, nahm flugs den nächsten Krug vom Tisch, leerte ihn in einem einzigen Zug und drückte mit saftigster Inbrunst den Bruderkuß auf den kühnen Mund, der gerade dem ihm von jeher verhaßten Volkmann so muthig den Text gelesen hatte. „Bruder, du sollst leben, bleib' mir Freund!" sagte der Berggirgl als gewöhnliche Schmollisformel, flüsterte ihm dabei aber noch ins Ohr: „Und ich dank' dir recht schön, du prächtiger Kerl, du!"

Dieses blitzschnell auf Hermanns schneidige Rede gefolgte, gemüthliche Intermezzo des Berggirgl trug einigermaßen dazu bei, die peinliche Stimmung zu verbergen, die sich ihrer Aller unter dem Lindendache bemächtigt hatte. Jeder erwartete einen noch heftigeren Zornausbruch Volkmanns, und der Senior, des Consenior und seiner kleinen Partei steter Gegner, war schon darauf vorbereitet, mit all' seiner Autorität eine neue Scene sogleich im Beginne zu vereiteln.

Da schlug der Consenior gegen alles Vermuthen plötzlich einen andern, witzigen Ton an, dem zwar ein geübteres Ohr deutlich den gezwungenen Humor anmerkte, der aber doch Allen äußerst erwünscht kam, da er das harmonische Anstimmen allgemeiner Fröhlichkeit in Lied und Zwiegespräch wieder ermöglichte.

„Ha, ha, ha, da hör' mir Einer den närrischen Fuchs! —

Häng' ihm erst vorgestern das Fuchsband um und verpflicht' ihn feierlich auf die Statuten, darin der §. 3 vom Gehorsam gegen den Consenior handelt, und heute will er mir schon aufbrummen. — Aber ich weiß nicht, Fuchs, du gefällst mir trotz alledem und ich habe mein Plaisir an dir. Bürschchen, in dir steckt Zeug von meiner Natur! Und zeigst du einmal nur halb so viel Courage mit dem blanken Schläger, wie jetzt mit deinem Schwertmaul, so gratulir' ich dir und uns dazu. Uebrigens reden wir noch ein Wörtchen mit einander morgen im Convent. Hört ihr's, ihr andern Füchse? Nicht daß ihr etwa meint, damit sei's für heute schon abgethan! Und damit gut für jetzt! Trink', Fuchs! Unsere Freundschaft soll leben!"

Hermann that ihm gemessenen Bescheid. Aber auf seinem Munde lag noch immer, sogar nachdem er an dem Kruge genippt, ein Zug bitterer Ironie und am ganzen Tische wollte die rechte Stimmung nicht aufkommen.

Da rief der Senior, schnell gefaßt: „Cantus!" um durch ein schallendes Burschenlied die gedrückte Luft zu reinigen. „Wir singen: Auf, auf, ihr Brüder, und seid froh!"

Und brausend, wie ein Bergstrom, stieg aus vierzig deutschen jungen Herzen dieses glühende Lied von deutscher Treu' und deutschem Wein durch das Lindendach zum blauen Himmel. Aber keiner unter Allen sang jetzt begeisterter als der Fuchs Hermann Stark, dieses Urbild deutscher Redlichkeit:

„Lebt wohl, ihr theuren Brüder all',
Durch Biedersinn vereint!
Wer redlich denkt und redlich ist,
Sei brüderlich von uns geküßt,
Sei ewig unser Freund!

Und niedre Falschheit sei verbannt
Aus eines Jeden Brust!
Wer sich durch Sclavensinn entehrt,
Ist dieses Göttertranks nicht werth,
Nicht werth der reinsten Lust."

O schau' ihn nur an, wie flammte da sein Aug' und wie schoß ihm das Blut ins glühende Gesicht! Es war eine helle Lust, ihn

anzusehen. — Und kaum war der letzte Vers verklungen, so rief's von mehreren Corpsburschen in frohem Durcheinander ihm zu: „Trink' Fuchs! Fuchs sollst leben! Stark, es kommt dir was." Sogar der Senior ließ sich huldvoll herab, mit ihm über den Tisch hinüber anzustoßen, so daß Hermann mit dem Nachtrinken ganz ins Gedränge kam. — Diese offenbare Demonstration der Corpspartei gegen den Consenior machte Volkmanns Zorn gegen Hermann, dem er diese wiederholte Verdemüthigung zu danken hatte, nur noch heißer entbrennen, obwohl er's für heute am gerathensten hielt, seinen Unmuth hinter falschem Humor zu verstecken.

„Na, Fuchs, du machst ja prächtige Fortschritte! — Bravo, bravo! Nur jeden Tag einen Schoppen mehr, dann kannst du's noch bequem zum Fürsten von Thoren bringen."

Volkmanns unzeitiger Witz wollte indessen weder bei Hermann, noch sonst einem der Corpsburschen verfangen. Er verhallte ohne jedes heitere Gegenwort, weil wohl Alle bei sich im Stillen dachten, was der Berggirgl unter der Hausthür in sein Doppelkinn hineinmurmelte: „Ja freilich, mach' nur mit dem Fuchs, der dich so heimgeschickt, noch schlechte Witze! Es glaubt sie dir ja doch kein Mensch."

Und wieder lag's wie ein Bann über den sonst so redseligen Zechern. Volkmanns Anwesenheit hatte heute nun einmal alles Zusammenklingen der Herzen gründlich verstimmt. Und der Senior wußte auch jetzt wieder kein anderes Mittel, diese Stimmung zu verscheuchen, als wiederholt zum Liede seine Zuflucht zu nehmen. Ohne indessen diesmal mit officiellem Commandowort zum Singen aufzufordern, hub er für sich allein an und legte dabei den Arm um seines Nachbarn Schulter. Seine einzige Stimme ward dann allmälig nur von einigen andern begleitet, doch schon am Schlusse der ersten Strophe sang der volle Chor in die Abendluft:

„Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus!"

Hermann fühlte sich von diesem herzinnigen Liede, das von Heimath und Wanderdrang gleich poetische Kunde gibt, wunderbar

erregt und auf dessen klingenden Wellen trieb sein Geist hinunter zur fernen eigenen Heimath.

Und wie er jetzt zum Schlusse sang:

„Die Vögel sie kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das fernste Land!" —

da sah er träumend vor sich hin. Dann stand er unbemerkt auf und ging seitwärts in den nahen Tannenwald, der das Wirthshaus zum Bergkeller umgrünte.

Vor einem mächtigen Felsblock lagerte er sich ins Moos und schaute auf die alten Tannen hinunter auf das weite, von blauen Bergen umrahmte ebene Land, darin aus fruchtreichen Obstgärten die Dörfer weithin glänzten und ihre Rauchsäulen aufwärts sendeten. Die Herbstsonne war eben am Untergehen. Das Abendgeläute der schlanken Kirchthürme gab ihr ringsum den Abschiedsgruß. Die alten Tannen ihm zu Häupten rauschten so vertrauten Tones zu ihm nieder, wie einst ihre fernen Schwestern im heimathlichen Tannengarten, da er darin als der Rothbart seine Kaiserjagden abgehalten in romantisch kühnem Knabenspiel.

„Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath das fernste Land." —

So klang es jetzt nochmals durch seine Seele. Aber welche Liebe war es denn nur, die ihm aus der Heimath zur Fremde hier gefolgt, und sie ihm nun wieder zur Heimath machte? Ob der sinnige Justinus Kerner dabei wohl auch an diese Liebe gedacht?

Und siehe, jetzt zieht er ein Papier hervor. Mit welcher Ehrfurcht er es entfaltet und durchliest! Wie sich sein Auge daran weidet und von Satz zu Satz immer lichter wird! — Nur bei der letzten Seite lächelt er. Kannst du dir wohl noch denken, warum? — Dann legte er das Blatt neben sich ins Moos und schaute wieder hinüber zu den fernen Hügeln, deren Häupter nun strahlen von der Sonne letztem Scheideblick. Und weit über die Hügel hinaus, *immer weiter schweift* sein heimathersehnendes Auge. Und da steht

es ja schon, das alte, trauliche Haus, daraus die Liebe ihm folgt, die zur Heimath ihm schafft das ferneste Land. Und da kehrt er im Geiste ja schon ein und grüßt und umarmt seines Herzens Geliebten, deren dreifachen Abschiedsbrief er eben gelesen.

„O Vater und Mutter, wie denk' ich jetzt eurer, wie will ich im Herzen bewahren eurer Liebe segnendes Wort! — Und auch du, alte, treue Dorothee mit deinen ehrlichen drei Kreuzen, grüß' dich Gott!"

Und wieder nahm er den Brief in die Hand und las daraus halblaut vor sich hin.

„Du bist jung, mein Sohn! O, so freue dich auch deiner Jugend aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! Bade deine junge Seele im Morgenroth frischen, fröhlichen Lebens, aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich!" —

„Ja, so soll es sein, alter Vater!" unterbrach er sich da selber beim Lesen und sein Auge rollte wieder feurig und verlor den schwärmerischen Glanz. Heute hab' ich dazu den Anfang gemacht — und so will ich fortfahren."

Mit diesen Worten wollte er den Brief wieder einstecken, als ihm plötzlich eine fremde Hand denselben von rücklings entriß. Da er sich blitzschnell umwandte, stand Volkmann mit brennrothem Gesichte vor ihm und hielt halb taumelnd den Brief in die Höhe, mit schwerer Zunge lallend:

„Ha, ha, ha, Fuchs, hab' ich dich erwischt und deinen Liebesbrief dazu? Will ich doch sehen, wie dein Schatz heißt und was er dir darin Alles schreibt — du freches Bürschchen, du!"

Soll ich dir noch lange sagen, mit welch' zornschnellem Satze Hermann da gegen den Consenior aufgesprungen war? „Volkmann, den Brief her!" herrschte er ihn wüthend an und streckte den Arm nach ihm aus.

„Parir', Fuchs, wenn du schon was kannst!" höhnte der trunkene Consenior, und hieb mit seinem Stock in der Luft herum. „Aber den Liebesbrief da muß ich erst lesen. Na, Fuchs, wie heißt deine Dulcinea?"

„Volkmann!“ donnerte ihn jetzt Hermann nur noch ungestümer an, daß es weithin an der Felsenwand wiederklang. „Ich sage dir, gieb mir den Brief her, denn er ist von meinem Vater.“

„So, so, ha, ha, ein Liebesbrief von deinem Vater! — Ja wohl, hab' mir schon von ihm erzählen lassen. Jetzt muß ich erst recht lesen, was dein Alter dir schreibt. Und komm' mir nicht nahe, sonst regnet mein Stock steile Terzen auf dich nieder.“ Und wankend stierte er den Brief an. „Wie heißt das? — Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn! — O je, welch' sentimentales Gewäsche! Ist auch der Mühe werth für dich! Ha, ha! dein Vater, der alte, närrische Zopf!“

Kaum aber hatte Volkmann das letzte Wort herausgelallt, da war auch Hermann im Nu schon an ihn herangesprungen, riß ihm erst den Stock aus der Hand, den er weit wegschleuderte und rang dann mit all' seiner jungen Kraft mit ihm um den Brief, den jener höhnend in die Höhe hielt.

„Nein, Fuchs, jetzt erst recht nicht! — Eher zerreiß' ich ihn in tausend Fetzen.“

„Zerreißen?“ — hallte es da noch in Hermanns Hirn als letzter, lichter Gedanke; dann ward es von wildem Zorn umnachtet und hei! wie er da blitzschnell den mit ihm Ringenden losließ, einen Schritt zurückwich und dann mit wuthgeballter Faust gegen ihn anrannte, daß der Brief dessen Hand entsank, wie ein welkes Blatt im Wintersturm, und Volkmann selber rücklings hinprallte, als habe ihn ein Blitzstrahl niedergeschmettert.

„Nun, willst du mir meines Vaters Brief noch immer zerreißen, du trunkener Prahler? Siehst du, diesmal hat der Fuchs den Wolf bezwungen,“ rief Hermann triumphirend zu dem halb Bewußtlosen nieder, hob den Brief neben ihm auf und wischte sich die Tropfen aus dem Gesichte.

Gedenkst du noch, lieber Begleiter, jenes andern Tags, da der Knabe Hermann Stark in gleichem Tannenwald als Eber den verrätherischen Kaiser niedergestreckt? So stand er nun auch heute wieder da, vier Jahre später, ein markiger Jüngling, und sah voll heiliger Entrüstung auf den überwundenen plumpen Gegner nieder: „Ich will dich lehren, meinen alten Vater zu verspotten.“

Da fuhr der Herbstwind voller durch die Tannenwipfel. Und rauschten sie jetzt nicht nieder: „du braver Sohn!“ — Und ihr drei Schreiber dieses Briefes im fernen Erkerhause, seid ihr in dieser Dämmerstunde nicht ahnend inne geworden, wie dieses Hauses Sohn jetzt so muthig euerer gedacht? —

„Holzerei, Holzerei!“ schrie's jetzt vom Bergkeller zum Waldsaum herüber und zwei Corpsburschen, Volkmanns Parteigenossen, die noch eben gesehen, wie er von Hermanns Stoß zurückgetaumelt, sprangen herbei. — Das ganze Corps war im Nu auf diesen Ruf herübergeeilt. — Auch der Senior stand bald mitten unter ihnen Allen, wie der oberste Richter.

Verwundert sahen sie auf Volkmann nieder, der sich unterdessen mit halbem Leibe aufrichtete, während Hermann ohne alle Scheu sogleich das Wort ergriff:

„Ja, kommt nur her, mir ganz recht! — Niedergeworfen hab' ich ihn. Ja wohl. Und hundertmal würde ich im gleichen Falle dasselbe thun. Seht her! diesen Brief meiner Eltern hat er mir rücklings aus der Hand gerissen und hat darüber gemeine Witze gemacht und meinen Vater einen alten, närrischen Zopf gescholten. — Ich hab' ihn um Alles beschworen, den Brief mir wieder zu geben. Aber mit dem Stock hat er nach mir geschlagen, da ich meinen Brief ihm entreißen wollte. Dann fing er mit mir an, um den Brief zu ringen. In Fetzen wollt' er ihn mir zerreißen. Was hatte ich da noch für eine Wahl? Da rannt' ich ihn nieder und rettete mir den unbezahlbar theuern Brief. — Nun wißt ihr Alles. Ein Hundsfott will ich sein, wenn ein Wort zu viel oder eines zu wenig ist. — Nun sagt selber, wer war im Recht gewesen, ich oder er?“

„Volkmann, ist es so?“ fragte jetzt der Senior in kaltem Ernst, obwohl er selber nicht im mindesten an Hermanns Aussage zweifelte, da jedes Wort darin unverfälschte Wahrheit athmete.

„Von hinten hat er mich unversehens gepackt und niedergeworfen, der heimtückische Bube. Und an der Geschichte mit dem Brief ist keine wahre Silbe,“ versuchte Volkmann mit auf den Boden stierendem Blick als falscher Kläger sich hinauszulügen.

„Ganz recht, so haben auch wir es gesehen," bestätigte einer von Volkmanns intimen Freunden, die das Geschrei „Holzerei" vorhin erhoben hatten.

Hermann lachte bitter vor sich hin.

„So, Volkmann, so vertheidigst du dich? Und ihr Zwei helft ihm auch noch durch falsches Zeugniß? — O pfui! das hätte ich von deutschen Studenten nie und nimmer für möglich gehalten. Aber ich schwör' euch jetzt mit heiligem Eid und unser Herrgott hat's mit angesehen: was ich euch gesagt, ist wahr, und ebenso erlogen, schimpflich erlogen, was dieser euch sagt mit seinen falschen Zeugen."

„Laß unsern Herrgott aus dem Spiel, braver Kerl!" rief jetzt eine andere kräftige Stimme und der Berggirgl drängte sich mit starken Ellenbogen durch den Kreis, hinter dem er bisher als unbemerkter Zuhörer gestanden.

„Ja wohl, da steht auch noch Einer, der's außer unserm Herrgott mit angesehen. — Da seht her! Hinter diesem Felsen bin ich die ganze Zeit gestanden und habe gepaßt, ob ich nicht vielleicht nöthig wäre, weil mir's ordentlich geschwant hat, daß der Volkmann dem Stark was anthun möchte, wie er halbtrunken ihm nachgegangen ist. — Und wie's der Fuchs euch gesagt hat, accurat so ist's auch gewesen. Da fehlt kein Tüpfelchen daran. Unser Herrgott soll mich und meine Kinder keine Stunde mehr gesund bleiben lassen, wenn es nicht so ist, das sagt euch jetzt der Berggirgl, dem auch seiner Lebtag noch keine Lüge in den Mund gekommen ist. Und ich sag' noch obendrein: Respect vor dem Fuchs, der so auf seinen alten Vater hält! Und schäm' dich, Volkmann, daß du's so weit hast zwischen euch kommen lassen, wo ich höchstens nur zu deiner Ehre glauben kann, daß mein starkes Bier mehr daran Schuld ist, als du selber. — Ich treib's nun seit dreißig Jahren mit der Franconia, bin mit ihr durch Dick und Dünn gegangen, als immer gleich ehrlicher Kerl und war schon mit manchem von euren Vätern auf Du und Du gestanden, wo sie an euch noch gar nicht gedacht haben. Darum dürft ihr's nun auch nicht krumm nehmen, wenn sich der Berggirgl was herausnimmt und kein Blatt vors Maul! — So, jetzt wißt ihr's! Nun macht im Convent, was ihr wollt und was mich nicht

weiter angeht. — Aber wahr muß wahr bleiben, sonst schlag' ein heiliges Kreuzdonnerwetter in die ganze nichtsnutzige Welt sammt der Franconia. Punctum! — Guten Abend beisammen!"

Damit ging der Berggirgl ruhig, als ob nichts geschehen, in seine Schenke hinüber. Der Senior aber machte der ganzen peinlichen Scene mit dem scharf betonten Wort ein Ende: „Im Convent reden wir weiter über Alles. Und für heute hat die Kneiperei ein Ende. — Füchse, Fackeln herbei!"

Dem Ausspruche des Seniors gehorchend, ging das Corps zum Bergkeller hinüber und machte sich zum Heimwege bereit. Volkmann wechselte mit seinen zwei Freunden ein paar heimliche Worte und schlug dann schon vom Wald aus einen verschiedenen Weg mit ihnen ein, was allen andern Franken nur höchst erwünscht war.

Die Dämmerung war unterdessen mit Macht hereingebrochen. Die zehn Füchse, unter ihnen auch Hermann, traten, wie es der Senior befohlen, mit langen, flackernden Kienscheiten aus der Küche, und marschirten dann, wie das seit alten Zeiten beim nächtlichen Heimgange Sitte gewesen, den Corpsburschen durch die Felsblöcke voranleuchtend, den rabenschwarzen Wald hinunter. Ein romantisches Nachtstück! —

Hermann, vor dem seine Consfüchse heut einen heiligen Respect bekommen, ging als erster voraus. Und unbekümmert, welch neuer Streit ihm morgen aus dem heutigen erblühen möge, sang er im Hochgefühle seines heutigen Triumphes eines seiner Lieblingslieder in die schweigende Nacht hinaus.

Erst stimmten die Füchse und dann auch sämmtliche Corpsburschen mit ein.

Wie das durch die gespenstig umqualmten Tannen niederbrauste, vor Allem, da er aus vollster Brust die Strophe sang:

> Stoßt an! Kühne That lebe! Hurrah, hoch!
> Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
> Der beugt sich, wo die Gewalt sich regt.
> Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!

IV.

Das Fuchscomplott.

Die letzten Tritte der von ihren Kneipen singend und plaudernd heimkehrenden Studenten waren nach Mitternacht in den menschenleeren Gassen verhallt. Nur die Nachtwache von ein paar lendenlahmen Spießbürgern, die diesem Namen mit ihren rostigen Polizeispießen heute Nacht alle Ehre machten, schlenderte halb im Schlafe, dann und wann über ihr eigenes Stolpern aufschreckend, durch die traumbefangene Stadt, um ihre Ordnung aufrecht zu erhalten. — Alle Fenster waren nach und nach dunkel geworden, und selbst die Straßenlaternen schienen sich ihres trüben Oellampenschimmers ein wenig zu schämen, so verlegen blinzelten sie nieder. Denn der Vollmond stand heute nicht nur im Kalender, sondern auch am Himmel, wenn ihn auch freilich finstere Herbstwolken oft verhinderten, seinen ewigen Glanz mit voller Ironie über diese magistratischen Lampendochte auszugießen.

Nur Einer lehnte noch wach im offenen Fenster. Und wie die fliehenden Wolken hoch über ihm, so flogen dunkle Gedanken durch sein einsames Sinnen. — An was dachte der wohl jetzt in dieser Mitternachtsstunde?

Der dachte an ein stilles Haus, fern von hier und doch vom selben Mondenglanze beschienen. — Und den Vater sah er darin schlafen, wie das leibhaftige gute Gewissen. Er beugte sich im Geiste jetzt über ihn und drückte seine Hand, die ehrlichste Menschenhand der ganzen Welt. Dann lauschte er an seinem Herzen, und horch! welche Liebe schlug drinnen für ihn, den fernen Sohn! Welch' kindliches Wohlwollen für alle, alle Menschen!

So sah er eine Weile mildsinnend vor sich hin in die glänzende Mondnacht.

Da geschah ihm plötzlich, als würde droben auf dem Bergkeller der alte Tannenwald von wüthendem Sturme gepackt und geschüttelt und es schwölle das Heulen und Dröhnen seiner Wipfel bis herunter an sein Fenster und durch die Mitternacht hörte er's wie

widerliches Gelächter gellen: Ha, ha, dein Vater, der alte, närrische Zopf!"

Mit geballter Faust schlug er jetzt das Fenster zu und schritt schwer athmend in der mondhellen Stube auf und nieder.

„Und wenn ich mein ganzes Studentenleben dadurch mir verderben müßte, den Schimpf lass' ich auf deinem Haupte nicht ruhen, Vater! — Und morgen in aller Frühe schon beginn' ich damit, ihn wegzutilgen. — O wäre die lange Nacht nur schon vorbei!"

Ungestüm warf er sich aufs Bett und sann und sann und legte sich seine Entschlüsse zurecht. Und wie er über Alles klar geworden, da ward sein aufgewühltes Herz wieder so spiegelklar, wie ein Bergsee in warmer Sommernacht. Des Vaters Bild strahlte milden Glanzes in die Fluth wie der Vollmond, der jetzt wolkenlos am Himmel stand. — Und mit dem letzten Worte „gute Nacht, lieber Vater!" kam auch der Schlaf über die Augen dieses treuen Sohnes. —

Es war ein in Hermanns Leben sich merkwürdig gleich bleibender Zug, daß sein offenes, frisches, kräftiges Wesen unendlich rasch das Herz seiner Altersgenossen gewann; daß aber mit dieser Zuneigung unvermerkt auch seine Uebermacht Hand in Hand ging, deren sich seine Freunde erst bewußt geworden, nachdem sie lange zuvor schon in ihrem Dienste gestanden waren. — Und obwohl der frühere Steckenreitergeneral und Räuberhauptmann, der Kaiserjäger und Cheruskersenior eigentlich erst jetzt zum erstenmal in seinem Leben als gemeiner Fuchs, wie jeder andere, von unten auf dienen mußte, so hatte doch schon der gestrige Auftritt auf dem Bergkeller vollständig genügt, daß Hermanns Confüchse ebenfalls seine Ueberlegenheit fühlten. Und sie schämten sich dieses Bewußtseins um so weniger, als ja sogar der despotische Consenior selber vor seinem eigenen Fuchs so zu Kreuz gekrochen war. — So erkannten sie in ihm nunmehr ihren berufenen Schützer und Vorkämpfer gegen fernere brutale Mißachtung ihrer Studentenwürde und darum war es auch kein Wunder, daß sie heute Morgen auf Hermanns Einladung ausnahmslos nach seiner Stube gefolgt waren.

Wie er früher schon bei seinen Knabenspielen auf dem Ritters-

berg und im Reichswald es vortrefflich verstand, seine Person durch gewisse Formen so recht in den Mittelgrund zu stellen und ihr Ansehen dadurch zu erhöhen, so hatte er auch jetzt dafür gesorgt, daß schon beim Eintritt seiner Confüchse neun Stühle im Halbkreise bereit standen, um diese Besprechung von vornherein mit dem Nimbus einer feierlichen Sitzung zu umgeben.

Daß er, der einst zwei Jahre zuvor als furchtloser Ankläger seines eigenen Professors mitten im Lehrercollegium gestanden und seiner Anwaltschaft für Wahrheit und Recht auch in rhetorischer Hinsicht damals keine Schande gemacht, daß er nun auch vor diesem jugendlichen Gerichte nicht im mindesten befangen war, die volle Würde eines Sprechers zu wahren, daran zweifelt wohl Niemand, der unsern jungen Helden von der Wiege bis hierher mit aufmerksamer Theilnahme begleitet hat.

Und so, nachdem die neun Füchse auf Hermanns Einladung im Halbkreise Platz genommen und mit sichtlicher Spannung zu ihm aufsahen, haranguirte er, vor ihnen stehen bleibend, seine jungen Genossen:

„Ihr Alle wißt, was gestern Abend auf dem Bergkeller zwischen dem Consenior und mir vorgegangen ist. Ich weiß nun nicht, meine lieben Confüchse, ob ihr noch alle einen Vater am Leben habt. Aber das weiß ich von euch, daß keiner seinen Vater verhöhnen ließe, so wenig als ich, und von keinem Menschen auf der ganzen Welt. Denn der Sohn, der diese Schmach seinem leibhaftigen Vater ungestraft anthun ließe, der wär' in meinen Augen ein feiger, erbärmlicher Schuft. — Und ich halt' euch miteinander für couragirte, ehrenfeste Kerle."

Während seine überraschten Zuhörer zwar schwiegen, aber doch durch ihre belebten Blicke ihm zustimmten, was ihm nicht entging, nahm er den bereit liegenden väterlichen Abschiedsbrief vom Schreibpult und fuhr weiter:

„Nun hört einmal Confüchse, was mir mein Vater, den dieser rohe Trunkenbold einen alten närrischen Zopf gescholten, mir in diesem Abschiedsbrief unter anderm geschrieben hat!"

„„O so freue dich auch deines jungen Lebens aus der tiefsten

Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! — Bade deine junge Seele im Morgenroth frischen, fröhlichen Lebens. Aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich."" —

„Nicht wahr, ist das eine närrische, zopfige Rede? — Nun seht, mein Vater hat diese Worte freilich zunächst nur an mich gerichtet. Aber ich denke, liebe Confüchse, ihr dürftet sie mit einander auch von euch selber gelten lassen. Denn, wenn eure Väter diese Worte jetzt hören würden und ihr fragtet sie darum, was sie davon hielten, so schrieben sie ganz gewiß auch für jeden von euch ihren ehrlichen Namen darunter. — Nun frag' ich aber: was könnt ihr euch als freie, junge Männer noch viel Gemeineres denken, als wenn ein Student dem andern seinen Vater verhöhnt, wie es der Consenior mir gethan hat mit meinem sechsundsechzigjährigen, von Gründ aus vortrefflichen, durch und durch ehrwürdigen Vater! — Aber die Gemeinheit bleibt sich ganz gleich. Und wenn mein Vater hundertmal wirklich das wäre, was ihn dieser gescholten hat: ein alter, närrischer Zopf, was er Gottlob nicht ist; — so wär' und blieb' er doch mein Vater, und ich wäre sein Sohn, und wahrhaftig nicht werth, daß ich lebte, ließe ich hingehen auch nur ein einziges Schimpfwort gegen den, der mir das Leben gegeben hat. — Und darum sag' ich euch: des Conseniors Gemeinheit traf gestern Abend nicht nur mich allein. — Nein, euch Alle miteinander hat sie getroffen. Eure eigenen Väter sind gestern in dem meinigen verhöhnt worden. Und habt ihr sie nur halb so lieb, als ich den meinen, so fühlt auch ihr euch Alle von diesem rohen, gemeinen Burschen in euren Vätern schwer beleidigt, so gut wie ich, und ihr macht mit mir gemeinsame Sache gegen ihn, ein Jeder von euch der gleich tapfere, unbefleckte Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich, wie mein alter Vater daheim mir angerathen hat."

„Was willst du aber jetzt thun, Stark?" nahm sich endlich Einer den Muth zu fragen, während die Andern unter dem ungewohnten Eindruck von Hermanns schneidiger Rede wie niedergedonnert dasaßen.

„Was ich thun will?“ entgegnete Hermann rasch gefaßt. „Das will ich euch sogleich sagen: auf keinen Fall mehr länger als Fuchs unter diesem Menschen als Consenior stehen. Das ist kurz gesagt, was ich thun will und auch werde. — Und das erklär' ich noch heute dem Corpsconvent. Dann kann er beschließen, was er für gut befindet. Denn soviel steht bei mir felsenfest: mag ich nun allein stehen oder nicht, mag er oder ich den Sieg gewinnen — gleichviel! — Aber wir Zwei können als Fuchs und Consenior unmöglich neben einander fortexistiren. — Das hab' ich mir geschworen bei der Ehre und dem Leben meines Vaters ......“

„Aber glaubt nur ja nicht, daß ich euch jetzt moralisch überrumpeln wollte,“ warf er augenblicklich wieder leichteren Tones hin, als er auf den meisten Gesichtern die zweifelhafte Zustimmung las: „Gott behüte, daß ich von euch verlangen wollte, ihr solltet nun gleich voll Entrüstung mir zurufen: ja, du hast ganz Recht! Wir Alle stehen oder fallen mit dir, und dergleichen. Ei, wo denk' ich daran? — Ein Jeder von euch hat seinen Verstand und freien Willen, so gut wie ich, und Keiner von uns ist mehr oder weniger als eben ein Fuchs von ein paar Tagen. Aber wißt ihr, liebe Confüchse, nur darum hab' ich euch Alles offen mitgetheilt, damit ihr die Wahl habt, euch mir gegen Volkmann anzuschließen oder nicht. Mit andern Worten, ob ihr euch seine brutale Behandlung ein für allemal gutwillig gefallen lassen, oder ob ihr dagegen als freie Studenten energisch protestiren und seine Tyrannei von euch abschütteln wollt. Das könnt ihr also halten so oder so, und ist eben Temperamentssache. — Aber das sag' ich euch: i ch führe meine Sache hinaus, und selber, wenn ihr mich Alle verließet, wenn ich unterm Hohngelächter des Conseniors aus der Franconia demittirt würde und von euch Allen verfehmt als Obscurant hier herumgehen müßte — selbst dann wäre mir mein Studentenleben noch hundertmal lieber und ehrenvoller, weil ich das Bewußtsein mit mir herumtrüge, mir selber treu geblieben zu sein, meiner Freiheit, meiner Ehre, meinem Stolz und meinem alten Vater. — Jetzt wißt ihr Alles! Nun redet ihr!“

Aber es war gar nimmer nöthig, noch lange mit gewählten

Reden ihm zuzustimmen, so hatten seine Worte schon in Aller Herzen gezündet. Jedes bedächtige Abwägen von Gründen dafür und dawider war vor Hermanns überwältigendem Angriffe schon lange auf der Flucht, bevor er nur geendet. — Und da nur erst ein Einziger aufgesprungen war mit dem entscheidenden Ausrufe: „Ja, du hast Recht, Consuchs, ich wenigstens stehe zu dir," da ließ es auch keinen Einzigen der acht andern eine Secunde länger sitzen. — Und mit den verworrenen Rufen: „Ich halt' es auch mit dir — und ich — ja, entweder er oder wir — wir lassen uns keine Coujonage gefallen — lieber gründen wir ein eigenes Corps — —" umringten sie ihn.

Das Fuchscomplott war fertig und Hermann Stark, erst sein Anstifter, nun selbstverständlich auch sein Führer.

„So ist es recht, Consüchse, so hab' ich euch mir gedacht," triumphirte jetzt Hermann und schüttelte ihnen nach einander die Hände. „Ich dank' euch im Namen der akademischen Freiheit, für meinen Vater dank' ich euch und ihr sollt's gewiß nicht bereuen. Laßt mich jetzt nur ruhig weiter machen, und schweigt vorerst wie das Grab! Euer Wort darauf! — Um zwei Uhr kommt dann wieder zu mir her! Dann leg' ich euch unsere Erklärung zur Unterschrift vor. — Schon heut Abend kommt sie dann noch in den Corpsconvent. Ich weiß, um sechs Uhr halten sie einen. — Ja, gebt nur Acht, was das für ein Halloh und Durcheinander darin werden wird, wenn wir zehn Füchse wie eine Bombe in den Hochlöblichen hineinplatzen werden. — Ei, sie sollen schon Respect vor uns kriegen und erfahren, daß Füchse noch lange keine Hunde sind, die sogleich den Schweif einziehen, wenn man sie tritt. Und wir wollen doch einmal sehen, wer's eher thut, dieser Consenior oder wir. — So, das wäre vorerst einmal das Präludium gewesen, das mir so weit ganz gut gefallen hat. — Jetzt kommt! Es ist Zeit zum Fechtboden. — Um zwei Uhr dann wieder hier!"

V.

Vorstudien auf dem Fechtboden.

Eine halbe Stunde darauf stand Hermann Stark auf dem Fechtboden mit Paukhose, Stulphandschuh und Visier zum alltäglichen Einpauken fertig vor seinem Leibburschen Fritz Kreutzer.

„Leibbursch," sagte er, „geh', lassen wir heut einmal das langweilige Quarten- und Terzenschlagen sein. Ich denke, sie gehen vorderhand gut genug. Laß mich lieber einmal zum Spaß vierundzwanzig Gänge mit dir machen! Ich hätte just heute ein besonderes Verlangen danach. Aber hörst du? Nimm's mit mir gerade so streng, als ständ' ich mit dir im Ernst auf der Mensur. Ich möchte doch einmal an dir probiren, was ich überhaupt schon kann. — He, wer will uns secundiren?"

Bereitwillig traten auf diese Frage zwei Corpsburschen als Secundanten heran. Auch ein Unparteiischer hatte sich zur Vervollständigung dieser fingirten Paukerei aufgestellt, und zeichnete mit Kreide die Grenzen der Mensur auf dem Boden. Das unblutige Waffenspiel nahm in regelrechter Form seinen Fortgang. Erst ziemlich unbemerkt von den andern Corpsburschen, die in dem langen gewölbten Saale bald die von ihren Leibfüchsen noch linkisch geschlagenen Quarten mit geringschätzender Sicherheit parirten, bald ihren zu sehr gebogenen Arm wieder steifer richteten, oder ihren zu steifen Knöchel gelenkiger zu machen suchten, wie ein Tambourmajor dem Trommlerlehrbuben. — Nur der Senior und ein paar ältere Corpsburschen sahen anfangs zu und hatten ihre stille Freude daran, mit welch' kalter Ruhe der blutjunge Fuchs seines Leibburschen Hiebe parirte und welch' schulgerechte Quarten er ihm wieder entgegenschlug. Dabei ergötzten sie sich lachend an seinem wahrhaft löwengrimmigen Gesicht, das er unterm Visier seinem gutmüthigen Lehrmeister hinüber zeigte, als ob er seinen verhaßtesten Feind vor sich habe, an dem er sich blutig rächen wolle. — Das in raschem Tempo sich folgende Klingklang der Rappiere, sowie das immer hitziger erschallende „Halt" der Secundanten erregte indessen mehr und mehr die Auf-

merksamkeit der übrigen Fechterpaare. Namentlich die Confüchse Hermanns schielten, stets unaufmerksamer auf die eigene Lehrstunde, voll Neugier und Neid so lange zu ihm hinüber, bis ihre Leibburschen selber allmälig das Exercitium einstellten und sammt ihren Leibfüchsen mit prüfendem Kennerblick sich um die beiden Schläger gruppirten.

Der Consenior Volkmann, den sein Amt auch zur Aufsicht über den Fechtboden verpflichtete, schritt unterdessen voll Unmuth auf und ab und schaute nur dann und wann nach dem ihm verhaßten Fuchs hinüber. Als er aber jetzt dem jungen Schläger für jeden besonders gewandten Hieb immer lautere Bravo's zurufen hörte, da ward sein Aerger aufs höchste gesteigert. Und um ihm Luft zu machen, platzte er plump wie immer in die behagliche Theilnahme der gespannten Zuschauer.

„He, Füchse, was haltet ihr hier Maulaffen feil? — Vorwärts an eure Plätze und Quarten exercirt! Sonst setzt es Strafen im Convent. — Und ihr, Leibburschen, könntet auch was Besseres thun, als sie zur Faulheit zu verführen. Vorwärts, wohin ihr gehört!" —

Die Füchse traten zurück und der verächtliche Mißmuth auf ihren Gesichtern sagte beredt genug, wie wenig sie ihr Complott von heut Morgen bereuten. — Und hätte Volkmann erst das Hohnlachen unter Hermanns Visier gesehen! — Auch die Corpsburschen, die Volkmann vor ihren Leibfüchsen so gröblich beleidigt hatte, begannen mit verhaltenem Groll ihre vorigen Uebungen. Nur im Augenblick wollten sie vor ihren Leibfüchsen nicht das Beispiel der Unbotmäßigkeit geben. Aber im Herzen sehnten sie sich nach der Stunde, es ihm vollauf heimzahlen zu können. Selbst der Senior biß sich auf die Lippen und wollte seine Mißbilligung lieber bis heut Abend zum Convent versparen, darin ohnedem der ganze gestrige Auftritt zur Verhandlung kommen sollte.

Volkmann hatte indessen mit dieser derben Zurechtweisung seine gereizte Stimmung nur zur Hälfte befriedigt. Und da Hermann und Kreutzer, die eben am zwanzigsten Gange waren, noch immer keine Miene machten, aufzuhören, polterte er weiter:

„Nun, Kreutzer, wird's noch kein Ende? — Ich dächte, für den

Fuchs da wäre es auch vernünftiger, wenn du ihm erst eine gute Quart beibrächtest, statt schon jetzt solch' Larifari zu treiben, daß er sich Wunder was einbildet auf seine schlechten Mauleselhiebe. — Erst kommt die Schule, dann macht man die Gänge. Verstanden? — Das solltest du mit sechs Semestern doch nun selber wissen!"

Diese neue, liebliche Anrede klang auch dem äußerst friedfertigen Kreutzer doch ein wenig zu aufreizend. Rasch ließ er das Rappier sinken und nahm das Visier ab. Auch Hermann that's, weil er mit innerstem Behagen fühlte, daß es nun losgehe, wobei auch er wieder seinen vollen Mann zu stellen habe.

„Was, Mauleselhiebe?" gab Kreutzer dem Consenior jetzt entrüstet zurück. „Von mir hat er sie gelernt, von mir ganz allein. Ob nun schon als Maulesel oder jetzt als Fuchs, das bleibt sich völlig gleich. Und hat er sich in sechs Wochen daheim schon so eingepaukt, wie's oft Andere hier in acht Semestern nicht lernen, so hat er eben ein Extragenie dazu und ist ihm deßhalb nicht der Text von dir zu lesen. — Alles, was Recht ist, Volkmann! — Du bist der Consenior und der Fechtboden steht unter dir, aber offenbares Unrecht lass' auch ich mir von dir nicht gefallen. Und das ganze Corps ruf' ich jetzt zum Zeugen dafür auf, ob das vorhin schlechte Mauleselhiebe waren, oder so schulgerechte, wie sich deren kein ausgelernter Corpsbursch zu schämen braucht."

Unter dem Eindrucke dieses neuen überlauten Auftrittes hatten sich alle Rappiere wieder gesenkt und Burschen wie Füchse waren aufs Neue gespannte Zuschauer geworden. — Da war Hermann auch seinem Leibburschen schon muthig beigesprungen.

„Ja wohl, Volkmann," lachte er ihn voll bittern Hohnes an: „Ja wohl! — Lange, bevor ich so glücklich war, deine liebenswürdige Bekanntschaft zu machen, hab' ich da, mit diesem nämlichen Rappier, in unserm Zwingergärtchen daheim prakticirt; und schon meine alte Kindsmagd, die doch auch was davon versteht, hat meine Mauleselhiebe approbirt, — ha ha ha! Und ich wette darauf, sogar die alten Wartthürme an der Stadtmauer haben Respect vor meinen Quarten bekommen. Und die wissen doch auch was von diesem Handwerk zu sagen, das sie nur um ein paar Hundert Jährchen

früher mit angesehen, als man daran gedacht hat, dich zum Consenior der Franconia zu machen."

„Halb schallendes, halb unterdrücktes Gelächter bewies, wie tief des Conseniors Ansehen und Achtung bereits im Corps untergraben war und wie sehr der überkühne Fuchs Grund hatte, in seinem Streit gegen Volkmann den Kopf nun erst recht hoch zu tragen.

Es war ein Glück, daß bei diesem letzten Auftritt die Fechtstunde bereits abgelaufen war und die Rhenanen, die mit den Franken in „Corpshatze", d. h. in öffenem Kriege lebten, vom Saale Besitz nahmen, als eben das schadenfrohe Hohngelächter an der langen Wölbung verklungen war. — Wer weiß, bis zu welch' bedenklichem Grade diese letzte Scene sonst noch ausgeartet wäre! Das vor Zorn gluthrothe Gesicht Volkmanns wenigstens ließ jede denkbare Ausschreitung studentischer Sitte erwarten.

So aber kamen die mit commentmäßig bärbeißigen Mienen hereinströmenden Rhenanen im rechten Augenblick dem Senior zu Hilfe. Seine einzige nur halblaut hingeworfene Mahnung: „Ruhe jetzt! Die Rhenanen! — Blamirt unsere Farben nicht!" Diese wenigen Worte genügten, um jeden Franken und sogar auch den wuthschäumenden Consenior zu dem Bewußtsein zu bringen, daß in Gegenwart dieser offenen Feinde jedes weitere Zurschautragen innerlicher Zwietracht ein Hochverrath an der Ehre der Franconia sei. — Und das ganze Corps räumte im tiefsten Schweigen den Fechtboden.

Dafür aber brütete der Consenior auf dem ganzen Heimwege mit seinen zwei edlen Parteigängern nach, wie er es heut Abend im Convent am schlauesten anstelle, daß diesem „frechen, unverschämten Buben" mit Schimpf und Schande der Laufzettel expedirt werde. —

Zu gleicher Zeit fragte Fritz Kreutzer, wenige Schritte hinter Volkmann mit Hermann Arm in Arm gehend:

„Sag' mir einmal ehrlich, Leibfuchs, nicht wahr, du hast dir heut auf dem Fechtboden unter mir einen ganz Andern vorgestellt, weil du gar so grimmig mich anschautest! Aber du schlugst wahrhaftig wie ein junger Gott! Und wie du nur so kalt dabei bleiben konntest, daß ich fast hitzig wurde und vollauf mit dir zu thun hatte! Teufelsbürschchen, du!"

Und Hermann gestand ihm mit seiner ganzen Treuherzigkeit:

„Ja, Leibbursch, du hast wirklich Recht. Sieh', an zwei Menschen hab' ich bei jedem Hiebe gedacht; an einen, den ich unendlich verachte, und an einen andern, den ich unendlich ehre, an den Consenior und meinen Vater. — Und du wirst schon noch sehen, wie Alles weiter geht. Wart' nur erst heut Abend!"

„Heut Abend?" fragte Kreutzer erstaunt. „Nun, was denn? Und davon weiß ich von dir noch kein Sterbenswort und bin doch dein Leibbursch! Ist das auch recht?"

„Leibbursch, sei mir darum nicht böse!" besänftigte ihn Hermann. „Aber sieh', ich hab' mich vor dir rein gefürchtet, du könntest mich mit deiner Gutmüthigkeit wieder von meinem Entschlusse gegen Volkmann abwendig machen. Und ich glaub', ich wäre unglücklich darüber geworden, wenn ich mich mit dem jemals wieder versöhnt hätte. — Und jetzt, nicht wahr, lieber Leibbursch, frägst du mich nichts mehr! Denn wir haben uns das Wort gegeben, vorher keine Silbe zu verrathen."

„Wir? — Ja, wer denn?" drängte ihn trotz alledem die neue Ueberraschung, zu fragen.

„Heut Abend wirst du Alles erfahren und halt' eben zu uns!" wich Hermann aufs Neue aus. „Mehr darf ich jetzt nicht sagen. Aber das darfst du glauben, Schande wird dir dein Leibfuchs wahrhaftig keine machen. Auch mit meinen Mauleselhieben nicht. — Ja, wart' nur!" —

VI.

Im Corpsconvent.

Es ist nicht nur der ungebundene Frohsinn akademischer Jugend, dem das ausschließlich deutsche Leben der Studentencorps vollste Befriedigung bietet. Auch der Ernst des heranblühenden Mannes findet darin Spielraum genug, zu erstarken und sich in seiner Kraft geltend zu machen. Ruht doch der ganze Bau einer solchen Verbindung auf breitester demokratischer Grundlage selbstgegebener Gesetze,

selbstgewählten Regimentes und eigener Verwaltung; und ist doch ihre Stärke wie ihr Zerfall nur Verdienst oder Schuld ihrer sämmtlichen Glieder. Grund genug, daß jeder Einzelne mit dem vollen Ernst seiner Ehre sich aufgefordert fühle, zum sicheren Bestande des ganzen Gebäudes eine tüchtige Stütze zu werden. — Der Uneingeweihte, der nur von weitem auf Band und Mütze eines deutschen Corpsstudenten die schillernden Farben sieht, ahnt es wohl kaum, daß in dem winzigen, unbeachteten Gebiet einer solchen Miniaturrepublik im Laufe der Zeit ganz dieselben Erscheinungen zu Tage treten, wie in unserm wirklichen Staatsleben, darin Reactionsperioden mit liberalen Strömungen wechseln, darin sittlicher Aufschwung geistiger Versumpfung folgt und das Recht und die nationale Ehre über volksfeindliche Gewalt den endlichen Sieg erringt.

An einem solch' entscheidenden Wendepunkt war nun auch das Studentencorps der Franconia angelangt. —

„Ja gebt nur Acht, was das für ein Durcheinander und Halloh werden wird, wenn wir zehn Füchse wie eine Bombe in den „Hochlöblichen" hineinplatzen werden," hatte heute Morgen der Anstifter des Fuchscomplotts seinen jungen Mitverschworenen zugerufen und nicht unrichtig vorhergesagt. —

„Es ist vielleicht eine der wichtigsten Berathungen, seit die Franconia besteht, die wir heute abzuhalten haben," begann der Senior Hans von Bergheim in gehobenem Tone die heutige denkwürdige Sitzung, der sämmtliche einundzwanzig Corpsbursche in dem gewöhnlichen Saale des Commershauses, zu beiden Seiten an einem langen Tische sitzend, beiwohnten.

Der Ernst des zu verhandelnden gestrigen Auftrittes war allen Gesichtern aufgeprägt. Nur in des Conseniors Miene spielte der Zug verächtlichen Hohnes, während seine zwei gleichgesinnten Freunde mit geringschätzendem Lächeln umherblickten, um dadurch des Seniors Eingangsworte bei den Uebrigen wieder abzuschwächen.

„Und dieser Convent," fuhr der Vorsitzende mysteriös weiter, „wird um so wichtiger, als nicht nur der Vorgang auf dem Bergkeller uns zur Entscheidung vorliegt, sondern auch noch ein viel bedeutsameres Schreiben, das sich hierauf bezieht und also lautet:"

Die Aufmerksamkeit Aller ward noch verstärkt und der Senior las mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Hochlöblicher Corpsconvent!

Was gestern Abend auf dem Bergkeller geschehen, bedarf nicht nochmals unserer ausführlichen Erzählung, denn das ganze Corps war Zeuge dieses Vorfalls. — Heute fühlen sich die ganz gehorsamst unterzeichneten zehn Füchse einfach gedrungen, in folgenden Punkten ihre ehrerbietigste Erklärung vor einem hohen Corpsconvent niederzulegen:

„1. Wir erachten uns insgesammt ohne Ausnahme durch das gestrige, unwürdige Benehmen des Conseniors Volkmann schwer beleidigt, wie wir überhaupt gegen die ganze Art und Weise seines Fuchsregiments hiemit energischen Protest einlegen."

Volkmann zuckte hohnlachend mit den Achseln. Der Senior sah es wohl, aber er las ungestört weiter:

„2. Wir können uns bei aller Anhänglichkeit an unsere geliebte Franconia unmöglich entschließen, unter dem Consenior Volkmann noch länger das Fuchsband zu tragen, und betrachten es als eine Forderung unserer Studentenwürde, wenn wir sonach den hochlöblichen Corpsconvent geziemend bitten, entweder den Consenior seiner Charge zu entsetzen oder uns den Austritt zu gestatten."

„Oho!" schrie jetzt Volkmann auf und sprang in die Höhe. „Das kommt ja immer schöner. Und einen solchen erbärmlichen Wisch kann man überhaupt im Corpsconvent nur vorlesen? — Ich stelle den Antrag, diesen unverschämten Fuchs, diesen Stark, der das Alles angezettelt hat, augenblicklich zu dimittiren. Und ich garantire dafür, daß die andern aufgehetzten Füchse sich nimmer mucksen, und noch darum betteln, daß wir nicht auch ihnen den Laufpaß geben. Also fordere ich Abstimmung für meinen Antrag und das sogleich."

„Ja wohl," fiel einer von Volkmanns Freunden kreischend ein: „Abstimmen! — Damit schlagen wir das ganze Geschwätz dieser dummen Jungen todt."

„Erst laßt mich zu Ende lesen, denn es fehlt noch der Schlußsatz," entgegnete der Senior mit einer Ruhe, die gegen die Heftigkeit Volkmanns um so mehr abstach. Und er las weiter:

„3. Von dieser Forderung unter keiner Bedingung abzustehen, sondern vielmehr auf der Erfüllung in der einen oder andern Richtung fest zu beharren, haben wir uns sämmtliche zehn Füchse, einer dem andern, mit unserm Ehrenworte feierlich gelobt. — Der Corpsconvent möge daraus ersehen, daß wir unsere persönliche Ehre als unantastbares Gut gegen jeden Angriff zu wahren den Muth haben. Wir bedauern es tief, daß unsere erstmalige Abwehr sogleich gegen unsern eigenen Consenior gerichtet werden mußte. Aber das Corps möge die heilige Versicherung von uns hinnehmen, daß, falls durch die Entsetzung des Consenions unser Verbleiben möglich gemacht werden will, wir insgesammt auch in Zukunft gleich fest entschlossen sind, jeden Angriff auf unsere und der Franconia Ehre gleich kräftig zurückzuweisen, und in jeder Hinsicht uns der grün-weiß-rothen Farben würdig zu machen. Aber freilich in einem ganz andern Geiste, als uns seit unserer Reception vom Consenior angesonnen worden ist. — Mit dieser wohlüberlegten, durch gegenseitiges Ehrenwort besiegelten Erklärung verharren wir eines hochlöblichen Corpsconvents ehrerbietigst ergebene, sämmtliche zehn Füchse der Franconia."

Damit legte der Senior das Schriftstück vor sich hin, ohne vorderhand weitere Bemerkung, mit dem einzigen lakonischen Satze:

„Das war's. Nun sprecht euch darüber aus!" — —

Aber nur allgemeines Schweigen folgte dieser Aufforderung. Selbst die zwei Freunde Volkmanns sahen einander verlegen an. Der Consenior selber war von der Wucht dieser Erklärung niedergedonnert. War ihm doch wie allen Andern nur allzu klar, daß hier nur eine Wahl übrig blieb: seine Entsetzung oder der Verlust sämmtlicher Füchse, der dem zeitigen Ruin des Corps ziemlich gleich kam. Trotzdem aber gab er die Hoffnung nicht völlig auf, durch sein gewohntes, rohes Selbstbewußtsein seine Corpsbrüder erst aus

der Fassung zu bringen und sie dann zu seinen Gunsten wieder umzustimmen. Und rasch gefaßt, seine eigentliche Stimmung verläugnend, sprang er wieder auf und fiel in das Schweigen der Andern polternd ein:

„So, das also wäre der neueste Comment? — Die Füchse rebelliren gegen das Corps, und der hochlöbliche Convent läßt erschrocken die Köpfe hängen, als würd' ihm schon der Garaus gemacht? — Ei sieh', was man nicht alles erleben kann. — Ich aber kann nur herzlich darüber lachen, wenn ich euch jetzt so ansehen muß, wie ihr dasitzt und kein einziges Wort dafür habt, um diese frechen zehn Buben mit dem rechten Namen heimzuschicken. Nun gut, der Senior schweigt, so will ich denn das Wort ergreifen."

„So hört! Nicht nur den einen Anstifter, nein, auch die andern neun einfältigen Gimpel, die an seiner Leimruthe hängen geblieben, alle zehn beantrag' ich jetzt zu sofortiger Dimission. — Ei was — — Füchse hin, Füchse her! — Wir einundzwanzig Corpsburschen sind die Franconia und wahrlich Manns genug, um zwei Semester lang auch ohne Füchse mit Ehren auszuhalten. — Oder wollt ihr feig die Rollen wechseln? Sollen diese jungen Lecker, die kaum bei uns warm und hinter den Ohren noch nicht trocken geworden, sollen sie nun uns commandiren oder wir ihnen? Wollt ihr unsere alten Corpsstatuten von ihnen umschmeißen lassen wie ein Kartenhaus? — Was hab' ich anders gethan, als auf Disciplin gehalten, wie es mein Amt erfordert, und wie es von jeher gewesen? Und wenn jetzt diese kecken Jungen gegen mich revoltiren, wollt ihr nun das Gleiche thun? Wollt ihr, gestandene Corpsburschen, euch von diesem windigen Füchslein die Pistole auf die Brust setzen lassen? Wollt ihr bei den andern Corps hier und auswärts zum Kindergespött werden? — Schimpf und Schande sag' ich, wer das sich von euch gefallen läßt, und Schmach unsern alten, stets mit Ehren getragenen Farben, wenn ihr sie feig jetzt in den Koth treten laßt! — Darum nochmals und als letztes Wort: Ein Corps ohne Füchse, aber mit dem Bewußtsein unserer eigenen Kraft — das ist unsere Ehre und unser Triumph. Den Füchsen in armseliger Schwäche nachgeben, — das ist unsere Niederlage und unsere Schande. — Nun wählt! Ich habe gesprochen." —

Darauf setzte er sich nieder, von seinen zwei Freunden mit beredtem Augenwinken für seine Rede beglückwünscht, und er sah mit stolzer Befriedigung auf gar manchem Gesichte die Spur der Verblüffung, die seine keck hingeworfenen Worte darauf zurückgelassen hatten. Nur die ältern Corpsburschen bewahrten ihren vorigen Ernst und namentlich der Senior sah so ruhig drein, als sei sein Ohr von Volkmanns Sturmrede gar nicht berührt worden. Darauf hub er an, ihm mit fester Stimme zu entgegnen:

„Volkmann, ich habe dich ruhig ausreden lassen, damit du zu deinen Gunsten Alles vorbringen konntest und mich deßhalb kein Vorwurf treffe. Das gleiche Recht nehme nun auch ich für mich in Anspruch, aber gegen dich."

Diese letzten zwei Worte des Seniors, noch dazu im Tone vollster Leidenschaftslosigkeit gesprochen, versetzten das ganze Corps wiederholt in fieberhafte Spannung, und Hans von Bergheim fuhr mit der vorigen Kälte weiter:

„Du hast nun eben mehrmals von der Ehre unseres Corps gesprochen und du glaubst wohl, mit dem bloßen Reden davon sei's auch schon abgethan. Was du aber für die Ehre unserer Farben noch gethan hast, nimm mir's nicht übel, Volkmann, daß ich so rund herausrede, von solcher That haben wir noch blutwenig gesehen. Denn, wenn du etwa meinst, durch maß- und zuchtlose Kneipereien, brutale Cujonage der Füchse, Händelsuchen und Schuldenmachen sei's mit unserer Ehre schon gut bestellt, so habe wenigstens ich den Muth, dir ins Gesicht hineinzusagen: daß, was du Ehre heißest, ich dann Schande nenne, und ich, ganz gewiß mit den Meisten hier unter uns, unter Ehre etwas verstehe, wovon du gar wenig Tropfen in deinem Blute hast!"

„Unverschämter!" schrie Volkmann, vor Zorn ganz außer sich .... „Ist das eine Sprache im Convent?"

„Pfui, Senior, pfui!" secundirten seine zwei Parteigänger.

„Ausreden lassen ..... Ruhe, Volkmann ... der Senior hat das Wort — — Bergheim, rede weiter!"

So flog es wirr durcheinander und Alle zusammen hatte die Erregtheit von ihren Stühlen aufgejagt.

Nur der Senior bewahrte ruhig seinen Vorsitz und herrschte die zerstreut stehenden Gruppen an: „Ruhe, sag' ich, und sitzen bleiben! — Im Corpsconvent bin ich allein der Herr." —

„Volkmann, so frag' ich dich nebst deinen Freunden: Willst du mich nun zu Ende hören oder lieber gleich den Convent verlassen? — Daß wir zwei uns dann noch wo anders Rede stehen, das bleibt dir wie mir natürlich unbenommen."

„Ei, das versteht sich wohl am Rand," entgegnete Volkmann höhnisch. — „Und deßhalb recht!" Also rede weiter! — Ich will dir extra das Plaisir machen, dabei sitzen zu bleiben und ohne weitere Störung zuzuhören — notabene mit Vorbehalt der Erwiederung an einem anderen Orte."

„Wann und wie es beliebt," warf der Senior noch leicht hin. Dann nahm er, nachdem Alle sich niedergesetzt, mit der alten Ruhe seine Worte wieder auf.

„Volkmann! Du hast nun vorhin weiter gesagt, du habest nur auf Disciplin gehalten, wie's dein Amt erfordert, und wie's von jeher gewesen. Darauf sag' ich dir wieder offen ins Gesicht, das ist nicht wahr, Volkmann! — Was du auf Disciplin halten nennst, das hat dein Amt nicht erfordert, und das ist nicht von jeher so gewesen, sondern erst seit jener Zeit, da man dich zum Consenior gewählt hat, woran ich wenigstens mehr als unschuldig bin, wie weitaus die Meisten, die hier sitzen. Denn der Kern jener Partei, die dich einst dazu gemacht, hat im letzten Semester unserm Corps Valet gesagt und ich setze dazu: Gottlob! sollte nicht der alte Geist der Franconia und ihr ganzer makelloser Ruf zu Grunde gehen."

„Weißt du, Volkmann, was dein Amt als Consenior erfordert hätte?" fuhr er jetzt mit auf einmal gehobener Stimme weiter, so keck und doch verlegen ihm auch der Consenior ins Gesicht lachte, „den Füchsen ein Vorbild sein eines echten Corpsstudenten, das Gefühl der Ehre in ihnen pflegen, ausrotten jede Faser niedriger Gesinnung und ihnen ein treuer Freund und erfahrener Führer werden in ihrer neuen ungewohnten Freiheit. — Siehst du, das hätte dein Amt erfordert. So haben wir und du selber es an unserm Consenior erlebt. Und die Disciplin hatte sich von selber

gegeben, weil wir unsern Consenior lieb hatten und ihn ehrten. Und nun, gieb der Wahrheit die Ehre, sag', hat dein Amt als Consenior, hat die Disciplin erfordert, daß du gestern Abend auf dem Bergkeller dich so weit gegen den Fuchs Stark vergessen, und war ein solches Benehmen von jeher die Art des Consenioꝛs bei uns gewesen? — Und vor Allem frag' ich dich, Volkmann: war es von jeher bei uns der Brauch, daß der Consenior hinterher dann auch noch gelogen hat? — Ist es darum nicht natürlich, daß unsere Füchse gegen dich rebelliren und deine Absetzung oder ihren Austritt begehren? — Du hast sie zwar vorhin einfältige Gimpel und freche Buben geheißen. Ich, Volkmann, ich hab' einen andern und besseren Namen für sie. Mir wenigstens hat ihr ehrenfestes Auftreten wohl gethan und ich begrüß' es als die Wiederkehr des alten Geistes der Franconia. — Das ist meine Meinung und ich glaube fest, ich stehe unter euch mit ihr nicht allein."

„Aber trotz alledem," schloß der Senior seine bis daher immer wärmer gewordene Rede mit plötzlich wieder kaltem Tone, „halte ich jetzt dafür, daß über diesen in unsern Annalen ganz unerhörten Fall, eine wahre Lebensfrage des Corps, wir nicht allein zu entscheiden haben. Wir bedürfen nach meinem Gefühle unbedingt der erfahrenen Mitberathung unserer Corpsphilister, so viel wir deren von hier und aus dem nächsten Umkreise zuziehen können. Ich verschiebe daher die endliche Entscheidung auf einen Philisterconvent heut über drei Tage. Und damit erkläre ich die heutige Sitzung für geschlossen." —

Diesen Ausgang hatte Volkmann nicht erwartet. Das Wort „Philisterconvent" schoß ihm wie Feuer ins Gesicht. Denn er wußte zu gut, was er von ihm für sich zu gewärtigen hatte. War er doch mit allen hiesigen Corpsphilistern durch seine Roheit längst schon überworfen! Diesem neuen Convent daher jetzt schon selber zuvorzukommen und die Wiederholung noch empfindlicherer Demüthigung abzuschneiden, blitzte ihm als einziger klarer Gedanke durch den verwirrten Kopf. Und so hatte der Senior kaum sein letztes Wort gesprochen, so riß Volkmann auch schon mit krampfhafter Faust sein Corpsband über der Brust entzwei und kreischte mit vor innerer Wuth gepreßter Stimme:

„Halt' noch ein wenig, Senior! Den Schluß mach' jetzt ich. — Pfui, sag' ich, pfui! über diese nun so schmutzigen Farben! — Seht her, vom Leibe hab' ich euer Band gerissen und mein Lebtag soll mir's nimmer über die Brust kommen. — Und pfui! ruf' ich über euch Alle, pfui Corpsburschen, die ihr euch von erbärmlichen Füchsen ins Bockshorn jagen laßt, pfui! die ganze edle Franconia! — Wer noch Ehre im Leibe hat, der kehrt sich jetzt mit Verachtung von ihr ab und ruft ihr ein Pereat zu, wie ich. Und da habt ihr den ganzen erbärmlichen Bettel!" —

Damit warf er sein Corpsband mit solcher Heftigkeit über den Tisch, daß es dem Senior noch das Gesicht streifte. Dann verließ er schnurstracks den Saal und schlug dessen Thüre hinter sich zu, als sollte sie aus Rand und Band fahren.

„Halt', Volkmann! Wir kommen mit!" riefen ihm noch seine zwei Freunde nach und beide warfen gleich ihm das Corpsband auf den Boden. Unter der Thüre rief dann noch der Eine: „Pfui, Corpsconvent, darin die Füchse Trumpf spielen und die Corpsburschen Matsch werden." Der Andere begnügte sich mit dem kürzeren Abschiedsgruße: „Pereat Franconia!" — Und beide folgten Volkmann auf dem Fuße.

Das Alles ging in so knappem, dramatischem Tempo, daß das übrige Corps mit Aug' und Ohr nur so gefangen dasaß. Und selbst der Senior, der heut ein so großes Maß kalten Ernstes bewahrt, ward auf einen Augenblick von diesem unerwarteten drastischen Schluß überrumpelt. Kaum aber war die Thüre von den beiden Freunden Volkmanns zugeschlagen, so hatte auch er seine vorige Ruhe wieder gewonnen und beherrschte mit ihr wieder vollständig die entstandene Verwirrung mit den trockenen Worten:

„Silentium! Ich eröffne wieder die Sitzung."

„Was ihr gerade gesehen und gehört habt, das brauch' ich euch nicht nochmal auseinanderzusetzen. Aber ihr Alle wißt, daß nach unseren Statuten Niemand aus dem Corpsverband austreten kann — außer mit Genehmigung des Corpsconvents. Der §. 25 der Statuten sagt ausdrücklich: „Eigenmächtiger Austritt gilt gleich der Dimission." — Und ich glaube, es ist wohl Keiner unter euch, der

nach den Abschiedsworten dieser Drei, wie wir sie so eben vernommen, noch den mindesten Anstand nehmen wird, die Dimission dieser auf so unerhört schimpfliche Art eigenmächtig Ausgetretenen noch heut Abend in aller Form auszusprechen. Wer dagegen reden will, thu' es!"

Wiederum allgemeines Schweigen. Hermanns Leibbursch Kreutzer unterbrach dann die so beredte Stille:

„Ich glaube, dieses Schweigen sagt mehr, als wenn wir noch so viel darüber redeten, daß das ganze Corps mit dem Antrag des Seniors einverstanden ist."

„Nun gut," fiel der Senior ein, „so halt' ich meinen Antrag für genehmigt und sprech' es hiemit feierlich aus: Der frühere Consenior Volkmann und die Corpsburschen Kolb und Fischer sind hiemit dimittirt. — Und ich setze hinzu: wohl uns, und unserer lieben, edlen Franconia! Denn diese Drei haben sich selber ihr Urtheil gesprochen. Sie haben zwar über uns pfui gerufen, unsere Farben schmutzig genannt und ein Pereat war ihr edler Abschiedsgruß. Aber ich sage: unserer Ehre einziges Pfui und unserer Farben einziger Schmutz, das waren eben diese Drei. Darum weiß ich auch gewiß, ihr Pereat wird sich für uns in ein vivat, crescat, floreat verwandeln. Unser grün-weiß-rothes Panier wird in unbeflecktem Glanze wieder hoch flattern und eine neue Aera ritterlichen Geistes wird im Leben unseres Corps anbrechen. Denn die Gemeinheit ist jetzt von ihr ausgeschieden. — So schließ' ich jetzt diese denkwürdige Sitzung mit dem aus meinem tiefsten Herzen kommenden Freudenruf, in den ihr wohl Alle mit einstimmt: „Hoch lebe unsere gereinigte Franconia!"

„Hoch, hoch und abermals hoch!" — Hei, wie gab das volltönenden Wiederhall! — Darauf traten Alle zum Senior hin und schüttelten ihm dankend die Hand, die heute so stark und sicher das Schifflein der Franconia im Sturm geleitet hatte.

Und draußen vor dem Commershause, da standen die zehn Füchse in aufgeregten Gruppen und wußten sich das Alles noch gar nicht bestimmt zu deuten, was sie vorhin auf der Straße sahen und hörten. — Erst war der Consenior mit bloßem Kopf an ihnen vorüber gerannt. Dann eilten die zwei andern Corpsburschen ihm nach. „Hurrah, Consfüchse, gebt Acht, die nehmen unserthalb Reißaus."

hatte da Hermann den andern in jubelnder Ahnung zugeflüstert. Und jetzt gar dieses stürmische, dreimalige Hoch, das aus dem Convent die halbe Straße hinunter klang. „Hört ihr's?" triumphirte jetzt Hermann aufs Neue in höchster Erregtheit, „das ist ganz gewiß unser gewonnener Sieg. — O ihr Confüchse, ich weiß mich vor Freude gar nicht zu fassen."

Da trat Kreutzer zum Thor heraus und Hermann stürzte ihm entgegen mit der hastigen Frage: „Nun, Leibbursch, wie steht's?"

„Er ist dimittirt," war die heimliche Antwort.

„Dimittirt, o ganz famos!" schrie der Leibfuchs recht studentisch hinaus, und trat unter seine jungen Mitverschwornen.

„Hört ihr's, der Consenior ist dimittirt, hurrah!"

Und „hurrah" riefen sie ihm alle nach. Dann aber faßte sich Hermann wieder schnell. Auf sein Gesicht trat sein ganzer Jugendmuth und er sagte: „Leibbursch, jetzt muß ich aber der Erste sein, der mit ihm auf die Mensur tritt. Gleich morgen früh mußt du mir ihn fordern. — Und gieb Acht, jetzt kommen meine Mauleselhiebe zu Ehren."

Fünf Minuten darauf war der Saal des Corpsconvents wieder zur Kneipe umgewandelt. In erregtestem Gespräche saßen sie Alle am Zechtisch und die Steinkrüge der Corpsburschen und Füchse klangen überall brüderlich zusammen.

Da rief der Senior: „Cantus!" und — als habe ihm Hermann für seine fehdelustige Stimmung gerade diese Wahl zugeflüstert: — „Wir singen das Lied Seite 39: der Gott, der Eisen wachsen ließ."

Und das brauste aus den jungen Kehlen hervor, als gälte es die Vorfeier eines großen, heiligen Schlachttages:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde." —

VII.

Für des Vaters Ehre.

Beim Berggirgl droben war heute schon vor Tagesanbruch eine ungewöhnliche Unruhe. — Obwohl in solcher Frühe gar nie ein Gast bei ihm einkehrte, so stand er doch an diesem Samstagmorgen schon um sieben Uhr in vollster Wirthstoilette mit ganz frischer Schürze unter dem Doppelkinn und auch letzteres glänzte heute schon blank rasirt, was gewöhnlich erst vor dem sonntäglichen Kirchengang der Fall gewesen.

Seine beiden Töchterchen Annemarie und Evchen standen ebenso sauber herausgeputzt unter dem Hausflur und lugten hinaus ins Gehölz, aus welchem der Weg aus der Stadt herausführte. Und sogar „der alte Hans" in seinem kleinen Austräglerstübchen, des Berggirgls halbblinder, achtzigjähriger Vater, hatte heute Morgen keine Rast im Bette, das er gewöhnlich immer bis gegen Mittag hütete.

So schlüpfte er gerade mit Hilfe seines Enkelsohnes Konrad in die dreißigjährige, nicht allzu fleckenlose Hirschlederhose, um doch auch dabei zu sein, wenn's heute Morgen „losgeht," wie er sich als uralter Studentenwirth noch immer etwas burschikos ausdrückte. — Nachdem seine unverfälschte Landestracht noch in einer gewaltigen Pelzmütze die letzte Vollendung erhalten, schlotterte er mit seinen alterslahmen Beinen auf den Stock gestützt vors Haus hinaus, setzte sich auf seine eigens für ihn hergerichtete Bank an der Rebenwand und fragte voll Ungeduld seine beiden Enkelinnen, ob noch immer nichts zu sehen sei.

Auch den Berggirgl trieb's jetzt aus dem Zimmer, um nach den Erwarteten auszulugen. Er hatte unterdessen, wie das immer sein Geschäft gewesen, die Schläger aus dem unwürdigen Gefängniß seines Strohsackes befreit, worin sie gemeinsam mit den heraufgeschleppten Feindeswaffen der Rhenania im engsten Vereine zugebracht hatten. Auch die Paukhosen sammt Armstulpen hatten das viel interessantere Versteck des jungfräulichen Kleiderschreines ver-

lassen. — Und so harrten diese Kampfrequisiten nur noch des kühnen jungen Helden, der mit seinem viel älteren Gegner heute zum erstenmale die Mensur betreten sollte — zu Franconia's und noch viel mehr zu seines Vaters Ehre. — Du weißt nun schon zur Genüge, lieber Begleiter, wer es eigentlich war, auf den die ganze Familie des Berggirgl mit solcher Unruhe wartete.

„Ich habe, mein Seel', mein Lebtag Paukereien schon nach Hunderten hier oben zugesehen," sagte jetzt der alte Hans mit seiner noch immer festen Baßstimme zu seinem Sohne Berggirgl, „und jetzt dreh' ich mich nicht einmal mehr in meinem Bett herum, wenn sie sich vor meinem Fenster die Gesichter verhauen. Aber heute hat's mich herausgetrieben, als ob mir's an den eigenen Leib ginge. Heute muß ich nochmal dabei sein, wenn der brave Fuchs mit diesem groben Bengel für seinen alten Vater auf der Mensur steht. Und wenn ich's auch nimmer recht sehen kann, hören thu' ich es doch, daß ich mich auskenne; und den Daumen kann ich dem Fuchs halten, daß er ihm eine richtige Quart über sein freches Maul schmeißt. — O einen Brabanterthaler gäb' ich drum, wenn das wahr würde. So bin ich dem Volkmann gram und so lieb hab' ich den Fuchs, weil er so auf seinen alten Vater hält, wie du auch auf mich, lieber Girgl, mit all' meinen Enkelkindern. — Drum sag' ich euch, Mädels," gebot er jetzt mit aufgehobenem Finger, „daß fein auch ihr mir für meinen Fuchs den Daumen haltet!"

„Gewiß, Großvater, alle zwei Daumen halt' ich," versprach das lustige Evchen, „das gibt noch mehr aus."

„Und ich, Großvater," sagte die bedächtige Annemarie, „ich bete noch obendrein ein Vaterunser, das geht ganz gewiß noch über das Daumenhalten."

„Also gut, ihr Mädels, so macht ihr's," rief der alte Hans im Tone vollster Gewißheit. „Ihr haltet die Daumen, der Volkmann wird ausgeschmiert — und damit basta!"

„Nun, wißt ihr, Vater," nahm jetzt auch der Berggirgl das Wort, „ausgeschmiert ist der Volkmann eigentlich schon, und zehnmal mehr, als wenn ihm der Stark ein Dutzend Schmisse gegeben ... Haben sie ihn doch mit Schimpf und Schande davon gejagt.

Aber deßwegen thät' ich doch auch jetzt noch einen Eimer Bier dafür spendiren, wenn er jetzt zum zweitenmal ausgeschmiert würd' — auch in sein unverschämtes Gesicht. — Na, und 's kann schon wahr werden, denn mit dem Volkmann seiner Kunst ist's nicht gar weit her. Und der Stark, hat mir gestern der Senior gesagt, soll schon jetzt eine verflucht feine Quart schlagen. — So denk' ich mir immer, dem Fuchs seine Faust soll dem Volkmann noch ein Bischen mehr zu schaffen geben, als unser Daumenhalten."

„Vater, Großvater, da kommen die Franken," rief jetzt Evchen, das kein Auge vom Tannenwald verwendete, daraus Hermann Stark Arm in Arm mit seinem gestern zum Consenior gewählten Leibburschen Kreutzer zu allererst gegen den Bergkeller heraustrat. — Das ganze Corps sammt den übrigen neun Füchsen folgte ihnen auf dem Fuße. Neben dem Senior ging ein Heidelberger „Westphale" als „Unparteiischer." — Zwei „Paukdoctoren" folgten ihnen in einiger Entfernung nach.

„Aha, und da kommt auch schon mein lieber Freund, der Volkmann, mit den andern zwei Patronen, und der Rhenanenconsenior sammt ein paar Füchsen ist auch dabei," sagte jetzt, zu einem andern, links gelegenen Waldweg hinüberschauend der Berggirgl. „Na, pünktlich eingetroffen ist er; das muß man ihm lassen."

„Und was macht der Volkmann für ein Gesicht, Girgl?" fragte der alte Hans auf der Bank.

„Na, Vater, soweit noch ein recht patziges mit ein Bischen Ingrimm dazu. Wollen eben sehen, ob's nicht später noch anders wird."

„Und der Stark?"

„O, der, ein ganz fideles, als ob er nur zu frischen Würsten heraufkäme."

„Mädels, ihr geht jetzt ins Haus hinein und laßt euch vor der Hand nimmer blicken!" herrschte darauf der Berggirgl seine Töchter an. „Zum Kammerfenster könnt ihr meinetwegen auf die Paukerei schon herauslugen, aber vorsichtig! — Verstanden! — Und jetzt stellt einstweilen drinnen die Waschschüsseln zurecht, und sorgt für frisches Wasser. — So, vorwärts!"

Und sie gingen gehorsam, wenn auch etwas zögernd, in den Hausflur. Denn der Berggirgl hielt auf strenge Zucht, an die sie von Kindesbeinen an gewohnt waren.

„Aber das Daumenhalten nicht vergessen, Mädels!“ rief ihnen der alte Hans nochmal nach. Und das witzige Evchen streckte den Kopf aus der Hausthür heraus und neckte dazu: „Alle zehn Finger halt' ich, Großvater!“

„Wart', du kleine Hexe,“ drohte er ihr lachend mit der Hand. Dann war sie wie der Wind hineingehuscht.

Unterdessen waren die beiden Gegner auf ihren verschiedenen Wegen sammt ihrer Begleitung vor dem Wirthshause sich nahe gekommen. — Volkmann und Stark sahen sich wie zwei landfremde Menschen einander an und gingen wieder nach links und rechts auseinander.

„Guten Morgen, Berggirgl! — Grüß' Gott, alter Hans! — Schon so früh auf den Beinen, Großvater?“ — erscholl der Gruß der Franken vielstimmig durcheinander.

„Guten Morgen, Leute,“ grüßte der Berggirgl vertraulich, und schüttelte dem Senior und manch' Anderm die Hand.

„Ei, wer heut auch im Bette liegen könnte!“ rief der Großvater, auf seiner Bank ruhig sitzen bleibend.

„Füchse! Schläger und Paukzeug herbei!“ commandirte jetzt der Consenior Kreutzer.

„Kommt mit!“ befahl sein Amtsgenosse der Rhenanen gleich abgemessen.

Und beide Consenioren traten mit ihren Füchsen in die Wirthsstube, wohin auch der Berggirgl folgte, um ihnen Alles in bester Ordnung zu übergeben.

So heiter auch Hermanns Gesicht nach dieser ersten, kalten Begegnung wieder geworden, um so mehr verfinsterten sich jetzt Volkmanns unsympathische Züge. Er trat eine geraume Strecke vom Bergkeller zurück. Dann blieb er allein stehen und sah in den Tannenwald hinein, darin er am letzten Sonntag die Saat ausgeworfen, die ihm so schnell danach als unheilvolle Frucht aufgegangen. — Das war sicher: hätte der dimittirte Consenior den Fuchs Her-

mann Stark vor acht Tagen so gekannt, wie heute, er hätte ihn dazumal dort drüben im Tannenwalde seines Vaters Brief ganz gewiß ungestört zu Ende lesen lassen.

Während Volkmann über seine frühere und jetzige Lage so nachbrütete, stand sein junger Gegner im vertraulichen Gespräch bei Vater Hans vor seiner Bank, wie die kräftige Jugend beim gebrechlichen Alter.

„Weißt du, lieber Fuchs,“ docirte ihm der Großvater und schlug sein Gesicht in noch tiefere Runzeln. „Ich bin kein heuriger Hase und thu' schon fünfzig Jahre bei den Studenten mit. Und drum sag' ich dir: die erste Regel auf der Mensur heißt — kalt, nur immer kalt! — Das ist schon halb gepaukt. Und wenn du jetzt meinen thätest, das Herz im Leibe müßte dir verbrennen vor lauter hitziger Wuth, so sag' ich dir doch, mein lieber Sohn: bleib kalt wie Eis! — Glaub' mir, ich habe schon gar Manchem hier zugeschaut; der hat Quarten und Terzen geschlagen, scharf wie ein Rasiermesser, und sein Gegenpart war im Schlagen ein Lehrbube dagegen. — Aber der war kalt und der andere war hitzig, und der kalte Lehrbube hat den hitzigen Meister ausgeschmiert. — Und weißt du, den Volkmann, den kenn' ich, wie der paukt. Der gehört so zu den ganz groben Dreinschlägern, als ob er einen Dreschflegel hätt', und wird ihm nur das Ohrläppchen geritzt, so wird er gleich wüthend wie ein Stier vor einem rothen Tuch. — Drum bitt' ich dich recht schön, du mein braver Sohn, glaub' dem alten Hans, und bleib' auch du mir kalt! — Wär' ja Sünd' und Schade für dein schönes Gesichtchen, wenn so ein Kumpan ihm einen Gedenkzettel hineinkratzen thäte. Ei was, Fuchs, du mußt ihm eins versetzen, daß ihm für all' sein Lebtag die Lust vergeht, nochmals einen alten Vater auszuspotten. — Darum kalt, nur immer kalt!“

„Ich dank' euch recht schön, Großvater, daß ihr es so gut mit mir meint,“ gab Hermann unter Händeschütteln treuherzig zurück, „und ich will gewiß eure gute Lehre beherzigen. Aber seid nur ruhig! Ich hab' es im Gefühl — es wird mir gut gehen.“

„O freilich geht dir's gut, es muß dir ja gut gehen, du guter Sohn!“ brach jetzt der alte Hans in einen ganz weichen Ton aus.

Dabei tätschelte er Hermanns Wange. „Ich halte dir ja auch den Daumen, braver Junge! Und ich bin auch ein alter Vater, dem es gar wohl thut, daß ihn sein Sohn gerade so in Ehren hält, wie du den deinen."

Dann umfaßte er mit beiden Händen Hermanns Haupt und drückte rasch einen Kuß auf seine Stirne.

„So, nun hab' ich dir auch noch den Segen gegeben und wenn's auch nicht dein eigener Vater that, 's war doch ein Vatersegen."

Unter diesen letzten Worten waren die beiden Consenioren aus dem Hause getreten. Die Füchse, die verschiedenen Paukrequisiten herbeitragend, folgten. — Volkmann trat rasch heran, ebenso Hermann. Die Pauktoilette ging mit Hilfe der Consenioren bei jedem Paukanten vor sich. — Während dieses Geschäftes stellte sich ein halbes Dutzend Frankencorpsburschen an verschiedenen Waldstellen als Wächter aus. Sie hatten sich heute freiwillig zu dieser Rolle herbeigelassen, um keinem der neun anwesenden Füchse, die außerdem dazu verpflichtet gewesen wären, den ebenso ermuthigenden, wie lehrreichen Genuß zu entziehen, ihren Confuchs unter so außerordentlichen Umständen zum erstenmal auf der Mensur zu sehen. — Beide Gegner standen jetzt mit Paukhose, Armstulpe und kleiner Cravatte fertig ausgerüstet da, und warfen nun auch noch die Mützen weg, so daß der Berggirgl mit verdutztem Gesichte dastand und sich gar nicht recht auskannte.

„Ja, was soll denn jetzt das bedeuten?" murmelte er in seinen Bart. „Bloßköpfig wollen die pauken? — das ist ja gar kein Comment!"

Der Berggirgl hatte darin auch wirklich eine ganz correcte Ansicht. Während zu jener Zeit gewöhnliche Forderungen unter den activen hiesigen Corpsstudenten „auf zwölf Gänge mit großen Mützen" lauteten, deren lächerlich großer Umfang im Verein mit der riesigen Cravatte, worin das ganze Gesicht Platz hatte, die Duellanten eher einer phantastischen Vogelscheuche ähnlich machte, paukte man mit fremden Corpsmitgliedern oder Obscuranten gewöhnlich „auf vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mützen," wobei denn auch die Cravatte auf die gewöhnliche Größe zurückging. — Jedesmal, wenn ein

Gegner den andern traf, ob „blutig“ oder nicht, sprang der Secundant desjenigen, der eben getroffen worden, ein, und sein „Halt“ beendigte immer einen Gang. — Eine noch schärfere Forderung, als diese letztere, lautete „auf einen Gang.“ — Dann waren die Schläger ohne Unterbrechung der einzelnen Gänge so lange in fortwährender Action, bis entweder einer der beiden Gegner kampfunfähig gemacht worden, oder die Paukerei eine volle Viertelstunde gewährt hatte. — Aber auch bei dieser Forderung war die Bedeckung mit den gewöhnlichen Studentenmützen damals immer noch feste Regel.

Unser tapferer junger Fuchs hatte nun seinen Gegner Volkmann, um zumal bei dieser schweren Beleidigung sogleich recht „forsch“ aufzutreten, auf „einen Gang“ fordern lassen.

Volkmann, ohnehin durch seine Dimission in der übelsten Stimmung und nun auch durch diese Forderung des ihm verhaßten Fuchses noch mehr erzürnt, hatte sie wohl angenommen, da er sie füglich nicht ablehnen konnte. Dafür hatte er sie aber mit dem höhnischen Zusatz verstärkt:

„Ganz recht, aber nur ohne Mützen! — Der Fuchs soll bedenken, mit wem er paukt. Und überhaupt kann er so am besten beweisen, ob es mit seiner Courage so weit her ist, als mit seinem vorlauten Maul. Also nochmals, nur ohne Mützen, anders nicht!“

„Ohne Mützen? — Aber das ist ja kein Comment,“ — hatte der Consenior Kreutzer als Hermanns Cartelträger befremdet eingewendet.

„Was Comment? Wer will da überhaupt noch von Comment reden?“ war Volkmann dreingefahren. „Die ganze schändliche Intrigue gegen mich, ein ewiger Schimpf für euch, ist auch kein Comment gewesen. Also damit basta! Im bloßen Kopf oder gar nicht!“

Wie Kreutzer diese regelwidrige Bedingung seinem in fieberhafter Spannung harrenden Leibfuchs mittheilte, da war dieser wohl auf einen Augenblick stutzig geworden. Aber eben so schnell war er auch damit einverstanden.

„Nun gut, lieber Leibbursch, also ohne Mützen, recht so! — Ha, er soll nur kommen! — Auf dieses Bischen Tuch und Schild an einer Mütze kommt's mir nun auch nimmer an. Und wer weiß,

wer sie dann auf seinem Kopf mehr vermißt, ich oder er? Also frisch zu! Ohne Mütze! 's bleibt dabei!" —

Und so standen sie denn auch heute Morgen im bloßen Kopfe auf dem gewohnten Paukplatz, einer kaum zwanzig Schritte vom Wirthshaus entfernten Haide, dicht vor dem Tannenwald. — Noch hielten zwei Füchse die gegnerischen Schläger, während die Paukanten selber ihren rechten Arm auf deren Schultern ruhen ließen, um die Hand vor Blutandrang zu schützen. — Die beiden Consenioren legten sich nun in ihrer vollen Armslänge mit den Secundirschlägern aus. Der „Unparteiische" grub hinter ihrem zu weitest ausgestreckten linken Fuße mit einem Rappier die Grenze der Mensur in den weichen Haidesand. — Dann trat er gegen den Wald fünf Schritte zurück und lehnte sich zu seiner ferneren Beobachtung mit überschlagenen Armen an eine Tanne.

„Fertig!" — erklang jetzt der Secundanten Ruf. Volkmann und Stark griffen zum Schläger.

Wie es da ringsum stille ward! — Nur vom Thale herauf klang eine einzelne Glocke. Der Morgenwind sang in den Tannenwipfeln. Da gedachte der Eine bei dem Läuten und Rauschen nochmals des Abends da drinnen im Tannendüster, als er unter dem Lesen jenes Abschiedsbriefes den gleichen Klängen gelauscht. — Jetzt flog ein Rabe krächzend über ihn hin. Und schrie er nicht höhnisch zu ihm nieder: „Dein Vater, der alte närrische Zopf!" — Und jetzt noch einen Blick zum Bergkeller hinüber! — Da saß der alte Hans noch immer auf seiner Bank. Der Berggirgl stand neben ihm. Zu ihren Häupten stand am Kammerfenster die Annemarie mit zusammengelegten Händen. Das vorwitzige Evchen lugte furchtsam über ihre Schultern hinweg. „Nur kalt, immer kalt, mein Sohn!" hörte da Hermann des Großvaters mahnende Stimme zu sich herüber wehen. — Ein blitzschneller Ruck in seinem kochenden Zorn. Und zum Kampfe bereit stand er da, kalten Blutes, als habe ihm Der gegenüber noch kein Haar gekrümmt, und mauerfest, als könnte dessen scharfe Klinge nicht die Haut ihm ritzen.

„Auf die Mensur! — Legt euch aus! — Los!" — klang jetzt der Secundanten Commando durch die stille Morgenluft . . . .

In senkrechter Auslage, von seinem Schlägerkorbe sicher gedeckt, sah Hermann mit ernstem Blick in Volkmanns verächtlich lachendes Gesicht. — Um jeden Preis vermied der Fuchs den ersten Hieb. Da schnellte jener voll Unmuth über dieses Zögern mit mächtigster Wuth ihm eine steile Terz über den Kopf. Aber wie ein klingender Fels sie pariren und aus geschultestem Handgelenk ihm eine Tiefquart unter seiner schlechten Parade über die Brust durchziehen, daß im Nu das bauschige Hemd in Fetzen hing, — das war wie der Blitz Hermanns sausende Antwort.

„Bravo, Leibfuchs!" flüsterte ihm sein secundirender Leibbursch ins Ohr. — Und schon wieder hatte Jener Volkmanns plumpen Gegenhieb mit gewandtester Eleganz parirt.

Jetzt standen sie sich aufs Neue lauernd gegenüber. Volkmann hatte nun schon sein voriges Lachen mit sichtlichem Ingrimm vertauscht, da er auf das Blut an seinem zerhauenen Hemde niedergeschielt, wenn auch die Brust selber nur leicht geritzt war. — Durch das Mißlingen seines ersten Hiebes gewitzigt, zog nun auch er es vor, des Fuchses Anhieb diesmal erst abzuwarten. — Lange maßen sie sich mit finsteren Blicken. — Da reizte ihn Hermann endlich mit geschickter Finte, dennoch zuerst loszuschlagen. — Sacht deutete er eine steile Quart nur in der Luft gegen ihn an und pfeilschnell kehrte er wieder in den Schutz seiner Parade zurück. — „Platsch, Platsch!" prallte da Volkmanns plumper Gegenhieb an Hermanns Klinge flachtönig ab. — Durch das übermäßige Ausholen stand er einen Augenblick völlig bloß. — Und mit scharfem Adlerblick diese Schwäche erspähend und kalt besonnen benützend, hei, wie zuckte da des Fuchses elektrischer Hieb schräg über Volkmanns Stirn bis nieder zum Kinn! — Ein blutrother Strahl — eine tief klaffende Wunde — — —

„Halt!" schrie der Rhenanenconsenior laut auf und sprang ein, um den so schwer Verwundeten vor nochmaligem Hiebe zu schützen.

Aber dieses „Halt" klang noch in der Luft. — In blinder Wuth schlug Volkmann nochmals auf Hermann los. Der noch viel mächtigere Ruf „Nachhieb" erscholl aus Kreutzers Mund. Und alsogleich tränkte auch aus Hermanns linker Wange derselbe rosige Strahl den gelben Haidesand.

„Kein Nachhieb! Er kam zugleich mit meinem Halt," protestirte pflichtgemäß Volkmanns Secundant.

„Nein, Nachhieb!" replicirte Kreutzer noch bestimmter. — „Der Hieb fiel erst nach dem Halt, und mein Paukant hatte den Schläger schon gesenkt. — Unparteiischer, wie war's?"

„Nachhieb!" bestätigte mit der angebornen Ruhe seiner Landsleute der Westphale. —

So war die Waffenehre Hermanns gerettet und auch mit dem gegnerischen Nachhieb im Gesichte, der nach den Paukgesetzen gar nicht zählte, blieb er unbestrittener Sieger.

Volkmanns zwei Freunde waren augenblicklich ihm beigesprungen. Der ältere der zwei Paukdoctoren besichtigte rasch die gewaltige Wunde.

„Kann unmöglich weiter pauken," sagte er lakonisch.

„Silentium! — Unser Paukant ist abgeführt, erklärte Volkmanns Secundant. — Damit war die Paukerei commentmäßig zu Ende.

„Und wie steht es sonst?" fragte einer von Volkmanns Freunden den Paukdoctor.

„O gut! das Aug' ist unversehrt und sonst keine Gefahr. Der Hieb war zum guten Glück sehr scharf," lautete sein beruhigender Ausspruch.

„O Gott sei Lob und Dank, sein Aug' ist unversehrt! Mir fällt ein Centnerstein vom Herzen," seufzte Hermann aus schwergedrückter Brust, und dachte gar nicht mehr an die eigene brennende Wunde.

„Schnell ausziehen und in die Wirthsstube zum Verband! Es ist hier zu kalt, sonst gibt's Rothlauf," befahl der vorige, ältere Arzt in gleichgültigem Tone, der bewies, wie sehr er an solche Erlebnisse gewohnt war. Der jüngere, ein eben erst neugebackener Doctor medicinae, selber ein Frankenphilister, eilte voraus, um alles Nöthige drinnen vorzubereiten.

Rasch waren den Beiden die Paukhosen von den Füchsen losgeschnallt. Manchem zitterte vor Aufregung über das eben Gesehene die Kniee. — Die beiden verwundeten Gegner gingen mit ihren Freunden hinüber zum Bergkeller. — Der eine mit tiefgesenktem,

bluttriefenden Gesichte, von seinen zwei Freunden unterm Arme gehalten, wie ein zu Grunde gerichteter Mann. — Der andere, die Wange nur mit seinem Taschentuche zusammendrückend, aufrecht und leuchtenden Auges, wie ein junger Heerführer nach gewonnener erstmaliger Schlacht über einen viel älteren Gegner. —

Und drüben im Bergkeller, hei, wie hatte da beim ersten „Halt" der scharf spähende Berggirgl aufgeschrieen: „Vater, der Volkmann hat diesmal genug gekriegt!"

Und der alte Hans, wie war der verjüngt aufgesprungen von seiner Bank, hinüber jubelnd: „Victoria, braver Fuchs!" — Aber wie hatte er bei dem andern Rufe „Nachhieb" sogleich wieder zornig die Faust geballt: „Ah, haut der Bengel auch noch nach! — Das sieht ihm gleich. — Hat es dem Stark was gethan, Girgel?"

„Und ob, Vater! — Den ganzen Backen hat er ihm entzwei gehauen."

„Na, weil's doch nur ein elender Nachhieb ist! Richtig ausgeschmiert hat der Fuchs ihn ja doch, und das ist die Hauptsache; basta!" tröstete sich wieder der Großvater und stützte sich auf des Berggirgls Schulter.

Und über ihnen waren zu gleicher Zeit die beiden Enkeltöchter zu Tod erschrocken vom Kammerfenster zurückgefahren.

Die Annemarie schlug die Hände vor die Augen: Großer Gott! der Volkmann! — Mein Lebtag' seh ich nimmer zu."

Und das Evchen jammerte: „Ach, und dem Stark sein schönes Gesicht! — Und ich hab' ihm doch alle zehn Finger gehalten."

Die beiden Paukdoctoren waren in der Wirthsstube mit ihrer Kunst an beiden Verwundeten, die neben einander saßen, beschäftigt. Der Berggirgl half wie ein absolvirter chirurgischer Assistent wie gewöhnlich redlich mit. — Der alte Hans saß unterdessen im Austräglerstübchen in seinem ledernen Lehnstuhle.

Annemarie und Evchen trauten sich aus ihrer obern Kammer gar nimmer herunter und blickten, ohne zu wissen warum, hinaus in den Wald, den kalte Nebel immer düsterer umwoben.

Eine Stunde darauf lag unser verwundeter Fuchs in des alten Hans eigenem Bett, das die beiden Mädchen in geschäftiger Eile

frisch überzogen hatten. — Der sorgsame Arzt hatte bei dem eingefallenen Nebel den sofortigen Heimweg auf das strengste widerrathen, dem Fuchs sowohl mit seinen „zehn Nadeln" im Gesichte, wie noch entschiedener dem viel schwerer verwundeten Volkmann. — Der Berggirgl hatte mit seinem guten Herzen auch ihm alle erdenklichen guten Worte gegeben, um ihn zum Dableiben zu bewegen. Die obere Kammer seiner Töchter sollte zu seiner Aufnahme bereit stehen. Annemarie und Evchen wollten herzlich gerne in der Wirthsstube sich ein nothdürftiges Lager herrichten. Hermann selber bat seinen Gegner darum, so gut es ihn die eigene Wunde nur thun ließ. Und er reichte ihm die Hand zur Versöhnung.

Aber Volkmanns rohes Herz blieb unbewegt. Mit abwehrender Hand kehrte er sich weg. Da seine, von vierzehn Nadeln zusammengenähte Wunde, die von der Stirne bis über die Lippen schräg herunterreichte, ihn keinen Laut hervorbringen ließ, griff er unmuthig nach seiner Brieftasche und schrieb auf ein Blatt die flüchtigen Worte:

„Um keinen Preis der Welt mit diesem Buben länger unter einem Dache bleiben! — Lieber jetzt fort und müßte ich darüber zu Grunde gehen. — Ich beschwöre euch, Rhenanen, bei eurer Feindschaft gegen die Franconia, bringt mich jetzt nach Buchenreut! Dann heute Nacht in einem Wagen nach Hause!"

Das Wirthshaus Buchenreut lag kaum zehn Minuten weit am andern Waldabhange des Berges, den vor etwa fünfzig Jahren ein nun ausgereuteter Buchenwald umgrünte. Das im Thal allein stehende Wirthshaus trug von dieser Ausrodung den Namen und diente seit langen Jahren dem Corps Rhenania zur selben ländlichen Kneipe, wie der Bergkeller den Franken.

Der Rhenanenconsenior, der nach Durchlesung des Blattes sogleich die Verpflichtung erkannte, diesen Wunsch auch zu gewähren, da er ihm einmal als Secundant mit Rhenanenwaffen zur Seite gestanden, flüsterte ihm sogleich zu: „Es ist gut, Volkmann, gehen wir!"

Und völlig unversöhnt, ohne jede Miene eines Abschiedsgrußes ging Volkmann, durch seine schwere Wunde zu langsamem Aus-

schreiten gezwungen, in der finstersten Stimmung mit dem Rhenanen-consenior, seinen zwei Freunden und den Füchsen über die nebelumdüsterte Halde hinunter nach Buchenreut.

Während so der eine im ungastlichen Geleite seines alten Grolles hinausgegangen war, stand an des andern Lager im warmen Großvaterstübchen die besorgteste wartende Liebe.

Obwohl für je sechs Stunden bei Tag und Nacht zwei Confüchse des Verwundeten vom Consenior als Krankenwärter commandirt waren, so konnten sie doch nie recht dazu kommen, ihre Pflicht auszuüben. So sehr standen Annemarie und Evchen ihnen stets im Wege. Höchstens, daß sie ihnen erlaubten, für frisches Wasser Sorge zu tragen. Aber die Aufschläge selber durfte nur ihre eigene Mädchenhand abwechslungsweise auf Hermanns brennende Wange legen. Und drängte sich je einmal die Hand eines Fuchses in ihr Geschäft, so sahen sie unwillig drein und auch Hermann spürte es sogleich, selbst wenn er im Halbschlummer lag, daß das kühlende Tuch ihm diesmal von keiner seiner zwei lieben Samariterinnen aufgelegt worden war.

Wäre es möglich gewesen, so hätte der alte Hans seine zwei Enkeltöchter in sorglicher Pflege Hermanns noch übertroffen. — Aber mit seinen gebrechlichen Beinen und halb blinden Augen, was konnte er viel Anderes thun, als im großen Lederstuhle vor seinem Bette zu sitzen und ihm plaudernd die Zeit zu verkürzen? Und so erzählte er ihm, seine Erinnerungen wie eine Chronik vor ihm durchblätternd, von alter, lustiger Studentenzeit hier oben, da die Franconia eben gestiftet worden und er als junger Mann die Bergkellerwirthschaft von seinem Vater übernommen hatte. — Dabei dämmerte in seinem Gedächtniß noch gar wohl das Bild jenes stillen, schmächtigen Fuchses, Christoph Stark, als dessen an Gestalt und Temperament so ganz unähnlicher Sohn, nun dieser andere Fuchs, für seines Vaters Ehre verwundet, im Bette lag. — Da klang diesem solch' Erzählen des Großvaters wie ein altes Lied aus der Heimath, und ihm geschah so wohl dabei, als säße sein eigener Vater plaudernd vor ihm da, als wäre es seine treue Hand, wenn der alte Hans ihm schmeichelnd dann und wann die Locken aus der Stirne strich.

Auch der treue Berggirgl ging, nach Hermann sich umsehend, ab und zu, so oft sein irdischer Beruf eines Schweinemetzgers ihm nur ein paar Minuten Zeit dazu übrig ließ. Er hätte es gewiß ebenso wie Vater Hans, Annemarie und Evchen, auch für viel poetischer gehalten, sich mit ihnen in die Pflege dieses jungen Helden zu theilen, als an zwei am Thürhaken aufgehängten Frischlingen seine anatomische Kunst auszuüben und dann nebst seinem Sohne Konrad auf dem Eichenkloß ein gar taktfestes Hackmesserquartett aufzuspielen.

Aber morgen war ja Sonntag, dessen Nachmittag für die Gäste auf dem Bergkeller so innig mit frischen Schweinswürsten zusammenhing, wie der Vormittag mit dem Kirchengang. Und so mußten sogar die zwei barmherzigen Schwestern nach dem Mittagessen sich so weit erniedrigen, statt des romantischen, kalten Aufschlages auf des schönen Studenten Wange sich mit dem prosaischen heißen Brühkessel abzugeben, um darin die väterlichen Leber- und Blutwürste dem kochenden Sprudel zu übergeben und dann im Stadium der Genießbarkeit wieder mit gewandter Gabel herauszufischen.

Als dann aber die Dämmerung kam, da lösten sie, rasch in ihre vorigen, reinen Kleider sich werfend, die Füchse augenblicklich wieder ab, und wichen die ganze Nacht keine Stunde von Hermanns Lager.

Um jedoch dem nächtlichen Schlummer, diesem anhänglichen, trauten Gesellen der Jugend, heute nicht sogleich jede Freundschaft aufzusagen, sollte nach ihrer Verabredung immer die eine Schwester eine Stunde auf dem Stuhle sitzend einnicken dürfen, während die andre die Aufschläge besorgte. Aber der achtzigjährige Hans in seinem Großvaterstuhle, bei dem der feste Schlaf, des Alters flüchtiger Gast, stets nur ein paar Stunden Einkehr gehalten, der hörte jeden Guckgucksruf der buntbemalten Schwarzwälderuhr, und hieß als nimmermüder Wächter bald die eine Schwester auszuruhen, bald rief er die andre wach, genau so, wie sie ihre Nachtwache selber geregelt hatten. Dabei trat er manchmal selber zu Hermann ans Bett, wenn er ihn im Wundfieber stöhnen hörte, streichelte seine Hand und theilte ihm so lange den ganzen Schatz seiner Schmeichelwörter aus, bis er wieder mit leichterem Athmen eingeschlummert war. —

Drunten aber in der Stadt, da hatte man, wie früher einmal in der Gymnasialzeit, so nun auch an diesem Abend im Professorenkasino, wie in den Studentenkneipen, von nichts Anderem geredet, als von dem Frankenfuchs Hermann Stark, der auf dem Bergkeller so glorios für seines Vaters Ehre gepaukt hatte. —

Aber die glühendste Begeisterung brannte doch in dem germanischen Jungfrauenbusen der Thusnelda Scheppert. Noch um Mitternacht saß sie am Klavier und sang wohl ein dutzendmal voll Verzückung Theodor Körners Lied: „Der Ritter muß zum blutigen Kampf hinaus." Besonders die anzüglichen Verse, und zwar mit kleiner Textveränderung, konnte sie gar nicht schmelzend genug wiederholen:

„O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod —
Dem Grün — weiß — roth
Und meiner Liebe!" —

* * *

Und ferne von diesem stillen Austräglerstübchen, da saßen am fünften Abend in der heimathlichen Erkerstube Vater Stark schmauchend auf dem Kanapee und ihm gegenüber Mutter Rosalie am Tisch und nähte. Die alte Dorothee ließ in respectsvoller Entfernung von ihrer Herrschaft das Spinnrad schnurren, dessen traulicher Ton mit dem Feuer im Ofen behaglich zusammenklang. Seit Hermann aus dem Erkerhause fortgezogen war, mußte seine alte Kindsmagd jeden Abend zu den Eltern herübersitzen. War ihnen doch dann viel stiller zu Muth, als ob in ihr auch ein Theil ihres einstigen Pfleglings bei ihnen säße, und aus ihren alten Augen Hermanns Kinderzeit ihnen ins Herz schaute.

Aber trotz aller Traulichkeit vom Spinnradschnurren und Feuerknistern wollte dem Vater heut Abend die Pfeife gar nicht munden; und auch die Mutter stach manchen Stich fehl. — Die Dorothee endlich ließ so traurig den Faden durch ihre Hand gleiten, als wüßte sie bestimmt, es werde der Weber daraus für sie noch diesen Winter das Todtenhemd weben.

Da stellte endlich Vater Stark, als die gewöhnlich verzagtere Ehehälfte, die Pfeife bei Seite.

„Kurios, daß Einem der Tabak nicht schmecken will, wenn das Herz gedrückt ist.“

„Aber was drückt dich denn gar so arg, guter Christoph?“ fiel Frau Rosalie beschwichtigend ein, obwohl ihr selber das Gemüth nicht ganz sorgenfrei war. „Mein Gott! daß ein Brief sich jetzt um ein paar Tage verspätet! — Bedenk' doch nur, wie jeder Tag für Hermann jetzt noch neue Zerstreuung bringt! — Ja, wenn wir immer noch auf die erste Nachricht warten müßten! So aber haben wir ja schon einen zwölf Seiten langen Brief erhalten und beantwortet. Da hat er natürlich erst unsere Nachricht abgewartet. Das macht hin und her volle acht Tage. Also kann ja sein zweiter Brief eigentlich noch gar nicht da sein. O es ist ganz gewiß nichts Besonderes passirt. So glaub' es doch nur!“

„Ja, Mutter, das wäre Alles ganz gut gesagt,“ erwiederte der Doctor, nicht im mindesten beruhigt. „Aber in seinem ersten Briefe stand es eben mit klaren Worten: „„Ich warte eure Antwort nicht erst ab, weil das viel zu lange hergeht. Und längstens am Montag bekommt ihr meinen zweiten Brief.““ — Hörst du, Rosalie? Längstens am Montag! — Und heut ist es schon Donnerstag und noch immer keine Nachricht. Und da soll ich nicht ängstlich sein? — wie, was?“

Die Dorothee ihrerseits, die sonst so gerne den Dialog ihrer Herrschaft durchkreuzte, wenn es sich um ihr Hermännle drehte, verhielt sich diesmal auffallend schweigsam und spann weiter. Dafür hatte sie aber schon vorhin bei den beruhigenden Worten der Frau Rosalie in unheimlicher Mimik ihr Haupt geschüttelt, ohne daß es bemerkt worden war. Und jetzt bei des Doctors erneutem Ausdrucke von Besorgniß wiederholte sie diese mimische Theilnahme am Gespräche. Nur daß sie diesmal statt des negirenden Kopfschüttelns auf ihren Garnspulen mehrmals bejahend herunter nickte, aber mit gar nicht freundlichem Ausdruck.

Vater Stark, dem dieses Letztere nicht entgangen war, fragte sie auch sogleich voll neuer Besorgniß:

„Was meint denn sie, Dorothee, weil sie so mit dem Kopf genickt hat? Um Gottes willen, sie wird doch nicht am Ende was wissen, was uns noch verborgen ist?“ —

„Ich, Herr Doctor? — Ich hab' ja meinen Mund gar nicht aufgethan,“ protestirte die verrathene Spinnerin. „Du lieber Gott, was soll ich denn wissen?“

„Aber mit dem Kopfe hat sie genickt, und zwar mehrmals und höchst sonderbar hat sie genickt,“ drang Vater Stark energisch auf sie ein.

„Genickt hab' ich, Herr Doctor? — Guck einmal an! — Ei, das wird wohl von meinem alten Kopf kommen. Das passirt mir manchmal so,“ wich die Dorothee wiederholt aus.

„Dorothee, ich bitte sie um Alles, sag' sie uns die Wahrheit,“ drängte nun auch Mutter Rosalie, der dieses Kopfnicken ebenso befremdend aufgefallen war. „Weiß sie was Besonderes von Hermann? — Dorothee!“ mahnte sie dann mit erhobenem Finger. „Keine leere Ausflucht, sondern die Wahrheit reden, wie sie's immer gethan hat. Was hat sie vorhin mit diesem unheimlichen Kopfnicken sagen wollen?“

„Nun meinetwegen, weil Sie mich denn gar so arg bis aufs Blut tribuliren, so soll's auch heraus,“ erwiederte nun ganz ungehalten die alte Magd. „Also gut! — Aber ich kann dann nichts dafür, wenn's dem Herrn Doctor neue Scrupel und Aengste macht. Das bitt' ich mir von vornherein aus. Also — heraus mit der Geschichte!“

Dabei rückte sie ihr Spinnrad ein wenig seitwärts, setzte sich in die rechte Positur, und die Eltern Hermanns hingen an ihrem Munde, ungefähr so gespannt, wie nach Virgilius einst die Königin Dido sammt Hofstaat an jenem des Aeneas.

Die Dorothee hub an:

„Also Samstag Nachts hab' ich gar zu lange nicht einschlafen können. Ich habe zwölf Uhr schlagen hören, ein Uhr, zwei Uhr. Na, das wäre nun zwar nichts Besonderes gewesen. — Warum? darum. Weil mir das schon öfters passirt ist. Man ist eben alt und hat überhaupt nimmer viel Schlaf. Aber! — Und nun fängt

die Geschichte schon an. Geben Sie Acht! — das war das Kuriose dabei, daß, je länger ich nicht einschlafen konnt', eine desto größere Angst über mich kam um mein Hermännle."

„Um ihr Hermännle?" fuhr ihr Vater Stark geängstigt ins Wort.

„Aber warum denn, liebe Dorothee?" fragte mit möglichster Ruhe Mutter Rosalie.

„Ja warum? Wenn ich das selber wüßte! Kurzum, die Angst war einmal da. -Das war richtig. Aber schweigen Sie nur jetzt einmal still und hören Sie weiter! Es kommt schon noch besser."

„Noch besser? — Ja was denn, Dorothee?" unterbrach der Doctor sie neuerdings.

Mutter Rosalie schwieg und fuhr nur mit der Hand über die Stirne.

„Also gut! Zuletzt war ich aber doch eingeschlafen. Und da fing ich also, mir nichts, dir nichts, zu träumen an, was mir auch schon ewig lange nimmer passirt ist. Und was hab' ich geträumt? — Jetzt merken Sie auf, jetzt kommt eigentlich erst die Hauptsache."

„Nun? — Und? — Weiter, weiter, Dorothee! — Sie bringt Einen ja rein zum Verzweifeln mit dem ewigen Herumdrücken," drängte der Doctor.

„Nicht so ungeduldig, lieber Christoph!" mahnte sanft Rosalie, die nun schon wieder ruhiger geworden.

„Also gut, Dorothee, geträumt hat sie, und von was denn?"

„Von was, Frau Doctorin? — Von einem schwarzen Hund hab' ich geträumt, gleich dreimal so groß wie unser alter Ajax drunten. Und wie nur der Wirrwarr so durcheinander gegangen ist, der schwarze Hund, der hat eben mein Hermännle gebissen. Und doch ist er ihm nicht recht Herr worden. — Wie es der Hermann eigentlich mit ihm angestellt hat, das weiß ich selber nimmer recht. Wenigstens hab' ich den Hund hinterher schrecklich heulen hören. Kurz und gut, es war eben ein schwarzer Hund und der Hermann ist von ihm gebissen worden. Und Hundsbisse, vorab von so rabenschwarzen Kötern, das bedeutet einmal nichts Gutes. Das hab' ich schon einmal im Traumbuch gelesen und auch sonst schon

oft gehört. Also das war diese kuriose garstige Geschichte, die mir nun schon fünf volle Tage und Nächte im Kopf herumgeht. Und darum hab' ich vorhin auch mit dem Kopfe so geschüttelt und genickt. So — jetzt wissen Sie's!" —

Vater Stark saß noch wortlos da, ungefähr von dem nämlichen Schauer durchrieselt, wie einst Hermann, wenn ihm die Dorothee das Märchen von der Fee Holla erzählt hatte. Und auch Mutter Rosaliens klares Denken war von dem schwarzen, bissigen Hunde nicht völlig ungetrübt geblieben. —

Da klopfte es heftig an der Stubenthüre, daß alle drei unwillkürlich so zusammenfuhren, als habe sich ein Geist angemeldet. — Welches irdische Wesen sollte in so später Abendstunde hier noch anklopfen? —

Die muthige Hausfrau ermannte sich aber dennoch und rief mit gepreßter Stimme: „herein!"

Und herein trat, einen Brief in der Hand, die gar wohlbekannte Menschengestalt des Briefträgers mit der höchst irdischen Anrede:

„Wünsch' guten Abend, Herr Doctor! — Eine höfliche Empfehlung vom Herrn Postverwalter. Und da wäre dieser Brief heut Abend noch gekommen, hat er gesagt. Und weil „Cito" darauf steht, da hat der Herr Postverwalter gemeint, er könnte pressant sein und ich solle ihn lieber gleich heut Abend noch hertragen, hat er gesagt. Nichts für ungut, wenn ich gestört habe! Gute Nacht, Herr Doctor und Frau Doctorin!"

Damit hatte er den geheimnißvollen Brief dem Herrn des Hauses in die zitternde Hand übergeben und sich mit seinem gewöhnlichen Kopfnicken wieder empfohlen.

Aber — hatte auch kein Geist sich angemeldet, welch' neuer Schrecken durchzuckte jetzt Vater Starks Herz, als Poststempel und Adresse seinem flüchtigen Blicke zeigte, daß der Brief wohl von Hermanns Universitätsstadt kam, aber von fremder Hand geschrieben war!

„Da hast du's ja, Rosalie, da hast du's ja schon! — O meine Angst war nicht umsonst. Ach und welch' dicker Brief! — Der wird

eine schöne Bescheerung enthalten," wehklagte schon jetzt der Doctor, bevor er das Schreiben nur erbrochen hatte.

„Gelt, mein schwarzer Hund, Herr Doctor," jammerte die Dorothee.

„Aber so lies den Brief doch nur erst, bester Mann! Wie magst du doch im Voraus so verzweifelt thun?"

„O, ich kann ihn gar nicht lesen, denn ich weiß ja doch schon Alles, was drinnen steht."

„Geh doch, Alter, wie kannst du denn das schon wissen? Du weißt ja nicht einmal, wer ihn nur geschrieben hat. Komm, so gieb mir ihn her! Es steht gewiß nichts so Schlimmes darin, als du fürchtest, und vielleicht ist es gar nur eine Prozeßsache."

„Ja, Rosalchen, mach' du ihn zuerst auf und sieh', wie Alles mit Hermann steht! — Gott! mir ist ja ganz schwarz vor den Augen."

Und Frau Rosalie, selber voll trüber Ahnung, erbrach dennoch mit starker Hand das Siegel, sah bei dem acht Seiten langen Brief rasch nach der Unterschrift, die lautete: „Hermanns Leibbursch, Fritz Kreutzer." — Aber wie ihr Auge sich eben verdüstern wollte, da ward es eben so schnell wieder klar. Denn unter diesem Namen hatte sie ja zugleich Hermanns eigene Zeilen mit den Blicken verschlungen. Und, Gott sei Dank, sie klangen voll lustigen Studentenhumors. Und da hatte er ja zum fröhlichen Schlusse noch selber sein Portrait hingezeichnet — mit einem Strich auf der Wange, dessen Bedeutung sie augenblicklich ahnte. — O wie da ihr Mutterherz wieder aufgeathmet!

„Siehst du, Vater, es ist nicht so gefährlich als du geglaubt! da lies nur vor Allem seine eigenen glücklichen Worte!"

„Ja, hat er denn doch selber geschrieben?" — fragte Vater Stark mit verwunderten Blicken und streckte seine Hand nach dem Briefe, den Rosalie ihm hinüberreichte.

„Fritz Kreutzer und Hermann haben mit einander geschrieben," klärte sie ihn auf. „Aber lies nur jetzt vor Allem, was er selber hier auf der letzten Seite schreibt, damit du nur erst deine Angst verlierst. Dann lesen wir das Andere von seinem Leibburschen um so ruhiger."

Und Vater Stark fuhr erst mit der linken Hand über die Augen, gleichsam um alle trübe Sorge noch zuvor daraus wegzuwischen, und hub an mit immer noch sehr schüchterner Stimme vorzulesen:

„Liebste, beste Eltern! Nun wißt ihr von meinem lieben Leibburschen ganz genau, wie Alles zugegangen ist."

„Ja, was wissen wir denn?" unterbrach er sich zerstreut. „Ich wenigstens weiß rein noch gar nichts."

„Aber lies doch nur erst ruhig weiter, lieber Mann! das Alles werden wir dann aus Kreutzers Brief umständlich erfahren."

„Ja so, Rosalie, richtig! Ich bitte um Entschuldigung."

Und er las wieder weiter, bald stockend, bald hastig:

„Darum bitte ich euch recht von Herzen, daß auch ihr euch mit mir über Alles freuen und mir ja nicht zürnen möget. Besonders der gute Vater, hoffe ich, wird mit mir gewiß zufrieden sein, da ich ja nur die Mahnung seines theuersten Abschiedsbriefes befolgt habe, ein tapferer, unbefleckter Ritter zu sein, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich. Im Uebrigen geht's mir ganz gut und ich gäbe meinen Schmiß nun gar nimmer her, wenn er jetzt auch noch höllisch brennt. Denn er wird mir einmal famos stehen und meine Confüchse sind mir schon jetzt alle darum neidisch. — Und habt nur ja keine Sorge um mich! Ich bin hier oben so herrlich verpflegt, wie ein verzauberter Königssohn im Märchen von treuen Berggeistern und freundlichen Feen. — Nur das Schreiben im tiefen großväterlichen Federbett und mit meinem dickgeschwollenen Gesichte wird mir noch etwas schwer, wie mein Gekritzel euch hinlänglich beweist. — Darum nehmt mit diesen Zeilen für heute fürlieb! In ein paar Tagen mehr und besser! — Zum Zeichen meines lustigen Humors folgt hier am Rande auch noch mein künftiges Porträt als Federskizze. Zeigt's nur auch zugleich mit tausend Grüßen dem Dorthele, und sie soll nur dabei ans Zwingergärtchen und ihr Kammerfenster denken, wo ich ihr das einst prophezeit habe. — Nicht wahr, beste Eltern, eine ganz flotte Quart! Ich werde mein Leben lang meine Freude daran haben. Hab' ich sie doch nur aus Liebe für dich, mein geliebtester Vater, erhalten, den ich nicht ungestraft verspotten ließ. Und obendrein ist's ja nur ein elender, comment-

widriger Nachhieb, der eigentlich gar nicht zählt. — Denkt ihr noch, liebste Eltern, an des seligen Frackschneiders Trinkspruch bei meiner Kindtaufe? — Ich kann ihn noch heute ganz auswendig:

„Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!"

Seht ihr, der ehrliche Frackschneider war doch kein so ganz schlechter Prophet. — Nun lacht mich nicht darum aus und ich bitte dringend, schreibt mir doch ja umgehend, daß ihr nicht um mich besorgt und mir nicht böse seid. Erst, wenn ich diese Gewißheit habe, kann auch ich so recht froh werden. Grüßt mir auch die alten Wachtthürme in unserm Zwingergärtchen! Sie werden wohl auch mit meinen Mauleselhieben zufrieden sein. — Und nun schick' ich euch tausend, tausend treue Küsse innigster Liebe und bleibt nur auch ihr von Herzen gut eurem zwar verwundeten, aber doch siegreichen Sohne

Arminius."

Als Vater Stark mit dieser Vorlesung zu Ende gekommen war, hatte er die ganze Tonleiter von Staunen und Rührung, dunklem Verständniß und aufleuchtendem Vaterstolz auf seinem Herzen durchgespielt.

„Hast du gehört, Mutter, für mich hat unser braver Sohn sich geschlagen, für seinen Vater, den er nicht hat verspotten lassen! — O du guter, du tapferer Sohn, wenn ich dich jetzt nur da hätte, wie wollte ich dich drücken und küssen dafür!"

„Aber," fuhr er wieder in einem andern, gereizten Tone weiter, „aber wer war denn nur dieser kecke Bursche, der mich verspottet hat und wie so, und weßhalb denn nur? — Er kennt mich ja wahrscheinlich gar nicht. — Und sollte der denn so ganz leer ausgegangen sein? — Aber nein, richtig, Hermann sagt ja selber am Schlusse: „verwundet, aber doch siegreich." O jetzt nur schnell auch gelesen, was Alles Fritz Kreutzer schreibt! — Nun hab' ich Courage, Alles zu hören, und mir selber wird wieder ganz burschikos zu Muthe, — wie was? — aber Mütterchen, nicht wahr, lies du! Ich bin wirklich jetzt zu ungewöhnlich aufgeregt. Lies du! liebste Frau!"

Mutter Rosalie nahm den Brief vom Tisch, um Kreutzers fünf

lange Seiten zu beginnen. Da verhinderte die Dorothee sie daran mit dem mürrischen Protest:

„So, und an mich denkt man gar nicht? Und läßt mich hier hocken, als wenn ich gar nicht ins Haus gehörte? Und hat nicht mein Hermännle gerad' erst geschrieben, daß man mir sein Portrait gleich zeigen soll? — Ei, so lassen Sie mich doch auch ein Bischen hineingucken, Herr Doctor und Frau Doctorin!"

Wie ihr Frau Rosalie Hermanns Porträt dann mit dem Strich auf der linken Wange hinüberzeigte, schlug die Dorothee die Hände zusammen.

„Nein, meint man denn nur, daß es möglich ist? — Justament accurat so hat er mir's schon mit dem Finger im Gesicht vorgemacht, wie ich aus dem Fenster ins Gärtlein hinuntergeguckt habe, wo er mit dem Kreuzer immer herumgefuchtelt hat. — Aber sehen Sie jetzt meinen Traum? — Da haben wir ja den Hundsbiß schwarz auf weiß. Nun will ich doch nur sehen, wie das andere Geträum mit dem Heulen von dem Hund noch hinausgeht. — So, jetzt dank' ich auch schön. Jetzt lesen Sie nur geschwind weiter, Frau Doctorin."

Und sie las und las mit ihrer lieben, sanften Mutterstimme fünf dicht beschriebene Seiten, von Hermanns erstem Streite mit Volkmann unter dem Lindendach und dann dem zweiten im Tannenwald um seiner Lieben Abschiedsbrief, vom Fuchscomplott und dem Corpsconvent bis zu jenem blutigen Morgen auf der Haide und seiner treuen Wart im Austräglerstübchen des alten Hans — Alles, Alles, mit dem ganzen Feuer eines edlen deutschen Freundesherzens geschildert, las unseres jungen Helden tief bewegte Mutter nun vor in der heimathlichen Erkerstube.

Vater Stark hörte zu mit immer stärker klopfendem Herzen. Die Dorothee saß zuletzt wie eine Bildsäule da.

Und nun las die Mutter mit gehobenerm Ton und Herzen den Schluß:

„Ja, seien Sie stolz auf ihren edlen Sohn, wie die ganze Franconia auf ihren so tapferen Fuchs stolz geworden ist. Verdankt sie doch nur seiner ritterlichen Gesinnung, daß aus ihrem Bunde die Gemeinheit ausgemerzt worden ist. — In der ganzen Stadt spricht

man heute begeistert von Hermann, der die Beschimpfung seines alten Vaters so glorreich gerächt hat. Ich schätze mich glücklich, eines solchen Fuchses bescheidener Leibbursch sein, und alle diese schönen Züge Ihnen heute mittheilen zu dürfen. Voll aufrichtigster Verehrung Hermanns Leibbursch

Fritz Kreutzer."

Dann stand Vater Stark auf und umarmte Mutter Rosalie auf ihrem Stuhle mit weinenden Augen.

„Ach, Mütterchen, haben wir einen guten, edlen Sohn!"

Und die Dorothee nahm den Brief von ihrer Herrin Schooß und drückte das Porträt mit dem Strich auf der Wange an ihren welken Mund:

„Gut's, lieb's Hermännle, auch ich dank' dir eben viel tausendmal — du braver, braver Bube!" —

Das war Hermanns erste Paukerei zu seines Vaters Ehre.

VIII.

Vom Fuchs zum Senior.

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind." — Ob uns des Lebens Freude mit immer neuen thaufrischen Rosen die heiteren Schläfe kränzt, ob seine Sorge mit eisernem Reif uns Herz und Stirne drückt; — ob wir den flüchtigen Tag aufhalten möchten, weil er unserm Herzen gar lieblich dünkt mit seinem sonnigen Schein, oder ob wir darnach seufzen, daß die langsame Nacht vorübergehe, weil ihr Dunkel unsre Seele ängstigt; — der lichte Tag, wie die finstere Nacht, die Jahre der brausenden Jugend, des bedächtigen Alters, die der Sehnsucht wie des Genusses, die eiligen, wie die trägen — sie fliehen doch alle pfeilgeschwind, eines wie das andere. Und keine Stundenwelle zählt einen Tropfen mehr der Zeit, als ihre Schwester, die aus dem Meer der Ewigkeit ihr voraus entronnen oder nachfolgt.

Ist mir doch jetzt, als sei es erst gestern gewesen, daß ich dem ersten Waffengang unseres jungen Helden zugesehen! Und doch

sind schon wieder über drei Jahre dahingegangen — für den Sohn eine nur zu schnell verrauschte Zeit jugendlichen Träumens und Schwärmens; für Vater und Mutter Stark eine Ewigkeit entsagenden Harrens. Und doch nun rückwärts nochmals im Geiste durchlebt, für alle Drei gemeinsam nur wie ein Gedanke — pfeilgeschwind entflohen!

Eine wie weite Strecke auf der Lebensbahn unseres Freundes hätten wir nun miteinander zurückzuwandern! — Aber ich will dich lieber auf eine kleine Höhe führen, von der du unseres flotten Studenten Thun und Treiben vor dir liegen siehst — von jenem denkwürdigen Tage, da du ihn verwundet im Austräglerstübchen verlassen, bis heute zum sechsten Semester seiner akademischen Freiheit.

Jener Eichenkranz der germanischen Jungfrau Thusnelde Scheppert, den sie durch den Pedell ihrem angebeteten Helden Arminius in den Carcer schicken ließ, war nicht der einzige Preis, den seine damalige That für seines Vaters Ehre davon getragen. Sein stolzes Haupt war noch mit einem ganz andern Kranze geschmückt worden, dessen Blätter ihren frischen Glanz durch lange Jahre bewahrten. Das war die hohe Achtung, mit der seit jenem Tage das ganze Corps und namentlich Hermanns Confüchse ihm anhingen, die es ihm niemals vergaßen, daß eigentlich nur er durch die Macht seines sittlichen Ernstes ihnen das Bewußtsein studentischer Freiheit und Ehre gerettet hatte. Aber auch die Corpsburschen dankten ihm sein energisches Auftreten im Stillen und freuten sich seiner, als der Perle aller hiesigen Füchse, um die alle die andern Landsmannschaften der Franconia neidisch waren. —

Aber Volkmann war, als kaum seine Wunde geheilt gewesen, eines Tages spurlos verschwunden. Durch seine Dimission aus der Franconia hatte er, tief verschuldet, wie er war, allen Halt verloren. Und jener Bierwirth, der bei dem damaligen Philistercongreß auf dem Marktplatz behauptete, daß Volkmann Zeugniß und Alles im Stich lasse und hundertmal eher durchbrenne, als er einen Kreuzer bezahle, hatte leider zu seinem und aller übrigen Gläubiger größtem Herzleid Recht behalten. —

Und welch' ganz anderer Geist durchwehte jetzt das Corps der Franconia! —

Lief unter Volkmanns Herrschaft noch jeder Fuchs beständig Gefahr, wegen fleißigen Collegienbesuches als „Ochser“ und „Büffler“ so lange von ihm verspottet zu werden, bis endlich einer nach dem andern davon abließ, wie ganz anders war es seit diesem Semester geworden! — „Der Letzte des Abends auf der Kneipe, der Erste des Morgens im Colleg“ war des nunmehrigen braven Consenior Kreutzer stete Regel. Und fort und fort ermunterte er auch seine Füchse zu deren Befolgung, darin keiner eifriger war, als sein Leibfuchs Hermann Stark. Nur insofern wich dieser von dem etwas gar zu pedantischen Pfade seines nicht gerade hochbegabten Leibburschen ab, als dieser jedes Colleg, auf das er einmal inscribirt war, auch ausnahmslos mit gleichem Fleiße besuchte, sein weit genialerer Leibfuchs aber sich hierin schon eine merklich freiere Bahn offen ließ.

Rollte doch dasselbe Blut, das in dem Frosch gegen jenen ignoranten Schultyrannen aufgebraust, nun auch mindestens ebenso heiß in dem jetzigen Fuchs. — Und auch diese Hochschule zählte unter ihren Professoren ein paar veraltete Zöpfe, deren geisttödtendes Colleg im buchstäblichen Sinne nur eine „Vorlesung“ war längst zusammengeschriebener Hefte mit an den Rand verzeichneten, alljährlich sich wiederholenden, banalen Witzen. Bei diesen begnügte sich Hermann vollständig damit, Person und Vortrag einmal der Kuriosität halber zu mustern, um ihnen dann für alle Zeit den Rücken zu kehren, wenn er auch genau wußte, daß ihm diese Geringschätzung im Schlußexamen wohl schwerlich zum Heil ausschlagen werde. Zu einem geistlosen Pedanten war aber einmal unser junger Held nicht geboren. „Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig,“ — das war und blieb seines Studiums oberste Devise. Und für ihn übte es nicht den mindesten Reiz, was jenen Schüler im Faust so vollauf befriedigte: „Und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“

Und wie lohnte ihm dieser manneswürdige Fleiß mit immer neuen Reizen jeden erlaubten Genuß studentischer Freiheit! — Ob

er des Abends im Commershause beim Steinkruge saß und aus voller Kehle in deutsche Burschenlieder einstimmte, ob er Mittwoch oder Samstag Nachmittags bei seinem treuen Berggirgl droben an „Schweinernem" sich ergötzte und seiner ganzen Jugendlust die Zügel schießen ließ — oder ob er an Sonn- und Feiertagen als flotter Kutscher im Einspänner und als überkühner Reiter auf spathfüßigem Klepper abenteuerliche „Spritztouren" machte, — wo war in der ganzen Musenstadt noch ein Student, der sich lustiger seines jungen Lebens gefreut, dabei so viel studirt und das Schild seiner Ehre so blank gehalten, als unser prächtiger, junger Freund?

Was Wunder, daß er auch schon in die Herbstferien mit dem dreifarbigen Corpsband heimkehrte und schon am Ende des dritten Semesters zur Würde des Conseniors einstimmig erwählt wurde! Und wahrhaftig nur zur Ehre seiner Franconia! —

Wie in alter Zeit der echte Ritter ohne Fehl und Tadel seinen jungen Knappen in allen Zweigen ritterlicher Kunst und des Waffenhandwerks unterwies, und noch viel eifriger daran arbeitete, daß dieser nicht nur das adelige Kriegspanier, sondern auch die Fahne des Seelenadels mitten durch die Feinde hoch und unbefleckt zu tragen lerne, so hielt auch der nunmehrige Consenior vor Allem darüber strengste Wacht, daß neben aller Zucht im Convent und auf dem Fechtboden seinen Füchsen das ganze Corpsleben für alle Zukunft eine fruchtbare Pflanzschule werde für Charakterfestigkeit und Mannesehre. Gemeinheit der Gesinnung fand an Hermann Stark ihren erbittertsten Gegner. Und in steter Erinnerung an Volkmanns verderbliches Beispiel drang er unnachsichtlich darauf, daß solch' niederes Element sofort ausgemerzt werde, bevor der neuerwachte sittliche Geist der Franconia wieder schläfrig werden könnte.

Aber auch bei den Zechgelagen — welch' ganz andere, edlere Lustigkeit! Statt plumpen, verletzenden Gehänsels der Füchse, statt geistloser Wetten, wer am meisten Bierhörner vertilgen könne, und statt pedantischer Handhabung der witzarmen Biergesetze, welch' kecker sprudelnder Humor, mit dem oft sentimentale Poesie nebst der edlen Frau Musica Hand in Hand ging, war jetzt in die Franconia eingezogen! Was immer an schalkhaftem Witz und sinnigen Gedanken

in den jungen Köpfen, wie an klaren Stimmen in den jungen Kehlen geborgen lag, das ward nun vom Consenior Stark an das Licht gelockt.

Ein eigenes Blatt, von ihm gegründet und redigirt, wenn auch ungedruckt, aber mit schwarzen und colorirten Bildern illustrirt, gab an jedem Donnerstag den ganzen, während der Woche gesammelten Schatz an launigen Einfällen, satyrischen Epigrammen, geistreichen Leitartikeln, Romanzen und minnigen Verslein zum Besten. — Wie ward aus ganzem Herzen gelacht und wieder Beifall geklatscht! Dazwischen wechselte vierstimmiger Männergesang. Ein Streichquartett folgte auf ein Lied von Schubert und Mendelssohn; oder ein junger Fuchs ließ gar seine bisher unbekannte Virtuosität auf irgend einem Instrumente vernehmen.

Wie da jede Woche das Commershaus voller und voller ward, daß zuletzt der Tanzboden über der Kneipe aushelfen mußte. In solchem Maße wuchs der Ruf der „Frankenchronik" und die Zahl der Gäste bei der „Donnerstagsfama." —

Selbst seine Magnificenz, der Herr Prorector, fand es nicht unter seiner Würde, sie mit seinem Besuche zu beehren. Und als einmal ein noch staunenswertherer Gast, der stets griesgrämige Universitätsrichter, sich eines Donnerstag Abends unter den Gästen eingefunden hatte, da hörte er gerade beim Eintreten Hermann Stark einen selbstverfaßten Leitartikel „über akademische Freiheit und akademische Pflichten" vorlesen und begleitete den ganzen Vortrag mit beständigem Kopfschütteln. Nach dessen Beendigung konnte er nicht umhin, gravitätisch zu Hermann hinzuschreiten und ihn mit scrupulösester Mimik auf die bekannte Narbe seiner linken Wange zu tupfen: „Aber mein lieber, junger Freund, gehört das auch zu den akademischen Pflichten?" — Und schnell gefaßt erwiederte Hermann lächelnd: „O ja, verehrtester Herr Universitätsrichter, diese Narbe schon. Die gehört so gut zu den akademischen Pflichten, wie zur akademischen Freiheit."

Nach dieser Antwort rief er sofort, halb voll Ernst, halb voll Humor: „Dem Herrn Universitätsrichter unsern begeisternden Dank dafür, daß er heute zum erstenmale unser Ehrengast! Ihm erschalle

ein dreifaches, donnerndes Hoch!" — Der Saal erdröhnte von mit Gelächter untermischten Hochs. Aber das drittemal war noch nicht verhallt und der lange hagere Mann hatte sich bereits zur Thüre hinausgedrängt und murmelte auf der Treppe in sein spitzes Kinn: „Unverbesserliche Taugenichtse! — Aber wartet nur, ich will euch schon noch mürbe machen!"

O Herr Universitätsrichter, wie denn und warum denn? Lassen Sie dieses widrige Geschäft doch dem kommenden Ernste des Lebens! Er wird nur allzufrühe mit diesem glücklichen Frohsinn fertig werden! —

Da hab' ich dir nun mit freilich sehr flüchtigen Zügen ein Bild von dem Studentenleben unseres Freundes hingeworfen. Aber auch schon nach dieser Skizze wirst du die allgemeine Trauer der Franconia begreifen, mit der sie ihn nach dem vierten Semester auf ein ganzes Jahr von sich scheiden sah. Ihm selber geschah wohl am wehesten dabei. Und es bedurfte der Macht seiner vollen Sehnsucht, auch noch auf andern Hochschulen bei den gefeiertsten Größen des juristischen Lehrfaches sein Wissen zu bereichern, um diesen Entschluß seinem Herzen möglich zu machen.

Ich sollte dich nun das eine Semester mit ihm zur idealen Musenstadt im poetischen Neckargrunde führen und das andere an den grünen Rhein, wo ihre nicht minder schöne Schwester auf das sagenreiche Siebengebirge hinausschaut. Erschließen sollte ich dir den ganzen neuen Reichthum seines Gemüths- und Geisteslebens, da sein Genie zu den Füßen all' der weithin berühmten Lehrerheroen gesessen und sein Herz in neu erschlossener deutscher Poesie sich bereichert und erhoben.

Auf jener steinernen Elegie des Heidelberger Schlosses sollte ich dich mit ihm träumen lassen, wie im Riesendom des heiligen Cöln, dem nach Vollendung ringenden Symbol deutscher Einheit. — Rhein auf- und abwärts solltest du ihn geleiten durch all' das reiche deutsche Leben von Jetzt und Einst in blühenden Städten und zerfallenen Burgen. Mitfühlen sollte ich dich lassen, wie er auf seiner Rheinfahrt all' den Sagen gelauscht vom Hort der Nibelungen bis zur Lorelei, deren Zauberlied ihn nie verlockte; wie er auf dem Drachen-

fels den Becher goldenen Rheinweins dem deutschen Vaterland begeistert ausgetrunken, und wie das Herz ihm wieder wehmüthig geworden zu Aachen, in der deutschen Kaiser alter Krönungsstadt, nach der es ihn am Pfingstfeste mächtig hingezogen hatte.

Ausführlich sollte ich dir erzählen, wie er auch fern von seiner geliebten Franconia als hochgeehrter Gast ihre Farben überall zu Ehren brachte, stets der gleich „unbefleckte Ritter." — Aber wie ihn selber, so zieht's auch mich wieder zu gewaltig zur kleinen bescheidenen Musenstadt zurück, der Heimath seiner ersten akademischen Freiheit. — Kannst du es mitfühlen, mit welchem Jubel er im Spätherbste wieder von seiner Franconia empfangen worden?

Und schon ein paar Tage darauf erzählten sich's die andern Corpsstudenten in den Kneipen, wie die Philister auf der Gasse, als allerwichtigste Stadtneuigkeit:

„Wißt ihr's schon?" — Der Hermann Stark ist Senior der Franken geworden."

IX.

Ein siebzigjähriger junger Corpsbursch.

Und wieder ist ein Semester dahingegangen und ein anderes angebrochen, — das letzte unseres lieben Helden.

Ein wunderschöner Maitag hat sein heiter lachendes Antlitz aus der duftigen Dämmerung entschleiert. Dieselbe linde Luft weht mich an, wie an jenem Maimorgen, da der Storch vom Wetterfahnenritter des Erkerhauses seine Freudenbotschaft heruntergeklappert. Und nach all' diesen brausenden Studententagen unseres jungen Freundes überkömmt mich jetzt eine wahre Sehnsucht, auch wieder nach dem ruhig dahin rinnenden Leben unserer ältesten Freunde mich ein wenig umzusehen. Wer kann wissen, wie lange wir sie überhaupt noch haben dürfen? — Und ist es, wohl herzerquickend, mit umherzuschweifen auf der Jugend heiteren Gefilden, daraus fort und fort die Lerchen der Freude zum wolkenlosen Himmel steigen,

und darüber stolze Adler der Hoffnung ihre kühnen Kreise ziehen, so ist's doch auch ein wohlthuendes Behagen, am dämmernden Abend eines altgewordenen Ehepaares auf die Nachtigall zu horchen, wie sie von immer gleich treu gebliebener Liebe schlägt, und zu schauen, wie der Abendstern gerade so heiter über ihren greisen Häuptern funkelt, wie einst der Morgen über ihren jungen aufgegangen war.

Und siehe, da sind wir schon zur Stelle in Vater Starks uns wohlbekanntem Arbeitszimmer, darin er so vielfach Freud' und Leid mit seinem liebsten Sohn erlebt hatte. Genau wie vor alter Zeit steht der Storch auch heute gravitätisch auf einem Bein droben und sucht sich mit behaglichem Klappern den nächsten Giebel aus. Und der gute Doctor selber sitzt am Arbeitstische, trotz seiner nun siebzig Jahre noch immer so rüstig, als ob er auf der Liste der Sterblichen von jenem menschenfeindlichen, finstern Registrator ganz vergessen worden wäre. —

Da klopft, wie fast alltäglich zu dieser Morgenstunde, der Briefträger an, ruft aber schon unter der Thüre mit lachendem Gesicht, da er eine kleine Schachtel emporhält: „Herr Doctor, etwas vom Herrn Sohne!"

„So, so — Und eine Schachtel? Ei, ei, was da drinnen nur stecken mag! Ist dies doch überhaupt die erste Schachtel, die mir mein Sohn geschickt hat!"

Mit diesem neugierigen Monolog, während dessen sich der Postbote schmunzelnd entfernte, unterzog Vater Stark die geheimnißvolle Sendung einer näheren Prüfung.

„Aber wie sonderbar! — die Adresse ist gar nicht von seiner Hand geschrieben. Und das Siegel? Was nicht gar: „Corpsconvent der Franconia!" — Kurios! Und an mich — vom Corpsconvent! — Ja, da bin ich ja mit vollstem Rechte ganz überaus gespannt, sogar fast ängstlich. — Wie, was? —

Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, die Schnur fein säuberlich aufzulösen, schnitt er sie diesmal mit der Papierscheere ungeduldig durch und riß so hastig, aber verkehrt, den Deckel auf, daß der ganze Inhalt auf den Boden herausfiel. Schier ängstlich hob er sodann den Hauptgegenstand auf und entkleidete ihn seiner Umhül-

lung von weißem Seidenpapier. Vor Spannung wagte er kaum zu athmen. Und siehe, ist es Wahrheit oder Traum? — Eine Cerevismütze! — Ja wahrhaftig, und was für eine? — Der grün und rothe Sammt, von silbernen Eichenblättern strahlend durchwoben, und der Circulus der Franconia von einem sonnenartigen Stern umflammt!

„Ah! Ah!" — das war sein ganzer Ausruf. Hätte der großmächtigste Schach von Persien unserm guten Vater Stark jetzt seinen pfannenkuchengroßen Sonnenorden in dieser Schachtel zugesendet, bei Allah und seinem Propheten Mahomet, er hätte ihn auch nicht verdutzter anschauen können, wie diese noch so räthselhafte Cerevismütze. Und erst, als er aus seiner ersten Verwunderung dazu kam, auch den auf dem Boden liegenden größeren und kleineren Brief aufzuheben und zu entfalten, drang allmälig Licht in den dunklen Irrgang seiner Vermuthungen.

Da er nach dem kleinen Brief in väterlichem Instinkt zuerst gegriffen hatte, so soll auch dessen Inhalt zuerst zur Oeffentlichkeit gelangen. Er lautete:

„Mein bester, geliebtester Vater!

In größter Eile für heute nur wenige, flüchtige Worte. Du hast mir von meinen Bubenjahren bis auf diesen Tag schon so viele Mützen gekauft und ich habe so viele verdorben und verloren, daß es mich in kindlicher Dankbarkeit jetzt drängt, dir auch einmal eine zum Pretium zu machen, und zwar eine so kostbare, wie sie meiner und deiner Liebe würdig ist. — Aus anliegendem Schreiben unseres Corpsconventes magst du am besten ersehen, was ich hier gelte, als dein nicht ganz ungerathener Sohn, und in welchen Ehren du bei uns noch stehst, als mein unvergleichlich guter Vater. — Ja, komm, komm zu uns! Mein ganzes Herz schick' ich dir heute, daß es dich darum bitten und nicht eher davon ablassen soll, bis du zur Abreise im Wagen sitzest. Ich habe für dich bereits bei meinem Hausphilister ein sehr wohnliches Zimmer bestellt. Vater, du sollst von mir und unserm ganzen Corps auf den Händen getragen werden! Du darfst um keinen Preis dabei fehlen! Küsse mir die gute Mutter und die

alte Dorothee! — Sie sollen ja nicht ängstlich für dich sein. Und du findest gewiß auch Reisegesellschaft von andern Corpsphilistern. Fritz Kreutzer und Kreisgerichtsrath Horn kommen wenigstens ganz gewiß. Verzeihe heute meine Nachlässigkeit in Styl und Schrift. Aber mir ist der Kopf ganz voll vor lauter Vorbereitungen, die ich alle noch zu leiten habe, als Vorstand des Festcomité's. — In ein paar Tagen vielleicht ausführlicher! — Und habe ja nur keine Angst wegen meines Studiums! Ich habe auf das Examen schon tüchtig vorgearbeitet und kann nun ein wenig Zeit für diese Allotria dran setzen. Die Bearbeitung der juristischen Preisaufgabe liegt ohnedem schon seit acht Tagen fix und fertig im Pulte. Also nochmals, komm! Gott mit euch, bester Vater und liebste Mutter, und tausend Küsse von deinem dich von jeher als Sohn treuliebenden, nun aber auch mit Gruß und Handschlag dich herzlich grüßenden Freund und Bruder

Hermann,
Senior der Franconia."

Versetze dich nur ein wenig in die Stimmung des guten Doctors, als er diesen für ihn noch mehr als räthselhaften Brief Hermanns durchflog, und du begreifst, mit welcher Wißbegierde er nun auch das größere Schreiben erbrach.

Und siehe da, welch' neue Ueberraschung lachte ihn daraus an! Das grün-weiß-rothe Corpsband der Franconia. — Und seine Augen verschlangen mit noch stärkerem Heißhunger nach Aufklärung dieses neuen Räthsels dieses zweite Schreiben, das da wörtlich lautete:

„Hochverehrter Herr Doctor!
Vielgeliebter Freund und Bruder!

„Unsern Gruß zuvor! — Am 25. Mai feiert unsere edle Franconia das seltene Jubelfest ihrer fünfzigjährigen Stiftung. Aus allen Gauen unseres Vaterlandes werden die einstigen Brüder, deren Brust das schöne grün-weiß-rothe Band umschlang, in Schaaren zu diesem Festtage herbeiströmen. Aber von allen theuern Gästen ersehnt der Corpsconvent doch jene hochherzigen Männer am tiefsten, welche vor einem halben Jahrhundert den Grundstein zu diesem nun so weiten

Hause der Burschenehre und akademischen Fröhlichkeit gelegt haben. — Die Meisten schlafen bereits den Schlaf der Gerechten. — Nur drei hochgeehrte Namen weisen die Annalen unseres Corps nach, denen das schwarze Kreuz noch nicht vorgezeichnet ist. Diese drei noch lebenden Herren Stifter der Franconia sind: ihr vormaliger erster Senior, der nunmehrige pensionirte Oberappellationsgerichtspräsident, Friedrich Wilhelm von Schlehdorf; ihr erster Secretär, der nunmehrige pensionirte Buchhalter der Staatsschuldentilgungskasse, Joseph Dietz, und ihr vormals erster Fuchs, — Sie selber, hochgeehrter Herr Doctor Christoph Stark!

Wie der Corpsconvent übrigens in den Annalen weiters ersehen hat, steht Ihr Name nur unter den Renoncephilistern eingetragen, wozu wir uns die Randglosse schmerzlicher Verwunderung nicht ersparen zu können glauben. Wie? — Der leibliche Vater unseres nun so hochverehrten Seniors sollte damals nicht würdig gewesen sein, das grün-weiß-rothe Corpsband zu tragen? Nie und nimmer kann der heutige Corpsconvent diese ohne Zweifel irrige Meinung des damaligen vor fünfzig Jahren jetzt gutheißen. Er glaubt vielmehr, ohne jede nähere Untersuchung dieser auffallenden Thatsache, sich heute der heiligen Pflicht nicht entschlagen zu dürfen, an Ihnen jetzt glänzend gut zu machen, was vor fünfzig Jahren irgend welche falsche Vorurtheile gefehlt haben.

So lassen Sie sich denn, verehrtester Freund und Bruder, durch einstimmigen Beschluß des jetzigen Corpsconventes, der ohne Vorwissen und in Abwesenheit seines Seniors, Ihres Sohnes, gefaßt worden, heute nach einem halben Jahrhundert die edle Brust mit dem so wohlverdienten Corpsbande schmücken. Es sei Ihnen dieser Beschluß ein Unterpfand dafür, wie hoch wir den verehrungswürdigen Mann zu schätzen wissen, der unserm heutigen, hochgefeierten Senior, dem geistigen Regenerator der Franconia, das leibliche Dasein gegeben hat.

Mit dieser Ihrer nachträglichen Reception zum Corpsburschen, respective Corpsphilister der Franconia, verbinden wir die dringlichste Bitte, bei der kommenden Jubelfeier unter allen Umständen gegenwärtig sein zu wollen, um dem Corpsconvent weitere Gelegenheit

zu dem Beweise zu gewähren, wie heiliger Ernst es uns mit der Versicherung der aufrichtigsten Liebe und Verehrung sei, mit der nun zeichnet unseres nunmehrigen Freundes und Bruders mit Gruß und Handschlag ergebenster Corpsconvent der Franconia.

In Abwesenheit des Seniors

Der Consenior:

Am 27. April 1842. Rudolf Burger."

*
* *

Wie wenig vermag doch oft alles noch so getreue Erzählen und Beschreiben! — So mußt du auch jetzt mit deiner eigenen Einbildungskraft unsern so glorreich ausgezeichneten Vater Stark dir vorstellen, wie er nach beendigter Lesung dieses Decretes dreinschaute, so von allen Hochgefühlen der Welt durchrieselt, wie etwa ein neugebackener Minister, der sich bei der ersten offiziellen Vorstellung von seinen früheren Ministerialcollegen zum erstenmale mit dem erhabenen Namen „Excellenz" betiteln hört.

„Nein, das muß ich aber sagen," athmete er endlich von seinem grenzenlosen Erstaunen ergriffen auf, „das ist von dieser Franconia aber doch sehr, sehr schön und rührt mich tief. — Diese meine endliche Ernennung zum Corpsburschen, auf die ich als Student stets vergeblich gehofft und geharrt, vermuthlich weil ich bei der damaligen, etwas rüden Rauf- und Trinklust ihnen allzu friedlicher und nüchterner Natur dünkte, diese Ernennung ehrt den löblichen Corpsconvent so gut, wie mich selber, und noch vielmehr meinen Hermann. Denn dieses Schreiben sagt mir ja mehr des glänzendsten Lobes über ihn, als hundert Briefe der ganzen Professorenschaft. Und darum sei mir nun auch von ganzem Herzen gegrüßt, du heiteres grünweiß-rothes Band! — Ich segne dich als ein neues Band der Liebe zwischen einem glücklichen Vater und einem herrlichen Sohn!"

In solchem Monologe nahm sein überströmendes Gefühl allmählig Gestalt an, indem er zugleich das Corpsband mit trunkenem Blick in die Hand nahm. „Siehst du, nun sind wir zwei ja doch noch zusammengekommen und mit tausendmal freudigerer Empfindung,

als das vielleicht vor etwa fünfzig Jahren geschehen wäre. Aber komm, nun sollst du auch sogleich meine Brust schmücken! — Bin ich doch selber begierig, wie du mir jetzt noch stehen magst!"

Sprach's, zog den fadenscheinigen Studirrock aus, stellte sich in Hemdärmeln vor den Spiegel am Pfeiler, hängte sich das Corpsband um und setzte sich die Cerevismütze prüfend auf.

„Schau, schau, gar nicht so übel! — Solche farbige Dinger machen doch gleich einen eigenen verjüngenden Effect. Und wie ich im Grund überhaupt noch frisch aussehe. Und siebzig Jahre sind doch wahrhaftig keine Kleinigkeit. Ja, meine geschonte Jugend! Das ist eben ein Kapital, das sich im Alter prächtig verzinst. Dazu meine so geregelte Lebensweise. Und freilich auch die herrliche Pflege meiner guten Frau nicht zu vergessen! — Ha, ha, werden sich meine alten und jungen Corpsbrüder unter mir ein altes verhutzeltes Männchen vorstellen! Ja, wartet nur, bis ihr mich leibhaftig seht! O ich bin noch nicht pensionirt, wie meine zwei Herren Mitstifter. Gott bewahre! Noch höchst aktiv. Ach, ich freue mich doch ganz entsetzlich darauf, einmal wieder auf ein paar Tage ein recht flotter Student zu sein."

Dabei durchströmte ihn ein so burschikoses Gefühl, wie, buchstäblich wahr, noch niemals zuvor. Dann zog er seinen guten Ausgehrock über das Corpsband an.

„Nun will ich aber doch sogleich zu meiner lieben Frau hinaufgehen. — Herrje, wird die Augen machen!"

Und also mit Cerevismütze und Band geschmückt, ging er hinauf zur Erkerstube und konnte schon auf der Treppe vor lauter Herzensfreude den Mund gar nicht mehr recht zusammenbringen. Um seinen Eintritt noch feierlicher zu machen, klopfte er gerade so vornehm an, wie die Frau Tribunalpräsidentin bei ihrer vierteljährigen Staatsvisite. Die gute Mutter Rosalie war eben in ihrem saubern Morgenneligé von der gewohnten Küchenconverenz wieder in die Erkerstube hereingetreten und griff bei diesem vornehmen Anklopfen unwillkürlich an ihr Morgenhäubchen, während sie ganz schüchtern „Herein" rief.

Du kannst dir daher wohl ihre Ueberraschung denken, da Vater

Stark als flotter Bruder Studio nun vor ihr stand, mit der räthselhaften Anrede:

„Da schau her, Mütterchen, was ich geworden bin.“

„Ja, um's Himmels willen, Alterchen, wie siehst du denn aus?“ — lachte sie, die Hände zusammenschlagend, ihn an. „Ja, was bist du denn geworden?“

„Ei, Corpsbursch bin ich geworden, Frauchen, oder eigentlich Corpsphilister. — Ja, da lies nur erst diesen großen und dann diesen kleinen Brief, dann wird dir Alles klar werden. Dieses Corpsband für mich ist nämlich von der Franconia, die ich einst mitstiften half. Ja wohl, das will ich meinen. — Und diese Cerevismütze da kommt von unserm guten, prächtigen Sohn. Am 25. Mai ist das fünfzigjährige Stiftungsfest. Ich bin auf das allerdringlichste dazu eingeladen und darf auch als einer der noch lebenden drei Stifter gar nicht fehlen. Und keine zehn Pferde können mich von dieser Reise abhalten. Ja, wenn Einer dabei ist, muß ich es sein. So, nun weißt du in Bausch und Bogen Alles! Wie — was?“

Vater Stark hatte diese Sätze vor freudigster Bewegung nur so herausgestoßen, daß Frau Rosalie davon völlig überrumpelt ward. Erst als sie sich in ihrem Kopf Alles ein wenig zurechtgelegt, getraute sie sich, ihrem Bedenken schüchternen Ausdruck zu geben.

„Aber, bester Christoph, ist das auch dein Ernst? Eine so weite, beschwerliche Reise — und in deinem Alter!“

„Ach was! — Mit diesen unziemlichen Anspielungen auf mein Alter!“ brauste Vater Stark beleidigt auf. „Ich bin nicht alt. — Wer, wie ich, noch alle seine Zähne und Haare hat, sechs Stunden alle Tage arbeiten und in Hitze, Regen und Schnee um die Stadtmauer gehen kann, ohne nur einen Schnupfen oder Rheumatismus zu bekommen, und wer sich überhaupt noch so von Herzen seines Lebens freut, wie ich, der ist nun einmal nicht alt, und wird auch gar nicht alt. Das sind höchst relative Begriffe. — Siehst du, der Rentmeister Müller, der schon mit vierzig Jahren alle Jahre wegen Gicht ins Bad muß, und da drüben der Assessor Fink, erst ein Fünfunddreißiger, der ewig hypochondrisch ist mit seiner dicken Leber; und ferner der Rechtspraktikant Schmauser, der mit kaum

fünfundzwanzig auf seinem Kopf und in seinem Mund jetzt schon lauter Falsa herumträgt, und vor lauter Langeweile einen Zwicker von Fensterglas ins Auge gekniffen hat, und noch so viele andere, die ich auslache, — siehst du, das sind alte Männer! Aber ich nicht, gutes Weibchen, ich wahrhaftig nicht! — Und gar eine beschwerliche Reise? Nun, da ist auch viel dahinter. — Ob ich nun vier Tage lang auf meinem Drehstuhl drunten sitze oder auf dem Kutschenkissen, ei was, Leder ist Leder und Roßhaar ist Roßhaar. Also das Sitzen bleibt sich ganz gleich. Zudem die Anregung durch das stete Neue, die Abwechslung der Gegend, das Wiedersehen so vieler Jugendfreunde und all' der Orte meines lustigen Studentenlebens, — dazu die Glorie dieses allgeliebten Seniors, unseres Sohnes! — Nein, Mutter, halt' mich nicht auf und probir's überhaupt nur gar Keiner von der ganzen Verwandtschaft! Denn es hilft euch Alle miteinander nichts. — Wie heißt es doch in dem schönen Liede, das Hermann immer sang? — Ja richtig, jetzt weiß ich's wieder:

„Den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn,
Für grün-weiß-roth in Kampf und Tod zu gehn.“

Siehst du nun, Mütterchen, wie alt ich bin? — Wie, was?“

Verwundere dich nun noch so sehr über dieses plötzlich aufflammende Jünglingsfeuer unseres siebzigjährigen Freundes! Ich will dein Staunen sehr begreiflich finden. Aber denke nur ja nicht, daß das nur ein flüchtiges Strohfeuer gewesen. Im Gegentheil, es ward von Tag zu Tag vom Hauche der Ungeduld immer stärker, und der Mund der ganzen Verwandtschaft vermochte nicht, es wieder auszublasen. Ja wohl, Vater Stark konnte bei all' seiner kindlichen Sanftmuth auch zu Zeiten merkwürdig energisch sein. Und eigenthümlich, diese früher so bescheidene Geistesthätigkeit nahm mit seinen Jahren immer mehr zu, statt ab, wie freilich der Eigensinn auch bei andern Menschenkindern sehr oft von Jahr zu Jahr der stets anhänglichere Bruder des Alters wird.

So pfeilschnell, wie die paar Wochen hinflogen, laß es nun auch jetzt selber thun! — Und siehe nur, schon steht der alte Miethwagen wieder einmal drunten vorm Erkerhause. Fritz Kreutzer und

Gerichtsrath Horn sind eben auf dem Rittersberge vorgefahren, um Vater Stark als Reisebegleiter zur Hochschule zu erwarten. Sie hatten Tags zuvor der besorgten Mutter Rosalie alle nur erdenklichen Versprechen gemacht, ihren Reisegenossen wie ihren eigenen Vater zu pflegen und in Schutz zu nehmen. Dadurch ward ihr schweres Herz um ihn doch etwas leichter, und sie ergab sich als kluge Frau ins Unvermeidliche. So währte es auch kaum fünf Minuten, während deren Vater Starks Koffer zu den zwei andern hinten aufgebunden ward, und er selber erschien im Hausgang in eigenster Person am Arme seiner resignirt drein blickenden Rosalie, und strahlte von solch' muthiger Wanderlust, wie wenn er auf einer gefahrenreichen Rundfahrt um beide Hemisphären um jeden Preis einen sechsten Welttheil entdecken wollte. — Inzwischen hatte sich auch die ganze Verwandtschaft, männliche und weibliche, sowie die meisten Nachbarn vor dem Hause zum Abschied aufgestellt. War das ein Lebewohlsagen und Umarmen und Schnattern ohne Ende! — Vater Stark stieg endlich ein. Sein ehrliches Gesicht grüßte nochmals durch die lederne Gardine. Er streckte seine Hand der Mutter Rosalie hinaus.

Da drängte sich zuletzt noch die alte Dorothee geschäftig durch den Menschenknäuel an den Wagenschlag, die zinnerne Bettflasche voll heißen Wassers in hoch erhobener Hand: „Herr Doctor, Herr Doctor! noch was für die Füße!"

Er wies sie aber voll edler Entrüstung zurück.

„Ja, warum nicht gar, auch noch die Bettflasche, Ende Mai! — Bin ich denn ein Spitäler? oder ist sie närrisch, Dorothee? — Kutscher, vorwärts marsch! — Adieu, adieu! Und ich komme schon glücklich wieder."

Ein Peitschenknall — und der Wagen rasselte die Schloßgasse hinunter. Ein nochmaliges, vielstimmiges Grüßen und Winken von ein paar Dutzend Händen. Dann waren die Reisenden verschwunden.

Auf dem Rittersberge ging Alles still auseinander und Mutter Rosalie in ihr Haus, darin sie seit ihrer Verheirathung noch niemals so einsam zurückgeblieben war.

Auch die alte Dorothee trug tief verstimmt ihre so wohl ge-

meinte Bettflasche wieder in die Garderobe zurück und murmelte vor sich hin:

„Nun meinetwegen! Er soll sich nur erkälten! Aber ich bin dann meiner Seel' unschuldig daran. Und einen da gleich vor aller Welt närrisch zu heißen! Ist das auch eine Manier? — Aber deßwegen will ich doch recht für ihn beten, daß ihm kein Leid geschieht. Es ist doch ein so kreuzbraver Herr, wie's gar keinen nimmer auf der Welt geben kann — der alte, eigensinnige — brummige Mann, der!" —

X.

Philisterbegrüßung.

In wie viel deutschen Studentenherzen mag wohl mitten in der Aera der akademischen Freiheit schon dann und wann der ernste Gedanke in das künftige Philisterium hinübergeschweift sein: die wir jetzt noch, vom gleichen Band umschlungen, mit gleicher Freiheit und gleichen Rechten, mit gleicher Herzenslust und Hoffnung, ins junge Leben schauen, — wie werden wir als gestandene Männer uns einstens wiederfinden? Wie ganz verschieden werden uns des Lebens Loose dann wohl gefallen sein?

Ja wohl, wie ganz verschieden! — Wie wird der Eine dann das Haupt noch frei und heiter tragen, des Glückes verhätschelter Günstling, und der Andere, vor den Jahren ergraut, es niedersenken, ein steter, unbeneideter Liebling der Sorge! — Wie wird dann vielleicht im hohen Staatsamte stehen, der sich hier nur mit knapper Noth zum Corpsburschen aufgeschwungen; und wieder ein Anderer, der hier die höchste Stufe burschikoser Fertigkeit in Trunk und Hieb erklommen hatte, wie wird der vielleicht als kärglich gelohnter Lastarbeiter im untersten Raume des Staatsschiffes sein ruhmloses Dasein hinschleppen! — Aber, wer hier als Student der Ehre reines Banner hochgehalten und jeder bübischen Gesinnung den Krieg angekündigt, der wird auch im Leben draußen ein Mann bleiben alle Zeit — ein ganzer, ehrenfester, deutscher Mann.

Zu solchen Gedanken in die Zukunft waren jetzt nicht nur die activen Mitglieder der Franconia angeregt, sondern zu noch viel ernsterem Rückblick deren Corpsphilister, die heute Abend von allen Theilen des Landes, oft drei bis vier Tagreisen weit, zum fünfzigjährigen Stiftungsjubiläum in ihre alte Universitätsstadt eingezogen kamen.

War das durch die sonst so verkehrsarmen Gassen schon stundenlang ein betäubendes Räderrollen und Kutschenrasseln! — Und droben im großen Tanzsaale des Frankencommershauses, wie wogte immer dichter der Strom all' der angekommenen Philister, die sich hier zur ersten Begrüßung eingefunden hatten — in allen Lebensstellungen und Altersstufen, — Beamte hoch und nieder, Professoren, Aerzte und Pastoren, vom Schnee des Siebzigers durch alle Mannesjahre bis zum jüngsten Rechtspraktikanten, und jetzt alle die gleichen Wallfahrer nach der fünfzigjährigen Stätte ihrer entschwundenen, freien und frohen akademischen Jugendjahre.

O, daß ich doch vermöchte, dir all' die Scenen des Wiedersehens und Wiedererkennens zu schildern! — Aber sieh' nur, wie das von stets neuen Ankömmlingen immer voller anschwillt, die Hermann Stark als regierender Senior sammt und sonders zu begrüßen hat. — Altmodische, grün-weiß-rothe Mützen mit und ohne Schild, und gar vielfach vom „Landesvater" durchbohrt; längst vergilbte beschriebene Bänder und „Bierzipfel", wie sie Jeder aus dem Antiquarium seiner Studentenzeit hervorgeholt, prangen jetzt auf Kopf und Brust der Corpsphilister.

Und siehe, da fällt ein wohlbeleibter Fünfziger mit glänzendem Vollmondsgesicht und Pfeffer und Salz im Haar einem gleich alterigen, aber über Gebühr hageren Corpsbruder stürmisch um den Hals.

„Ja, grüß dich Gott, alter, lieber Freund! — O wie es mich freut, daß auch du gekommen bist! — Gelt, ich hab' dich sogleich wieder erkannt? — Denn du hast dich auch rein gar nicht verändert! Nur ein Bischen schmäler bist du geworden! — Nun sag', wie geht dir's, lieber Schmalz, oder vielmehr lieber Schmalzpeter, obwohl du eigentlich Karl heißest! Siehst du, selbst deinen Kneipnamen weiß

ich. Und wohlbestellter Gerichtsarzt bist du! O ich habe deine Carriere immer verfolgt."

Aber der „Schmalzpeter," obwohl er den stürmischen Willkommgruß noch zärtlich zurückgegeben, wird bei dieser wortreichen Begrüßung immer verlegener und endlich ermannt er sich zu der unangenehmen Frage:

„Gelt, lieber Freund, du nimmst mir's nicht übel! — Ich weiß ganz genau, daß ich dich kenne. Ich kenne dich sogar sehr gut. Aber du mußt mir doch ein wenig darauf helfen, wer du eigentlich bist!"

„Was, du kennst mich gar nimmer? — Ah, das ist aber stark!" thut da der wohlgenährte Lebemann ungeheuer verwundert und lacht hellauf. „Ja, nicht wahr, ich hab' eben unterdessen ein ganz anständiges Bäuchlein bekommen, und bin auf dem Kopf ein Schimmel worden. Aber durchaus nicht vor Sorgen, Gott bewahre! Immer famos gelebt! — Aber so besinn' dich doch ein wenig, alter Schmalzpeter! Ich bin ja der Schilling, dein alter Confuchs, vulgo der Stutzel! — Na, kennst du dich jetzt aus, alter Schwede?"

„Was, du bist der Stutzel! Na, du hast dich aber einmal kurios herausgegessen. — Ja, so eine fette Advocatur trägt's aber auch. — Gelt, jetzt kenn' ich mich aus? — O so komm sogleich jetzt noch einmal her, du alter, lieber Stutzel!"

Und die Umarmung ward erst jetzt eine recht herzliche. Dann setzten sie sich ins Nebenzimmer zum Bierkrug, um sich ihre weiteren Erlebnisse haarklein zu berichten. Und wie der „Schmalzpeter" dem „Stutzel" von den ewigen Krankheiten in seinem Hause und seinen drei rasch nach einander gestorbenen Söhnen erzählt, die er mit all' seiner medizinischen Kunst nicht retten konnte, da wird dem dicken Advocaten, in dessen Haus nie Tod oder Krankheit eingekehrt, klar, warum der Schmalzpeter trotz seines fetten Namens doch nur so hager geworden sei.

Unterdessen haben im Saale draußen schon längst wieder andere Erkennungsscenen sich einander gedrängt. —

„Leibbursch!" ruft jetzt ein Vierziger mit fein geschnittenem vornehmen Gesicht, und streckt im Gedränge einem kleinen, faßrunden Corpsphilister die Hand entgegen, dessen Aeußeres ungefähr so von

dem seinen absticht, wie eine elegante Villa von einer Bierschenke. So deutlich ist dem Letzteren in Gesicht und Anzug der zwanzigjährige Landgerichtsassessorsdienst mitten auf dem flachen Lande aufgeprägt, und die kartoffelähnliche Kupfernase in dem urgemüthlichen Gesichte beweist, daß ihr Inhaber auch heute noch seinem früheren, symbolischen Kneipnamen „Fäßle" mehr als treu geblieben ist. — Aber auch das unmodische „Fäßle" hat nur eine dunkle Ahnung von der aristokratischen Person dieses einen seiner vielen Leibfüchse, deren er als renommirter Schläger und fideles Kneipgenie wohl über ein Dutzend zu Corpsburschen herangezogen hatte. — Um desto klarer ist ihm jedoch, daß dieser vornehme Leibfuchs es jedenfalls auf der bureaukratischen Leiter höher gebracht haben mußte, als er selber, und er wird ordentlich befangen, diesen aristokratischen Herrn so aufs Gerathewohl zu dutzen. Um so mehr, als ihm auf einmal über der Narbe auf der stolzen Stirne ein Licht aufgegangen ist, mit wem er eigentlich zu sprechen die Ehre habe.

„Ah, der Herr Regierungspräsident von Hirschberg! — freut mich ganz außerordentlich, Sie einmal wieder zu sehen. Sind gewiß jetzt schon zwanzig Jahre, da Sie selber mit mir noch Praktikant waren. — Ja, wie die Zeit herumgeht. Sie waren doch immer recht wohl, Herr Regierungspräsident?"

Mit dieser verlegenen Anrede verband er eine so dienstschuldige Verbeugung, wie etwa bei einer Amtsvisitation des eigenen höchsten Regierungschefs. Sein Leibfuchs aber, der als Präsident einer andern Provinz vorstand, erwiederte, da er ihm lachend auf die breite Schulter klopfte:

„Ja warum nicht gar. — Regierungspräsident! — und „Sie" sagen! — Geh', Leibbursch, was fällt dir denn ein? — Hier bin ich nichts, als dein alter Leibfuchs der Herschel. — Und du bist mein alter, guter Leibbursch „das Fäßle." Siehst du, wie gut ich noch Alles weiß? — Nun sag', wie geht dir's? Du siehst wenigstens mehr als gesund aus!"

„Nun weißt du, lieber Leibfuchs," erwiederte jetzt, aller unbeholfenen Etikette entledigt, das joviale „Fäßle" — „mir geht's eben, wie es einem so geplagten Bauernassessor gehen kann. Viel

Schinderei und Aerger und wenig Einkommen. Aber Gottlob schmeckt mir mein Bier noch immer gut und mein alter Humor sitzt auch an seinem alten Fleck. — Dazu hab' ich eine kreuzbrave Frau und drei stolze Kapitalskerle von gesunden Buben, auf die ich mir schon was einbilde. Und so frettet man sich eben herum und ist im Ganzen doch urfidel dabei. Wir haben nicht viel, brauchen aber auch nicht viel. Und meine schlechteste Zeit im Jahr ist immer die, wenn das alte Bier auf die Neige geht, und das neue noch nichts werth ist. — Du siehst, ich bin eben immer noch das alte Fäßle. — Nun, und wie geht dir's? — Doch eigentlich braucht man da gar nicht zu fragen. Du bist eben unterdessen ein großer Herr geworden, dieweil ich unten hocken geblieben bin. Na, es kann nicht Jeder so hoch hinauf. Ich bin keinem Menschen neidisch. — Aber wie geht es dir sonst? — Bist du verheirathet? Hast du Kinder? Und vor Allem auch Buben?"

„Ich bin seit zwei Jahren Wittwer und Kinder hab' ich nie gehabt," erwiederte wehmüthig der so schnell emporgestiegene Leibfuchs, und seine hohe Stirne zog sich in Falten. „Glaub' mir's, Fäßle, du hast es im Glücklichsein weiter gebracht, als ich."

„Da dauerst du mich aber, alter Freund! — Ja, mein Gott — 's ist eben im Leben niemals Alles beisammen;" sagte das Fäßle laut, indem er ihm mitleidig die fein gepflegte Hand drückte. Und für sich dachte er: „O doch lieber zehnmal Bauernassessor sein mit meiner braven Frau und meinen drei prächtigen Buben, als mit diesem armen Präsidenten tauschen."

Auch diese beiden verloren sich wieder in dem immer stärkeren Gedränge. — Da erschollen plötzlich von der Musikgalerie des Saales schmetternde Fanfaren. Alles schaute nach den weit geöffneten Flügelthüren, und Hermann, der eben nochmals mit einem weißen Tuche den Trompetern hinaufgewinkt, rief jetzt mit mächtiger Stimme in das murmelnde Gewoge: „Die Stifter der Franconia hoch, hoch — und dreimal hoch!" — Noch und abermals ertönten Trompeten und Pauken, darin der allgemeine Hochruf brausend sich ergoß. — Eine breite Gasse öffnete sich, und mittendurch, vom Senior Stark geleitet, schritten jetzt, nach allen Seiten hocherfreut dankend, die beiden ersten Stifter der Franconia.

Der Eine, ihr erster Senior, Friedrich Wilhelm von Schlehdorf, der Andere, ihr erster Secretär, Joseph Dietz. — Auf ihren beiden Häuptern lag der gleiche Schnee der siebzig Jahre. — Aber sonst, wie jetzt so grundverschieden, die einst vor einem halben Jahrhundert im gleichen Bande hier mit einander jung gewesen. Der Eine — vormals Präsident des höchsten Gerichtshofes im Lande; der Andere — früher Buchhalter der Staatsschuldentilgungskasse. Der Eine — eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt, voll Adel vom Scheitel bis zur Sohle, wenn auch vordem nur ein schlichter Bürgerssohn: ein blühender Greis mit noch so jungen Augen und noch so klarer Stirne, die Jedem sagte, wie unzählig geistreiche Gedanken, aber kein einziger gemeiner, in seinem Geist eingekehrt. Der Andere — der ausgeprägte Typus eines am Schubkarren niedern Bureaudienstes mürbe gewordenen Lohnarbeiters.

Aber heute vergißt er auf alle seine armselige Carriere eines Verbuchers der Staatsschulden — die bitterste Ironie auf seinen eigenen Haushalt, darin Activa und Passiva stets wirr durch einander lagen. Sogar sein dreimaliger Durchfall beim juristischen Examen, der ihm das Leben so gründlich verpfuscht hatte, ist jetzt in seinem Gedächtniß ausgestrichen. Heute fühlt er sich einzig und allein als der alte gemüthliche „Papa Schlauch," als welcher er dazumal immer im letzten kritischen Semester in das geborgte Pandektenheft auf seinen Knieen hinuntergeschielt, während er oben auf dem Tische zu gleicher Zeit den unvermeidlichen „Schlauch" gespielt. Aber ach, so fein er es auch verstanden, als geriebenster Kneippraktikus in dieser Weise das utile mit dem dulce zu verbinden, so war er doch niemals bis zum Rechtspraktikanten aufgestiegen, von dem wohl auch des Terzky'schen Wachtmeisters Wort gelten kann, wenn auch mit kleiner Variation: „Und wer's zum Rechtspraktikanten erst hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht."

So ward jetzt auch „Papa Schlauch" von gleichem Stifterhochgefühle durchschauert, wie sein hoher Collega-Präsident. Und als dann die Corpsphilister in allen Altersstufen auch ihm, dem zweiten Gefeierten der Franconia, zum Willkomm die Hand schüttelten, da dachte er nurmehr an die kommenden Festjubeltage, die ihm die öde

Trübsal seines sauern Philisterlebens verschmerzen machen sollten. Und was bei seinem so gehobenen Gefühl eine Hauptrolle spielte: hatte er doch als Ehrengast bei allen ihm winkenden Lucullischen Genüssen niemals an den eigenen, schwindsüchtigen Geldbeutel zu denken, so wenig, wie auf der ganzen dreitägigen Reise per Extrapost, die ihm als Gast seines wohlhabenden Mitstifters schon im Voraus so manches Feine in Speis' und Trank verkosten ließ, was ihm seit undenklichen Zeiten nimmer über seine Buchhalterlippen gekommen war.

Und horch, ohne vom Senior dazu aufgefordert zu werden, fangen die Gäste aus eigenem Herzensdrange jetzt das Bundeslied der Franconia. Keiner von Allen schloß am vollen Chor sich aus, darin alle Herzen höher schlugen.

Der Senior allein singt bloß mit halber Stimme mit. Bei jedem neuen Ankömmling frägt er stets unruhiger: „Aber wo bleibt nur mein Vater? Er wollte doch um sechs Uhr schon hier sein und jetzt ist es schon neun. Gott, es wird ihm unterwegs doch kein Unglück begegnet sein? — Immer erregter sieht er nach der jede Minute von neuen Ankömmlingen geöffneten Saalthüre ....

Da werden gerade die Schlußworte gesungen:

„Unser Banner sei die Ehre,
Treu' und Eintracht unser Hort,
Muth und Kraft, das sei die Wehre,
Und Franconia unser Wort!"

Und die Saalthür öffnet sich wieder. — Inmitten zweier jüngerer Begleiter tritt mit funkelnagelneuem Corpsband und strahlender Sammtcerevismütze zu aller Erstaunen ein altes, schmächtiges Männchen herein, — — und „Vater, Vater!" schreit der Senior laut durch den brausenden Chor, stürzt auf ihn hin und hält unter heißen Küssen ihn umschlungen, daß Alle freudig nach dem schönen Schauspiele sehen von Vater- und Sohnesliebe.

Und der Consenior, mit einem einzigen Blicke den neuen greisen Ankömmling errathend, winkt jetzt zu den Trompetern hinauf und ihre Fanfaren folgen unter mächtigen Hochrufen seinem begeisterten Worte:

„Der erste Fuchs der Franconia! — Hoch, hoch und dreimal hoch!“

* * *

Du hast jetzt unsern guten Vater Stark bereits in so verschiedenen Lebenslagen kennen gelernt, daß dir gewiß schon deine eigene Phantasie das Bild unseres alten Freundes ausmalt bei diesem so unerwartet großartigen Empfang. — Vor Rührung und kindlicher Verblüfftheit wagte er gar nicht recht auf und umzuschauen. Selbst Hermann stand einen Augenblick befangen da. Ueber aller Rührung ward aber dem von jeher so höflichen Vater Stark doch klar, daß er als Mann von guter Erziehung für solche Auszeichnung nun auch ebenso feierlich danken müsse. — Wie er sich aber gerade den Eingang seiner Rede ein wenig rhetorisch zurechtgelegt, um dann auf gut Glück weiter zu improvisiren, trat der erste Stifter Schlehdorf in herzlichster Freude auf ihn zu.

„Ja, Männchen, altes, gutes Männchen! Grüß dich Gott! So laß dich nur recht anschauen! Ei, hast dich ja ganz prächtig conservirt. Aber kennst du jetzt auch mich? Rath' einmal, wer bin ich, Männchen?“

„Und wer bin ich, Männchen?“ fragte nun auch der hinzugetretene Papa Schlauch. „Mich kennst du ganz gewiß nicht mehr.“

Aber das „Männchen“ brauchte ja nur an das Schreiben des Corpsconvents zu denken und er wußte sogleich, daß diese beiden gleich ihm ergrauten Corpsphilister nur Schlehdorf und Dietz sein konnten. Denn wer anders als diese sollten noch seinen ehemaligen Kneipnamen wissen? — Und den Appellationsgerichtspräsidenten vom Buchhalter der Staatsschuldentilgungskasse in diesen beiden von ihrem so verschiedenen Lebensschicksale gekennzeichneten Personen herauszufinden, das war natürlich auch nur ein Kinderspiel. Und so gab er auch mit Kuß und Handschlag ihre Begrüßung zurück:

„O ihr meint, ich kenn' euch nimmer? — Ei, du bist der Schlehdorf, und du bist der Dietz, der alte Papa Schlauch! — Aber nicht wahr, ich hab' mich auch gut gehalten? Und daß ihr's nur wißt, noch höchst activer Advocat! — Und im Herzen jung, wie zwanzig

Jahre. — Und," fuhr er für die Beiden noch unverständlich weiter, „da seht nur einmal her auf Mütze und Band! Gelt, das Männchen ist eben doch noch Corpsbursch geworden? Ja, es will eben Alles in der Welt nur seine Zeit haben — wie, was? Aber jetzt wollen wir einmal kreuzfidel mit einander sein!" schloß er im burschikosesten Tone. „Wißt ihr, gerade so ausgelassen, wie vor fünfzig Jahren. Komm, lieber Sohn, schaff' uns was zu trinken, daß ich da gleich mit meinen alten Brüdern anstoßen kann! — Aber weißt du, Wein! — nur Wein! Ich glaub', ich weiß gar nimmer recht, wie das Bier nur schmeckt."

„Gewiß, lieber Vater, was du nur willst: Franken-, Mosel-, Rheinwein — Champagner — nur gewünscht! — Und Alles kommt, wie auf einem Tischchen Deckdich. — Ach, daß ich dich nur endlich da habe, und so froh und gesund. O liebster Vater, wie mich das glücklich macht! Und von der Mutter ist auch schon ein Brief für dich da. Gottlob, es geht im Hause Alles seinen ruhigen Gang, und du sollst nur recht sorglos und lustig sein!"

„Das bin ich aber auch; ich bin ja bei dir, du guter treuer Sohn!"

Als sie dann in das Nebenzimmer gingen, flüsterte ihm Hermann neckend zu: „Also — Männchen war dein Kneipname, lieber Vater! Siehst du? jetzt ist's doch herausgekommen. Aber das klingt ja ganz traulich und du hast immer so geheim damit gethan! — Warum doch nur?"

„Ja weißt du, lieber Hermann," entschuldigte sich Vater Stark etwas verlegen, „nur deßhalb, daß du nicht etwa hättest meinen können, es habe dieser Name gewissermaßen so etwas Altkluges, etwas Pedantisches bedeutet, wo ich doch so gut ein lustiger Bruder Studio gewesen, wie alle Andern. Wie — was?"

„Nun freilich, liebster Vater," erwiederte Hermann kopfnickend. „Nur weil sie dich eben recht lieb gehabt, wie alle Menschen, haben sie dich so gemüthlich Männchen geheißen."

Damit waren sie in die Nebenstube gekommen und Vater Stark hoffte nun in seiner Naivetät, hier in der Gesellschaft seiner zwei Mitstifter und Hermanns bei einem Gläschen Rheinwein ein recht ruhiges Stündchen verleben zu können.

Wenn du dich nun erinnerst, lieber Begleiter, wie es Vater Stark als Verehrer des goldenen Rebensaftes niemals höher, als zu jenem bekannten Schoppen, mit der höchst seltenen Steigerung um noch einen halben, gebracht hatte, so kannst du dir ungefähr vorstellen, in welche leibliche, wie geistige Verwirrung jetzt der erste Fuchs der Franconia gerieth, als ein Corpsphilister nach dem andern nun zu Vater Stark hintrat, und zutrinkend bald die Hand ihm schüttelte, bald ihm einen Bruderkuß auf die Lippen drückte, so daß er vor lauter gegenseitiger Vorstellung, Bescheidthun, Händedruck und Mundabwischen sich gar nimmer zu helfen wußte.

Endlich kamen gar noch alle zwölf heurigen Füchse in Pleno vor ihm aufmarschirt, und der erste, ein mächtiges Büffelhorn mit Silberrand an grün-roth-weißer Schnur tragend, reichte es ihm hin mit halb ernstem, halb komischem Pathos:

„Erlauben Sie, erster Fuchs der Franconia, daß die dießjährigen Frankenfüchse zum Zeichen ihrer hohen Verehrung ihres ältesten Collegen dieses Bierhorn mit Ihnen jetzt austrinken dürfen."

„Himmel, welch' neue Ehre und gar noch in Bier!" — seufzte da Vater Stark um so tiefer für sich auf, als er auf einmal allein am Tische saß, da Hermann in seinem Seniorenamt unversehens weggerufen und auch seine zwei Mitstifter gerade auf ein paar neuentdeckte Freunde zugeeilt waren. So mußte er sich also ganz allein aus dieser fatalen Klemme helfen, und er raffte alle ihm noch zu Gebot stehende Klarheit seines schon ein wenig weindunstumschleierten Geistes zusammen, um seine langgeübte Advokaten-Eloquenz jetzt so gut, als ihm noch möglich, zur Geltung zu bringen.

„O wirklich — außerordentlich viel Ehre für mich, meine jungen Herrn Füchse! wie, was? Aber Sie entschuldigen, — Biertrinken — oh, ich hab's vor fünfzig Jahren auch ganz prächtig gekonnt, wie, was? — nur wissen Sie, dann die langjährige Entwöhnung, o Sie verstehen mich wohl, was ich meine, — wie, was? Und darum erlauben Sie mir wohl, aus diesem Gläschen in Wein Bescheid thun zu dürfen. Aber wie gesagt, sehr anerkennenswerth, — nur viel zu viel Ehre für mich, und freut mich ungemein, die werthe Bekanntschaft so vortrefflicher, junger Männer zu machen, die jetzt sind, was

ich einmal gewesen — Frankenfuchs. Freilich schon sehr lange her. Also — meine Herrn Confüchse sozusagen, heißt das, von früher her, denn wie Sie sehen, bin ich jetzt eigentlich Corpsphilister. — Aber darum — ja wohl doch noch immer Confüchse, wenn's Ihnen Vergnügen macht! — Also — Ihr werthes Wohlsein! Wie, was?" —

Damit erhob er sein Weinglas, daran der vorige Redner kräftig mit dem Büffelhorn anstieß. Dann that Letzterer einen langen Zug daraus, während Vater Stark nur mit ängstlicher Vorsicht an seinem starken Rheinweine nippte. Wäre es aber auch damit nur in Bausch und Bogen abgethan gewesen! Aber, lieber Himmel, das Horn wanderte jetzt noch elfmal von Hand zu Hand, und wollte der so dutzendmal Gefeierte nicht unhöflich sein, so mußte er eben auch gerade so oft an seinem Weinglase nippen und sich zu stets neuer Versicherung der Verehrung von jedem Zutrinkenden, — und also in Summa zwölfmal die Hand schütteln und abküssen lassen.

Nach dem Abmarsch der Füchse sank er zuletzt erschöpft auf den Stuhl und murmelte mit bereits gläsernen Augen: Männchen, o du Männchen, schäm' dich, Männchen!" — Und immer dichter wob der uralte, gewaltige Feuergeist der Reben seinen umdämmernden Schleier um die letzten klaren Gedanken dieses gewiß mäßigsten aller anwesenden Zecher.

Indeß klang aus der Seitenstube, gleichsam zur Entschuldigung für Vater Stark, aber von ihm nur mehr wie im Traume gehört, von einem Kleeblatt lustiger Brüder der alte, deutsche Spruch: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann."

Hermann trat nun gerade wieder aus dem Saale herein, als der Vater sein ehrwürdiges Haupt schnarchend herunterneigte. Ganz unähnlich jenem spöttischen Sohne Noahs erweckte ihn Hermann mit einem Kuß und brachte ihn mit den zarten Worten zu sich: „Komm, lieber Vater, komm! Du bist vor Müdigkeit von der Reise ein Bischen eingeschlafen und brauchst Ruhe in einem guten Bett. Es ist so schon Mitternacht. Das bist du ja gar nicht gewöhnt! Komm, ich führe dich jetzt heim in dein Stübchen gleich neben dem meinen. O wie herrlich du darin schlafen wirst! Und morgen frühe stehst du

dann recht munter wieder auf, zu neuer Lust und Ehre! — Ja gieb nur Acht, lieber Vater, was du noch Alles bei uns auszustehen hast!"

„Ach, du bist doch immer mein gleich guter Herzenssohn," das war der einzige, klare Gedanke, der auch durch allen Dunst des Rheinweines in seinem Geiste nicht umschleiert worden, da Vater Stark sich zum Fortgehen an Hermanns Arm gehangen hatte.

Als er dann mit höchst unsicherem Fuße drüben bei Hermanns Hausphilister die Treppe hinaufstolperte, so besorgt auch Hermann ihm beistand, da dämmerte der andere Gedanke in nicht minder scharfem Umriß in ihm auf: „Ach Herrje, wenn mich jetzt mein Rosalchen so sähe, oder gar die alte Dorothee! — Wie, was?"

XI.

Die feierliche Ausfahrt.

Am andern schönen Maimorgen war trotz des Werktages die Hauptstraße unserer stillen Musenstadt ungewöhnlich belebt. Ganze Reihen müßiger Philister mit Weib und Nachkommenschaft standen längs den Häusern aufgestellt, und stets brachten die engen Seitengassen neuen Zuwachs, der sich dann an irgend einer Hausecke geschwätzig gruppirte. Die Neugier auf allen Gesichtern zeigte deutlich, daß heute hier ein Schauspiel aufgeführt werde, was nicht alle Tage zu sehen sei, nicht nur interessant genug für die löbliche Bürger- und Handwerkerschaft, sondern auch nicht minder für die gelehrte und ungelehrte haute volée in beiden Geschlechtern. — Wenigstens waren die Fenster des Universitätsgebäudes von den Professoren, ihren Frauen und Töchtern dicht besetzt. Auf dem Balkon des Rathhauses stand der Herr Bürgermeister sammt mehreren Magistratsräthen. Und kein Sims in der ganzen Hauptstraße war zu sehen, daraus nicht ein paar Köpfe erwartungsvoll herunterlugten. — Zu alledem hingen aus zwei Dachfenstern der Hochschule ein paar schmachtlappige Fahnen mit den stark verwaschenen Landesfarben

herunter, mit denen trotz ihrer Matronenschaft der kecke Morgenwind sein spöttisches Flatterspiel trieb; während zu höchst auf dem Thurme der Sternwarte ein nagelneues, grün-weiß-rothes Banner sich mit übermüthigem Geknatter über seine alten Schwestern unter ihm lustig machte. Fast kein Philisterhaus der ganzen Hauptstraße entbehrte der festlichen Ausschmückung in grün-weiß-roth, wenn auch oft nur ein paar winzige Kinderfähnlein oder germanische Eichenkränze, mit dreifarbigen Papierstreifen umwickelt, die einförmige Façade malerisch unterbrachen.

Mit diesem einfachen Schmucke begnügten sich indessen nicht alle Hausphilister, sondern mehreren war es unabweisbares Herzensbedürfniß gewesen, ihren Gefühlen für die Franconia auch in sinnreichen Inschriften Ausdruck zu geben, welche sämmtlich einen späten Rivalen von Hans Sachs in der ergötzlichen Person des Baders Ritz zum poetischen Vater hatten. — Und mit welcher Schnelligkeit waren diese Kinder aus ihrem ursprünglichen Nichts ins Leben getreten! Unterm Schaumschlagen und Einseifen des betreffenden Bestellers hatte der Dichter ihre Production begonnen, und sie waren bereits fix und fertig, sobald er nur unter der durch seinen Daumen hinaufgestülpten Nase mit kühnem Messerschwung seine Kunst beendigt hatte.

So prangte, um dir nur einige seiner Reimproben mitzutheilen, sogleich oben an der Hauptstraße an des Kappenmacher Fiedlers Hause, darin Hermann auch heute noch wohnte, folgende Inschrift, in der Umrahmung eines halbfußdicken Eichenkranzes:

Franconia's alt' und neue Zeit,
Ihr erster Fuchs, einst recipirt,
Ihr Senior, der noch heut gebeut,
Die sind bei mir jetzt einlogirt.
Zwei Männer, voll von deutschem Mark,
Ihr Franken, o ihr kennt sie schon!
Der Christoph und der Hermann Stark, —
Vivat der Vater und der Sohn!

Zwanzig Schritte davon, an des Schneider Stichelmeiers Haus, seinem hochaufgeschossenen Herrn ziemlich ähnlich sah, war auf

einer herzähnlichen Tafel, an deren spitzem Ende Scheere und Bügeleisen mit grün-weiß-rothem Griffe gemalt war, folgendes Gemisch raffinirter Schmeichelei und hochstrebenden Schneiderbewußtseins eingeschrieben:

Die Franken sind gar flotte Leut',
Und das weiß ich am allerbesten,
Mach' ihnen stets drum 's flottste Kleid,
In Röcken, Hosen und in Westen.
Drum ruf' ich heut mit stolzem Muth:
Franconia hoch, zur Stiftungsfeier!
Und bleiben Sie nur mir auch gut!
Ihr treuer Diener Stichelmeier.

Du siehst gewiß schon aus diesen beiden Inschriften, lieber Begleiter, welche Variationen in Stimmung und Versform dem poetischen Bader Ritz zu Gebote standen, wenn auch seine Reime nicht immer von Platen'scher Strenge zeugten. Bei all' seiner Production war aber der kaufmännische Grundsatz, „wie das Geld, so die Waare," von jeher ein sehr gewichtiger Factor. So hatte ihm jetzt auch der splendide Schuster auf dem Marktplatzeck für seine Festinschrift ein paar Groschen mehr geboten, als der etwas knickerige Prahlhans von Schneider, und klapps stand am Schusterladen mitten in einer Pyramide von Stiefeln und Schuhen folgende Inschrift, die offenbar Stichelmeiers stolze Strophen wieder in den Schatten stellen sollte. Sie lautete nämlich:

Auf großem Fuß die Franken leben,
Sie wissen schon warum;
Sie haben große Wechsel eben,
Und das ist gar nicht dumm.
Trotzdem mach' ich die Stiefel ihnen
Ganz nach der Mode klein.
Mag sie der Schneider auch bedienen
Mit Kleidern ziemlich fein, —
Thut draus ein plumper Stiefel gucken,
So fehlt das feinste doch;
Den Vers mag jeder Schneider schlucken. —
Franconia vivat hoch!

Doch sieh', erst dort drüben vor jenem etwas verwitterten Hause mitten auf dem Marktplatze, welch' farbengrelles Gemälde strahlt uns entgegen, daß alle dort sich drängenden Philister und Landbewohner mit offenem Munde hinaufschauen! Aber auch mit welch' großartiger Sinnigkeit erfunden! — Arminius, der bekannte Germanenfürst, segnet das an einem Eichenstamm lehnende Frankenpanier. Im Hintergrunde ragt ein Stück Säulenhalle der Walhalla hervor. Rosige Wolken aus dem Geisterreiche umkräuseln statt Rahmen das ganze Gemälde. Und mitten drin, beim Hammer Thors, welch' kerngermanische Verse!

Meinen Geistergruß, Urenkelsöhne!
Aus Walhalla schau' ich auf euch nieder,
Und mir glänzt im Aug' der Freude Thräne,
Segn' ich euer Banner, deutsche Brüder.
Mögt ihr immer eurem Urahn gleichen,
Stets von meines Muthes Feuer glühen,
Da des Teutoburgerwaldes Eichen
Rauschten um des Varus schimpflich Fliehen!
Mögt ihr nie im heil'gen Streit ermüden,
Weich gemacht von falschem Buhlenkuß;
Franken, bleibet frank und frei hienieden!
Droben danket euch Arminius.

Wer wohl dieser majestätisch einherschreitenden Strophen geistreicher Vater gewesen? — Auch der schaumschlagende Poet-Barbier? — Könnte deine kritische Seele wirklich daran glauben? Auch wenn Thusnelde Scheppert jetzt nicht im weißen Festkleid, eine Rose im Haar, ans Fenster träte? Auch wenn sie jetzt nicht strahlenden Blickes die Menge unter sich lächelnd beschaute, die immer wieder das Kunstwerk ihres Pinsels anstaunt und die Verse buchstabirt, als deren Mutter ihr das Herz so hoch schlägt, als habe die Maiensonne erst achtzehnmal ihr hehres Jungfrauenhaupt umleuchtet!

Doch horch nur, welche Unruhe wird es jetzt auf dem ganzen Platze! — Schmetternde Blechmusik schallt näher, nach der Weise: „Brüder, zu den festlichen Gelagen.“ — Zwei Schusterbuben in aufgestülpten Hemdärmeln und fliegenden Schlappen kommen als

athemlose Kuriere kreischend herangesprungen: „Hurrah, die Franken kommen!“ — Der dichte Menschenknäuel vertheilt sich und macht eine breite Gasse. Alles lugt aus den Fenstern die Hauptstraße hinauf. — Da kommt ja schon der mit Eichenreis geschmückte Leiterwagen mit den Musikanten langsam vorausgefahren. Und zwanzig Schritte danach die drei flotten Reiter mit den blanken Kanonenstiefeln und den grün-weiß-rothen Schärpen um den knappen Sammtrock, — hei, wie diese die Schläger zu tragen wissen, und nicht minder stolz ihr Haupt unter dem Sammtbarett mit dreifach wehender Straußenfeder! Und gar erst der in der Mitte, der Senior, auf dem in die Zügel knirschenden Rappen! — Jetzt schaut er um. Noch stockt die unabsehbar folgende Reihe von sechs-, vier-, zwei- und einspännigen Kutschen. Und hinauf sprengt er bis ans Thor, daß das Pflaster unter ihm Funken sprüht.

„Gott's Wunder, da gucken Sie nur her, was reit't der Stark heute wieder scharf!“ schreit da der Pferdverleiher, Veitel Herz, dem neben ihm stehenden akademischen Stallmeister zu, „und was macht er 'ne Figur auf meinem Staatsrappen! Auf meiner Ehre, Herr Stallmeister, Respect vor Ihnen, wo man so bei Ihnen lernt reiten. Aber auch ein solcher Gaul! Wär' er mir jetzt doch nicht feil um hundert Lugedor! — Auf meiner Ehre!“

Kaum sind des Veitels letzte Worte verhallt, da hat der Senior mit lautem Commandoruf den Zug auch schon in Fluß gebracht und ist wieder den Platz hinuntergejagt zu den zwei andern Reitern. Ohne weitere Stockung entfaltet sich nun das Schauspiel der feierlichen Ausfahrt.

Dicht nach den drei Chargirten hoch zu Roß folgen, mit Blumenguirlanden umhangen, drei offene Staatskutschen, jede sechsspännig, und von zwei Postillonen geleitet, in Galla-Uniform sammt dem officiellen Federbusch auf dem Lackhut. Und grün-weiß-rothe Seidenbänder flattern von allen achtzehn Gäulen gar lustig um das Kopfgestell.

Aber wer mustert in dem Gedränge noch lange Kutschen und Pferde? — Nur nach den drei alten Männern, von denen je einer ganz allein mit dreifarbiger Schärpe und Cerevismütze im Wagen

sitzt, sehen jetzt Aller Blicke. Und du siehst es all' den größer schauenden Augen an, und dir sagt das immer geschwätziger anschwellende Plaudern: alle Zuschauer haben jetzt nur den einen interessanten Gedanken — „diese Drei, das sind die noch lebenden Stifter der Franconia!"

„Also paßt einmal auf, Männer, denn ich weiß Alles," wirft sich jetzt unter einem Haufen Philister „der schwarze Peter" — der älteste aber auch gewichsteste „Stiefelfuchs" der Franken, zum Cicerone auf. „Seht ihr, der da in der ersten Kutsche, der so vornehm dreinguckt, mit den vielen Bändern im Knopfloch, das war also der allererste Frankensenior gewesen; nobel, was nobel heißt; und jetzt ist er ein ungeheuer großer Präsendent. — Und der da in der zweiten Kutsche, das war ihr erster Secretär, der Papa Schlauch; zu seiner Zeit ein famoses Kneipgenie, hab' ich mir sagen lassen, soll's aber dann im Staate nicht absonderlich weit gebracht haben, was man ihm auch ein bißel ansehen thut. — Aber der, der Dritte da, da guckt ihn nur einmal an, das winzige Männchen mit dem weißen Pastorenhalstuch und der nagelneuen Cereviσmütze. Seht nur, wie sich's ordentlich genirt, so mutterseelenallein in der großen Kutsche zu sitzen. Also — das war der erste Fuchs gewesen. Und weiters noch — ich sag' euch, verwunderlich zum Purzelbaumschlagen — nämlich: dies genirliche Männchen da drinn ist euch der leibhaftige Vater von dem Senior Stark davorn. Ha, ha, ha! Ist euch so was euer Lebtag schon vorgekommen? Justament so, als wenn man einen Haselnußkern setzt und es geht draus ein großmächtiger Nußbaum auf."

„Ah, mach' uns was weiß! was nicht gar, dem Stark sein Vater! — Ja, vielleicht sein Stiefvater," warf Einer ungläubig hin, während die Andern mit um so größerer Theilnahme auf Vater Stark schauten, der wirklich, wie der „schwarze Peter" ganz richtig gesagt, vor lauter Verlegenheit in seiner sechsspännigen Staatskutsche gar nicht mehr wußte, wie er nur sitzen sollte. Merkte doch sein scheu umherblickendes Auge nur zu deutlich, wie Jedermann seine Person der sorgfältigsten Musterung unterwarf und zwar oft mit den ausgeprägtesten Zügen heiterer Verwunderung. Das einzige

Mittel, aus dieser fatalen Befangenheit sich aufzuraffen, war noch das muthige Commerslied, das die Musikanten vor ihm noch immer in die Morgenluft hinausschmetterten. Aber sein mühsam dadurch errungener burschikoser Typus war von der ihn beschleichenden Verlegenheit schon nach wenigen Secunden immer wieder verwischt worden. Und es erging ihm fast so, wie jenem Bauernbuben, der einem bayerischen Kurfürsten vor einem auf der Jagd angeschossenen Eber das Leben gerettet und dann, als er im Prunksaal inmitten der musternden Höflinge sich dafür eine Gnade ausbitten sollte, hinter den Ohren kratzend weinerlich ausgerufen hatte: „Aufi möcht' i!"

Hermann hatte sich auf seinem stolzen Rappen zuvor schon mehrmals nach seinem Vater umgewendet und jedesmal mußte er in seinem Anschauen vor sich hinlächeln, da er den harmlosesten aller deutschen Männer, der daheim nur an sein stilles Arbeitszimmer, sein Tribunal und Casino gewohnt war, nun in dieser außergewöhnlichen Position wie ein Schaustück bloßgestellt sah. Aber was konnte denn er, der Sohn dafür, daß sich die Zuschauer aus den einfachsten, naturwissenschaftlichen Gründen unter seinem Vater viel eher einen eichenstämmigen, breitschultrigen Kerngermanen vorstellten? — Trotzdem aber wuchs in ihm eine eigenthümliche Unruhe um seinen alten Vater, und mit raschem Entschlusse ritt er an seinen Wagen, um ihm durch trauliches Plaudern die Ehrenfolter erträglicher zu machen, die er bis zum nächsten Thore noch auszustehen hatte. Wie da mit jedem Worte, das er in den Wagen hinuntersprach, auch Vater Starks gedrückte Miene freudiger auflebte! — Das sahen selbst die fremdesten Zuschauer an den Fenstern, und in ihre Augen trat der Ausdruck der Freude darüber, daß dieser flotte, schöne Senior nicht minder auch ein gleich vortrefflicher Sohn sein müsse.

Jetzt nahte der Zug dem Marktplatze. Hermann durfte an seiner Seniorenstelle nicht mehr fehlen. Flugs sprengte er wieder zwischen den Consenior und Secretär. — Ein allgemeines: „Die Stifter der Franconia — vivat hoch!" vom schwarzen Peter unter dem Philisterschwarm angestimmt, brauste ihnen hier entgegen.

Unter dem begeisterten Eindrucke dieser endlosen Vivats konnten sich auch die weiblichen Zuschauer auf dem weiten Platze nicht länger

Fenster und ihr Arminius, der wirklich halb aus Mitleid, halb aus glücklicher Laune, endlich einmal galant gegen sie gewesen, ritt bereits am südlichen Stadtthore, und gebot mit weithin schallendem Rufe: „Brüder, wir singen das Lied: Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang.“

Erst spielten die Trompeter Methfessels muthige Weise einmal durch. Danach fiel der volle Chor des unabsehbaren Zuges ein. Und wieder commandirte der Senior: „Trab, vorwärts marsch!“ — Und im scharfen Trabe gings nun hinaus auf die Landstraße, zwei Stunden weit, jenem Städtchen entgegen, darin das Festmahl ihrer harrte. Die Lerchen schwangen sich jubelnd über den dahin rollenden Wagen. Und durch den Maimorgen brauste das Burschenlied wie frischer Lenzsturm:

„Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.“

XII.

Vater Stark an Mutter Rosalie.

„Liebste, beste Frau!“ schrieb am andern Morgen Vater Stark, in Hermanns Studentenstübchen am Schreibtische sitzend, nach Hause. „Mit knapper Noth erwische ich dieses stille Morgenstündlein, während Hermann gerade ausgegangen, um dir eigentlich nur schnell zu sagen, daß ich noch immer kerngesund und in rosigster Stimmung bin. Aber dir, wie ich das bestimmt vorhatte, sogleich von hier aus jeden einzelnen Festtag umständlich aufzuzeichnen, das ist ein Ding absoluter Unmöglichkeit. Ich bin jetzt herzlich froh, daß ich trotz meines schweren Kopfes gestern schon früh fünf Uhr aufgestanden war, um dir meine glückliche Ankunft zu melden, und den ersten Abend mit allem dabei Ausgestandenen nur flüchtig zu beschreiben. Sonst wäre ich nicht einmal dazu gekommen. Dir jedoch auch meine

äußern und innern Erlebnisse während der gestrigen feierlichen Ausfahrt und des pompösen Festmahles, wenn auch noch so flüchtig zu skizziren, das geht himmelweit über alle menschlichen Kräfte. Ich sage jetzt nur so viel, daß ich eine solche ganz unsägliche Fülle von Ehren und Auszeichnungen weder zuvor erlebt habe, noch mir jemals hätte träumen lassen. Dieses umständlich zu erzählen, brauche ich mindestens daheim eine ganze Woche. — Also auch dieser zweite Festtag wäre nun glücklich überstanden. Und dabei ist mein Kopf heut morgen ganz klar und leicht und ich fühle mich so kräftig, als ob gestern gar nichts Besonderes mit mir geschehen wäre. Ich glaube übrigens schwerlich, daß noch vielen der andern Corpsphilister gerade so gut zu Muthe sein wird. Wenigstens sah ich bei der Heimfahrt gar manche wacklige Gestalt, und meinen lieben Mitstifter, den Papa Schlauch, habe ich sogar von vier Füchsen in den Wagen hinuntertragen sehen. Himmel, wie mag dem heute Morgen der arme Kopf brausen und brummen! — „Aber, ein gebranntes Kind scheut das Feuer," sagt das Sprüchwort, und so hab' ich es auch auf mich gestern mit eiserner Consequenz angewendet, und eingedenk des am ersten Abend erhaltenen Mahnzettels, von dem ich dir bereits gebeichtet habe, ließ ich mich auch durch alle noch so begeisterten Toaste nicht verlocken, ein zweitesmal mich an meiner altgewohnten Tugend der Mäßigkeit zu versündigen. — Nun laß mich für heute schließen, beste Mutter, denn ich brauche auch noch für heute und morgen all' meine Körper- und Geisteskraft. — Feierlicher Philisterconvent am Vormittag, am Abend Festcommers, morgen Kellersuite und Nachts Fackelzug. — Du siehst, ich werde noch lange von meinen Ehrenstrapatzen nicht erlöst. Nun, ich denke mir eben, liebe Rosalie, daheim in meiner stillen Kanzleistube kann ich hinter meinen trockenen Acten schon wieder abbüßen, was ich jetzt an Lustbarkeiten über das Maß zu viel thun muß. Aber es ist doch was Wunderschönes um das freie deutsche Burschenleben, das mir erst in meinen alten Tagen so recht aufgeht und mich noch viel mehr begeistert, wie einst in meinen jungen. Freilich spielt mein väterlicher Stolz auf unsern herrlichen Sohn dabei eine Hauptrolle, und aller Glanz, der seine Person umstrahlt, wirft immer sein hellstes

Licht zunächst auf mich zurück und mein glückliches Vaterherz. Ich kann dir auch heute gar nicht genug sagen, in welchem Maße Hermann sowohl von seinem Corps, wie in der ganzen Stadt geliebt und verehrt ist. So hab' ich es als sein Vater freilich sehr leicht. Denn alle Ehren, die man mir hier anthut, kommen mir ja um seinetwillen zu gute. Dieses in jeder Stunde mit dankbarem Herzen gegen Gott zu begreifen, dazu hab' ich, Gottlob, Verstand genug und vollste Selbsterkenntniß meiner eigenen, unbedeutenden väterlichen Existenz. Aber gerade deßhalb möchte ich sagen, thun mir diese Ehrenbezeigungen um so wohler. Denn du weißt ja, um wie viel inniger ich ihn liebe, als mich selber, und wie viel stolzer ich auf seine Ehren bin, als auf die meinigen. Lieber Gott, wir Zwei leben ja nur für ihn und in ihm. Dabei muß ich Hermann aber das noch mit gerührtem Herzen nachrühmen, daß er eine Zartheit kindlicher Liebe, Sorge und Aufmerksamkeit gegen mich entfaltet, die mich oft zu stillen Thränen rührt. — Mein Gott! — wer hätte das Alles von diesem einst so unbändigen Gassenbuben erwarten sollen? — Aber dein kluger Kopf hat ja schon vor Jahren es mir immer zum Troste vorausgesagt. Dieses Lob einer weisen Prophetin, die vor Allem auf den „guten Grund" unseres Kindes ihre Weissagung baute, werde ich dir allezeit und mit Freuden lassen. — Da hab' ich nun schon wieder eine ganze Seite weiter geschrieben, und ich wollte doch nur ganz kurz sein. Doch wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Gottlob, daß es nur so glückliche Vaterworte sind. Und nun tausend herzliche Küsse, beste Mutter, und sei nur ganz unbesorgt, um deinen ehrenreichen, ewig treuen

Christoph.

Auch der guten, treuen Dorothee alles Herzliche und sie soll sich eben auch recht über ihr Hermännle freuen.

Der ganzen Verwandtschaft und allen Freunden Gruß und Kuß in größter Eile."

XIII.

Der Jubiläumscommers.

Diese Freudenbotschaft Vater Starks war bereits auf dem Wege zur lieben Heimath, als ihr glücklicher Absender Abends neun Uhr beim Festcommers im großen Tanzsaale über der Frankenkneipe sich schon wieder neuer Lustbarkeit und Ehre mit offenstem Herzen hingab.

Wer diese von zwei hölzernen, völlig styllosen Säulenreihen getragenen kahlen und kalten Räume noch vorgestern bei der ersten Begrüßung gesehen, der konnte nicht genug darüber staunen, mit welch' sinniger Erfindungsgabe sie heut Abend in einen märchenhaften Palastsaal umgewandelt worden waren. Frische Eichengewinde umgrünten jetzt das nüchterne Weiß der Säulenschafte in so dichtem Geflechte, thaufrisch leuchteten hie und da eingestreute Blumen aus dem dunklen Blättergrunde, und unten zwischen den Sockeln trugen Orangen und Citronenbäume, Oleander und Rhododendren ihre goldene Frucht und duftende Blüthe zu so prangender Schau, als habe der Frühling selber zum Festschmuck dieses Saales seine wunderbare Werkstätte draußen auf ein paar Stunden hieher verlegt gehabt. — Dazwischen schimmerten, von einer Säule zur andern in leichten Ketten von Immergrün schwebend, grün-weiß-rothe Girandolen und wetteiferten in ihrem magischen Glanze mit dem bunten Farbenspiel über den Kapitälen, das in den Bannern aller fremden, den Franken jemals befreundet gewesenen Corps in malerischem Wechsel sich entfaltete.

Wär' ein noch so Fremder auch schon eine Stunde zuvor in den noch leeren Festsaal eingetreten, völlig unbekannt mit der Art der hier zu begehenden Feier, er hätte nur einen flüchtigen Blick werfen dürfen auf die rings in Blumenrahmen hängenden Medaillons, und ihn hätten die darauf mit zierlichen Initialen geschriebenen kernigen Sinn- und Trinksprüche augenblicklich darüber belehrt, daß hier nur das echteste deutsche Leben ein großes Freudenfest begehe.

Doch du, lieber Begleiter, bist ja hier kein fremder Gast! Ist

dir doch das Bundeswappen schon gar wohl bekannt, das dort unter der Musikgalerie in kunstvollen Trophäen von Fahnen und Schlägern prangt, und umhangen von gar vielen Tafeln mit den Namen der Stifter und aller einstigen Franken, die seit einem halben Jahrhundert wegen besonderer Verdienste als „Ehrenmitglieder" in das Philisterium übergetreten waren. — Hast du doch den jungen Leiter dieser Feier schon in der Wiege kennen und ihn bis zu dieser Stunde gewiß auch lieben gelernt, so herzlich wie seinen alten Vater! Und bist du doch schon mit so manchem der bemoosten Häupter dieser Tage vertraut geworden, die auch heute wieder auf ihre grauen Haare vergessen und des Alters dämmernden Abend noch einmal verklären lassen wollen von ihrer Jugenderinnerung heiterem Morgenlicht!

Nein, du bist hier kein unwillkommener Eindringling! — Und siehe, da sitzest du ja schon mitten unter den alten und jungen Festgenossen, die an vier langgestreckten Tischreihen in brausendem Männerchor gerade des Bundesliedes vorletzte Strophe singen:

„Mögen rauhe Stürme walten,
Mag der Strom der Zeiten fliehn,
Wenn wir fest an Treue halten,
Wird Franconia ewig blühn.
Denn wo Freundschaft innen wohnet,
Treu, und Eintracht im Verein,
Wo der Ehre Kleinod thronet,
Wird die Macht gehalten sein." [1]

Und horch, die vier Präsidirenden an den vier äußersten Tafelenden schlagen nach den zwei letzten Versen, deren Wiederholung Blechmusik begleitet hatte, mit flachen Schlägern auf den Tisch.

„Silentium!" ruft jetzt, sich erhebend, der erste Präses, der regierende Senior Hermann Stark, und gleich ihm stehen die drei andern auf, der aktive Consenior und Secretär, nebst dem ältesten Corpsburschen. Die Schärpe um die Brust, den Schläger in der Rechten singen sie nun allein die letzte Strophe:

[1] Altes Original des einstigen Corpsburschen Gymbach, an dem strenge Formalisten über der ganzen Stimmung die paar falschen Reime nachsichtig beurtheilen mögen!

„Nehmt den Becher, wackre Franken,
Trinkt auf unsres Bundes Wohl,
Der gen Außen niemals wanken,
Nie im Innern hadern soll.
Unser Banner sei die Ehre,
Treu' und Eintracht unser Hort,
Muth und Kraft, das sei die Wehre —
Und Franconia unser Wort!"

Wieder schlagen die Präsidirenden mit flachen Klingen auf den Tisch, der volle Chor wiederholt mit Musikbegleitung die ganze Strophe. Abermals erhebt sich der Senior, ruft noch stärker, wie das vorigemal: „Silentium," und der feierliche Ausdruck seines bildschönen Gesichtes versetzt alle Festgenossen, die in den paar Tagen ihn ausnahmslos liebgewonnen, in freudigste Spannung. Lautlos hängen sie an seinem Munde. Nur einem einzigen, alten, jungen Corpsphilister in der Nähe des Bundeswappens schlägt das Herz so laut, daß es sein Nachbar, Papa Schlauch, fast hätte hören können. Und nur sein Blick wagt nicht nach dem jungen Redner hinüberzuschauen. Ganz so wie einst vor Jahren beim Maifeste der Lateinschule. — Wem dieses einzige, verzagte Herz doch wohl gehörte?

„Hochverehrte Stifter und Corpsphilister unserer Franconia! Vielgeliebte Freunde und Brüder," beginnt jetzt Hermann Stark mit klangvoller, aber noch befangener Stimme. „Schau ich jetzt umher in diesem weiten Festsaal, und seh' euch Alle darin versammelt, bemooste Häupter in Ehren und Würden ergraut, hochgestellte Mitarbeiter im Staat und berühmte Meister der Wissenschaft, seh' ich euch an, ihr andern gestandenen Männer alle, die ihr des Lebens Ernst schon an euch und euren Familien verkostet, und blick' ich wieder auf mich und meine jungen, unerprobten Jahre, so möcht' ich freilich wohl zaghaft werden in dieser hohen Feststunde als der Erste unter Euch, das Wort zu ergreifen. — Aber, meine lieben Freunde und Brüder, ich denke mir, heute sind die Würden und Aemter von euch Allen abgestreift. Ausgeglichen ist unter uns jeder Unterschied des Alters und nur das gleiche Band seh' ich Aller Herzen jetzt umschlingen, als das gemeinsame Symbol eurer und

unserer Studentenzeit. Und so ruf' ich jetzt als derzeitiger Senior der Franconia: im Namen dieser unserer Aller einstigen und jetzigen akademischen Jugend, Freiheit und Fröhlichkeit — ihr Stifter und Frankenphilister alle, aus unserer jungen Herzen tiefstem Grunde — seid uns gegrüßt!"

„Bravo, bravo!" gings murmelnd durch den Saal. Vater Stark dachte nun schon viel leichtern Herzens: „Nein, was der Junge reden kann; und wo er das nur so gelernt hat? — Doch wohl nur angeboren. — Wie, was?" — Und nun getraute er sich schon gleich den Andern ohne weitere Angst auf ihn hinzuschauen.

Und der Senior fuhr, durch diesen Beifall sichtlich ermuthigt, weiter:

„Aber, meine lieben Freunde und Brüder, gibt es nicht ein noch viel geweihteres gemeinsames Band, als das der Erinnerung an eure freien und frohen Studentenjahre, die ihr einst durchlebt und durchschwärmt im selben Bunde, darin wir uns jetzt noch unserer Jugend freuen? — Wäre es wirklich nur das allein, das den Alten wie den Jungen in diesen Festtagen das Herz so hoch gehoben und so warm gemacht? — Nur die herzliche Freude über das Wiedersehen so mancher langentbehrten Freunde? — Nur das sonnige Gedenken an eure niedergegangenen Studentenjahre? — Nein, liebe Freunde, das muß noch ein höherer Geist sein, der mächtiger als das Verständniß der einzelnen Herzen, der stärker als ihre frohe Erinnerung, alle Glieder der Franconia von jetzt und einst nun so traulich vereint, und sie dieses Zusammengehörens, dieses Sieges über Alter und Stand so bewußt gemacht hat! — Und diesen Geist, soll ich ihn euch nennen, meine lieben Brüder? — Das ist der uns allen gleich gemeinsame, alte, edle Geist des deutschen Burschenlebens, das nur in des deutschen Wesens Grund so tiefe Wurzeln geschlagen. Das ist der Geist brüderlicher Innigkeit und Freundestreue, jugendkräftigen Frohsinns und idealer Schwärmerei! Das ist der Geist tapferen Muthes und treu bewährter Mannesehre — und hoch über Allem die uns Alle gleich beseelende heilige Liebe zum großen deutschen Vaterlande."

Begeisterte Zurufe der Corpsphilister bekräftigten diese letzten

Sätze. Gar manche Hand winkte ihm Beifall. Hie und da sprangen einzelne bemooste Häupter auf, um diesen beredten, jungen Senior sich noch besser betrachten zu können. Und schon jetzt drückten Vater Starks nächste Nachbarn ihm zum Glückwunsch, einen solchen Sohn zu haben, die freudig zitternde Hand.

Aber der Sohn fuhr nach dieser Unterbrechung in seiner Rede rasch wieder fort und seine Stimme klang nun immer gehobener und feuriger.

„Euer stürmischer Zuruf bekräftigt meine Worte, liebe Freunde! So hab' ich wohl aus euren eigenen Herzen geredet. Und so sag' ich weiter: und dieses unserer Aller Bewußtsein, von diesem gleichen deutschen Studentengeiste trotz jedem Unterschiede des Alters und der Lebensstellung auch heute noch beseelt zu sein, das ist, will mich bedünken, das unauflösliche Band, das in unsern Herzen uns wahrhaft verbrüdert, Alt und Jung, jetzt und später. Und das soll bleiben unseres Bundes innerster Halt, seine schönste Zierde, seine höchste Ehre. — Und so ruf' ich denn freudig, und ich weiß, ihr Alle stimmt von ganzem Herzen mit mir ein: diesem alten, edlen, reinen Geiste deutschen Studententhums, unsern hochverehrten Stiftern, die in ihm unsern Bund gegründet, unsern Corpsphilistern, die diesen Geist darin fortgepflanzt, und unserer heutigen lieben Franconia, auf daß sie ihn treulich als eurer Aller theures Vermächtniß wahren, pflegen und vererben möge, so lange sie besteht — ein dreifach donnerndes Hoch!"

Hei, wie da Alle wie ein Mann sich erhoben, und wie das dreimalige Hoch donnerartig durch den Saal gebraust! Wie dann unter dem Anstoßen der Steinkrüge und Pokale die Zutrinkrufe verworren durcheinander schollen! Aber einer ward mitten durch von allen Seiten gar laut gehört: Trink, Stark! — Arminius, einen Ganzen! — Stark, es kommt dir was! — Schmollis, Senior!" — Und augenblicklich hatte sich noch überdieß ein dichter Schwarm von Corpsphilistern um den Senior gedrängt, die alle mit ihm anstießen, die Hand ihm schüttelten und ihn küßten, daß er gar nimmer zu sich kam.

Selbst der erste Stifter Schlehdorf trat mit seinem alten Ehrenpokal zu ihm hin und beehrte ihn mit den herzlichen Worten:

„Trink' mit mir, junger Freund, du hast mir eine große Freude gemacht! Und ich wünsche allen alten und jungen Franken Glück zu dir. Ja, in diesem Geiste, der dein Wort und Herz beseelt, habe ich einst die Franconia gestiftet, und ich danke dir dafür, daß du sie jetzt noch mit dem nämlichen belebst. — Komm her! Wenn auch ein halbes Jahrhundert zwischen unsern Jahren liegt, zwischen unsern Herzen soll nur unsere Freundschaft liegen. Schmollis, lieber Collega — der älteste Frankensenior mit dem jüngsten!"

Darauf stieß er mit Hermann an, that einen langen Zug aus dem kunstreichen Silberbecher, und schloß ihn in seine Arme, wie ein Vater den Sohn.

Auch Papa Schlauch wollte seinem Collegen Schlehdorf in Herablassung gegen diesen Senior nicht nachstehen; und auch er trank mit ihm Brüderschaft unter obligater, zärtlichster Umhalsung.

Nur des Gefeierten eigenen Vater hielt die angeborne Bescheidenheit zurück, so eifersüchtig er auch auf Alle hinsah, die auf Hermanns Lippen statt seiner das süße Vorrecht des Vaterkusses ausübten.

Und er saß ihm doch so nahe. Aber er wußte selber nicht warum, daß es ihm jetzt so prahlerisch vorkommen wollte, sich gerade in diesem Augenblick als Hermanns Vater besonders bemerklich zu machen. Und so blickte er denn in seelenvergnügter Beschränkung seines Ichs einstweilen vor sich hin.

Aber das Schicksal in der Person des urgemüthlichen Fäßle hatte es doch anders gefügt. Er, der in sich selber die Gefühle des Vaterstolzes an seinen „drei Kapitalskerlen von Buben" mit solcher Sorgfalt bisher gepflegt, gönnte nun auch dem Vater Stark die vollste und zwar feierliche Befriedigung väterlichen Stolzes um so mehr, als dessen bescheidene Zurückhaltung sein kinderweiches Herz wahrhaft gerührt hatte. Rasch entschlossen sprang er auf einen Stuhl, um die Differenz seiner kleinen Constitution gegen so manche höher aufgeschossene auszugleichen. Und nachdem er also hochgestellt zu Aller Erstaunen ganz unerwartet: „Silentium" in den Saal gedonnert, improvisirte er, wie es ihm gerade aus dem vollen Herzen zum Munde herausquoll:

„Brüder! da habt ihr nun diesem Senior Bravo zugerufen,

habt mit ihm Schmollis getrunken und ihn abgeküßt. Und ich sage: Recht so! — Denn er hat es um uns Corpsphilister miteinander verdient, und ich selber hab' an ihm mein helles Gaudium. Ist er doch ein Senior, auf den die Franconia stolz sein kann! — Aber, jetzt frag' ich euch, wo wäre denn dieser junge letzte Senior der Franconia ohne ihren vormaligen alten ersten Fuchs? Wo wäre denn dieser Sohn, wenn ihm nicht zuvor sein Vater das Leben geschenkt hätte? — Und darum denk' ich, ist es auch nicht mehr als billig, wenn wir jetzt sogleich im Jubel über den jungen Sohn auch mit Ehren des alten Vaters gedenken, ohne den dieser patente Senior ganz ohne Zweifel gar nie und nimmer weder auf die Welt, noch zu den Franken gekommen wäre. — Darum, ihr Väter und ihr Söhne, stimmt mit ein: dem ehrenwerthen Vater Stark, zum Danke für diesen Sohn, und daß er noch lange leben und sich an ihm erfreuen möge — ein dreifaches herzliches Lebehoch!"

Danach sprang das dicke Fäßle mit elastischem Schwung — wenn's wahr ist — von seinem Stuhle herunter. Und somit wäre Alles ganz gut gegangen. Erstens war er in seiner so ehrlich gemeinten Stegreifrede nicht stecken geblieben, worüber er sich nachträglich noch selber wunderte; zweitens ward sein Hochruf von einem solchen Echo erwiedert, daß man dachte, der Saal müsse einstürzen. Und er hatte sonach allen Grund, mit berechtigtem Selbstgefühl als der Allererste dem durch ihn Gefeierten um den Hals zu fallen.

Aber der ärmste Vater Stark! — O welche Sturmfluth von weiteren Begrüßungen mußte dieser nun über sich ergehen lassen! Als aber gar wieder, nachdem der erste Sturm überstanden, die zwölf activen Füchse mit eben so vielen Zinnpokalen drohend gegen ihn heranmarschirt kamen, um auch ihren Tribut der Verehrung neuerdings an ihm abzutragen, da rief er in seiner Angst mit abwehrenden Händen: „Silentium!" — denn eine Dankrede dünkte ihm jetzt noch der einzige Retter in dieser Noth. Aber bei all' seiner fast täglichen Uebung vor dem Richtercollegium jetzt so schnurstracks auch mit bescheidenster Rhetorik die betreffenden Gedanken zu Faden zu schlagen, diese Angst trieb ihm doch das Blut ein wenig gegen den Kopf. Doch das Silentium war einmal herausgewischt.

Unheimliche Spannung lauschte bereits seiner in Aussicht stehenden Rede. Da that er, wie Hilfe suchend, noch einen großen Blick auf Hermann, der selber ängstlich nach ihm hinsah, weil auch er ihn noch niemals öffentlich sprechen hörte. Und aus des Sohnes klarem Antlitz voll kindlicher Ehrfurcht und Liebe wehten ihm wie süße Frühlingsdüfte die rechten Gedanken zu seiner Rede in das verzagte Vaterherz.

Und Vater Stark begann mit unsicherer Stimme:

„Meine hochgeehrten Freunde und vielgeliebten Brüder! Wenn man, wie ich, seine siebzig Jahre zählt, da hat man wohl Freud' und Leid gar viel an sich erlebt. Und ihr, die ihr selber Väter seid, wenn auch viel jünger als ich, ihr wißt es wohl am besten, Freud' und Leid im Hause schaffen am meisten die Kinder. Nun bekenn' ich gerne mit innigstem Dank gegen Gott, daß in meinem Vaterherzen die Freude das Leid bisher gar weit überwogen hat. Aber mit tiefgerührtem Herzen sag' ich euch jetzt: diese Festtage, die ich siebzigjähriger Mann nun unter euch erlebt, die sind doch noch die allerreichsten an Vaterglück gewesen, seit ich meinen liebsten Sohn in der Wiege liegen hatte. Und all' das Glück dieser Tage, das dank' ich euch, meine Lieben, alten und jungen Freunde! Denn eure große, edle Liebe zu meinem Sohne hat es mir bereitet. Und habt ihr auch mich unbedeutenden Mann mit so völlig unverdienten Ehren überhäuft, so nehm' ich sie eben dankbar von euch hin, als meines Sohnes Vater, und" fuhr er immer weicher werdend fort, „so wünsch' ich euch zum reichsten Vergeltsgott für diese große Liebe zu meinem Sohn, euch Allen, die ihr schon Väter seid und noch werdet, wünsch' ich jetzt aus der Fülle meines ergriffenen Herzens, daß ihr im Alter an euren eigenen Kindern einst so wenig Leid und so viel Freud' erleben möget, wie jetzt ich selber an meinem eigenen Sohn, und daß ihr ......" da erstickten Thränen seine Stimme. — „O nehmt mir's nicht übel, — es geht nicht mehr, — und, ihr wißt schon, was ich meine ...."

Er hielt die Hand vor die Augen. — Ja, mach' dir's nur leicht, alter glücklicher Vater! O wer sich auch solcher Thränen zu schämen hätte! Denn sieh' nur um dich! Es sind nicht die einzigen, die von

Vaterwangen niederrinnen. — Selbst des leichtsinnigsten Fuchses Herz war nicht völlig unbewegt geblieben.

Und was wohl Vater Starks eigener Sohn dabei gethan und gesagt? — Der trat auf ihn zu, und drückte mit innigsten Küssen ihn an sein liebevolles Herz. Aber geredet hat er zu ihm kein einzig Wort und doch ihm Alles dabei gesagt.

Doch komm, Vater Stark! auch deine Augen laß jetzt wieder trocken werden! Ihr Festgenossen alle, bleibt wieder heiter! Es ist ja ein hohes Freudenfest, das ihr jetzt feiert, und nur frohe Gesichter will es jetzt mehr sehen. Musik und Gesang ertönt aufs Neue! — Und siehe, schon hängen die drei Stifter nebst dem ältesten Corpsphilister die Schärpen um und gehen, die Schläger in der Hand, an ihre Präsessitze.

„Silentium!“ ruft Schlehdorf, „wir singen das Lied: Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!“ — Und Theodor Körners, des edelsten deutschen Burschen, Lied voll Jugendkraft und Schwärmerei versetzte wieder Alle in die freudigste Feststimmung.

Die drei ersten Strophen sind bereits verhallt. Die vier Präsidirenden stehen auf, der dritte ein wenig befangen vor sich hinschauend. Denk' dich aber auch in diese neue, ungewohnte Stellung Vater Starks! Es ist ja heute das erstemal, daß er überhaupt bei einem Commers präsidiren darf und nun ist er schnurstracks sogleich zur hohen Ehrenstufe des Stifterpräsidiums hinaufgestiegen. Ist es da ein Wunder, wenn unserm neugebackenen, siebzigjährigen Corpsburschen so hoch droben ein wenig schwindlig wird, besonders jetzt, wo er so allein dastehend, allen Blicken und Ohren ausgesetzt, mit seinen drei Collegen ein Soloquartett ausführen soll? — Lieber Himmel, vor wie viel Jahren mag das wohl geschehen sein, wenn er überhaupt einmal allein gesungen hat? Und dann sein angebornes unmusikalisches Gehör! Mit Schrecken fiel ihm dabei sein vor sechzig Jahren verunglückter Flötenunterricht ein. Aber Vater Stark ist „klug und weise,“ wie der Bürgermeister von Saardam, und singt daher auch nur im bedächtigsten Piano mit, so daß man von seinem Mitsingen kaum etwas mehr bemerkt, als den halbgeöffneten Mund. — Trotz all' dieser Bemäntelung seines negativen Musikgenies kam

er sich dennoch wie erlöst vor, als der letzte Vers glücklich überstanden war, und er, mit dem Schläger auf den Tisch patschend, sich von dieser ehren- und peinvollen Stellung wieder auf seinen Stuhl erniedrigen durfte.

Und nun sang der volle Chor nochmals die letzte Strophe:

„So ist der Bund aufs Neu' beschworen,
Das Glück soll freudig ihn umwehn!
So haltet fest, was wir erkoren,
Der Brüder Freiheit soll bestehn!
Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!"

Ein aufmerksamer Beobachter konnte es dem ersten Stifter Schlehdorf an seinem sinnenden Auge deutlich abmerken, wie sein Geist schon während dieses Schlußchores in andern Regionen schweifte. Und kaum war der letzte Vers verklungen, da erhob er sich. Sein ganzer innerer Adel trat ihm auf das geistreiche Gesicht. Es hätte seiner Aufforderung zum Silentium gar nicht bedurft, daß Jeder jetzt andachtsvoll seinen Worten gelauscht hätte.

„Active Mitglieder der Franconia, meine lieben jungen Freunde!" hub er mit jener Sicherheit des Tones an, die den langgeübten Redner augenblicklich kennzeichnete. So eben sind in diesem Festsaale die zwei letzten Verse aus dem Lied unseres unsterblichen Freiheitssängers verhallt, die da lauteten:

„Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!"

Was liegt nicht Alles in diesen wenigen Worten für euch geborgen! Der ganze Inhalt eures jetzigen und späteren Berufs. — Lieb' und Vaterland! — Welche sinnreiche, herzinnige Verbindung! Welch' tiefe Bedeutung in dem grün-weiß-rothen Bande!"

„Grün ist die Hoffnung, so recht die Farbe eures jetzigen Lebens. — Steht ihr doch noch wie auf einem Berge, darauf der Jugend Morgensonne euch Haupt und Herz umleuchtet, und vor euch liegt die Zukunft, ein Paradies voll Hoffnungen, von goldenem Dufte noch verschleiert. — Ja, meine jungen Freunde, hoffet, daß, wenn

die Hand des Lebens diesen Schleier von Jahr zu Jahr immer mehr hinwegstreift, hoffet, daß ihr dann auch nicht das kleinste Stück Wüste in diesem geträumten Paradiese findet. — Die Hoffnung ist die Säule der Welt, sagt ein altes, weises Wort. Und ich sage euch: die Hoffnung ist eurer Jugendzeit ganz unschätzbares Angebinde. Sie ist der über alles Erdenleid hinwegtragende Flügel eures Geistes; der Goldbecher, daraus euer Herz stets neu perlenden Frohsinn trinkt. Sie ist das verklärende Sonnenlicht eurer jungen Tage, wie das Abendroth unserer alten. — Denn sind eurer Hoffnung duftige Schleier auch zumeist vor unsern Augen schon niedergefallen, und schauen wir das Leben in seinen unverhüllten, schmerzreichen Zügen — der Geist der Hoffnung ist doch auch unserer Jahre stärkender und tröstender Begleiter, wenn auch mit ernster sinnendem Antlitz als der eure, der nur heiter lächelt. — Auf unsere Kinder hoffen wir Väter, daß sie unsere Liebe für sie mit voller, echter Münze heimbezahlen. Wir hoffen auf sie und euch, ihr jungen Franken alle, daß ihr einst im Dienste des Vaterlandes dasteht als ganze Männer. — Wir hoffen auf ein glorreiches Auferstehen unserer zu Grabe gestiegenen, alten deutschen Macht. Wie der alte Rothbart an seinem Steintisch im Kyffhäuser, so harren auch wir des erlösenden Rabenschreies. — Und wenn wir Aeltesten und Alten ihn nimmer hören, so setzt ihr Jüngsten und Jüngeren unsre Hoffnung in euch fort. Euch kann sie noch Erfüllung werden. — Und endlich hoffen wir Alten auf Eines, das sicherlich uns nicht betrügen wird, wir hoffen auf ein einstiges, besseres, ewiges Leben."

Es gibt einen Beifall, so innig empfunden, daß er sich nur in lautloser Andacht offenbart, die sich auf des Hörers Antlitz niederläßt, und es vergeistigend verschönt. Unter einem solchen Beifalle, dessen Schlehdorf gar wohl inne wurde, fuhr er weiter:

„Weiß, — das ist des Frankenbandes zweite Farbe. Sie bedeutet Reinheit. — Und haben wir auch auf der breiten Heerstraße der Hoffnung nach manch' herber Enttäuschung schon die größte Strecke zurückgelegt, die ihr noch mit der glücklichen Illusion der Jugend zu durchwandern habt, — auf dem schmalen, steilen Wege der Reinheit sollen wir unzertrennlich und alle Zeit zusammengehen,

zu unserer Aller einzigem hochgesteckten Ziele, das Mannesalter Hand in Hand mit der Jugend. — Ja, meine jungen Freunde, in der Reinheit des Geistes und Herzens darf kein Unterschied zwischen uns walten. Reinheit und Adel der Gesinnung soll unter uns den Greis und Mann und Jüngling zieren, als gemeinsames, fleckenloses Priesterkleid im heiligen Dienste der Mannesehre und des Vaterlandes. Die Gemeinheit sei unsrer Aller gemeinsame Schmach — und unversöhnlich gegen sie sei unsrer Aller Streit!"

Da wollten schon Einzelne losbrechen in ihrer Begeisterung. Aber der Senior Hermann Stark, der selber wie ein regungsloses Bild diesen hehren Worten lauschte, beschwichtigte mit erhobener Hand die einzelnen Bravos. Und Schlehdorf fuhr weiter, von so feierlicher Stimmung belauscht, als sei dieser Festsaal in Tempelhallen umgewandelt worden.

„Und endlich unseres Bandes dritte Farbe: roth, die Farbe der Liebe! — O meine jungen Freunde, welches Meer von hochwogenden Empfindungen schwillt jetzt in mir auf bei diesem einzigen Worte: „Liebe!" — Denn bedeutet es für uns nur jenes selige Gefühl allein, das den Jüngling an die Jungfrau, den Bräutigam an die Braut, den Mann an das Weib mit wunderbarem Herzenszauber fesselt? Oder jenes Band der Ehrfurcht allein, das euch mit euren Eltern innig eint, wie uns Väter mit unsern Söhnen? — Nein, meine Freunde, die Liebe, die ich jetzt meine, das ist vor Allem jene große, heilige, die wieder uns Alle gemeinsam durchglühen soll, die Väter wie die Söhne. Das ist die Liebe zu allem ewig Guten und ewig Heiligen, zu allem ewig Wahren und ewig Schönen. Das ist jene flammende Himmelstochter, die stets Hand in Hand geht mit ihrem zornglühenden Bruder — dem Haß. — Das ist die Liebe für Wahrheit und Recht und der Haß gegen Gewalt und Lüge von Oben und von Unten. Das ist die Liebe für das Vaterland und der Haß gegen seine Feinde außen und innen. — O daß ihr nie und nimmer einst zu jenen halben Männern zählen möget, die nicht lieben und nicht hassen können, zu jenen „Lauen," von denen geschrieben steht, daß Gott selber sie ausspeien will aus seinem Munde. — Begreift ihr nun den tiefen Sinn in der Verbindung der Worte: Lieb' und

Vaterland? — Und ist eures dreifarbigen Bandes Bedeutung euch nun völlig klar geworden? — Und so wiederhol' ich einfach:

„Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!“ —

Es gibt Momente, in denen der Erzähler am besten thut, auf die Macht seines Wortes zu verzichten und es seinem Zuhörer zu überlassen, die Stimmung sich selber auszumalen. So schweig' auch ich jetzt von dem Wiederhalle, der nun im losbrechenden Sturme dieses Redners Worten gefolgt war.

Die Wogen der Begeisterung hatten sich längst wieder gelegt; trauliche Zwiesprache durchsummte den Saal. — Und siehe, welch' neue Spannung ergreift wieder alle Festgenossen! Denn auch Papa Schlauch erhebt sich jetzt, und gibt, statt des studentischen Silentium mit dem Zinndeckel seines Steinkruges philisterhaft klappernd, das Zeichen zum Schweigen.

Jeder denkt überrascht: was? der Papa Schlauch hält auch eine Rede? Nun, da bin ich aber begierig.

Er aber zieht mit gemüthlichem Phlegma ein Blatt Papier aus seiner Rocktasche und überfliegt es noch einmal mit selbstgefälligem Schmunzeln, daraus sein ganzer, alter Humor hervorleuchtet. Und doch fliegt ihm wieder die ausgeprägteste elegische Stimmung über sein faltenreiches Gesicht.

„Aha, er hat seine Rede aufgeschrieben. Ja, dann glaub' ich es gern, daß er eine halten kann. Und mir scheint nach seinem tragikomischen Gesicht, sie wird ein Curiosum werden, wie er selber.“

So denkt wieder Der und Jener. Aber sie haben sich doch Alle verrechnet. — Denn, was Papa Schlauch jetzt als Rede spricht, hat er nicht aufgeschrieben, und was er aufgeschrieben hat, das ist keine Rede. Nur die Ahnung von der tragikomischen Natur dürfte nicht ganz falsch sein. — Und wie seine ganze äußere Erscheinung den schneidendsten Gegensatz bildet zu der hohen, vornehmen Gestalt Schlehdorfs, so ganz ähnlich verhält sich nun auch die populäre Stylistik seiner prosaischen Einleitung zu dem eleganten Ausdruck seines geistreichen Vorredners.

„Ihr Füchse der Franconia!“ beginnt also Papa Schlauch mit unbefangenster Gemüthsruhe. „Redenhalten war von jeher meine Sache nicht. Je nun, dazu gehört eben ein besonderes Genie und das hab' ich einmal nicht. Liegt mir auch weiter gar nichts dran. Denn, wenn ich auch eine noch so große Portion davon hätte, so wär' ich schon selber so gescheidt, jetzt nach den vorhin gehörten Worten meines verehrtesten Constifters hübsch mäuschenstill zu bleiben. Aber dafür war mir Gott Apollo schon seit Kindesbeinen nicht immer ganz ungnädig gewesen, obgleich ich nie was habe drucken lassen. Und darum hab' ich das, was ich euch jetzt gerne sagen möchte, zur Abwechslung in Knittelverse gebracht. Ein gar kurioses Thema, sag' ich euch, halb lächerlich, halb weinerlich; euch Füchsen aber zum abschreckenden Beispiel. — Ist mir schon ein wenig sauer worden, für euch just diese Reime zu schmieden. Doch ich weiß selber nicht, 's ist mir eben daheim so in den Sinn gekommen. Und so dacht' ich mir denn: also los damit! Vielleicht kann es doch dem Einen oder Andern von euch zu Nutzen sein. Gehört aber freilich eine ziemliche Dosis Resignation dazu. Doch in dieser hab' ich mich seit circa fünfzig Jahren so fest eingepaukt, daß ich mir jetzt getraue, auf der Mensur bescheidener Selbsterkenntniß die ganze Menschheit auszuschmieren. — So, meine lieben Füchse, das wär' also vorderhand die ungereimte Vorrede gewesen, und nun kommt eigentlich die versificirte Hauptsache.“

Hatte schon vorher der bloße Gedanken an Papa Schlauchs Rede als Festgenossen in die neugierigste Spannung versetzt, so war sie natürlich durch diese seltsame Einleitung bis zum höchsten Gipfel gesteigert worden, als er das räthselhafte Blatt nun wieder in die Hand nahm, und unter erwartungsvollster Stille zu lesen begann:

„Ihr jüngsten Brüder der Franconia,
Da steht vor euch der alte Papa Schlauch,
Wie eine Warnungstafel steht er da;
Was ich euch drauf geschrieben, hört nun auch!
Denn euch zu Nutz' und Lehr' hab' ich's gethan,
Wenn es mich selber auch compromittirt.
Doch war ich stets ein offener Kumpan,
Und Reu' und Leid niemals blamirt,

Absonderlich, wenn solche offene Beicht'
Wird abgelegt für Andrer spätres Heil.
So hört mir also zu und nehmt's nicht leicht,
Und Jeder trage heim sein bestes Theil!"

Nach diesem bußfertigen Eingange, daraus seinen zwei Mitstiftern Schlehdorf und Vater Stark der Grundgedanke dieses Poems schon etwas heller dämmerte, fuhr er wie ein alter vorhomerischer Rhapsode mit episch getragenem Ausdrucke weiter:

„Ich war ein so fideles Kneipgenie,
Wie diese Musenstadt je eines sah,
Mir schmeckte Bier und Wein und Punsch, und wie?
Die Kneipe pflegt' ich wie die Attika.
Im Kartenspielen war ich Virtuos,
Das sagt noch heut mein Papa Schlauch.
So oft und forsch wie Einer ging ich los,
Beim tollsten Schabernak da war ich auch.
Ich ritt so scharf, daß mir kein Pferdejud'
Mehr einen Gaul wollt' leihn um schweres Geld.
Den schönsten Mädchen war ich allen gut,
In manchem Abenteu'r war ich der Held.
Dabei war ich, auch das ist wohl bekannt,
Der treu'ste Kamerad ohn' Trug und Hehl;
Gemeinem Sinn war stets ich abgewandt,
Nie ging ich auf dem Pfad der Ehre fehl.
Mich hatten Alle lieb im ganzen Corps,
Und wie ich fortzog, that es Jedem leid,
Manch ein Philister stand betrübt am Thor —
O, 's war 'ne schöne urfidele Zeit!"

Ein tiefer Seufzer bezeichnete jetzt den Uebergang von diesem freudenvollen Abschnitt zum folgenden leidvollen, bei dessen Vorlesung auch sein Ton ein ganz anderer ward, weich und klagend:

„Doch meine jungen Freunde, merket auf!
Denn ach, jetzt kommt nach solchem hellen Weg
Der dunkle Gang in meinem Lebenslauf,
Der leider schnurgrad ausgeht vom Colleg.
Denn hört, mit Reu' und Leid bekenn' ich's jetzt:

So gut bekannt mir Kneipe wie Mensur,
So oft ich Andern einen Schmiß versetzt,
Und froh gewandelt auf der Liebe Spur, —
Ach, im Colleg war ich ein seltner Gast.
Bei manchem Herrn Professor fehlt' ich ganz;
Pandekten hatt' ich in den Tod gehaßt,
Zum Ekel war mir Staatsrecht und Finanz.
Des Studiums rechte Stimmung kam mir nie;
Zum Schlauch doch war ich immer animirt,
Und das Collegienheft auf meinem Knie
Hatt' ich gekartet und zugleich studirt.
Doch blinder Wahn, daß frevelnd ich gedacht,
Pandekten sie vertrügen sich mit Schlauch.
Ich ging wohl dreimal muthig in die Schlacht,
Doch jedes Jahr ward ich geschlagen auch.
O liebe Freunde, was ich später dann
Als so geschlagener Philister litt —
Das Alles ich euch gar nicht sagen kann.
Mein ganzes Leben ich mit Mühsal stritt."

Und von seinem Herzen und seiner Stimme alle trübe Erinnerungen jetzt gleichsam abschüttelnd, schloß er nach diesem Adagio wie ein beflügeltes Allegro:

„Gottlob, daß all' mein Kampf nun bald vorbei,
Und meine Wunde ihren Brand verlor,
So daß der einstigen Juristerei
Ich heut gedenk' mit altem Kneiphumor;
Und ich der alten, schönen Burschenzeit
Von Herzen mich hier freu' nach all' der Noth!
Doch ihr, o werdet jetzt durch mich gescheidt!
In aller sorgenlosen Fröhlichkeit
Denkt auch an euer später täglich Brod!
Und schwänzt mir nicht voll Leichtsinn das Colleg,
Wie's leider einst bei mir der sünd'ge Brauch!
Sonst kommt ihr auf denselben Büßerweg!
Drum zieht daraus für euch den weisen Schluß:
Seid flott und lustig, doch studiret auch!
Dran mahnt euch jetzt mit reuigstem Verdruß
Der dreimal durchgefallne Papa Schlauch." —

Es war ein streitendes Gemisch von heiterer und wehmüthiger Stimmung unter den Zuhörern, als Papa Schlauch den letzten Vers seines seltsamen Gedichtes gesprochen hatte. — Da sprang rasch ein witziger Fuchs, der schon in mancher Donnerstagsfama durch sein Improvisationstalent die Gäste erheitert hatte, auf einen Stuhl und verhalf der noch zurückhaltenden Heiterkeit zum Durchbruch, da er im Nu mit komischem Pathos herunterdeklamirte:

„Dem hochverehrten, liebsten Papa Schlauch
Sag' ich im Namen aller Füchse Dank,
Daß er uns jetzt ermahnt so frei und frank,
Und Jeder von uns will's befolgen auch.
Die Herrn Pandekten und die Frau Finanz,
Das Fräulein Staatsrecht und wie all' sich nennen,
Sie sollen ganz genau uns lernen kennen,
Daß wir einst absolviren nur mit Glanz;
Und unsres Papa Schlauch so schön Gedicht
Verherrlicht werd' durch unser flott' Examen.
Das sei gelobt in aller Füchse Namen!
Und also schließ' ich, denn mehr weiß ich nicht;
Vivat der Papa Schlauch und somit — Amen!"

Noch auf dem Stuhle machte der Witzbold eine scherzhafte Reverenz und sprang flugs herab, sich wieder im Gedränge verlierend, während schallendes Gelächter als bester Beifall ihm nachfolgte.

Aber um Papa Schlauch sammelte sich jetzt ein dichter Haufen von alten und jungen Gratulanten, die in den verschiedensten Tonarten auf sein neuentdecktes poetisches Genie einen Lobhymnus anstimmten, den der greise, joviale Dichter auch mit glücklichem Gesicht und vielfachen, von seiner subalternen Stellung gewohnten Bücklingen bereitwilligst anhörte.

So zogen ernste und heitere dramatische Scenen in stets neuem Wechsel über die Bretter dieses Festsaales. Wie manch' andere könnte ich noch vor dir spielen lassen, wenn mir nicht vor deiner Ermüdung bangte!

War das z. B. ein allgemeines Zutrinken und zärtliches Umarmen aller Väter und Ehemänner, nachdem das Fäßle als erster

Präses die vier letzten Verse seines ebenfalls höchst eigenhändig gedichteten Festliedes abgesungen hatte, die nach der pompösen Melodie: „Vom hoh'n Olymp herab“ — zweiter Theil — alle betreffenden Herzen in höchste Ekstase versetzten und da lauteten:

„Hoch leben all', die wir Brüder uns sind,
Lasset auch leben so Weib wie Kind!
All' unsre Buben, so groß und so klein,
Sollen wie wir einst Franken sein!“ —

Glückliches Fäßle, wie hattest du da gejubelt, da du deine kreuzbrave Frau sammt deinen drei Kapitalskerlen von Buben ein paar dutzendmal hoch leben ließest! — Aber mindestens Zweien hatten seine wohlgemeinten Verse im Stillen doch gar weh gethan. Das war der Erste, der Schmalzpeter, der unter all' dem Jubel, nachdem er noch mit hellem Auge seinem treuen Weibe den Becher geleert, dann seinen drei todten Söhnen nochmals eine unbeachtete Thräne nachgeweint. — Und der Zweite, das war des Fäßle's einstiger Leibfuchs, jener einsame Präsident, der sich gepreßten Herzens seitwärts schlich, weil sein geliebtes Weib im Grabe lag und er um keinen Sohn zu jubeln noch zu trauern hatte.

Nur einem einzigen Liede hör' jetzt noch zu, lieber Begleiter! Vielleicht hast du lange schon zuvor davon gehört, und es ist dir nicht unerwünscht, es ausführlicher kennen zu lernen. Oder du hast es selber schon mitgesungen und lässest dir gern eine frohe Erinnerung wecken! Ist es doch Haupt und Krone jedes Commerses, der vielberühmte Landesvater, „das Lied der Lieder.“ Das kündet dir schon die hochgetragene Weise, die an Feierlichkeit alle andern heut Abend gesungenen noch überragt. Das sagen dir schon die vier folgenden Strophen, die unter demselben Präsidium, wie beim Bundeslied, jetzt alle Herzen mit der edlen Gluth deutscher Vaterlandsliebe entflammen:

„Alles schweige! Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr!
Hört, ich sing' das Lied der Lieder!
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hall' es wieder, froher Chor!

Deutschlands Söhne, laut ertöne
Euer Vaterlandsgesang!
Vaterland! du Land des Ruhmes,
Weih' zu deines Heiligthumes
Hütern uns und unser Schwert!

Hab' und Leben dir zu geben,
Sind wir allesammt bereit:
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das Vaterland gebeut.

Lied der Lieder hall' es wieder:
Groß und deutsch sei unser Muth!
Seht hier den geweihten Degen,
Thut, wie freie Burschen pflegen,
Und durchbohrt den freien Hut!"

Und siehe, welch' neue eigenthümliche Scene in diesem studentischen Melodrama! Jetzt erheben sich die vier Präsidirenden, deren erster Hermann Stark. Jeder hängt seine Mütze auf die Spitze des Schlägers und singt im Quartett:

„Seht ihn blinken in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht!"

Dann durchsticht er die Mütze, streift sie bis herunter auf den Korb, legt Daumen und die zwei Finger der Rechten auf die Klinge, währenddem er weiter gesungen:

„Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Franke sein."

Darauf treten die Präsidirenden, Jeder an eine andere Tafelreihe, indem sie daran mit den obersten Festgenossen anstoßen und dazu singen:

„Nimm den Becher, wackrer Zecher,
Vaterländ'schen Trankes voll!"

Und ihm den Schläger reichend:

„Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr' ihn durch die Mütz' und trinke
Auf Franconia's hohes Wohl!“

Der Becher wird geleert. Und nun singt der Einzelne dieselbe Strophe wie vorhin die Präsides, indem er nun ebenfalls die Mütze auf die Schlägerspitze hängt, sie dann durchbohrt und die Schwurfinger auf die Klinge legt:

„Seht ihn blinken in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht!
Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre:
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Franke sein.“

So geht's der Reihe nach von Einem zum Andern. Endlich sind die vier Präsidirschläger bis zur Spitze mit dicht auf einander geschichteten Mützen angefüllt.

Jetzt folgt eine längere Pause. — Das stürmische Lied von Lützows wilder verwegener Jagd wird vom Trompetercorps aufgespielt. — Wie da das Blut der bemoosten Häupter unter dieser aufregenden Weise rascher floß und ihre Augen heller glänzten! Von den gestandenen, wie jungen Männern fielen immer mehr begeistert ein, und endlich erklang's mitten durch die Trompeten in brausendem Männerchor:

„Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.“

Der letzte Vers war gesungen. Da erhob sich ein Corpsphilister, den wir heute Abend noch nicht kennen gelernt, dem aber dieses Lied Mark und Bein durchschauert hatte, wie keinem Andern. Das war — Majoratsherr, Caspar von Bergheim, eine hohe, stämmige Ge-

stalt mit soldatisch geschwungenem Schnurrbart unter der Adlernase; der kernige Vater jenes dir wohl noch bekannten Seniors, Hans von Bergheim, den leider sein diplomatischer Beruf im fernen Madrid gezwungen, statt seiner nur die herzlichsten Glückwünsche zur alten, deutschen Musenstadt heraufzusenden.

Und als einstiger, kühner Lieutenant jener Lützow'schen, wilden, verwegenen Jagd, zu der sein glühender Patriotismus ihn von seinem Stammsitze, von Weib und Kind hinweggetrieben, drängte es ihn nun, sein übervolles Herz auszuschütten in der originellen, derben Anrede:

„Kameraden! Ganz derselbe Casus bei mir, wie vorhin bei Papa Schlauch. — Redenhalten auch nicht meine Sache, wenn auch unter euch einmal studirt. Aber nur zum Plaisir, und ist schon an die fünfunddreißig Jahre her. — Aber wenn's gilt — Courage haben! — Anno dreizehn, vierzehn, fünfzehn — potz Blitz! Ei ja, da hat es gar wetterisch gekracht! Und da war ich auch dabei unter der wilden, verwegenen Jagd. — Drei Blessuren gekriegt durch Kugel und Hieb. Aber erst nach der Schlacht bei Leipzig den Säbel wieder an die Wand gehängt und mein Stammgut in die Hand genommen. — Ei, war mir gar ein lieber Kamerad — der Theodor Körner. Bei Lützows Freicorps Lieutenant gewesen, wie ich. Hat mir manchmal ein just fertig gewordenes Kriegslied vordeclamirt auf Vorposten und im Bivouac. Ganz magnifique Sachen und süperb amüsirt dabei. — Aber die Hauptsache, liebe Brüder! — Körner auch so gewesen, wie er versificirt. — Viel schöne Lieder gemacht, aber auch just so viel Courage entwickelt vorm Feind. Und wohl gemerkt, zuletzt geblutet und gefallen fürs Vaterland! — Ei ja, solche deutsche Reimschmiede mir schon recht — zum Encouragiren mit der Feder und zum Dreinschlagen mit dem Schwert. — Drum die Moral daraus für die Franconia: Nicht nur von Deutschland plaudern und singen und jubiliren, sondern auch eintreten mit dem Säbel in der Faust, wenn's wieder einmal gilt. Freilich wann, wie und gegen wen? — Je nun, bin kein Prophet, will auch keiner sein. Aber kann schon noch kommen. Franzosen immer noch in Paris und Vater Rhein deutscher Fluß. Also jetzt, als alter Lützow'scher Jäger

ohne viel façon de parler — kurz und gut: deutsches Vaterland hoch und die Courage dafür zu streiten und zu sterben, wie dazumal in Lützows wilder, verwegener Jagd! — Hurrah, hurrah!"

So sehr auch diese nur stoßweise hervorgepolterten Soldatenworte allen Regeln der Grammatik und Rhetorik spotteten, so war doch ein so allgemeines Feuer davon in allen Herzen angezündet worden, daß die Hurrahs mit Trompetentusch immer noch nicht enden wollten, als die vier vorigen Präsides nun wieder die mit Mützen angefüllten Schläger ergriffen, um den zweiten Theil des Landesvaters zu beginnen. Erst jetzt kehrte die Ruhe allmälig wieder zurück.

Und horch, nun singt an den vier Tafelreihen jeder Präses, da er die Mütze seines Nachbarn wieder aus dem Schläger streift, sie ihrem Besitzer aufs Haupt setzt und dann mehrmals mit der flachen Klinge berührt:

„So nimm sie hin!
Dein Haupt will ich bedecken,
Und drauf den Schläger strecken,
Es leb' auch du, mein Bruder, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich schimpfen soll!"

Dann reichen Beide sich die Hände, küssen sich einander, und sich fortwährend die Hand schüttelnd, singen sie zusammen:

„So lange wir uns kennen,
Woll'n wir uns Brüder nennen;
Es leb' auch du, mein Bruder, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich schimpfen soll!"

Aber wie Hermann jetzt zu seinem Vater trat, ihm seine wunderschöne Cerevismütze aufsetzte und in herzlicher Variation dann zu ihm sang:

„Es leb' auch du, mein Vater, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich schimpfen soll!"

Da tätschelte Vater Stark Hermanns Narbe auf der linken Wange und sagte dabei: „O du guter Sohn, du hast mich nicht beschimpfen lassen." — Und als die andern Verse zum Singen kommen sollten: „So lange wir uns kennen, woll'n wir uns Brüder nennen," da

küßten sich Vater und Sohn zuvor so lang und innig, daß sie zu diesen Worten gar nicht mehr kommen konnten. Und Hermann trat ab mit nassen Augen, um bei dem nächsten Nachbar sein Präsidentenamt weiter auszuüben.

Trotz dieser rührenden Scene vergaß indessen Vater Stark doch nicht, sogleich seine Cerevismütze wieder abzunehmen und ängstlich nachzusehen, welch' garstiges Loch wohl dieser Schlägerstich darin hinterlassen habe. Und in seiner altgewohnten conservativen Virtuosität schüttelte er verdrießlich den Kopf, da er den mächtigen Riß mitten in den Strahlen des Silbersternes betrachtete: „Hm, hm, es ist doch jammerschade. Jetzt dieses schreckliche Loch in dieser kostbaren Mütze! — Kuriose Mode mit diesem Durchstechen. Da hätte sich doch gewiß auch eine andere, weniger ruinirende und doch nicht minder feierliche Form erfinden lassen. — Ja, diese Studenten! — Wie, was?"

Und wieder ein neuer Auftritt im Landesvater, mit dem er jetzt sein Ende findet.

Sieh' hin, die vier Präsides, deren Mützen nun noch allein an den Schlägern stecken, setzen sie sich, auf Stühlen stehend, unter demselben Gesange nun selber auf. Zuletzt schlagen sie mit den Schlägern zusammen und singen dazu:

„So fest als Deutschlands Eichen stehen,
Steh' Franconia, bis wir zu Grabe gehen,
Ihr Ziel sei Ewigkeit!" . . .

„Exest Commercium!" rief nun der Senior Hermann Stark, und die eigentliche Feier war zu Ende. Aber noch lange nicht das Zechen, Singen und Schwärmen. Nun wurden erst dampfende Punschbowlen aufgetragen. Und die alten Jünglinge von siebzig, sechzig und fünfzig Jahren stimmten das alte, berühmte Lied an:

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus."

Papa Schlauch ward stets mit seiner Stimme zuerst gehört und auch Präsident Schlehdorf sang noch mit und hielt bis nach Mitternacht aus. Ebenso saß auch das Fäßle auf seinem Stuhle wie angeleimt vor seinem Punschglase und schaute so hell und lustig drein, als sei er gerade erst Morgens aufgestanden, während mancher der Jüngeren hinter seiner Hand ein verstohlenes Schläfchen machte, um sogleich wieder mit muthwilliger Neckerei von den Alten aufgeweckt zu werden.

Nur Einer schlich sich mitten in dem „gaudeamus igitur“ unter dem Schutze Fritz Kreutzers, der heute Hermanns Sohnespflicht vertreten mußte, mit französischem Gruße unbemerkt davon. Noch länger auszuhalten und gar noch mit dem verlockenden Punsche nähere Freundschaft zu schließen, dazu reichte denn doch seine siebzigjährige Jugend nimmer aus, mit so jugendfrischem Herzen er auch diese drei Festtage durchgelebt hatte.

*
* *

Am andern Morgen schrieb Vater Stark als letzten Bericht an Mutter Rosalie:

„Liebste, beste Frau! Da sitzt wieder dein unverbesserlicher, leichtsinniger Bruder Studio, zwar soweit ganz gesund und geistig frisch, wie es sich für meine jungen Jahre gar nicht anders paßt, aber doch ein wenig übernächtig und leiblich abgespannt. Mein altes Corpsphilisterherz ist auch von dem gestrigen Festcommers so übervoll, daß ich nicht in einem zwölf Seiten langen Briefe dir alle Eindrücke mittheilen könnte. Vorläufig nur Eines, daß auch ich eine Rede gehalten habe, nach der gar viele Augen so wenig trocken geblieben waren, wie meine eigenen. Alles aus Freude darüber, weil uns der liebe Gott einen so über alles Lob erhabenen, guten, treuen Sohn geschenkt hat. Ich sage dir, wie der gestern Abends zu allererst prächtig geredet hatte! Ich konnte mich gar nicht genug darüber verwundern. Und ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen. Und dieser edle Geist in seinen Worten! Ganz so, wie er selber. Darum klangen sie auch für Alle so glaubwürdig und bewirkten eine so tiefe Begeisterung. Ich hätte ihm so-

gleich um den Hals fallen mögen, was ich auch nachträglich wirklich gethan habe. — Heute Nachmittag ist nun zum Schlusse noch Kellersuite auf dem Bergkeller und Abends großer Fackelzug durch die Stadt. Ich hätte nun wohl eine rechte Sehnsucht, auch den ehrlichen Berggirgl kennen zu lernen und ihm noch persönlich dafür zu danken, daß er unsern Hermann einst so treu gepflegt hatte. Aber es geht doch nicht mehr, auch mit dem besten Willen nicht. — Ich bin wirklich jetzt todmüde. Und meine auf das höchste gesteigerte Sehnsucht nach Ruhe überwiegt jede andere. — Mag man sagen, was man will, so eine pedantische, geregelte Lebensweise wie die meine hat doch auch ihren Reiz, der dem Herzen und Geiste nie zum Ueberdruß wird, so wenig wie schwarzes Brod und Rindfleisch dem Magen. — Und so werde ich mich denn auch heute Nachmittag in Gottes Namen wieder auf den Heimweg machen, Kreutzer und Horn gehen auch ganz gerne mit. Auch sie sind müde, obwohl um so viele Jahre jünger als ich. — In drei Tagen bin ich dann wieder in meinem lieben Hause und deinen lieben Armen. Das neue Stück Eisenbahn, zu der ich sonst gar keine absonderliche Sympathie haben kann, wenigstens so im Ganzen, kommt mir bei meiner Heimreise für diesen speciellen Fall doch sehr zu gute; und ich will mich mit dem Brausen und Zischen dieses eisernen Ungethüms heimwärts schon eher befreunden, wie auf dem Herwege. — Wir lassen also von der nächsten Eisenbahnstation aus unsern Wagen leer heimfahren. Bis dahin gedulde dich noch, meine liebste Frau! — Ich komme zurück mit dem glücklichsten Herzen der Welt, übervoll an Vaterstolz und unauslöschlichen Erlebnissen, darin ich in des Sohnes Jugendzeit der eigenen gedachte, wenn sie auch um mindestens neunzig Prozent unter der seinigen an Bedeutung stand. — Aber ich denke mir, doch hundertmal besser für mich, jetzt der unbedeutende Vater eines bedeutenden Sohnes zu sein, als umgekehrt, was auch in der Welt gar manchmal vorkommt. Und so sage ich schon jetzt all' den unvergeßlichen Tagen Lebewohl, die ich hier am Herzen meines Sohnes durchleben durfte. Ich betrachte sie als ein besonders gnädiges Geschenk des Himmels, das er mir noch am Rande des Grabes bescheert hat. Aber wie gesagt: trotz all' dieser pompösen Festfreuden sehne

ich mich doch unaussprechlich nach meinem stillen Hause, nach Kanzlei und Tribunal, und ganz absonderlich nach dir, du beste aller Frauen und Mütter, du der Friede und die Stütze deines in dir immer gleichbeglückten, ewig treuen

Christoph."

XIV.

Die Augustinusmesse und die Doctortaxen.

Eines Abends in der ersten Octoberwoche, über vier Monate nach Vater Starks glücklicher Heimkehr, ging die alte Dorothee über den Rittersberg durch die Schloßgasse in den Pfarrhof hinunter; und man sah es der ganzen Art ihres Ganges an, daß sie unter dem Schutze der Dämmerung gern unbeachtet bleiben wollte.

„Ei, ei, was führt mir die Dorothee noch so spät daher? Es wird doch Niemand von der Herrschaft krank sein?" Mit dieser besorgten Frage empfing sie der Dechant in seinem Studirzimmer, darin er gerade auf seinem bescheidenen Kanapee zur gewohnten abendlichen Erholung die Zeitung las. Er hatte schon an Hermann die Taufe vollzogen und war in seinem milden apostolischen Geiste durch all die Jahre mit dem Erkerhause treu befreundet gewesen. Aber auch die alte Dorothee, als ein unzertrennliches Glied der Stark'schen Familie, war bei ihm, wie sie manchmal laut dessen sich rühmte, „sehr gut angeschrieben."

„Gott behüte, Herr Dechant, es ist bei uns Alles ganz gesund bis auf mich, wo es mir eben alle Tage ärger in den alten Knochen brennt und reißt, was mir aber doch kein Mensch anmerken soll," erwiederte nun die Dorothee und rückte dann ein wenig zimpferlich mit ihrer eigentlichen Angelegenheit heraus. „Wissen Sie, Herr Dechant, ich hätte jetzt nur eine recht kuriose Bitte an Euer Hochwürden. Aber Sie dürfen mich bei Leibe nicht auslachen. Das sag' ich Ihnen im Voraus."

„Ei, wo denkt sie hin, gute Dorothee? Ich sie auslachen, wenn

sie zu ihrem Seelsorger kommt! Also nur frisch heraus mit ihrer Bitte! Wenn ich sie ihr gewähren kann, so weiß sie, daß ich es herzlich gern thue; denn ich halt' ein gar großes Stück auf sie und und ihr Beispiel in der Gemeinde, wo treue Dienstboten alle Tage rarer werden durch dieses verdorbene Fabrikvolk. Nun also, komm' sie, setze sie sich erst ein wenig zu mir her!"

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Herr Dechant! denn das lange Stehen kommt mich schon ein wenig hart an. Sonst wär' ich gewiß nicht so couragirt."

Mit diesen Worten setzte sie sich dem Dechant gegenüber auf einen hölzernen Stuhl. „Nun, so will ich es Ihnen halt ungenirt sagen, wenn's auch vielleicht dumm herauskommt. O Herr Dechant, nehmen Sie's aber nicht übel, sagen Sie mir doch einmal einen recht gelehrten Heiligen!"

„Was, Dorothee, einen recht gelehrten Heiligen? Ja, wozu denn?" lächelte der Dechant sie verwundert an. „Vielleicht zu einer Gevatterschaft?"

„Sehen Sie, Herr Dechant, jetzt lachen Sie mich doch schon aus," fiel die Dorothee verletzt ein.

„Bewahre Gott, Dorothee," beruhigte sie der Dechant und zwang sich zu einer ernsten Miene. „Nun da will ich ihr gleich den sehr gelehrten Kirchenvater Ambrosius nennen. Ist ihr der Name recht?"

„Ambrosius, Herrr Dechant?" meinte naserümpfend die Dorothee. „Ich weiß nicht, der gefällt mir doch nicht ganz. Ich kenn' ihn überhaupt zu wenig. Wissen Sie nicht noch einen?"

„O gewiß, noch sehr viele. Wenn ich aber nur wüßte, wozu sie ihn eigentlich haben wollte; dann könnte ich schon leichter die rechte Auswahl treffen."

„Ja, das kann ich Ihnen erst später sagen, wenn ich einmal den rechten weiß. Erst sagen Sie mir noch ein paar Namen, Herr Dechant! Aber nichts für ungut!"

„Nun so will ich ihr gleich mehrere hintereinander nennen. Da ist z. B. ein sehr gelehrter Heiliger, auf den besonders die Theologen viel halten, der heilige Thomas von Aquin. Dann haben wir unter

vielen Andern den heiligen Benedict, den heiligen Papst Gregor, den heiligen Bernhard, den heiligen Augustinus, den heiligen ...."

„Halt, Herr Dechant!" unterbrach ihn hastig die Dorothee, während sie bei den früheren mehr oder minder den Kopf geschüttelt hatte. „Jetzt haben Sie eben den rechten hergesagt. Nicht wahr, das ist doch der nämliche, dem seine Mutter, die heilige Monica, so lange nachgegangen ist, bis er sich als reuiger Sünder bekehrt hat? Gelt, Herr Dechant, den meinen Sie doch?"

„Gewiß, liebe Dorothee, ganz denselben."

„Nun, dann ist es schon recht," fiel sie mit glänzenden Augen ein. „Dann haben wir schon den wahren, den ich jetzt brauchen kann, und zu dem ich mein volles Zutrauen hab'. Ich dank' Ihnen auch recht schön, Herr Dechant."

Danach holte sie aus der Schurztasche ein leinenes Säckchen heraus und legte aus diesem bescheidenen Geldbeutel zwei blanke Gulden auf den Tisch.

„Aber Dorothee," fragte der durch diese stumme Manipulation noch mehr neugierige Dechant weiter. „Nun darf ich doch wissen, wozu sie den heiligen Augustinus brauchen kann?"

„Na, jetzt schon, Herr Dechant," antwortete die Dorothee und setzte sich auf ihrem Stuhl erst jetzt mit voller Gemüthsruhe zurecht. „Sehen Sie, Herr Dechant, die Geschichte ist nämlich so: mein Hermännle muß heut über acht Tage auf der Universität sein Examen machen, von acht bis zehn Uhr, wie er uns vor ein paar Tagen geschrieben hat. Und da hat der Herr Doctor und die Frau Doctorin schon gesagt, daß wir dann alle drei gerade so lang in die Kirche gehen wollen, als die Herren Professoren mein Hermännle in der Kur haben. Nun war er zwar von jeher ein fleißiger Bube. Denn an Ermahnung hab' ich es bei ihm von Kindsbeinen an niemals nicht fehlen lassen. Einen ungeheuer gescheidten Kopf hat er auch, wo ja die ganze Stadt weiß, wie er immer die ersten Prämien heimgebracht hat. Und auf der Universität hat er auch merkwürdig viel studirt. Da fehlt's also gar nicht, so wenig, wie an seiner Courage. Denn wo es sein Lebtag was gegeben hat, da war er immer vorn dran, eher zu viel als zu wenig. Nun, was ein rechter Mann werden will,

muß auch zuvor ein rechter Bube gewesen sein, hab' ich immer zu seinem Vater gesagt, wenn er gar so schrecklich lamentirt hat. Aber sehen Sie, Herr Dechant, 's ist eben doch eine kuriose Geschichte mit so einem Examen, denk' ich mir. Ein Narr fragt oft mehr, als hundert gescheidte Leute antworten können, heißt's ja schon im Sprüchwort. Und in dem Examen, hat er uns geschrieben, sind's gar ihrer acht, die mein Hermännle dazwischen nehmen, und jeder eine Viertelstunde. Herr Jesus, kann da so einem Professor nicht Alles einfallen von überzwergem Gefrage! Na, und wenn unter denen acht nur ein paar so kuriose Heilige sind, wie zum Exempel der Herr Professor Schneider mit seinem Frack, Gott hab' ihn selig, oder der andere saubere, wo auf dem Gymnasium ihn so malträtirt hat, wo aber mein Hermännle ihm seine eingebrockte Suppe gar arg versalzen hat — sehen Sie, Herr Dechant, da mein' ich eben immer, daß mein Hermännle mit all' seinem studirten, gescheidten Kopf beim Examen doch noch ganz gut einen außerordentlichen, himmlischen Beistand brauchen könnt'. Schaden kann er ihm einmal auf gar keinen Fall. Und darum hab' ich an Euer Hochwürden eben die gehorsamste Bitte, daß Sie heut über acht Tage um acht Uhr für mein Hermännle eine heilige Messe lesen möchten zu Ehren und unter Anrufung des heiligen Augustinus. Und wenn Sie die Mutter Monica gleich dazu nehmen könnten, dann wäre mir's um so lieber. Denn so eine heilige Mutter im Himmel, denk ich immer, die auf Erden einmal für ihren eigenen Sohn so viel erbetet hat, daß der sogar ein Heiliger worden ist, der käm's nun auch für einen fremden Sohn nicht absonderlich schwer an, eine besondere Gnade zu erbitten, vorab, wenn ihr grundgelehrter Sohn im Himmel ihr noch so ungefähr auseinandersetzt, wie's heut zu Tage in denen Examen auf der Welt mitunter so närrisch zugeht. Meinen Sie nicht auch, Herr Dechant? Ich denk' immer, so ganz blitzdumm wär's eben doch nicht, was ich Ihnen jetzt da gerade gesagt hab'. Also mit meinem Anliegen wär' ich eigentlich fertig. Und von den zwei Gulden da ist einer für die heilige Messe und für den andern soll eine Extrakerze zu Ehren der heiligen Mutter Monica brennen. Und so dächt' ich, wär' dann mein Hermännle für sein Examen prächtig versorgt,

und dann könnten die Professoren ihn ausfragen, so viel sie nur wollten, denn sie bekämen doch immer gleich die richtige Antwort. So, jetzt wissen Sie's und jetzt lachen Sie mich aber auch nicht aus!"

„Gute, treue Dorothee," sprach jetzt mit feucht gewordenen Augen der menschenfreundliche Dechant. „Wer ihr jetzt zugehört hätte und sie ihrer Worte und frommen Meinung halber spottend verlachen könnte, er sei Katholik, Protestant, Jude oder Heide, den könnte ich wenigstens vom Grunde meines Herzens nur bedauern. — So, liebe Dorothee, und nun stecke sie ihre zwei Gulden nur getrost wieder ein. Ich werde ihre bestellte Messe lesen, so andächtig ich es nur vermag. Und auch die Kerze wird sie brennen sehen. Aber Geld von ihr nehm' ich keines. Ich gehe wahrhaftig heute freudiger zu Bett, als hätte mir ein reicher Mann hundert Gulden für meine Armen geschenkt. Meinem Priesterherzen hat sie heut ein noch viel reicheres Geschenk gemacht und ich bin im Voraus von ihr mehr als hinlänglich bezahlt."

Damit reichte er ihr die zwei Geldstücke, die sie aber beleidigt zurückwies.

„Nein, Herr Dechant, das thu' ich bei Leibe nicht; was nützt mich denn Ihre ganze Messe, wenn nicht auch von mir ein Opfer dabei ist? Und wenn's mir als einem armen Dienstboten auch ein wenig weh' thut. O desto besser, Herr Dechant, für mein Hermännle und sein Examen. Und da thäten Sie mich recht schimpfiren, wenn Sie mir mein Geld nun gar nicht abnehmen wollten, weil ich eben nur eine alte Dienstmagd bin."

„Nun gut, liebe Dorothee," beruhigte sie der Dechant, „dann soll das Geld bei mir da bleiben. Aber nicht wahr, das erlaubt sie mir doch, daß ich es einem Armen geben darf, der dann am nächsten Montag ihr kann beten helfen? Und horch, da hör' ich gerade draußen die halbblinde Weberskatherine im Gang herumtappen. Sie kennt sie ja wohl auch, eine recht brave, fromme Person. Ich will sie hereinrufen, Dorothee, und ihr die zwei Gulden in ihrem Namen geben. Bei dieser ist ihr Geld ganz sicher angelegt und auch mit den höchsten, himmlischen Zinsen für sie und ihr Hermännle. Meint sie nicht auch?"

„Nun ja, Herr Dechant, so lass' ich mir's meinethalben auch noch gefallen. Aber daß Sie ihr beileibe nicht sagen, daß das Geld von mir kommt. Du lieber Himmel, das thäte sich aber gut ausnehmen, wenn eine arme Person vor der andern großthun wollte. Und ich mag es überhaupt nicht haben, daß sie's am End' in der ganzen Stadt ausplaudert. Sonst sind die Zinsen da droben schon caput, bevor das Kapital nur recht angelegt ist. Aber wenn Sie ihr ein andermal sagen wollen, daß sie am nächsten Montag vielleicht den freudenreichen Rosenkranz für irgend ein Anliegen mitbeten solle, wo sie aber gar nicht zu wissen braucht, warum, so hab' ich nichts dagegen. Und Sie können ihr ja das Geld auch morgen geben, oder wenn Sie wollen, denn es ist die höchste Zeit, daß ich mich wieder auf den Heimweg mache. Meine Herrschaft wird gar nicht recht wissen, wo ich so lang in der Dunkelheit draußen stecken bleibe. Wissen Sie, Herr Dechant, ich hab' daheim eben gesagt, daß ich zum Weber gehe von wegen meinem neuen Stück Tuch. Nun gelogen war es gerade nicht, denn ich war auch wirklich dort. Aber daß ich auch in den Pfarrhof hereinginge, davon habe ich natürlich nichts gepiepst. Es wird ja gerade keine Sünde sein. Ich konnte ja nicht anders. Und, Herr Jesus, das hätt' ich jetzt wirklich rein vergessen. Herr Dechant, was ich Ihnen jetzt Alles da gesagt habe von wegen der heiligen Messe und der Kerze, das bleibt aber zwischen uns, wie in der Beichte für ewige Zeiten. Und jetzt bedank' ich mich auch schön, daß Sie mein Anliegen so gut besorgen wollen und doch keinen Kreuzer dafür nehmen. Das war recht christlich von Ihnen, und unser Herrgott wird's Ihnen schon vergelten. Also nochmals gute Nacht, Euer Hochwürden!"

„Nur noch einen Augenblick, gute Dorothee! Ich möchte ihr noch gar zu gerne was in ihren heutigen Schlaf mit heimgeben. Sehe sie ein paar Worte — aus diesem Buche."

Darauf nahm der Dechant das neue Testament von seinem Büchergestell, schlug rasch eine Seite auf und deutete mit dem Finger auf eine Zeile.

„Seh' sie, liebe Dorothee, da steht geschrieben aus dem Munde der ewigen Wahrheit: Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer

ist das Himmelreich. — Glaube sie mir als ihrem Seelsorger, als das fleischgewordene Wort diese Verheißung den Menschen verkündete, da hatte sein in die Zukunft allschauendes Auge unter den Millionen, die dieser Verheißung sich einst würdig machen werden, auch ganz besonders sie geschaut. Und jetzt gute Nacht, liebe Dorothee!"

Die Dorothee drückte einen stummen Kuß auf des Dechants Hand, die ihr diese Stelle gezeigt hatte. Das war ihre ganze Antwort. Dann ging sie durch die hereingebrochene Herbstnacht wieder hinauf zum Rittersberg. Kurz nach ihr tappte die halbblinde Weberskatherine in ihre dürftige Kammer heim, freudig und glücklich, wie seit Jahren nicht mit ihrer Abendsuppe, die sie täglich im Pfarrhof holte und ihren zwei Gulden der alten Dorothee, von der sie keine Ahnung hatte.

* * *

Acht Tage darauf Morgens Punkt zehn Uhr traten Vater Stark und Mutter Rosalie von ihrer zweistündigen Andacht aus der Stadtkirche auf den Marktplatz. Die Dorothee ging, mit sichtlichen Schmerzen, etwas hinkend zu ihrer Seite, aber sie verbarg es, so gut sie nur konnte, und machte ein seelenvergnügtes Gesicht dazu. Auch die arme Weberskatherine trat jetzt aus dem Seitenpförtlein und schlich längs der Kirchenmauer in ihre Hintergasse heim.

Und Vater Stark sagte seufzend: „Mein Gott, nun ist sein Examen auch zu Ende. Wie mag es ihm wohl gegangen sein? So acht Examinatoren; es ist keine Kleinigkeit. — Und der glückliche Zufall spielt dabei mit, so gut wie das Unglück."

„O gut ist es ihm gegangen, lieber Mann," beruhigte Frau Rosalie seine ängstlichen Zweifel. „Er hat ja immer so fleißig studirt. Und das wird ja doch zuletzt den Ausschlag geben."

„Was sagen Sie, Frau Doctorin?" fiel jetzt auch die Dorothee ein mit mysteriöser Prophetenmiene. „Nur gut wär's meinem Hermännle gegangen? Ei, wo denken Sie hin? Nein, nicht nur gut, ganz prächtig ist's ihm gegangen. Das will ich meinen. Alles mit einander hat er ihnen nur so am Schnürchen hergesagt. Ja wohl! Alle acht Professoren mit einander hat er klein gekriegt. Das sag' jetzt

ich, sein altes dummes Dorthele. Und warten Sie nur einmal auf seinen nächsten Brief, ob ich nicht Recht bekomme. Ja, wenn man auch nicht studirt ist, man weiß doch auch seine Sachen, die mancher Studirte nicht weiß. Geben Sie nur Acht!"

Frau Rosalie lächelte still vor sich hin über diese gläubige Einfalt der Dorothee, und Vater Stark sagte:

„Aber, liebe Dorothee, nimm sie mir's nicht übel, da macht sie mich aber wirklich jetzt herzlich lachen. Ja, woher will denn sie das Alles so genau wissen? Sie hat ja von einem solchen Universitätsexamen keinen blassen Schein. Wie, was?"

„Ja lachen Sie nur, Herr Doctor," replicirte mit ungeschwächter innerer Gewißheit die Dorothee. „Lachen ist ja überhaupt viel gesünder, als Weinen. Aber deßhalb krieg' ich doch Recht. Und wenn ich es nur sagen möchte, woher ich das so bestimmt weiß. Aber nicht um die Welt. O unsereins hat auch seine Geheimnisse, Herr Doctor!"

Dabei nickte sie mit einer gewissen versteckten Schalkheit zum Morgenhimmel hinauf und sagte dabei für sich: „Gelt, heiliger Augustin und heilige Mutter Monica, wenn nur ihr zwei und ich und der Herr Dechant es wissen, daß ich Recht habe! Die Hauptsache für meine Herrschaft ist ja doch sein prächtiges Examen. Und ich dank' euch eben da droben nochmals viel tausend und tausendmal."

Während diese Drei mit so verschiedenen Empfindungen über Hermanns juristische Schlußprüfung ins Erkerhaus eintraten, saß er selber fern von ihnen noch mit dem schwarzen Examinationsfrack an seinem Schreibtisch, und warf in freudigster Hast die glücklichen Worte aufs Papier:

„Liebste, beste Eltern!

So eben aus dem Examen gekommen. Mit Glanz bestanden. Alle acht Stimmen. Keine Frage unbeantwortet gelassen. Nun noch in drei Tagen der Doctor utriusque juris — und zwar ohne weitere Prüfungs- und Promotionstaxen. Bloß öffentliche Disputation, auf die ich mich nur freue. Denn erst jetzt, nach glücklich bestandener theoretischer Prüfung, will ich euch auch die andere Freudenbotschaft

mittheilen: ich habe die juristische Preisaufgabe mit dem ersten Preise gelöst. Der Doctor utriusque juris geht gratis drein. Nun freut euch recht mit mir, geliebte Eltern! ich küsse euch tausendmal. Auch das Dorthele und die ganze Verwandtschaft. In längstens acht bis zehn Tagen bin ich bei euch für immer. Gott mit euch und den tiefsten Dank meines Herzens für all eure unendliche, zärtliche Liebe! Wie will ich sie daheim vergelten! Und nun zu einem Glas Rheinwein. Alle meine Freunde erwarten mich dort. Wie soll auf euer Wohl getrunken werden!

Euer
glorreich absolvirter, überglücklicher
Hermann."

Soll ich dir den stillen Herzensjubel unserer guten Eltern Stark noch besonders schildern, als vier Tage darauf Vater Christoph aus seinem Studirzimmer in die Erkerstube hinaufgesprungen kam, und noch- und abermals mit seiner Rosalie diese Freudenbotschaft durchlas, und eine Ehehälfte die andere umarmte, zum Danke, daß eine der andern diesen braven Sohn geschenkt? — Ach, war das ein lichtvoller Morgen im alten Erkerhause, so düster auch draußen der Herbstnebel es umwallte.

„O du mein lieber, treuer, prächtiger Sohn," stammelte Vater Stark, „wie lohnt diese eine Stunde mir jetzt alle meine Liebe und Sorge von zweiundzwanzig Jahren! — Das schwere, achtfache Examen so glorreich bestanden, die Preisaufgabe gelöst und Doctor juris ohne Prüfung und Taxen! Ach und in acht Tagen kommt er wieder und bleibt bei uns für immer! — O Mütterchen, werd' ich denn all dieses Glück nur noch aushalten können?"

Daß er vor Allem auch der Dorothee, die dies Alles auf dem Heimwege von der Kirche so haarklein prophezeit, die erhaltene Botschaft mittheilen sollte, darauf hatte er im ersten Freudenrausche ganz vergessen. Nichtsdestoweniger aber war sie von ihres Herrn exaltirtem Ausruf aus ihrem Hinterstübchen schon selber hereingelockt worden. Und wie sie ihn just in der scheinbar tragischen Haltung traf, da er am Halse Rosaliens lag, und sie dabei Hermanns Brie

auf dem Tische sah, schlug sie mit grellstem Lamento die Hände überm Kopf zusammen.

„Herr Jesus! Herr Doctor! Mein Hermännle ist doch nicht etwa gar durchgefallen?“

„Durchgefallen? — Gott bewahre, Dorothee!“ rief Vater Stark, sich wieder ermannend, ihr entgegen. „Nein, durchgekommen! Ganz glorios durchgekommen ist er mit allen acht Stimmen, ganz genau, wie sie uns Alles prophezeit hat.“

„Nicht wahr, ich habe Recht gekriegt?“ triumphirte jetzt in der höchsten Stimmlage die Dorothee und platzte vor lauter Freudenwirrsal dabei heraus: Ja, aber auch mein heiliger Augustinus und meine Mutter Monica!“

Die beiden Namen aber waren noch nicht recht aus ihrem Munde, so bekam sie auch schon einen Todesschrecken darüber, daß sie sich so arg verschnappen konnte, und in peinlichster Verlegenheit sah sie zu Boden.

„Was sagt sie, Dorothee? — Ihr heiliger Augustinus?“ — fiel im Nu Vater Stark befremdet in diesen räthselhaften Ausruf ein. „Ja, was soll denn der jetzt mit Hermanns Examen zu schaffen haben?“

„Und die Mutter Monica?“ ergänzte Frau Rosalie, nicht minder erstaunt.

„Wie? Was meinen Sie? — Monica? — Augustinus?“ stotterte die Dorothee und wußte sich gar nimmer herauszuhelfen. „Hab' ich davon wirklich was gesagt? das wär' aber doch curios. Ja, wenn man eben alt wird, was man da kindisches Zeug in die Welt hinausplaudert. Guck einmal an, Augustinus — Monica! — Ja gelesen hab' ich auch schon von ihnen. Und das sollen wirklich auch ganz besonders heilige Menschen gewesen sein. Nicht wahr, Herr Doctor und Frau Doctorin, davon haben Sie gewiß auch schon was gehört?“

Vater Stark wußte wirklich nicht recht, was er eigentlich von dieser Antwort der Dorothee halten sollte. Mutter Rosalie jedoch, deren kluges Frauenherz auch hier wieder, wie schon so oft, das Richtige herausgefühlt, daß hier wohl ein Geheimniß mit im Spiele

sei, das die zarteste Schonung verdiene, half der Dorothee aus ihrer argen Verlegenheit mit den liebreichen Worten:

„Ja gewiß, liebe Dorothee, das sind zwei sehr große Heilige gewesen, deren Tugenden uns recht zur Nachahmung aneifern sollen. Und namentlich eine Mutter, wie ich, hat von dieser heiligen Monica gar viel zu lernen, vor Allem das Vertrauen und die Kraft des Gebetes. Und nun freue sie sich eben recht mit uns, daß es ihrem Hermännle so gut gegangen ist. Er hat auch in all' seinem Glück an sein Dorthele einen ganz besondern Gruß geschrieben, wie er sie überhaupt noch in keinem einzigen Briefe vergessen hat."

„Ach, das vergelt' ihm auch der liebe Gott, dem braven, fleißigen Buben," sagte die Dorothee, und war herzlich froh, daß ihr Verschnappen wieder so glücklich vertuscht worden war. „Und jetzt will ich eben wieder in mein Hinterstübchen gehen und mich ans Spinnrad setzen. Und wenn Sie meinem Hermännle wieder schreiben, so schicken Sie ihm auch von mir tausend Küsse, und er hätte mir mit seinem guten Examen eben eine ungeheuer große Freude gemacht. Aber ich hätt' auch gar niemals nicht daran gezweifelt. So, lieber Herr Doctor und Frau Doctorin, nichts für ungut, daß ich so hereingerannt bin; und schönen guten Morgen beisammen!"

„Guten Morgen, liebe Dorothee," gab ihre Herrschaft den Gruß zurück. Und sie hinkte auf ihren gichtkranken Beinen in ihr Hinterstübchen an das Spinnrad. Auf dem Wege dahin schüttelte sie aber beständig den alten Kopf und täschelte ihren zahnlosen Mund:

„Hm, hm! heiliger Augustinus und heilige Mutter Monica! Nein, ich sag' nur, wie man sich in meinen Jahren noch so dumm wie ein grasgrünes Schulmädel verschnappen kann." —

Die beiden Eheleute blieben noch bei einander stehen. Mutter Rosalie hatte nach ihrer lieben Gewohnheit den Arm auf ihres Mannes Schulter gelegt, und über ihr kluges Gesicht kam ein eigener Glanz, dem man es anmerkte, daß er der äußere Wiederschein eines lichten Gedankens war, der eben in ihrer schönen Frauenseele geboren worden.

„Sag' einmal, Alterchen," fragte sie lächelnd, „hast du deine

Doctorwürde auch ohne alle Taxen bekommen, wie jetzt unser Hermann?"

„Ich, liebe Frau?" erwiederte Vater Stark über diese unerwartete Frage ein wenig erstaunt. „Nein, das gerade nicht. Denn weißt du, zu meiner Zeit da gab's noch gar keine solchen Preisaufgaben, und darum hab' ich auch ganz natürlich keine lösen können. So hab' ich denn für meinen Doctortitel ein ganz hübsches Sümmchen bezahlen müssen. Du darfst mir aber schon zutrauen, daß, wenn ich heutzutage nochmals Student würde, mir vor einem solchen Preise auch nicht sonderlich Angst wäre, wie, was? Denn in meinem Doctorexamen bekam ich die Note cum eminentia, was auf deutsch ungefähr ganz ausgezeichnet heißt und auch damals schon höchst selten vorkam."

„O daran hab' ich ja gar nicht im mindesten gezweifelt," stimmte Rosalie in dieses Selbstlob ein und fragte, aufs Neue wieder lächelnd, weiter: „Aber sag' mir einmal, liebes Männchen, wenn jetzt unser Hermann die Preisaufgabe zum Beispiel nicht gelöst hätte, wärest du dann doch noch dafür gewesen, daß er die Doctorwürde sich erworben hätte?"

„Ja gewiß, das will ich meinen. Weißt du, Rosalchen, so ein Doctor macht immer einen eigenen Respect, sowohl bei den Juristen, wie beim sonstigen Publicum. Unser Hermann mag nun Advokat werden oder was Anderes, der Doctor nimmt sich in jeder Stellung gut an ihm aus."

„Also auch, wenn er die Promotionstaxen hätte bezahlen müssen? — Auch dann, lieber Alter?"

„Freilich! Was liegt denn zu guterletzt noch an so ein paar hundert Gulden? Die verzinsen sich ja in seiner spätern Advokatur so gut, daß ein einziges Jahr das ganze Capital schon heimzahlt. Denn du glaubst gar nicht, was besonders die Bauern und noch vielmehr die Juden darauf halten. Wenn diese zu ihrem Advokaten nicht Herr Doctor sagen können, da meinen sie gleich, daß es mit der ganzen Juristerei bei ihm nicht weit her sei."

„Und wie viel meinst du wohl, lieber Christoph, daß deine Promotionstaxen ungefähr betragen haben?"

„Nun, weißt du in Bausch und Bogen so ungefähr an die dreihundert Gulden. Aber warte nur bis heute Nachmittag, dann kann ich dir auf Heller und Pfennig, und genau specificirt, die ganze Summe vorrechnen. Denn es fällt mir gerade ein, in meiner Registratur hab' ich ja alle Jahresrechnungen meiner Universitätszeit noch aufgehoben. Du weißt, Ordnung und Pünktlichkeit war von jeher meine Sache."

„Mach' dir deßhalb keine Mühe, lieber Mann! Ich weiß jetzt schon genug. — Also dreihundert Gulden," sagte Frau Rosalie gedehnt und sah den guten Doctor mit ihren lieben Augen bedeutsam an. „Und dieses Geld hättest du ohne sonderliche Angst vor Verschwendung von Herzen gern für Hermanns Doctortitel ausgegeben? Nun sieh', mein guter Alter, da ist mir ein Gedanke gekommen, und ich glaube, nicht aus mir, sondern wo ganz anders her."

Und sie legte den Arm nun noch inniger um seinen Hals und sagte:

„Denkst du noch daran, lieber Vater, als vor zweiundzwanzig Jahren unser Hermann in der Wiege lag, da haben wir aus Dank und Freude für unsern Neugebornen zwölf armen Kindern neue warme Kleider geschenkt. Und wie er nach seinem Nervenfieber uns wieder gerettet ward, thaten wir das Gleiche. Jetzt, mein lieber Christoph, ist unser Kind ein Mann geworden und unsere Hoffnungen haben sich an ihm so reich erfüllt, wie wir es kaum je gewagt hatten, es zu erwarten. Und so ist mir's vorhin übers Herz gekommen, ob wir nicht auch jetzt noch viel, viel mehr Grund zu Dank und Freude hätten, und die heilige Pflicht, auch an anderer Eltern Kinder zu denken, die an leiblichen und geistigen Gütern nicht so gesegnet worden sind, wie unser eigenes. Und so meine ich denn, guter Alter, natürlich nur mit deiner väterlichen Erlaubniß: diese dreihundert Gulden Doctortaxen, die Hermanns Talent und Fleiß eigentlich an unserm Vermögen erspart hat" — —

„O ja, tausendmal ja, ein herrlicher Gedanke, der schnurstracks aus dem Himmel niederkam, du gute, fromme Frau!" fiel Vater Stark in ihr Zögern mit ergriffenem Herzen ein. „Ja wohl, ganz mit einverstanden! Diese dreihundert Gulden, die schenken wir her.

Und gerade wie bei Hermanns glücklicher Geburt und glücklicher Rettung sollen nun auch bei seiner noch viel glücklicheren Heimkehr zwölf arme Kinder ihre Freude haben. Treffen netto fünfundzwanzig Gulden auf den Kopf. Das trägt einen neuen Anzug, einen Christbaum und noch was für die Sparbüchse. Und auch unser Hermann wird gewiß nur freudig damit einverstanden sein, daß sein Erbtheil dann um so viel kleiner wird. Ich kenne ja sein edles Herz. Ach, du hast von uns Beiden doch immer die besten Gedanken, du kluges, barmherziges Mütterchen!"

Und sie küßten sich und dankten einander, er für den mütterlichen Vorschlag, sie für die väterliche Ausführung dieses schönen Entschlusses.

„Und nicht wahr, Vater, wir machen es so," fuhr Frau Rosalie mit ihrer sanften Stimme wieder weiter:

„Wie unser Hermann am Sterben lag, da ist gar viel für ihn gebetet worden, von katholischen Herzen so gut, wie von protestantischen. Das werd' ich mein Lebtag nicht vergessen. Und wie wir dazumal dieses gemeinsame Gebet auch zu gleichen Hälften vergolten hatten, so wollen wir es auch heute wieder halten. Weiß ich doch ganz gewiß, daß, wie einst die Sorge bei Hermanns Krankheit eine allgemeine gewesen, so nun auch die Freude über seine glorreiche Heimkehr bei unsern Mitbürgern ganz gleich vertheilt sein wird, bei den katholischen wie den protestantischen. Drum wollen wir diese dreihundert Gulden auch jetzt wieder zu gleichen Hälften unter die Armen vertheilen. Meinst du nicht auch, so wäre es recht gethan? Und unser Herrgott hätte gewiß nichts dagegen."

„Gewiß, gewiß," erwiederte Vater Stark, „mein Herz kann dir auch darin nur beistimmen. Und jetzt, liebes Rosalchen, will auch ich meinen Vorschlag machen, für den ich um deine Genehmigung bitte."

„O du hast sie schon im voraus, lieber Christoph! Nun, laß hören!"

„Weißt du, liebe Frau, ich meine nämlich das: Einmal, damit allenfalls unverständige Menschen, die uns nicht genau kennen, nicht glauben möchten, als wollten wir mit unserm bescheidenen Bischen

Vermögen den Prahlhans spielen, und dann, weil es ja überhaupt gottgefälliger ist, wenn die Linke nicht weiß, was die Rechte thut, so wollen wir dem katholischen, wie dem protestantischen Herrn Dechant unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit je hundertfünfzig Gulden übergeben und jedem die Auswahl würdiger armer Kinder überlassen. Nur unser Hermann braucht noch davon zu wissen, sonst kein Mensch auf der Welt. Ich bringe dann diese dreihundert Gulden unter dem Posten: statt Doctortaxen für Hermann in die — Jahresrechnung. In dieser Fassung ist es nicht einmal gefälscht. Und unser Herrgott weiß ja doch Alles ganz genau, wie sich's damit verhält. Bist du nicht auch meiner Ansicht, liebe Frau? So gibt's kein unnützes Gerede und die Hauptwirkung bleibt sich gleich. Einverstanden, Rosalchen, wie, was?"

„Vollkommen, guter Christoph! du hast auch mir aus dem Herzen herausgeredet," sagte Rosalie und drückte ihm innig die Hand. „So, das wäre also bestens abgemacht. Nun muß ich aber nach meiner Küche sehen, sonst macht mir mein Herr und Gebieter heute Mittag ein böses Gesicht, wenn auf dem Tisch nicht Alles in Ordnung ist."

„O heute nicht," lachte Vater Stark. „Heute dürfte meinetwegen Suppe und Braten angebrannt sein, und ich lachte dazu."

„Nun ich will's doch nicht darauf ankommen lassen," neckte sie. „Also behüt' dich Gott! Ach, war das heute ein herrlicher, unvergeßlich glücklicher Morgen!"

„Gewiß war er das," stimmte der Doctor wehmüthig bei. „Wenn man nur nicht schon so alt geworden wäre! — Und ich will jetzt hinuntergehen und unserm zukünftigen Doctor die Antwort schreiben. Dann bring' ich sie dir zum Mittagessen herauf, daß auch du ein paar Zeilen mitgeben kannst."

Damit trennten sie sich zu ihren verschiedenen Geschäften.

Und während sie so über die Doctortaxen und deren wohlthätige Verwendung verhandelt hatten, war Hermann im fernen, dichtgedrängten Aulasaale unter den rothen Togaträgern gestanden, ein siegbewußter Kämpfer um den Doctorhut. Mit dem schneidigen Schwerte der Beredsamkeit hatte er als triumphirender Arminius

manch' zopfigen Varus in diesem Kampfe zu Boden geschlagen. Und als Seine Magnificenz mit der goldenen Kette ihm in rhetorischem Pathos zu seiner neuen Doctorwürde gratulirte und all' die anderen gelehrten Herren des römischen und deutschen Rechtes mit überströmenden Lobsprüchen die Hand ihm schüttelten, da geschah ihm selber, als spüre er des seligen Frackschneiders prophetischen Geist wieder einmal an sich vorüberschweben. Und der Kaiser Rothbart, da ihm die mächtigste Krone der Welt auf das Haupt gesetzt worden, er konnte damals sein erlauchtes Haupt wohl auch nicht stolzer tragen, als jetzt der neue goldlockige Doctor utriusque juris, der vormalige Cherusker, Hermann Stark.

XV.

Bemooster Bursche zieh' ich aus.

War das eine eigenthümliche Stimmung, in der unser heute Morgens promovirter Doctor beider Rechte nun Nachmittags durch das dunkle Tannenholz den ihm so wohlvertrauten Granitweg zum Bergkeller hinaufwandelte. — Zum allerletztenmale.

Nur wenige seiner liebsten Corpsbrüder, davon zwei seine Leibfüchse gewesen, waren seine Begleiter. Aber auch mit diesen wollte jetzt kein frohes Geplauder mehr aufkommen. Der letzte Rest von Hermanns Humor war heute Vormittag nach seiner gloriosen Doctorpromotion im Champagner verbraust, den er zur Feier der neuen Würde mit seinen Freunden getrunken, dabei er jedes Glas zu einem andern begeisterten Trinkspruch erhoben hatte.

Jetzt war in ihm dieses Morgens Dithyrambus zur abendlichen Elegie geworden. Der junge „Doctor," der erst dem Philisterium recht angehörte, war in Hermanns Bewußtsein vorderhand bei Seite gelegt, und nur der „bemooste Bursche" stieg jetzt in ihm hinauf, um droben Abschied zu nehmen von seiner „Jugendfröhlichkeit, die nicht wiederkehrt, die goldene Zeit," — wie es in einem alten Studentenliede heißt.

Als sie jetzt ans Wirthshaus kamen, stand auch schon der Berggirgl unter der Hausthüre, denn Hermann wurde von ihm bereits zum Abschied erwartet. Und er rief ihm schon auf zehn Schritte ganz traurig entgegen: „Grüß' Gott, lieber Stark!" — Dann reichte ihm Hermann die Hand, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Alter, treuer Schwede! Jetzt heißt es eben — Abschied nehmen."

„Na, so sei halt nochmal recht lustig bei mir; will dir auch einen Extra-Eimer altes Bier anstechen, den ich accurat für unsern Abschiedstrunk aufgehoben habe. — Und auch ich will zu guterletzt mit dir noch kreuzfidel sein," lachte der Berggirgl wieder mit erzwungenem Humor. „Geschieht mir auch kein Bischen weh dabei, daß du nun fortgehst! Hab' dich ja so mein Lebtag nicht leiden können, du falscher Duckmäuser, du ungerathener Sohn ohne Courage und mit einem Kieselstein, wo bei andern Menschen das Herz liegt. Du — du mein allerliebster Freund, seit ich den Franken Bier verzapfe. — Ei zum Henker, was hab' ich dich auch so lieb gehabt, wo du jetzt doch wieder fortgehst? — Na, so komm halt, laß mich's gleich abmachen! Dann brauchen wir's hinterher nimmer zu thun."

Damit fiel er ihm um den Hals und gab ihm einen langen herzlichen Kuß.

Der ehrliche, herzensgute Berggirgl! — Hätte er sich nicht mit aller Kraft zusammen genommen, ihm wäre jetzt fast gerade solch' Weinen gekommen, wie acht Wochen zuvor am Grabe seines vierundachtzigjährigen Vaters, daran Hermann als Frankensenior dem uralten Studentenwirth einen ergreifenden Nachruf gesprochen hatte. Das konnte der Berggirgl dem Hermann nie vergessen und es erschwerte ihm noch gar sehr den heutigen Abschied.

„So, jetzt ist es schon gut, liebster Freund," sagte darauf der Girgl, nachdem er mit dem Zipfel seiner weißen Schürze rasch über die Backen gewischt: „Jetzt komm herein, lieber Stark, jetzt wollen wir in Gottes Namen noch eines mit einander trinken, wenn auch justament nicht lustig, aber doch in alter gemüthlicher Freundschaft. Und Bratwürste hab' ich dir zu Ehren noch gestern gemacht, so extrafeine — ich sag' dir, lieber Freund, du sollst an sie denken, so oft du dein Lebtag noch Bratwürste zu essen kriegst."

Und sie gingen hinein in die Wirthsstube, tranken noch zusammen von dem Extrabier und aßen von den feinen Würsten, welche das noch unverheirathete Evchen in blanken Zinntellern aufgetragen hatte. — Die ältere Schwester Annemarie war seit vorigem Jahr in Buchenreut drunten stattliche Wirthsfrau geworden.

Aber trotz all' der besondern Bewirthung in Trank und Speise kam ihre Unterhaltung immer wieder ins Stocken. Endlich stand der Girgl auf und sagte, da er Hermann die Hand drückte:

„Gelt, nimm mir's jetzt nicht übel, guter Freund, ich muß ein halbes Stündchen in den Wald und nach meinen Holzhauern sehen. Laß dir eben die Zeit nicht lang werden und mein Bier gut schmecken! — Behüt' dich Gott, alter, treuer Kamerad!"

Darauf ging er hinaus. Aber unter der Thüre that er noch einen langen, traurigen Blick nach Hermann, ohne daß dieser ihn bemerkte, und langsam schritt er hinüber in den rauschenden Wald.

Eine Stunde darauf erhob sich auch Hermann und sagte zu seinen Freunden: „Laßt mich jetzt ein wenig allein gehen!"

„Wo willst du denn aber hin, Leibbursch, darf ich nicht auch mit?" fragte einer seiner Leibfüchse, der auf jede Minute dieses Abends eifersüchtig war, daß er sie nicht mit ihm theilen konnte.

„Wo ich allein sein will," war Hermanns kurze Antwort.

Damit verließ er die Wirthsstube.

„Was er auf einmal nur hat!" sagte der vorige Leibfuchs fast betrübt über diese trockene Entgegnung.

„Ei was! was wird er just haben," erwiederte ein alter Corpsbursche im siebenten Semester. „Es ist eben das letztemal, daß er hier oben ist. Da ist er gerad' ein wenig sentimental geworden. Und dazu will er gern allein sein. So denk' ich mir's wenigstens, und find' es auch ganz natürlich."

„Was? der Stark und sentimental?" — protestirte lautlachend Hermanns anderer Leibfuchs von etwas derberer Gemüthsart. „Das thäte sich ja zusammenreimen wie ungefähr Champagner und Milchsuppe."

„Ja, was du junger Lecker unter sentimental verstehst," warf der vorige Corpsbursch zurechtweisend ein. „Komm nur einmal ins

letzte Semester und gar zum letzten Tage deiner Studentenzeit, da wird's dich schon auch noch lehren, sentimental zu werden. O deßhalb kann man doch ein ganz prächtiger Kerl sein, wie der Stark einer ist, und doch am letzten Abend ein weiches Herz bekommen."

Unterdessen war Hermann nach dem Tannenholze hinübergegangen und genau an dem nämlichen Felsblock, an dem er vor vier Jahren in derselben Octoberwoche jenen dreifachen Abschiedsbrief gelesen, bis er ihm durch Volkmann entrissen worden, setzte er sich auch jetzt wieder nieder zum letzten Abschiede von Berg und Thal und all' der dahin gegangenen Zeit, in der er hier oben so von Herzen froh gewesen und bei so manchem Sonnenuntergange schwärmend hinuntergesehen in die dämmernde Landschaft!

Wie dazumal an jenem ersten Abend, stand auch heute die Sonne in einem heiteren Himmel am Untergehen. Nah und fern aus den Dörfern der weiten Ebene klang das Abendgeläute durch die stille Luft. Ihm zu Häupten zog ein frischer Wind durch die Tannenwipfel. Und in solchem Schauen und Hören gedachte er wieder jenes Geleitsbriefes. Zeile um Zeile des Vaters, dann der Mutter und zuletzt der alten Dorothee zog vor seinem zurückblickenden Geiste vorüber. Denn jedes Wort von ihnen war ihm auch heute noch fest eingeprägt. Und er dachte bei sich:

„Gott sei Lob und Dank! Kein einziges Wort treibt mir jetzt die Schamröthe ins Gesicht. Ich kann heimkehren ins Elternhaus und kann getrosten Muthes sagen: da bin ich wieder. Ich bin an Jahren älter und an Wissen reicher geworden. Das Studentenleben hab' ich genossen, so froh wie nur Einer. Aber doch, so wie ich von euch fortgegangen, komm' ich nun wieder zu euch heim, euer alter Sohn, der euch offenen Auges ins Antlitz schauen kann. O, euch nur verdank' ich es, du mein Vater und meine Mutter, eurer Liebe und eurem Beispiel. — Seid darum gesegnet, jetzt auf Erden und einst im Himmel!"

Und er sah wieder hinunter ins Thal. Die Sonne war hinter der blauen Berge Wand hinabgesunken, aber die Höhen umglänzte noch ihr Strahl. Eine einzelne Glocke, die sich verspätet, läutete noch immer. Da stützte er das Haupt in die Hand und redete vor sich hin:

„So fahr' wohl, du unvergeßlich schöne, frohe Studentenzeit mit all' deinem Schwärmen und Träumen! Fahr' wohl! denn mich ruft das wirkliche nüchterne Leben. O, nur zu tief ahn' ich voraus: meines Lebens hellste, harmloseste Tage, sie sind dahin. So fahrt denn wohl! — Meiner Ideale sonniges Reich geht unter, wie dort die Abendsonne jetzt hinter den Bergen. Auch du fahr' wohl! — Mein Herz war ausgefüllt bis zum tiefsten Grunde seiner Sehnsucht, durch vier reiche, hochpoetische Jahre. Mit welch' anderer Befriedigung wird die Alltäglichkeit der kommenden Prosa mich entschädigen? —"

Und sein hinuntersinnendes Auge verdüsterte sich. Es war, als habe sein alter Dämon, der so lang ihm fern geblieben, wieder an ihm vorüberschreitend, seinen finstern Schatten auf ihn geworfen. — Aber auch sein guter Engel mußte ihm jetzt nahe sein, und mächtiger noch als sein böser. Denn plötzlich war sein Blick wieder heiter geworden. Die Hand der Kindesliebe hatte jeden trüben Gedanken daraus hinweggewischt, und sein Herz athmete wieder freier.

„Doch was fürcht' ich mich so vor meiner Heimkehr? — O, euch beste Eltern, euch seh' ich ja jetzt aus weiter Ferne mir winken mit sehnsüchtiger Hand. Ja, ich komme, mit der ganzen Fülle meiner Liebe komm' ich zu euch. Von den Höhen meiner Ideale will ich jetzt gerne niedersteigen, denn euer Herz und Arm erwartet mich ja drunten im Thal. Und euren Abend mit der Gluth meiner Liebe zu verklären, das soll meine künftige, tiefste Befriedigung sein. Jetzt bin ich fertig mit Allem. —"

Hermann war schon lange durch die angebrochene Dämmerung wieder zu seinen Freunden in die Wirthsstube hinüber gegangen. Kein Einziger sah es seinem Gesichte mehr an, welcher wechselnde Sturm von Empfindungen darüber hingezogen war. In seiner alten, guten Laune trank und plauderte er mit ihnen. Aber der Berggirgl war noch immer nicht aus dem Walde zurück.

„Wo bleibt aber der Girgl nur so lange?" fragte Hermann voll Ungeduld. „Aus der einen halben Stunde sind nun schon zwei ganze geworden. Und ich muß endlich hinunter in die Stadt. Himmel, was hab' ich nicht für die morgige Abreise noch Alles zu richten!"

Da trat Girgls Sohn, der Konrad, in die Stube und sagte:

„Einen recht schönen Gruß vom Vater. Er hat mich vom Wald hereingeschickt und läßt dem Herrn Stark noch eine recht glückliche Reise wünschen, denn es thät' ihm gar zu weh, hat er gesagt, wenn er jetzt nochmal von ihm Abschied nehmen müßt'. Und darum soll der Herr Stark jetzt nicht bös auf ihn sein, hat der Vater gesagt, daß er nicht heimkommen wär', sondern jetzt in Buchenreut drunten säße bei seinem Enkelkinde. Und wenn Sie denn aus der Stadt fortfahren thäten, hat er gemeint, und da sollt' der Herr Stark doch so gut sein, hat der Vater gesagt, und möcht' von der Landstraße nochmal zu uns heraufgucken. Und ob der Herr Stark ihm nicht auch einmal schreiben möcht', wie's ihm geht, hat der Vater auch noch gemeint, denn er hätte gar großes Verlangen danach."

Jetzt traten auch Evchen und Annemarie, die eigens von Buchenreut heraufgekommen war, in die Stube und jede der beiden Schwestern hielt einen Strauß in der Hand, für den Evchen alle Blumen an ihrem Kammerfenster abgeschnitten hatte.

So einfach die Worte Konrads nun auch geklungen, Hermanns tiefes Gemüth ward von ihrem Inhalte doch tief bewegt und er antwortete:

„O, dein guter, ehrlicher Vater! Nun sag' ihm nur, lieber Konrad, daß auch ich ihm zum Abschied alles Glück der Welt wünsche, und daß ich ihm gar nicht böse sei, weil er nun nicht mehr heimgekommen sei. Im Gegentheil. Denn daraus seh' ich gerade recht, wie so lieb er mich gehabt hat. Und um neun Uhr morgen früh würd' ich wohl drunten vorüberfahren und ich hätte schon von selber nochmals zu euch heraufgeschaut."

Dann zog er seine Uhr aus der Westentasche und fuhr weiter:

„Und da, diese silberne Uhr, auf der mein Name steht, die möge dein guter Vater jetzt von mir hinnehmen zum Andenken an jede frohe Stunde, die ich hier oben bei ihm verlebt habe. Und sag' ihm nur dazu: er solle sich doch ja keine unnöthigen Scrupel darüber machen, denn ich hätte schon noch eine andere goldene und würd' auch diese ihm gerade so gerne gegeben haben. Aber ich hatte Angst davor, daß er sie vielleicht dann nicht annehmen wollte, und

so nahm ich nur die silberne mit herauf. Es ist ja überhaupt nicht um den Werth, sondern nur um das Andenken an mich."

Dann nahm er zwei kleine, zierlich gebundene Bücher aus der Rocktasche und sprach zu Annemarie und Evchen:

„Und ihr zwei lieben Schwestern, die ihr mich einst so barmherzig verpflegt, nehmt jetzt diese goldenen Büchlein von mir, und wenn ihr darin betet, so denkt manchmal auch an mich! Es ist meiner guten Mutter liebste Erbauung. Mög' es auch die eurige werden! Und ich hab' auch Jeder ein paar Worte hineingeschrieben."

Annemarie und Evchen nahmen Jede ihr Geschenk, die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, und reichten ihm dafür ihren Strauß. Sonst wußten sie nichts zu sagen. Aber ihre nassen Augen sagten Alles.

Endlich zog Hermann auch noch ein vielgestaltiges Gartenmesser mit Klingen, Scheere und Säge hervor, und legte es in Konrads Hand: „Dir, lieber Konrad, der du die Obstbäume so gut zu pflegen verstehst, dir hab' ich dieses nützliche Messer noch heraufgebracht, zum Danke für all' die guten Kirschen und Birnen, die du mir immer so freudig heruntergeholt. Denk' eben auch du an mich, so oft du es gebrauchst!"

„Und nun lebt wohl mit einander — und nochmals herzlichsten Dank für all' eure Liebe! Und grüßt mir noch tausendmal den guten Vater! Es ist die höchste Zeit. Ich muß nun fort. — Ihr guten, ehrlichen Menschen, bei denen ich so froh und glücklich gewesen, — lebt wohl — lebt wohl! —"

Rasch drückte er den drei Zurückbleibenden noch die Hand, mit aller Willenskraft seine Bewegung zurückhaltend, und eilte hinaus in den dunkeln Wald.

Und er schritt mit seinen Freunden, wortlos wie sie selber, schon in der rauschenden Tannennacht hinunter, als die Schwestern endlich daran dachten, ihre Augen zu trocknen und die kostbaren Bücher mit Saffianband und versilbertem Schloß sich näher anzusehen.

Noch mehr als das drängte sie aber ihre Neugierde, was denn Hermann jeder von ihnen hineingeschrieben habe. Und du siehst

aus ihren Augen beredter, als ihre Lobpreisung dir sagen kann, wie glücklich sie sich fühlten, da sie seine Verse gelesen hatten.

Da ich aber auch dir selber ansehe, lieber Begleiter, daß auch du sie gerne wissen möchtest, so will ich auch dich mit hineinschauen lassen. Unser junger Freund wird ja wohl nicht böse darüber sein. Denk' ich doch auch gar nicht daran, seine schlichten Reime nun deiner Kritik auszusetzen. Denn Niemand machte weniger Anspruch darauf, ein Dichter zu sein, als Hermann selber. Aber, lieber Himmel, wer hat nicht in solchen jungen Jahren schon Verse gemacht?

In Evchens Buch stand also geschrieben:

Du junges, immer heitres Wesen
Mögst oft in diesem Büchlein lesen,
Daß dir dein Frohsinn nie vergeh'.
Ein reines Herz am frohsten scherzet,
Und nichts von Leid so bitter schmerzet,
Als wie der eignen Seele Weh.

Zum dankbaren Andenken an die liebe, heitere Pflege dem neckischen Evchen ihr Freund

Hermann Stark.

Die Verse für die junge Mutter Annemarie lauteten:

Präg' dieses Büchleins Geist dir ein,
Zu deines Mutterherzens Lehr'!
Dir selber wird's zum Heile sein —
Und deinem Kind dereinst noch mehr.
Denn seines Lebens reichstes Gut
Ist ihm dein Herz ganz sicherlich.
Was eine fromme Mutter thut —
O Niemand weiß es mehr, als ich.

* * *

Am andern Morgen um halb neun Uhr stand vor Hermanns bisheriger Wohnung, gegenüber der Frankenkneipe, bis vor das Thor hinaus auf der Hasenhaide, ein ganz ansehnlicher Zug zwei- und einspänniger Kutschen aufgestellt. Alle waren bereits besetzt;

nur der vorderste, schwerbepackte Reisewagen harrte noch seiner Passagiere. Von Kränzen und Guirlanden, wie sie der Spätherbst nur noch bieten konnte, war er über und über geschmückt. An den zwei Laternen des Kutschenbockes steckten Evchens und Annemariens Sträuße. Sie sollten, wenn auch unterwegs verwelkt, jedenfalls in die Heimath mitgenommen werden. Einzelne Reiter sprengten ungeduldig auf und nieder. Da trat Hermann mit seinen zwei treuen Leibfüchsen aus dem Hause des Kappenmachers Franz Fiedler. Sein Hausphilister sammt Weib und groß- wie minderjähriger Nachkommenschaft begleitete ihn noch heraus, und Eines nach dem Andern drückte ihm zum Abschied die Hand. Dann stieg er mit seinen Begleitern in den geschmückten Wagen. Noch einmal sah er zum Fenster seiner traulichen Stube hinauf, zum letzten Abschied von all' seinen [illegible] verlebten, ernsten und heiteren Stunden.

Und siehe, da prangte über der Thüre wie beim Jubiläum, so auch beim Scheiden, wieder eine Festinschrift aus der poetischen Feder des Baders Ritz, die bei all' ihrer unfreiwilligen Komik doch mit Hilfe der ganzen Abschiedsstimmung in Hermanns Gemüth die beabsichtigte Wirkung vollständig erreichte. Sie lautete:

Du wohntest bei mir manch' ein Jahr,
Doch ach, jetzt ziehst du fort, o je!
Rechtspraktikant und Doctor gar —
Du liebster, schönster Mann, ade!
Mein ganzes Haus war stolz darauf,
Daß du so lang drin einquartiert.
Denn 's war dein ganzer Lebenslauf
Nur flott und nobel renommirt. —
O was ich einen Schmerz drum spür',
Daß du nun gehst, wie sag' ich's ganz?
Dein höchstes Glück wünscht für und für
Der Hausphilister — Fiedler Franz.

Nochmals rief Hermann mit grüßender Hand aus dem Wagen: „O, ich danke herzlich, ihr guten Leute, wie freuen und rühren mich diese schönen Abschiedsworte!“

Und der „Fiedler Franz“ erwiederte mit erstickter Stimme:

„O guter Herr Stark, 's ist wenigstens ehrlich gemeint. Und grüßen Sie mir eben noch tausendmal den guten, alten Herrn Vater!"

„Ja, und aber auch von mir noch extra," fiel die Frau Kappenmacherin nicht minder ergriffen ein. „Und auch die wertheste Frau Mutter, wenn ich sie auch gerade nicht persönlich kenne. Aber ich kenne sie doch, und ganz gut kenn' ich sie, die prächtige Frau."

Und wie Hermann den Gruß versprach, drängte es auch die älteste Tochter, ihm noch zuzurufen:

„Und wir bedanken uns eben nochmals für all' die schönen Präsente; Sie lieber, guter Herr Stark! Ach Gott, wie Sie, so kriegen wir unser Lebtag keinen Studenten mehr ins Quartier."

„Also adieu, adieu und ich schreibe schon bald," rief Hermann zum letztenmal und commandirte zum Bock hinaus: „Kutscher, fort!"

Die Reiter sprengten voran. Und die Hauptstraße hinunter klang's jetzt von all' den Franken zu Wagen und zu Roß in seltsam ergreifendem Chorus:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein —
Muß selber nun Philister sein."

Da brach die ehrliche Kappenmachersfamilie in lautes Lamento aus, daß man's die halbe Straße hinunterhören konnte.

Trotz der frühen Morgenstunde waren fast alle Fenster besetzt. Namentlich der ehemalige Leibschneider Stichelmeier schrie ein mehrmaliges „Adieu, Herr Stark!" laut aus seiner Werkstatt ihm nach. Manch' ein Philister winkte dem Scheidenden noch treuherzig hinaus. Aber auch manches Professorentöchterlein schielte hinter den Eltern auf den schönsten vormaligen Studenten noch einmal nieder. Mein Gott, jetzt war es ja so ungefährlich.

Unter fortwährendem Absingen des schönen Scheideliedes von Gustav Schwab war jetzt der Zug dem Marktplatze näher gekommen. Aber hier erst sollte Hermann völlig inne werden, wie lieb er der ganzen Stadt gewesen. Da standen gar Manche zum letzten Ab-

schied. Und wenn es auch wieder der schwarze Peter gewesen, der jetzt das ihm entgegenschallende Hoch zuerst ausgebracht hatte, so war es doch einzig und allein die allgemeine Liebe und Achtung, die sich Hermann selber errungen, welche Jeden der Umstehenden nun anregte, mit vollstem Herzen miteinzustimmen. Und mehr als ein Dutzend Männer drängte sich an seinen Wagen, vor Allem natürlich sein ehemaliger Stiefelfuchs selber, dann sein Leibschuster, der Buchbinder, der Bierwirth der Exkneipe sammt seinen zwei Söhnen, der alte Pferdejude Veitel Herz, der Stichelmeier, der flugs ihm noch einmal nachgesprungen; der Weinwirth „zur blauen Glocke,“ der Pedell und ein paar Polizeisoldaten, und — was weiß ich — wer noch Alles. Jeder wollte ihm noch einmal in Person die Hand zum Abschiede drücken. Wahrhaftig, seit Menschengedenken war noch keinem Studenten bei seinem Auszug aus der alten Musenstadt der Abschied so schwer gemacht worden.

Unterdessen hatten seine Begleiter trotz des Stillstandes der Wagen ungestört Strophe für Strophe weiter gesungen. Wie der Zug sich wieder fortbewegte, klangen gerade die zärtlichen Verse:

„Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus,
O Kind, schau' noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar!“

Und wie der glückliche Zufall es nur so fügen konnte, daß Hermann gerade bei dieser verfänglichen Strophe am Scheppert'schen Hause vorüberfahren mußte! — Wer wollte es daher unserer romantischen Freundin Thusnelda verübeln, daß sie auch, dieser freundlichen Einladung entsprechend, wirklich am Fenster stand? Denn daß sie wenigstens schon seit vier Jahren, wenn auch nur einseitig und im höhern, geistigen Sinne Hermanns „Liebchen“ gewesen, dafür hatte sie ihrerseits nicht den mindesten Zweifel.

Aber auch er wollte jetzt im letzten Augenblicke seinem guten, mitleidigen Menschenherzen noch Ehre machen. Rasch nahm er einen Lorbeerkranz, der ihm zur Seite hing, hinweg und winkte damit freundlich lächelnd zu Thusnelden hinauf. Es war der glückseligste

Moment ihres nun vierzigjährigen, poetischen Jungfrauenlebens, der ihr noch zehn Jahre danach ihre letzten, immer noch ehelosen, aber schmerzensreichen Lebensstunden versüßte.

Wer wäre darum so lieblosen Gemüthes, daß er ihr diese heutige Freude bei diesem traurigen Abschiede mißgönnen wollte?

Und wenn ich dir nun erst ausplaudere, daß dieser Lorbeerkranz von Thusneldens eigener Hand für Hermann gewunden und ihm unter poetischem Geleite gestern Abends zugesendet worden war!

Da ich aber zu guterletzt auch nicht das mindeste Geheimniß vor dir haben möchte, so sollst du auch noch den poetischen Abschiedsgruß wortwörtlich kennen lernen.

Er lautete:

Fahr' wohl, du herrlicher Arminius,
Der Kranz von Lorbeer sei dein stet Geleit!
Dir geb' das Glück stets seinen wärmsten Kuß,
Und segne dich, jetzt und in alle Zeit!
Und sprach ich auch kein einzig Wort mit dir,
Wie ward ich doch durch dich so hoch beglückt,
Du aller Jünglinge so edle Zier,
Wie schöner keiner Deutschlands Erde schmückt!" —
Ja, wenn es je platon'sche Liebe gab,
So mag ein Sänger von der meinen melden,
Die, rein nur geistig, jetzt und über's Grab,
Arminius wird einen mit Thusnelden.

Begreifst du nun unsern edelmüthigen Freund, daß er ihr für solche Worte noch zum allerletzten, kargen Minnelohn mit ritterlichem Scheidegruß danken wollte? — Ach, wie schnell war's ja gethan und wie lange machte sie es noch glücklich!

Jetzt klingt die letzte Strophe in den trüben Herbstmorgen:

„Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein,
Nun denn, ihr Brüder! sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß!"

Und siehe, schon liegt die Landstraße vor ihnen und droben von der Halde schauen die Dächer des Bergkellers herüber. Jetzt noch

einen Scheideblick hinauf zum treuen Berggirgl! — Hier hatte er ihm ja versprochen, den letzten Abschied von ihm zu nehmen. Aber wo wird er ihn sehen? — Mein Gott, dort an der höchsten einzeln ragenden Föhre, da steht er wirklich auf der Leiter und winkt mit einem langen, weißen Tuche herunter. — Und Hermann hebt sich auf im Wagen, winkt ebenfalls hinauf und sein Auge verschwimmt. Dann ruft er rasch: „Kutscher, Trab, vorwärts!" — Und noch einmal sieht er zurück. Da steht der Girgl noch immer auf der Leiter. Aber er winkt nun nimmer mit dem Tuche, das hält er jetzt vors Gesicht. —

„Alter, grundehrlicher Berggirgl, fahr' wohl, fahr' wohl!" ruft Hermann, sich im Wagen tiefer zurücklehnend, und mit wieder schwer gewordenem Herzen. „Fahr' wohl zum letztenmal, du meine schöne, glückliche Studentenzeit! — Zur alten Heimath geh' ich ein, muß selber nun Philister sein. — Nun denn, ihr Brüder, sei's, weil's muß! — Das letzte Glas, der letzte Kuß! —"

Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünfter Abschnitt.

In der Praxis.

Fünfter Abschnitt.

In der Praxis.

I.

Eine neue Zeit.

Erinnerst du dich noch, lieber Begleiter, jenes allerersten Morgens, da wir zwei, noch einander völlig fremd, unter jener Föhre gesessen und du mit mir heruntergeschaut auf unseres jungen Freundes alte Vaterstadt? Da lag sie im Steinwalle der ehrwürdigen Ringmauer friedlich auf einander gedrängt mit all' ihren eigenartig dreinschauenden Häusergesichtern. Vom Zinnenkranz, den vielhundertjähriger Epheu umwucherte, lugten hie und da verwitterte Warthürme in den sonnigen Maimorgen. Dann sah wieder der Kaiserburg schwarze Ruine vom Rittersberg zu dir herauf. Und das traute Erkerhaus am Storchenthurme mit seinem poetisch versteckten Zwingergärtchen, es zog dein Herz hinunter nach seinen dir noch unbekannten Bewohnern. Und da du so träumerisch sinnend hinunterschautest, durchklang aus des Rothbarts uraltem Reichswald Amselschlag und Habichtsschrei das Rauschen der hinter dir liegenden Einsamkeit. Nicht wahr, wie geschah es damals doch uns Beiden, als ob das stürmische Treiben der lauten Welt von der althistorischen Idylle dieser abgelegenen Kleinstadt auf immer abgeschlossen sei!

Und jetzt, wo du auf dem Rittersberg und im Barbarossaschloß, hinter der Stadtmauer und im Tannengarten so heimisch geworden, wie auf den Plätzen deiner eigenen Jugendspiele, jetzt wo du im Erkerhause Freud und Leid, Sehnsucht und Erfüllung zwanzig Jahre mitdurchlebt hast, lade ich dich wieder ein, lieber Begleiter, von derselben Höhe auf diese Stadt mit mir hinunterzuschauen. Zwar leuchtet heute kein warmer Maihimmel über den alten Häusern.

Kein Obstbaum prangt in Blüthen im Stadtgraben, und auf den buntgefärbten Waldhügeln hat die Zeit des Blätterfalles begonnen. Du wirst umsonst auf das Lied der Amsel im Reichswald horchen. Nur den Habicht siehst du hoch über Thürmen und Giebeln das Waldthal kreischend umschweifen. Aber doch komm' jetzt zu mir herauf! Sieh', so eben tritt die Octobersonne aus ihrem Kampfe mit erdentstiegenen Nebelheeren als himmlische Siegerin hervor. In scheuer Flucht zerrinnen die letzten überwundenen Dunstcolonnen. Und ein kalter Herbstwind braust nun durch den heitern Morgen.

Und da stehst du ja schon wieder neben mir, wie das erstemal, so freundlich mir folgend. Siehst du die alte Föhre, die uns damals umrauscht, sie steht auch heute da, nur noch viel mächtiger. Das Farrenkraut grünt noch jetzt um ihre weitverzweigten Wurzeln; und horch, der Reichswald hinter uns rauscht noch immer in seiner alten Melodie. Aber drunten im Thale! Nicht wahr, wie du verwundert hinunterblickst! Wie hat da drunten seitdem das Antlitz dieser Stadt sich verändert, daß du es kaum mehr erkennst! Du suchst umsonst nach der Ringmauer mit ihren Epheukränzen und Wartthürmen. Umsonst lugst du nach dem Wallgraben aus mit seinen kühlen, obstreichen Gärten. Siehst du, dort hinter der deutlich abgegrenzten Altstadt diese neue regelrechte Straße mit kahlen, frostigen Häusern, eines ähnlich dem andern? Unter der Prosa dieser neuen Steinhaufen liegt jetzt der alten Ringmauer Poesie für immer begraben. Sie, die einst in ihrer ungebrochenen Macht dieser Stadt dahingegangene Geschlechter vor Feindesüberfall beschirmt, in ihrem morschen Alter hat das jüngste Geschlecht sie jetzt niedergerissen. Und wo noch im Frühling des letzten Jahres in des Stadtgrabens blühenden Gärten der Buchfink sein Nest gebaut, und die Grasmücke ihr Lied gesungen, da hinunter ward ihr Schutt gestürzt sammt ihren Epheuranken und allen ihren Erinnerungen aus längst vor ihr begrabenen Zeiten. Der Erde gleich gemacht ward Mauer und Graben, um mit dem Drange der neuen Zeit den Bann der alten zu zersprengen, und sich auszudehnen nach dem neuen Brennpunkt des Verkehrs.

Und hörst du jetzt den gellenden Pfiff durch die stille Morgen-

luft? — Glaubst du wohl, der Habicht sei's, der noch immer über jenem Waldhügel seine Kreise zieht? Nein, so mächtig tönt nimmer Habichtsschrei. Aber zum nördlichen Hange blick' hin! Siehst du dort das Antlitz der Neuzeit, die auch dieser Stadt nun angebrochen?

Aus rothquadriger Tunnelfront, unterm Eichenwald hervor, braust sturmschnell das eherne Dampfroß und führt mit Geschnaub' und Gewieher den blinkenden Wagenzug ins hundertästige Schienennetz des weitgedehnten Bahnhofs. Und schwer keuchend qualmt aus Westen ein zweiter Zug herein, rußig schwarz und unabsehbar. Der schleppt aus dem grubenreichen Hinterland in die fruchtreiche Ebene hinaus seines Zuggauls eigene Speise, der schwindenden Wälder siegreiche Rivalin, das Brod des neuen Fürsten unserer Zeit, das schwarze Mark der Unterwelt — die Kohle.

Und sieh' hin, angelockt von dieser neuen Eisenstraße hat der Dampf, dieser weltbeherrschende Emporkömmling, auch hier in zahlreichen Schlöten sein einförmiges Lager aufgeschlagen, und es hält hier geräuschig sausenden Hof sein goldgieriges, stolzes Weib — die Industrie. — Vom fort und fort anwachsenden Bahnbereich an der Waldhöhe bis nieder, wo du sonst vor dem Stadtthore Gärten, Wiesen und Felder grünen gesehen, hat sie ihre kunstlosen Backsteinpaläste errichtet. Tagwerkgroße Gebiete von Schuppen und Magazinen, und wieder noch dachlose Bauten, langgestreckte Bretterhütten und erst ausgegrabene Fundamente verlieren sich in unschönem Wechsel bis an den Saum der Waldhügel. Und mitten drin erheben sich hie und da in grellem Contraste der neuangesiedelten Fabrikherren nagelneu funkelnde, nüchterne Häuser.

Eine neue Zeit und mit ihr neue Menschen sind in diese alte Stadt hereingezogen.

Das Capital und die Speculation, diese herzlosen Geschwister, haben der fleißigen Behaglichkeit des kleinstädtischen Gewerbes den Krieg angekündigt. Ihre fieberhafte, nie befriedigte Hast nach immer größerem Gewinn zieht täglich mehr und mehr auch der „Altdahiesigen" stille Genügsamkeit in ihren aufregenden Wirbel. Wie in der Lorelei-Lied jenem untergegangenen Schiffer geschah:

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er sieht nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'. —"

so ergreift jetzt gar Manchen in seinem kleinen Hause der Gewinnsucht wildes Weh. Er sieht nicht die Gefahr, und hört nur das Loreleilied der hohen Prozente. Vom sicheren Hafen der Sparkasse läßt er seinen Nothpfennig auf die trügerische Sturmfluth der Speculation hinauslocken, und auch an ihm wurden dann oft des Dichters Worte zur Wahrheit:

„Ich glaub', am Ende verschlingen
Die Wellen Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan."

Aber neben dem eingewanderten Geldstolz, diesem plumpen, stets nur verletzenden Tölpel, macht sich jetzt in der von jeher so bedächtigen, redlich denkenden Stadt auch noch ein anderer Eindringling breit, ein gar windiger, geriebener Geselle voll Lug und Trug und eitler Großsprecherei, — der moderne Schwindel. — Nicht der wohlthätige Segen der großen, gediegenen Industrie ist hier eingekehrt, sondern nur sein Zerrbild. Nicht wohlgeordnete, kenntnißreiche, edeldenkende Förderer der Arbeit und des Handels haben dies Thal zu ihrer Thätigkeit sich auserkoren, sondern nur der Bodensatz gewissenloser, habgieriger Krämerseelen mit nur halber Bildung, aber ganzem Dünkel; oft heute noch mit fremdem Geld und gleißnerischem Prunke prahlend, und schon morgen auf der Flucht mit der schimpflichen Beute betrügerischen Bankerotts. Dazu der fremde Troß grobsinnigen Arbeiterproletariats, das wie ein Pesthauch in den kleinen, armen Häusern sich eingenistet, um die Gewohnheit und Einfalt der Sitte immer gefährlicher darin zu vergiften. Ja, nur wenige Jahre noch, und das alte Stillleben dieser Stadt, es wird allmälig übertäubt werden, wie ein Volkslied, dessen sinnig einfacher Text von einem leichtfertigen Librettisten erst zu einer schlüpfrigen Opernarie ernüchtert wird, und dessen innerliche Weise dann untergeht in sinnberauschendem Tonschwall.

Und siehst du jetzt auf dem Rittersberg die alte Kaiserburg? Wie auch dies ergreifende Bild aus ruhmreichster deutscher Vergangenheit von armseligem Krämergeist entstellt worden ist! — Ein rothes Ziegeldach auf den schwarzen vielhundertjährigen Mauern, und ein Bretterthor vor der granitenen Eingangshalle! Drin einst unser junger Held zur Dämmerzeit den Rothbart auf dem Schutte sitzen und träumen sah, darin der Kaiser selber einst mit Fleisch und Blut nach der Jagd den goldenen Becher Rheinweins geleert, da sitzen jetzt die Baumwollballen bis hinauf zu den Gurtsteinen des kaiserlichen Bankettsaales, und ohne Zweifel halten sie mit ihnen zur Geisterstunde gar hochpoetische Gespräche über den nimmer rastenden Wechsel der Zeit. — Aber von den Dohlen siehst du jetzt nicht eine einzige mehr aus den Fensterhöhlen flattern, denn ein Lattenverschlag ist jetzt ihr unharmonisches Gitter. Mit Schutt und Mörtel ausgestopft sind die Nestlöcher in der zerbröckelten Mauer. Da haben die so schnöd hinausgejagten alten Burgbewohner sich zuhöchst unter das bemooste Schieferdach des Münsterthurms geflüchtet, nachdem sie zuvor die Steinkäuze drinnen in mehrtägigem Krieg mit ihren Schnabelschwertern und Fittigschildern kreischend in die Flucht getrieben. Und nur dann und wann zieht die Sehnsucht die eine oder andere der ältesten Dohlen herunter, um vorm allerletzten Fluge noch einmal den einst so ehrwürdigen Stammsitz ihres Geschlechts zu umflattern und von ihm Abschied zu nehmen.

Sogar Vater Starks Blumengärtchen blieb nicht verschont; denn, wie du von hier aus deutlich sehen kannst, seine lieblichste Zierde ward auch ihm geraubt. Keine einzige Epheuschlinge flüstert darin mehr von alten Zeiten. Kein Wartthurm lugt mehr erinnerungsreich nieder. Der neuen Straße öde Hinterwand ist jetzt sein kahler, mehr als prosaischer Rahmen.

Einzig und allein der Storchenthurm am Erkerhause ist wie dieses selber unversehrt stehen geblieben. An diesen Zeugen der alten Zeit hat sich die zerstörende Hand der neuen doch nicht gewagt. Nicht einen einzigen Stein hat sie an ihm angerührt. Wie wohlweislich war aber auch die Furcht, durch irgend eine Neuerung des Storchennestthurmes seinen langbeinigen Bewohner daraus zu verscheuchen,

oder ihn am Ende gar so gründlich zu verstimmen, daß er der ganzen Stadt auf Nimmerwiedersehen den Rücken kehrte! Denn fragten sich mit Recht die ängstlich besorgten Väter und Mütter, wer sollte dann fürder auf unsern Hausgiebeln klappern? Und kleine Kinder, schon des Nachwuchses halber, braucht ja doch jede Zeit, die neue, so gut wie die alte.

So, lieber Begleiter, siehst du jetzt unseres jungen Helden Vaterstadt verwandelt in den todten Steinen und lebendigen Menschen. Das Alte zumeist darin zerstört, und das Neue noch im Werden. Ein noch unfertiger Uebergang von der einst sich selbst genügenden Abgeschiedenheit zu dem jetzigen Hineingezogenwerden in den hastigen Weltverkehr tritt dir überall mit unbehaglicher Halbheit entgegen.

Der Nationalökonom der Neuzeit mag mit noch so gutem Rechte dieses stille Waldthal darum glücklich preisen, daß nun auch in seiner überwundenen Einsamkeit die Fabrikschlöte qualmen und der rasche Pulsschlag der Industrie das träge Blut des Pfahlbürgerthums in bewegteren Fluß gebracht. Aber auch der Dichter ist nur in seinem alten Rechte, wenn er jetzt mit einer Art von Heimweh jener poesiereicheren Vergangenheit gedenkt, da er zum erstenmale mit dir hier oben stand; da dieses einsame Thal noch kein anderes Brausen gehört, als das seiner Wälder, und keinen andern schrillen Pfiff, als den des darüber kreisenden Habichts; da es noch keinen andern Rauch geschaut, als jenen, der aus den Schlöten der Häuser in friedlichen Säulen aufgestiegen, und da in den Herzen seiner Bewohner das Bereich ihrer irdischen Wünsche von patriarchalischer Genügsamkeit noch so sicher eingefriedet gewesen, wie einstmal diese Stadt von der alten immergrünen Mauer und ihren fruchttragenden, liederreichen Gärten.

II.

Die Conscriptionslisten.

Genug der elegischen Stimmung! Und so wollen auch wir alles Träumen und Schwärmen hinter uns werfen, und mit unserem neuen Rechtspraktikanten und Doctor beider Rechte heute Morgen frischen Muthes wie er selber schnurstracks in die Praxis treten.

Und sieh', da steht er schon droben in der Erkerstube bei Vater und Mutter Stark, und zwar in voller „schwarzer Wichs," wie die Studenten sagen, in demselben neuen Staatsfrack, in dem er erst vor acht Tagen auf dem Promotionskatheder gestanden und mit den Professoren in brennrother Toga so glorreichen Streit ausgefochten, daß sie sich höllisch zusammennehmen mußten, um alle seine Hiebe mit Ehren zu pariren. Und heute Morgen will er nun beim Herrn Bezirksamtmann vor dem Antritte seiner einjährigen Verwaltungspraxis die erste Aufwartung machen. Gieb Acht, wie wird erst dieser vor unserm doctorlichen Helden Respect bekommen und befangen werden! Wer kann es ihm aber auch verübeln, wenn selbst so gelehrte Universitätsprofessoren vor unsers Helden scharfem Wort all' ihre Logik auf das Schlachtfeld führen mußten? Und ließ er auch seine wallenden Studentenlocken erst gestern handbreit unter der Scheere des Baders niederfallen, um durch diesen symbolischen Act als nunmehriger Novize der Lebensprosa von nun an seiner Jugendträume Poesie Valet zu sagen, — Herr Bezirksamtmann, wähnen Sie ja nicht, daß mit diesen abgeschnittenen Locken nun an Ihrem neuen Praktikanten auch die Körper- wie Geisteskraft abgeschwächt worden sei! O nicht um ein Haar! Mit und ohne diese Lockenzier war und bleibt er ein ganzer Simson, denn sein Haarschneider war keine Delila.

Doch unbegreiflich! Der sonst so ängstliche Vater Stark schien jetzt diese Angst für den Herrn Bezirksamtmann nicht im Mindesten zu theilen. Seine Besorgniß war vielmehr eine ganz umgekehrte. Denn so weit Vater Starks bescheidene Menschenkenntniß reichte, konnte er sich den Herrn Amtmann schlechterdings nicht in der Neben-

rolle eines eingeschüchterten Mannes denken. Um so genauer war aber der ganzen Stadt und Umgegend bekannt, daß er in den Hallen des Bezirksamtes stets nur den dramatischen Hauptpart eines unverwüstlichen Grobians mit zweifelloser Virtuosität zur Geltung zu bringen wußte, mit oder ohne Beigabe einer gewissen derben Gemüthlichkeit, je nach dem Barometerstande seiner wetterlaunischen Bureaulaune.

In Anbetracht dieser psychologischen Erwägung drängte es nun auch den Vater Stark, seinem zur Antrittsmeldung fortgehenden Sohne folgende weise Lehre mit auf den Weg zu geben:

„Lieber Hermann, nicht wahr, du mußt dich durch diesen ersten Besuch beim Herrn Amtmann nicht gegen ihn einnehmen, oder gar dich verstimmen lassen! Weißt du, er hat zwar so seine eigene Manier, ist aber im Grund ein eben so braver Mann, wie tüchtiger Beamte. Nur ist er ein wenig — ein wenig — wie sag' ich doch nur geschwind? Wie? was? Nun, du wirst schon selber sehen — weißt du, eben ein wenig, so zu sagen — verbauert und treibt dadurch sein Amt ein Bischen handwerksmäßig. Lieber Himmel, er zieht eben schon bald vierzig Jahre an einem und demselben Joch, und hat meist nur mit Bauern zu thun und da wird man eben so, wenn man nicht an sich selber dagegen arbeitet. Also nicht wahr, sei deshalb doch recht höflich gegen ihn! Er wird auch gewiß mit dir sehr freundlich sein, denn erst gestern noch hat er mir auf dem Casino gesagt, daß er sich sehr auf deine Praxis bei ihm freue."

„Nun ja, lieber Vater, mach' dir meinethalben nur keine Sorge!" erwiederte Hermann. „Ich danke dir einstweilen für deine so treu gemeinte Vorbereitung und ich und der Herr Amtmann werden schon miteinander zurecht kommen. Also — guten Morgen, bester Vater! Es geht schon Alles gut."

Damit ging er auf sein Zimmer, um mit dem schwarzen „Cylinder" seine Visitentoilette zu vollenden. Mutter Rosalie folgte ihm dahin, weil auch ihr Herz sie drängte, ihm noch ein liebreich mahnendes Wort ins Bezirksamt mit auf den Weg zu geben.

„Guter Hermann, nicht wahr? wenn der Herr Amtmann dir vielleicht nicht so gefällt, wie du dir's vorstellst, so denk' eben, daß

er mit seiner wissenschaftlichen Bildung tief unter dir steht, und suche deinen höchsten Stolz darin, auch in der Bildung des Herzens ihn zu übertreffen! Vor Allem aber bring' deinem alten Vater dieses Opfer und sei eben um seinetwillen demüthig! Das erhöht deinen Stolz viel mehr, als es ihn erniedrigt. Du wirst mich nun genugsam verstanden haben! Nun geh' als guter Sohn, und komm' als solcher zurück! Nochmals, denk' vor Allem an deinen nun einundsiebzigjährigen Vater, der sich so herzlich auf deine Heimkunft gefreut hat, und auch ein klein wenig denk' an mich, deine Mutter! Und jetzt gib mir noch einen recht lieben Rechtspraktikantenkuß. Behüt' dich Gott!"

„Mutter, verlaß dich darauf, ich werd' an den Vater denken und auch an dich." — Mit diesen von einem innigen Kusse bekräftigten Worten verließ er das Vaterhaus.

Wie er von dem freien Rittersberge die düstere Schloßgasse immer tiefer gegen das Bezirksamt hinunter ging, da war es seinem Geist, als ob er nun von einer sonnigen Höhe in ein dumpfiges Thal herniederstiege, darin er durch Sumpf und Gestrüppe sich mühsam durchwinden müsse, voll quälender Zweifel, ob er jemals wieder einen rettenden Ausweg finde zu einem neuen, lichten Gipfel geistigen Lebens.

Nachdem sich unser junger Rechtspraktikant im Bezirksamt erst in einem langen, halbdunkeln und ganz schmutzigen Gange durch einen wirren Knäuel harrender rustikaler und städtischer Hilfesuchender durchgewunden, trat er am äußersten Ende an das Arbeitszimmer des Herrn Amtsvorstandes, klopfte aber erst an, nachdem er seinem gepreßten Herzen noch durch einen tiefen Seufzer Luft gemacht hatte. Der Herr Bezirksamtmann, der eben an seinem Pulte stand und mit lautem Fluch ein vorher angekommenes Monitorium der Kreisregierung durchlas, drehte sich anfangs mürrisch nach ihm um, weil er ihn für den Assessor hielt, dem er wegen seiner Saumseligkeit tüchtig den Text lesen wollte. Bei Hermanns Anblick vertauschte er indessen allmälig seine gewohnte grobe Miene mit einer gezwungen freundlichen und lud ihn sogar ein, auf das Kanapee sich niederzusetzen, was Hermann natürlich auch wohl oder übel that, obwohl

sein neuer schwarzer Frack von diesem Bureauinventarkanapee in der Reinlichkeit bedenklich abstach.

Und der ausgediente Actenveteran leitete seine Unterredung mit dem Verwaltungsdienstrekruten in folgenden, eben so erhabenen wie geistreichen Sätzen ein, die ich aus Rücksicht für das Verständniß unseres deutschen Gesammtvaterlandes in der Schriftsprache wiedergebe, obwohl der Amtmann sie in einem so unverfälschten Provinzdialect gesprochen hatte, daß er jedem Forscher deutscher Mundarten als allerreinste Originalquelle hätte bestens empfohlen werden können:

„Ah, das ist ja der Herr Stark! Nun, das ist schön von Ihnen. Ja, da sieht man eben, wie man alt wird. Wie kann ich mir Sie noch so gut als einen recht wilden Gassenbuben denken und jetzt kommen Sie gar schon als mein Praktikant da zu mir her! Und Doctor sind Sie auch noch, hab ich mir sagen lassen. Ha, ha, ha! Ja, wär' schon recht. Ich könnte schon so einen Doctor brauchen, wenn er mir nur gleich meine schlechten Vicinalwege, meine hainbuchenen Bauern und mein liederliches Fabrikgesindel curiren könnte. So aber werden Sie blutwenig von Ihrer Doctorei bei mir profitiren können! Ja, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Stark, nicht einmal so tituliren kann ich Sie bei mir lassen. Denn erstens schickt sich das für einen Praktikanten bei mir gar nicht, zweitens thäten meine Bauern sich gar nicht auskennen, wie auf einmal da ein Doctor hereinkäm', und drittens, worauf ich eben doch auch sehen muß, könnt' es meinen Oberschreiber und den Assessor beleidigen, als ob Sie Wunder was extra Gelehrtes studirt hätten, wohingegen doch Sie erst von Jenen von vorn an Alles lernen müssen, da Sie ja noch nicht einmal wissen, wie man nur einen Stempelbogen faltet. Wissen Sie, Herr Stark, von mir aus thät' ich Sie alle Tage hundertmal Doctor tituliren lassen. Ich bin Ihnen mein' Seel' nicht neidisch darum. Deßwegen weiß man ja doch in der Stadt und auf dem Amte, daß ich der Herr bin und Sie nur mein Praktikant. Aber so geht's eben einmal nicht und darum werd' ich Sie auch nur ganz simpel Herr Stark oder Herr Praktikant tituliren, wie mir's eben just in den Mund kommt. „Also," fuhr der Amtmann ganz

gemüthlich weiter, „diese Sache wäre nun einmal abgemacht. Ich halt' eben nie mit was hinterm Berg und sage meine Sache immer gleich heraus. Darüber dürfen Sie aber nicht pikirt werden! Das wäre sehr unnöthig von Ihnen, Herr Stark!"

Hermann, dem das Blut bei dieser Eingangsrede immer heißer in die Wangen geschossen, lachte in bitterster Ironie den Amtmann an: „O bitte, Herr Amtmann! Nennen Sie mich, wie immer Sie wollen! Es ist mir jeder Titel gleichgültig."

„Muß auch so sein, Herr Stark. Und nun wollen wir einmal von der Praxis anfangen. — Da hätt' ich eben nun gleich eine sehr wichtige Frage an Sie. Aber das sag' ich Ihnen, daß Sie ehrlich darauf Antwort geben. Es soll gewiß Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir ohne Umstände die Wahrheit sagen."

„Die sag' ich immer, Herr Amtmann!" entgegnete Hermann mit scharfer Betonung.

„Nun, desto besser, Herr Praktikant, warf der Amtmann leicht hin. „Also sagen Sie mir einmal, können Sie schön und leserlich schreiben?"

Danach schaute er den Gefragten pfiffig lauernd an, was dem Auge Hermanns wohl nicht entging. Trotzdem aber antwortete dieser in seiner strengen Wahrhaftigkeit: „Wenn's gerade sein muß, Herr Amtmann, o ja!"

Und lachend packte ihn der Amtmann beim Arme mit dem räthselhaften Ausrufe: „Gott sei Dank, jetzt haben wir den Vogel gefangen!"

„Wie so gefangen?" stutzte Hermann.

„Ei, Herr Praktikant," klärte ihn der Amtmann auf, „die Conscriptionslisten müssen Sie schreiben! Ha, ha, ha! Und den zweiten Vogel werd' ich schon auch noch herauskriegen. Bin ich doch mein' Seel' immer froh, wenn ich an jedem Michaeliziel unter meinen neuen Praktikanten die zwei herausgefunden habe, die noch ordentlich schreiben können. Denn vor lauter dummem Studiren kritzeln die Leute zuletzt so jämmerlich, daß man sie alle noch einmal in die deutsche Schule schicken sollte. Sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie vor Ihren Collegen schon sehr viel voraus, und bei mir einen

ganz besondern Stein im Brett. Denn eine schöne Handschrift ist bei uns die Hauptsache. Und ich glaub' immer, ich wäre mein Lebtag kein so guter Amtmann geworden, wenn ich nicht schon vor dreißig Jahren als Oberschreiber eine so wunderschöne Schrift gehabt hätte, heißt das," corrigirte er im Nu, sein etwas zu offenes Geständniß, das ihm nur so im Eifer der Rede herausgefahren, „natürlich neben meinen sonstigen ausgezeichneten Qualificationen im praktischen Dienst, auf die man in jener Zeit sehr vernünftig viel mehr gehalten hat, als auf so ein paar Jährchen sogenannter Universität, wo die Studenten doch zuletzt nichts thun, als Bier trinken, rauchen, Karten spielen und sich die Gesichter verkratzen. Na, Sie haben auch einmal einen tüchtigen Wischer abgekriegt, steht Ihnen aber ziemlich gut. Ueberhaupt haben Sie sich ganz nett ausgewachsen! — Also, mein lieber Herr Stark, die Conscriptionslisten! Nun 's ist gar nicht so langweilig, wie Sie sich's vielleicht vorstellen. Da haben Sie bis zum Frühjahr eine ganz gemüthliche Arbeit, lernen alle erdenklichen Bauernnamen kennen, dürfen bei der Rekrutenvisitation das Protokoll führen, und dann zuletzt, was auch nicht zu verachten ist, lass' ich Sie bei dem guten Schlußdiner, das ich meinen Bürgermeistern und der Doctorcommission auf Staatsunkosten im Schwanen gebe, gratis mitessen. Und da geht's immer kreuzlustig her, vorab, wenn der Champagner recht knallt, wo ich für jede Person, außer meinen zwei Flaschen, immer eine ganze spendiren lasse. — So, nun will ich Sie erst meinem Oberschreiber vorstellen, und dann können Sie gleich mit Ihrer Praxis anfangen. Es ist eben erst neun Uhr; da haben Sie immer noch schöne drei Stunden Zeit. Kommen Sie!"

Mit diesen Worten stand er auf, und wollte Hermann bei der Hand nehmen. Er aber zog Sie zurück und blickte mit stolzem Ernst in das aufgeblasene Alltagsgesicht, da er im bittersten Tone fragte: „Herr Amtmann, ist das wirklich Ihr Ernst, daß ich die Conscriptionslisten schreiben soll?"

„Ja, warum denn nicht?" herrschte der mit einem Schlage zum bureaukratischen Despoten Umgewandelte ihn musternd an. „Ich glaube gar Sie meinen, daß ich Komödie mit Ihnen spiele! Oder

halten Sie sich etwa für zu vornehm dazu? Was soll ich denn mit Ihnen anfangen, wenn Sie mir nicht einmal einen Schreiber abgeben sollten? Sie verstehen ja noch gar nichts anders. Und sogar das müssen Sie erst von meinem Oberschreiber lernen, damit Sie mir meine theuren Conscriptionslisten nicht verderben und was hineinschmieren, wo's gar nicht hingehört. Also sachte, sachte, Herr Praktikant! und hübsch bescheiden bleiben, wenn man mit seinem Amtsvorstande redet, der, wohlgemerkt, am Schlusse des Jahres Ihre Qualificationslisten zu machen hat, wo auch der Fleiß, der Anstand, das sittliche und politische Benehmen als besondere Rubriken von mir auszufüllen sind."

Diese letztere Bemerkung erhitzte Hermanns Blut noch vollends zum Kochen und wenig fehlte, so hätte er sich auch gegen diesen bureaukratischen Geßler, alle Klugheit verachtend, mit demselben löwenmuthigen Zorn aufgelehnt, mit dem er einst jenen höhnischen Korporal auf dem Gymnasium zu Boden geschlagen. Zur rechten Minute trat aber noch zwischen des Amtmanns Brutalität und seine Entrüstung der klugen Mutter Abschiedswort: „Denk' vor Allem an deinen einundsiebzigjährigen Vater und auch ein klein wenig an mich!" — Und des Sohnes Liebe besiegte den Manneszorn, den er wieder in sein Herz hinunterstieß. Nur ein überlegenes Lächeln blieb noch oben zurück und umspielte vornehm seinen fein geschnittenen Mund.

„O Herr Amtmann, bitte tausendmal um Vergebung, wie hab' ich vorhin Unrecht gehabt! Sie haben mich wirklich nun gründlich darüber belehrt. Jawohl, diese Conscriptionslisten und was Alles später noch nachfolgt, ich glaub' es nun selber, es ist wirklich gar nicht so übel. Ja, da bewährt sich eben wieder ganz herrlich Goethe's unsterbliche Sentenz: „Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum." Darum bitt' ich Sie, lassen Sie mich jetzt sogleich beginnen. Ich kann es wirklich kaum erwarten. Und daß ich noch den schwarzen Frack dabei anhabe, das verklärt ja nur die ganze Geschichte mit einem echt poetischen Humor. Zwar hab' ich auf der sogenannten Universität außer dem Rauchen, Biertrinken und Gesichterverkratzen auch noch verschiedenartige Allotria getrieben,

die man dort Pandecten, deutsches Privat- und Staatsrecht, Finanz- und Nationalökonomie geheißen, und dergleichen überflüssiges dummes Zeug noch mehr. Aber Sie haben ganz Recht, Herr Amtmann! Was nützt hier all' dieser gelehrte Trödel? Der praktische Dienst ist hier die Hauptsache. O freilich, wie konnt' ich vorhin nur so im Unklaren sein? Ja, sehen Sie, Herr Amtmann, so weit kommt man mit diesem verdummenden Studiren. Nichts als falsche, hirnverbrannte Begriffe, von denen der praktische Dienst den kranken Kopf erst wieder curiren muß. Ja wohl, der praktische Dienst, das ist der wahre praktische Doctor für diese theoretischen Doctorpraktikanten, wie leider Gottes ich einer bin. Ha ha ha! Was man doch nicht Alles lernt, wenn man älter wird! Also jetzt — vivant die Conscriptionslisten, pereat die Wissenschaft! Bitte, Herr Amtmann, stellen Sie mich doch sogleich dem Herrn Oberschreiber vor! Aber nicht wahr, sagen Sie ihm doch ja nichts von meiner dummen Doctorwürde! So schäm' ich mich vor ihm. Ha, ha, ha!"

Der Amtmann hatte mit gekreuzten Armen am Pulte lehnend ihm zugehört, und konnte trotz seines lauernden Blickes an dem Gesichte Hermanns nicht recht klar werden, ob der Ernst oder Hohn in seiner eigenthümlichen Rede vorherrschte. Um jedoch seine geistige Ueberlegenheit als Amtsvorstand dem Praktikanten gegenüber auf keinen Fall in Frage zu stellen, zog er es vor, auch seine Antwort mit einer scharfen Dosis von Spott zu würzen.

„Sie sind mir ein curioser Heiliger, Herr Stark! Ich hab', weiß Gott, in den vierzig Jahren meiner Amtirung schon Praktikanten von allen möglichen Sorten gehabt. Aber Sie kommen mir doch wieder wie eine ganz eigene Art vor und ich meine immer, Sie hätten lieber gleich auf dem Ministerium praktiziren sollen, damit, wenn ein Ministerposten auskäme, man doch gleich wüßte, nach wem man greifen solle. Denn ich glaub', im ganzen Lande hätte man keinen auftreiben können, der noch gescheidter ist, als Sie sich wenigstens einbilden. Aber, weil Sie nun einmal vor der Hand mein Praktikant sind, da müssen Sie eben nun nach meiner Pfeife tanzen, ob Sie nun ein lustiges oder grimmiges Gesicht dazu machen. Wissen Sie, mir ist das ganz egal."

Dann fuhr er auf einmal in einem ganz andern, ernsten Tone weiter: „O lieber Herr Stark, glauben Sie einem ausgedienten Staatsdienstveteranen! Wie oft werden Sie sich noch die Hörner abstoßen müssen, bis Sie einmal das Beamtenleben nehmen wie es eben ist. Wissen Sie, ich meine, was da in den untern Branchen so herumhantiert. Geplagte Handwerksleute ums liebe, tägliche Brod sind wir Alle, und wer's noch nicht gleich am Anfang ist, der wird es mit der Zeit. Und auch Sie sammt alle Ihrem gelehrten Kram im Kopf, auf den Sie sich im Stillen gar so viel einbilden, daß Sie unsereins nur so von oben herunter ansehen wollen, auch Sie werden schon noch gerade so zahm am Aktenkarren mitziehen helfen, wie's noch Alle gelernt haben. Aber deßhalb will ich Ihnen doch just nicht böse sein. Ich bin ja über vierzig Jahre älter als Sie und halte viel zu viel auf ihren braven Vater. Da will ich's heute nicht gar so genau mit Ihnen nehmen. In ein paar Jährchen werden Sie's schon von selber um fünfzig Prozent wohlfeiler geben. Also kommen Sie zum Herrn Oberschreiber!"

Der beißendste Spott hätte unsern jungen Freund nicht so im innersten Marke seines Lebens verwundet, wie diese letzte Demüthigung in des Amtmanns zweifellos wohlgemeinten Worten, die er ihm gar nicht zugetraut hatte, obwohl sie seinem sonderbar gemischten Wesen als ein so wahres Herzenselement entsprungen waren, wie die bornirte Brutalität seiner bureaukratischen Geistesbildung.

Wie eine unabsehbare Sandwüste dehnte sich das zukünftige Beamtenleben jetzt mit einemmale vor Hermanns Augen aus, und der Bronnen des Jugendwitzes war bis zum letzten Tropfen in ihm vertrocknet. Kein anderes Wort mehr wußte er zu erwiedern, als dieses eine mit halber Stimme: „Es ist recht, Herr Amtmann, gehen wir hinüber."

Und eben traten sie zur Thüre. Da hatte sie der Amtsdiener geöffnet mit einer ganzen Fluth von geschäftlichen Meldungen: „Herr Amtmann, die Bauern von Lauterbach sagen, sie könnten unmöglich länger warten; sie wären schon auf acht Uhr bestellt gewesen und jetzt ist es schon gleich zehn, und die auf neun Uhr bestellten von Steinweiler fangen auch schon an zu räsonniren.

„Kreuzmillionendonnerwetter! diese vermaledeiten Bauern sollen —“ fuhr da der Amtmann den unschuldigen Amtsdiener genau so an, wie es der Altmeister Goethe seinen Götz von Berlichingen gegenüber dem Wachtmeister thun läßt, und woraus auf des Amtmanns Bekanntschaft mit unserer klassischen Literatur sich immerhin kein ganz ungünstiger Schluß ziehen ließe.

„Aber Herr Amtmann,“ fuhr der an dergleichen Kraftausdrücke schon längst gewohnte, schnurrbärtige weiland Feldwebel im Leibregiment furchtlos weiter: Auf zehn Uhr haben Sie auch den hiesigen Stadtrath bestellt wegen den neuen Straßenlaternen mit dem Gas oder wie man's heißt.“

„Was, Gas! der Teufel hol' all' das dumme, neumodische Zeug!“ fuhr's da wieder um den grauhaarigen Kopf. „Halt' er sein unverschämtes Maul!“

Trotz alledem hielt dieser tapfere Krieger anstatt seines Maules dem Amtmann ein Schreiben hin:

„Und nehmen Sie's nicht ungütig, Herr Amtmann, da ist eben wieder von der Regierung ein Wartbote auf Ihre Kosten gekommen von wegen dem Bericht über den abgesetzten Bürgermeister von Schlicklingen, hat der Herr Assessor gesagt.“

„Der Herr Assessor soll auch sein Maul halten!“ schnauzte ihn der Amtmann mit noch stärkerem Donner ab. „Ja, sind denn heut alle Teufel miteinander ledig geworden? Da möchte man ja rein selber des Teufels werden. Hat er nicht noch was in Petto, er, Mensch, er? Marsch sag' ich, wenn sein Amtmann Ruhe haben will. Da sollen ja gleich zehntausend feurige Wetter das ganze Bezirksamt zusammenschlagen!“

„Zu Befehl, Herr Amtmann!“ erwiederte mit ordonnanzmäßigem Gleichmuth der Graukopf und machte militärisch Kehrteuch.

Der Amtmann aber wendete sich, noch ganz odemlos, zu Hermann: „Ist das heut wieder eine Komödie! Ja sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie jetzt einen Begriff davon, was Praxis heißt, und so ein Bezirksamtmann für ein geschundenes Leben hat. Da sind ja Ihre Conscriptionslisten noch pures Gold dagegen. Also in Gottes Namen, kommen Sie jetzt zum Oberschreiber!“

Der junge Doctor Hermann Stark erwiederte nun gar nichts mehr, nicht ein einziges Wort. Ihm war bei dieser letzten tragikomischen Zornscene buchstäblich Hören und Sehen vergangen, und noch ganz betäubt folgte er dem Amtmann über den langen, dunklen Gang, auf dem alle noch vorher murrenden Bauern sich in zwei Reihen mäuschenstill an die Wand drückten, um ihrem bureaukratischen Zwingherrn eine möglichst weite Gasse zu öffnen. Endlich gelangten die Beiden an das Zimmer des Oberschreibers. O, wie das mit seinem einzigen, stark vergitterten Fenster, durch dessen Eisenstäbe zwar nicht ein Streifen blauen Himmels, aber doch wenigstens das alte Dach des gegenüberliegenden Holzschuppens hereinschaute, während rings an den Wänden staubfarbige Registraturschränke griesgrämige Gesichter machten, wie dieses in romantischem Ritterstyl ausgestattete, heitere Closett unsern jungen Freund schon beim ersten Eintritt als nunmehrigen Mitbewohner mit traulichster Poesie willkommen hieß! Dazu der in einer vier Fuß tiefen Fensternische an seinem Schreibtische mit krummem Rücken zusammengekauerte Oberschreiber. Welch' wohlthuende Harmonie zwischen dieser Actenstube und ihrem hier gebietenden Herrn, des Amtmanns gewaltigem Untervogt!

Als dieser ohne das gewohnte, furchtsame Anklopfen so ohne weiters die Thüre gehen hörte, wollte er sich gerade umdrehen, um dem so respectswidrig eintretenden Petenten irgend eine jener lieblichen Begrüßungen entgegenzuschleudern, deren er stets einen Vorrath unter den zusammengekniffenen Lippen verborgen hielt. Da hatten seine unter einer großen Hornbrille herauslauernden, milden Katzenaugen noch zur rechten Zeit den obersten Herrn und Meister entdeckt. Im Nu rutschte er von seinem Stuhle herunter, und umkroch den Amtmann genau so unterwürfig, wie die Hexe den Mephisto in ihrer Küche, nachdem sie ihn unterm Gläserzerschlagen erkannt hatte.

„Ah, der Herr Amtmann! Recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann! Aha! Kann mir's schon denken. Bringen mir wahrscheinlich den neuen Herrn Praktikanten von wegen den Conscriptionslisten. Nun, da liegen die Gemeindelisten alle schon bereit,

Und der Herr Amtmann dürfen nur befehlen, wann ich den Herrn Praktikanten zu seiner Arbeit anweisen soll." Dabei hatte der Oberschreiber beständig die Hände gerieben und mit widerwärtigem Lächeln Hermann musternd angeblinzelt, was dieser mit unzweideutigem Stolz von oben herab erwiederte.

„Ei, Herr Oberschreiber," fuhr der Amtmann höchst gemüthlich weiter, „ich denk', es ist am einfachsten und ich hab' es auch dem Herrn Stark schon gesagt, daß er sich noch gleich heut Morgens an seine Arbeit machen solle. Zum Auseinanderschneiden genirt ja sein Frack nicht im mindesten, und zum Zurechtlegen auch nicht. Aber er wird ja bis zwölf Uhr nicht einmal mit dem Zerschneiden fertig werden."

„O freilich, freilich, Herr Amtmann! einen halben Tag zerschneiden, einen halben Tag zurechtlegen, das war immer so die gewöhnliche Zeit für den betreffenden Praktikanten. Und jetzt haben wir ja mindestens schon halb eilf."

„Zerschneiden? Zurechtlegen? —" durchschwirrten da diese räthselhaften, technischen Schneiderausdrücke Hermanns bereits ganz stumpf gewordenes Hirn, und er griff unwillkürlich an sein Gehörorgan, aus Angst, ob er nicht etwa an neckenden Hallucinationen leide. „Ja, bin ich denn in einer Schneiderwerkstatt?" — Das war Alles, was er noch zu denken und hinauszurufen vermochte.

„Schneiderwerkstatt? Wie meinen der Herr Praktikant? Mein Bureau eine Schneiderwerkstatt?" Damit warf des Oberschreibers Spinnenkopf sich höchst beleidigt in der hohen Kravatte herum. „Ei, da muß ich mir schon ein Bischen mehr Respect ausbitten."

„Nun, was ist denn auch viel dahinter, wenn der Herr Stark das jetzt gesagt hat?" trat der Amtmann friedestiftend dazwischen, wie ungefähr, um zur Abwechslung auch einmal in die Thierwelt zu greifen, ein gemüthlicher Bär zwischen einem stolzen Löwen und hinterlistigen Schakal. „Der Schneider hat sein Maß und der Schuster seinen Leisten. Na, und wir auf dem Bezirksamt, wir thun auch nicht viel Anderes, als schneidern und schustern nach dem Maß und den Leisten unserer Verordnungen. Ich habe das Alles dem Stark schon vorhin ausführlich explicirt. Und Conscriptions-

listen schreiben, das ist doch meiner Seel' erst recht ein hirnloses Handwerk. Also, Herr Oberschreiber, nehmen Sie eben jetzt den Herrn Praktikanten in die Kur, bis ihn dann der Assessor zur weitern Praxis bekommt, wenn's einmal ans wirkliche Schreiben geht."

„Guten Morgen, Herr Stark, und," schloß er dann seine geistreiche Einführungsrede höchst trostvoll, „wenn Sie so in circa zwei Monaten das Listenschreiben hinter sich haben, so können Sie mich einmal wieder besuchen, daß wir dann wegen der weitern Praxis wieder mit einander reden."

Damit ließ der Herr Amtsvorstand unsern jungen Rechtspraktikanten als nunmehrigen Lehrling des Oberschreibers stehen. Letzterer begleitete natürlich mit tiefen Bücklingen den Amtmann bis vor die Thüre, an der sein Herr und Meister ihm noch die hochherzige Anweisung zuflüsterte: „Und daß Sie mir den eingebildeten Menschen da niemals Doctor nennen. Das wäre mir das Wahre. Der muß bei uns erst Mores lernen. Also nur simpel Herr Stark oder höchstens Herr Praktikant! — Das sag' ich Ihnen."

„O, Herr Amtmann, wo denken Sie hin? Ich, den Doctor tituliren? Diese Dummheit werden Sie mir doch nicht zutrauen! O, nur ihn einmal eine Woche jeden Tag acht Stunden lauter Bauernnamen schreiben lassen. Wird der noch so zahm werden! Es ist ja nicht das erste übermüthige Bürschchen. Ha, ha, ha! Und es gibt ja außer den Conscriptionslisten auch noch andere, die der Herr Amtmann über ihn zu schreiben hat. Jawohl, die hohe Kreisregierung steht ja auch noch hinter uns. Also recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann!" —

Damit ging der Oberschreiber zurück in die Stube, und nahm eine gewaltige Papierscheere vom Tische, die er Hermann mit den weihevollen Worten reichte: „So, Herr Stark! Sehen Sie, mit dieser Scheere fangen Sie also Ihre Praxis an! Und jetzt werd' ich Ihnen gleich begreiflich machen, was Sie vorhin so gar nicht verstanden haben. Also nehmen Sie Ihren Kopf zusammen! Sehen Sie, dieser Haufen Listen auf meinem Tisch, das sind nämlich die Specialconscriptionslisten von jeder Gemeinde des Bezirksamts, und da drinnen sind alle Conscribirte nach dem ABC eingetragen. Da

sehen Sie selber her! Da haben Sie z. B. die Liste der Gemeinde Altheim, und da drinnen stehen also: Absmeier Peter, Bärenklau Sebastian, Fahrer Christoph, Girglmeier Johann, Katzenberger Joseph u. s. w. bis zum allerletzten Zirngiebl Aloys. — Nun passen Sie weiter auf! Das Bezirksamt muß nun aus allen diesen Gemeindelisten die Hauptliste anfertigen und ebenfalls alphabetisch. Da es nun ein außerordentlicher Zeitverlust wäre, wenn man z. B. beim spätern Dictiren in jeder Gemeindeliste erst den Namen mit den Anfangsbuchstaben aufsuchen müßte, um sie dann hintereinander alphabetisch in die Hauptliste einzutragen, so hab' ich schon vor fünfundzwanzig Jahren die Erfindung gemacht, alle Gemeindelisten in lauter einzelne Namen auseinander zu schneiden. Dann sortirt man auf den Streifen alle Namen mit A bis zum Z immer in ein einziges Bündel zusammen. Dann nimmt der Herr Assessor einen Streifen nach dem andern ganz bequem zum Dictiren vor, und so stehen zuletzt in der Hauptliste die Namen von sämmtlichen Gemeinden gerade so schön alphabetisch untereinander, wie jetzt in diesen Speciallisten. Aber denken Sie sich, Herr Stark, für diese höchst verdienstliche Erfindung, die alle Bezirksämter mir hinterher abgestohlen haben, bin ich noch nicht einmal von der Regierung belobt worden, und noch viel weniger hab' ich die goldene oder silberne Medaille bekommen, die ich hingegen schon gar manchem dummen Bauernbürgermeister durch meine Protection verschafft habe. Sehen Sie, Herr Stark, so undankbar ist dieser Staat, für dessen Dienste Sie nun unter mir Ihre erste Praxis anfangen. Aber daß ich Eines wie das Andere sage, so hat noch jeder Herr Praktikant sich gegen mich höchst dankbar bewiesen, daß ich ihm durch meine Erfindung seine Anfangspraxis so erleichtert habe." Dabei fixirte er sein neuestes Praktikantenopfer mit lauerndem Blick und der symbolischen Bewegung des Geldzählens. „Denn, wenn er auch noch so gelehrt von der Universität zu uns hereinkam, wie z. B. Sie, wo Sie sogar Doctor aller Rechte geworden sind, was ich mir von Ihrem gescheidten Kopf auch gar nie anders erwartet habe, so würd' er sich doch ohne mich am Anfang gar nicht auskennen. — Also, wie gesagt, verehrter Herr Doctor, da haben Sie nun die Scheere, und da liegen

die Conscriptionslisten der Gemeinden. Nun schneiden Sie alle Namen in einzelne Streifen, dann suchen Sie sich auf dem Stubenboden fünfundzwanzig Plätze heraus und sortiren die einzelnen Haufen schön alphabetisch nebeneinander! — Und nun will ich einstweilen in den Schwanen hinübergehen und ein paar Schoppen auf den glücklichen Anfang Ihrer Praxis trinken. Das ist so ein altes Herkommen. Im Heimwege können Sie dann auch ein wenig zusprechen und die Kleinigkeit gleich berichtigen. Und mit dem andern Honorar für diese heutige Anweisung hat es ja Zeit für ein andermal. Also einstweilen recht gute Verrichtung und recht höflichen, guten Morgen, verehrter Herr Doctor!"

„Guten Morgen, Herr Oberschreiber," warf Hermann in wegwerfendem Tone dem mit einer tiefen Verbeugung sich Hinausschlängelnden noch nach.

„Nun meinethalben, ein paar Gläser Wein will ich deiner verstaubten Kehle gönnen, aber sonst keinen Heller. Nein, mit Schmieren fang' ich hier nicht an. Pfui über alles Fälschen und Bestechen! O, mein Lebensrad soll hier nur recht krächzen und ächzen. So hab' ich es gerade nun gern; und zuletzt muß ich doch noch gut fahren. Dazu bin ich mir selber Manns genug."

Dann machte er seinem schwer gepreßten Herzen mit einem tiefen Odemzuge Luft: „Ah, ist das jetzt eine Stunde gewesen, lang und niederdrückend, wie ein ganzes freudeloses Jahr! In welch' armselige Welt bin ich gerathen! Unter welche Kreaturen von Menschen! Aber Humor, Humor, verlaß mich nicht, wenn du auch ein wenig bitter wirst! Komm' her, du ehrwürdige Schneiderscheere! Der Doctor utriusque juris begrüßt dich jetzt feierlich als sein erhabenes Handwerkszeug. Seid mir gegrüßt, ihr sibyllinischen Blätter conscribirter Bauernbursche! O wie will ich euch jetzt kunstgerecht zerschneiden, so sorglich, als sei jeder Streifen mit den kostbarsten Hieroglyphen beschrieben. Und ihr alle, ihr hochgelehrten und hochberühmten Juristen des Alterthums und der Neuzeit, ihr Professoren in der weitesten römischen Toga, wie im engsten germanischen Frack, ihr alle von Ulpian herab bis Vangerow, schaut jetzt nieder auf mich und weihet mit eurem Segen meine befrackte Praxis ein! Und so gesegnet

will ich sie beginnen, ein Schneiderlehrling, und nebenbei auch ein klein wenig Doctor beider Rechte. Ha, ha, ha! Ich könnte mich zu Tode lachen; oder auch — doch nein, weg mit aller Sentimentalität! — Humor, Humor, Galgenhumor herbei!"

Und so nahm er denn einen großen, muthigen Anlauf, faßte die Scheere kräftig in die Hand, griff nach der ersten Gemeindeliste und begann in dramatischer Haltung buchstäblich das A B C der Staatsdienstpraxis.

„So komm', du erstes meiner Scheerenopfer,
Absmeier Konrad, der du lange friedlich
Mit diesem Bärenklau Sebastian
Auf diesem Bogen hier zusammenwohntest.
Ich kann nicht anders, denn mich zwingt der Staat,
Dies Freundschaftsband, es sei von mir zerschnitten."

Damit schnitt er den Namen Absmeier von der Liste und legte ihn auf die äußerste, linke Grenze des Stubenbodens nieder.

„Der schwere Anfang ist vollbracht. Wie leicht,
Wie hoch hebt sich mein Herz. Mir ist geholfen.
Und hier auf diesen Stubenbodenbrettern,
Absmeier Konrad, bleib' vereinsamt liegen,
Bis daß ein andrer holder Bauername,
Der so wie du mit einem A beginnt,
Sich über dich als neuer Freund wird legen.
Und wieder neben dich dein Bärenklau,
Und dann so fort auf fünfundzwanzig Plätzen
Die Bauernjungen all' von A bis Z.
O selig, selig, conscribirt zu sein,
Und sel'ger noch, die Listen abzuschreiben!"

„Das geht ja prächtig. O, wie oft hab' ich den Faust gelesen und den tiefsten Sinn von des Lebens grünem goldnen Baum stets mehr geahnt, als verstanden! Jetzt verspür' ich ihn in jedem Tropfen meines kochenden Bluts. Vivat des Lebens goldener Baum! O, er umrauscht mich jetzt in der ersten Stunde meiner Staatsdienstpraxis mit so schwellendem Grün und so goldener Frucht, wie ein alter Vogelbeerbaum an staubiger Landstraße, dessen Blätter dicht be-

pudert sind, wie ehedem die staubigste Perrücke im ganzen Zopfjahrhundert. Aber trotzdem Humor und nichts als Humor! Das ist das einzige Salz in all' diesem widerlich schalen Misere!"

Und so schnitt er einen Bauernnamen nach dem andern von der Liste Altheim, und legte jeden einzelnen Streifen auf seinen alphabetischen Platz, bis endlich auch der Zirngiebl Aloys auf dem Stubenboden seine provisorische Ruhestätte gefunden hatte.

„So, Gemeinde Altheim, du bist versorgt und aufgehoben. Der Oberschreiber wird seinen Schneider loben."

„Und horch, zwölf Uhr läutet's. Die Knechtschaft hat ein Ende und der freie Mann geht jetzt zum Mittagessen. Ha, ha, ha! Bin ich doch schon in den paar Stunden ein ganz routinirter Bureaumensch geworden! Und wie diese dumpfe Luft mich schon anheimelt! Wie diese Aktenschränke mich schon sirenenhaft anblicken und mir die Ideale aus dem Herzen locken, um sie zu praktisch nüchternen Gedanken zu vertrocknen. Ja, weg mit euch! Zur Erde, ihr himmelanstrebenden Gedanken! Verenge dich, du meines Geistes weiter Gesichtskreis! Zu Eis erkalte, du meines Herzens weltumfassende Liebesgluth!"

„Was kümmert mich der Menschheit Wohl und Weh?
Nichts will ich werden als ein Bureaukrat.
Denn alles Heil der Welt kommt nur vom Staat,
Drum hoch der Staatsdienstpraxis ABC!"

Mit diesem letzten Ausbruch bittersten Humors verließ er jetzt des Oberschreibers Stube und gab sich unterwegs alle Mühe, die Spuren des Unmuths auf seinem Gesichte zu verwischen, um von diesem ersten Morgen der Praxis nur heitern Auges in das Elternhaus heimzukehren.

* * *

„Nun, wie war es, guter Hermann?" fragte ihn Vater Stark sogleich bei seinem Eintritt in die Erkerstube, darin er schon lang über eine Stunde voll Ungeduld auf ihn gewartet und der Tisch schon gedeckt stand. „War der Herr Amtmann recht freundlich mit dir? Dein Besuch hat wenigstens sehr lange gedauert. Das ist mir

schon ein gutes Zeichen. Nicht wahr, lieber Sohn, er ist im Grund ein ganz gemüthlicher Mann, so, was man eben sagt, ein edler Kern in rauher Schale. Wie, was?"

„O ja, lieber Vater," erwiederte Hermann mit allem Aufwand äußerlicher Heiterkeit, „man muß ihn eben nehmen, wie er ist. Ich glaube, er meint es soweit ganz gut mit mir. Und denk' dir nur meine Ueberraschung! Ich hab' auch schon meine Praxis begonnen und eine ganze Stunde lang schon für den Staat gearbeitet."

„Was? Heute schon und im schwarzen Frack?" fragte aufs höchste verwundert Vater Stark.

„Jawohl, wie ich da geh' und steh'; freilich aber erst nur mit der Papierscheere. Eine höchst curiose Function! Indessen die Feder kommt schon nach, vielleicht mehr, als mir lieb ist."

„Ach, Herr Jesus, Papierscheere! Doch nicht gar Conscriptionslisten?" fuhr's verwirrend durch Vater Starks Kopf und Herz.

Aber Hermann hatte im leichtesten Tone rasch wieder fortgefahren: „Der Herr Amtmann war nämlich so gütig, mich zum Schreiben der Conscriptionslisten auszuersehen. Je nun, ein ganz geistreicher Anfang der Praxis. Aber geschieht mir schon recht, warum schreib' ich auch so schön? Und, ei was, mit dem rechten Humor wird's schon gehen. Wenigstens heute Morgen hat er mir über dem vorläufigen Zerschneiden der Listen ganz prächtig darüber hinweg geholfen. Und was sind auch sechs Wochen? Eine wahre Bagatelle von Zeit! Darf ich doch auch im Frühjahre dann beim Schlußdiner gratis mitessen und Champagner trinken. Steckt nicht auch darin ein ganz gesunder Witz? Ha, ha, ha!"

Dann ward sein Gesicht und Ton wieder ernst und er ergriff seines Vaters Hand: „Aber, Scherz bei Seite, lieber Vater! Hab' nur keine Angst um mich! Man muß nur wollen, dann läßt sich Alles überwinden. Und ich, mein bester Vater, o ganz gewiß, ich will. Schon dir und der Mutter zu Liebe will ich. Dann bleibt ja der größte Vortheil meines guten Willens doch zuletzt nur mir selber. Nicht wahr, solcher Egoismus zählt wenigstens nicht zur ganz gemeinen Art?"

„Nein, gewiß nicht!" seufzte der Vater. „Aber zur alleredelsten, mein guter Sohn. Hm, hm, hm."

Und sogleich gab Hermann diesem ernsten Ausrufe wieder eine leichte Wendung: „Aber ich habe wirklich über dieser ersten Praxis einen gewaltigen Hunger bekommen. Siehst du, lieber Vater, da spür' ich schon den ersten Nutzen meines practicirenden Egoismus, und wenn's auch nur ein leiblicher ist, doch immer besser, als gar keiner. Nun laß mich nur noch geschwind in andere Kleider werfen, dann wollen wir recht behaglich mit einander zu Mittag essen und zuletzt mit einem Gläschen Rheinwein den glücklichen Anfang meiner Praxis leben lassen. Also darf ich bitten, eine Flasche Rüdesheimer! Im Augenblick bin ich wieder da."

„Sieh' nur erst nach der Mutter und ich will einstweilen noch kurz hinuntergehen," das war Alles, was Vater Stark gepreßten Herzens jetzt zu sagen vermochte.

„Recht, lieber Vater!" erwiederte Hermann und ging rasch auf sein Zimmer.

Vater Stark aber saß kurz darauf in seiner Kanzleistube und schüttelte mit schmerzlicher Miene den Kopf: „Hm hm hm! Ja, ja! Da haben wir's. Conscriptionslisten schreiben, und sein Kopf dazu! Wirklich jammervoll! Nein, dieser Herr Amtmann! ist das ein ganz schrecklicher Mensch! Hab' ich ihn nicht erst gestern noch darum so herzlich gebeten, daß er auf Hermanns hervorragende juristische Bildung in der Praxis etwas Rücksicht nehmen wolle? Und hat er es mir nicht zugesagt gehabt? — Und nun die Conscriptionslisten, dieses alljährliche Damoklesschwert über'm Haupt aller neuen Rechtspraktikanten! Und gerade auf seinen gescheidtesten Kopf läßt er es wie zum Hohne niederfallen! Nein, wenn ich daran denke: vier Universitätsjahre, Preisaufgabe gelöst, Doctordiplom mit der ersten Note — und nun mit einem gedankenlosen Schreiber viele Wochen lang an ein und das nämliche Joch zusammengespannt — welche Geistestortur für dieses Genie mit allen seinen Kenntnissen! Wahrhaftig, weinen könnt' ich darüber, bittere Thränen weinen."

„Ja, er sagt freilich, mit gutem Willen ließe sich Alles überwinden, und ich solle nur ohne Sorge um ihn sein. Und Humor

soll auch noch drin stecken. Daß Gott erbarm'! Aber warum sagt er das? Aus Mitleid mit uns Eltern. Ach, ist das eine armselige Welt! Da haben wir uns nun vier volle Jahre darauf gefreut, daß wir ihn wieder bei uns haben. Nun ist er endlich da. Und nun muß mir sogleich in den ersten Tagen wieder das Herz um ihn schwer werden. Doch, Geduld! Ein Jahr ist ja keine Ewigkeit. Und da wollen wir's ihm eben unterdessen daheim so lieb und gemüthlich machen, daß er im Frieden unserer glücklichen Häuslichkeit seinen innern Streit auf dem Bezirksamt immer wieder vergessen und verschmerzen kann. — Also gut! Sei ruhig da drin, du altes Vaterherz!"

Während Vater Stark diesen trüben Gedanken nachgehangen, hatte Hermann schon längst den Frack mit dem bequemen Hausrocke vertauscht gehabt, aber auch seine vorhin erzwungene Heiterkeit mit der trübsten Stimmung, mit der er auf das Kanapee hingeworfen über die zusammengezogene Stirne fuhr: „Ist das wieder ein Ekel in mir! Geplagte Handwerksleute sind wir alle um's liebe, tägliche Brod. Ja, Herr Amtmann, ganz recht gesprochen! So ist es. Dieser einzige Morgen hat mich darüber vollständig belehrt. Und auch hier in unserer eigenen Kanzlei, was seh' ich viel anderes? Armseliges kleines Prozeßgezänke, bei dem der Handwerksvortheil die erste Rolle spielt und die Wissenschaft meist nur der träge Zuschauer ist. Ist das eine kleine, engherzige Welt um mich her! Wie fühl' ich in diesem einen Morgen lange Jahre voraus! Und in der dumpfen Luft einer solchen Handwerkstatt soll ich immer leben, nein, nicht leben — gleichsam geistig langsam absterben? Denn das ist nur des Geistes allmäliger Tod. Aber zurück mit diesen geheimsten Gedanken! Nie sollen sie heraustreten auf mein Gesicht. Ich will aushalten, so lang' ich nur kann. Heiter will ich äußerlich scheinen, während ich im Innern traurig bin. Um meiner Eltern willen. O diese einzige Täuschung aus Kindesliebe verzeihe mir, du Gott der ewigen Wahrheit!"

„Lieber Hermann, zum Essen!" klang jetzt in seine erregten Gedanken die milde Stimme der Mutter, die schon eine Weile unbeachtet traurig sinnend unter der Thüre gestanden.

„Ja, liebe Mutter, sogleich." Und rasch sprang er auf, und

man sah nur noch, wie auf seinem Gesichte der Trübsinn floh und die Heiterkeit folgte, gedankenschnell, wie das Licht auf den Schatten.

Aber der Mutter ernste Züge blieben sich gleich, und sie nahm ihn bei der Hand mit der wehmüthigen Frage: „Und nach mir hast du dich noch gar nicht umgesehen, und bleibst so allein in deinem Zimmer sitzen?“

„Verzeih' mir's, gute Mutter! Nein, das war nicht recht von mir. Aber ich weiß selber nicht, wie ich hier so ins Grübeln kam, oder eigentlich —“

„Mein guter Hermann!“ unterbrach ihn jetzt die Mutter in ihrem gewohnten, wohlthuenden Tone: „Komm, setz' dich noch ein wenig da zu mir her! Es ist gerade noch ein Viertelstündchen Zeit zum Plaudern.“

Und da er sich mit ihr auf dem Kanapee niedergelassen, ergriff sie wiederholt seine Hand und sagte mit überfließendem Mutterherzen: „Sieh', ich bin nur eine einfache, bürgerliche Frau, die außer ihrem natürlichen Hausverstand nur sehr, sehr wenig weiß. Aber ich bin auch deine Mutter, und du bist mein einziges Kind. Und darum glaube mir, so tausendmal mehr du auch gelernt hast als ich, und so tief mein Geist unter dem deinen steht, mein Herz begreift dich doch. Und so weiß ich Alles, was dich jetzt drückt und mißmuthig macht. Ich hab' es schon lange vorher gewußt. Und drum bitt' ich dich jetzt, so herzlich ich nur kann: willst du deinen alten Vater mit deiner inneren Bekümmerniß auch verschonen, weil es ihm an Frieden und Gesundheit schaden könnte, mir, deiner Mutter, verheimliche dein gedrücktes Herz nicht eine einzige Stunde! So wenig, wie zwischen Gott und dir, geb' es zwischen uns beiden ein Geheimniß. Und dein Vertrauen soll dir wahrhaftig vergolten werden. Denn hast du da draußen bei all' deinen Professoren auch gar manche Wissenschaft gelernt, von der ich nichts verstehe, ich, als deine ungelehrte Mutter will dich nun an meinem Herzen eine andere lehren, vielleicht die allerschwerste Wissenschaft, in der ich gar wohl daheim, und du in deinen Jahren noch gar wenig bewandert bist. Und das ist die Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens.“

„Thu' das, liebe Mutter!" sagte Hermann im Ton ehrfurchtsvoller Bitte. „Aber gibt's diese Wissenschaft?" klang sein skeptischer Zweifel wieder nach.

„O ja, sie existirt, mein Sohn," erwiederte Mutter Rosalie mit feierlicher Betheuerung. „Nun siehe, bin ich auch niemals auf der Universität gewesen, wie kann ich dir's doch so ganz nachempfinden, wie es dich jetzt niederdrücken muß, nach all' deiner poetischen Studentenzeit, nach all' deinem schönen geistigen Leben, jetzt in dieser prosaischen, handwerksmäßigen Bureaukratenwelt gleichsam erniedrigt zu werden. Aber glaube deiner einfachen Mutter: das ganze Glück oder Unglück deines Lebens hängt doch nicht daran, sondern da droben im Himmel, und dann da drinnen in deinem Herzen. Das sind die zwei Orte, in denen dein und aller andern Menschen Lebensglück fest begründet wird, immer wechselt, oder ganz zu Grunde geht, je nachdem ein einziges Wort befolgt oder mißachtet wird. Und dieses eine wunderthätige Wort, es heißt: Opfer."

Hermann drückte nach diesen Worten die Hand fest vor seine Augen. Mutter Rosalie zog sie wieder davon weg und schloß voll freudiger Zuversicht: „Lieber Hermann, du hast die Preisaufgabe deiner Professoren am besten gelöst. O versteh' auch jetzt die andere zu lösen, die Gott jedem Menschenleben oft schwerer, oft leichter bis an sein Ende gestellt hat, und auch dem deinigen. Und mag sie dir noch so räthselhaft sein, mit diesem einzigen Wort Opfer hast du den Schlüssel immer in der Hand, das jedes, noch so verworrene Räthsel dir aufklärt. So sei schon jetzt in dieser Wissenschaft ein muthiger Schüler, daß du darin ein unüberwindlicher Meister wirst! Und tausendmal größer, als dein Doctordiplom wird dir dann ein Preis zufallen, der jede Traurigkeit in Freude verwandelt; und das ist der doppelte, unvergängliche Preis eines hier zufriedenen und dort ewig glückseligen Lebens. Jetzt gieb mir einen Kuß im selben Geiste, wie heute Morgen. Und komm her, laß meine Hand über deine feuchten Augen fahren. Sie sind mir das beste Zeichen, wie gut mich dein reines Herz verstanden hat."

„Ich danke dir, Mutter, Gott vergelt' es dir!" Das war Her-

manns ganze, aber mehr als alle Worte der Welt sagende Antwort, mit der er ihr die weisen Lippen küßte.

„Ich höre drüben den Vater heraufkommen; komm zum Essen!" sagte mit dem glücklichsten Gesichte noch Rosalie und sie gingen Hand in Hand hinüber zur Erkerstube.

Wie dann nach dem Essen eine kostbare Flasche Rüdesheimer aufgetragen ward und Vater Stark die drei Kelchgläser mit bedächtiger Hand eingeschenkt hatte, ergriff Hermann das seine zu folgendem Trinkspruche:

„Also, lieber Vater, ich leere dieses erste Glas auf den glücklichen Anfang meiner Praxis, und zwar meiner zweifachen, der auf dem Bezirksamt und der andern, wohl noch etwas wichtigeren — der Praxis des Lebens. Ich trinke diesen Wein den Conscriptionslisten, und wiederum einer doppelten Art: der einen, die ich fortan mit fremden Rekrutennamen auszufüllen habe, und der andern, in der ich heute selber eingeschrieben worden bin, ein conscribirter Soldat im künftigen Streite mit dem Leben. Daß ich es in dieser militärischen Carriere durch herzhaften Muth und Kriegsgenie bis zum Feldmarschall bringe, und aus jeder neuen Schlacht mit dem immergrünen Lorbeer ungetrübten Herzensglückes siegreich heimkehre, darauf trinkt mit mir, liebe, gute Eltern!"

Dem Vater Stark fiel es beim Anhören dieses merkwürdigen Trinkspruches wie ein schwerer Stein vom Herzen. Er stieß mit ihm darum auch so kräftig an, daß vom Rande des geschliffenen Glases das goldene Naß auf das weiße Tischtuch überquoll, und ganz gegen seine Gewohnheit leerte er vor lauter Freude den vollen Inhalt auf einmal aus.

Danach rief er, die Hand seinem Sohne hinüberreichend: „Das war tapfer gesprochen, mein lieber, zukünftiger Feldmarschall!"

Mutter Rosalie hatte nach Frauenart nur genippt, und sah stumm lächelnd auf Vater und Sohn, welch' letzterer ihr so bedeutsam mit den Augen zuwinkte, daß dieser eine Blick ihr wiederholt versicherte, wie er ihre Worte von vorhin zu danken und in seinem Herzen zu benützen wisse.

Und wiederum versah Vater Stark sein und Hermanns Glas

mit neuem Weine und er toastirte nun selber: „Mein gelehrter Herr Doctor utriusque juris, Rechtspraktikant, und nebenbei auch mein allerliebster Sohn! Da wir gerade so froh beisammensitzen, fällt mir ein Sprüchlein ein, das ich erst im vorigen Winter auf unserm Advokatentage beim Festdiner zum Besten gegeben habe, und das auch heute beim Beginne deiner juristischen Praxis nicht so ganz übel angebracht sein dürfte. Es hieß nämlich so; ich werde es ja wohl noch fertig kriegen. Also — ja richtig, es kommt mir schon:

„Der edelen Juristerei
Ist jeder von uns zugethan;
Drum blickt der Themis Conterfei
In diesem Saal uns mahnend an.
Die Wage hält die eine Hand,
Die andre trägt ein bloßes Schwert,
Das Aug' verhüllt ein weißes Band,
Ei sagt, was dieses Bild uns lehrt? —
Die Wage mahnt, so denk' ich mir,
Daß Recht und Unrecht erst wir wägen,
Bevor in den Prozessen wir
Uns helfend in das Mittel legen.
Das Schwert, das sagt mir alsogleich:
Wir soll'n das gute Recht verfechten,
Doch mit demselben scharfen Streich
Auch Feinde sein von allem schlechten.
Und dieser Augen Band sagt an,
Daß nebst dem Schwert in jedem Streit
Um unser Herz sei angethan
Das Schild der Unbestechlichkeit.
Drum lebe die Juristerei —"

„Juristerei, Juristerei, hm, hm, zum Guckguck! Jetzt bleib' ich am Ende doch noch stecken. Und das war gerade, was man sagt, die Pointe. Fatal! Aber halt, jetzt hab' ich es schon wieder. Also — jawohl — so geht's weiter:

„Drum lebe die Juristerei,
Die nur mit also strengem Sinne
Das gut erfundne Recht verficht,

Daß jeder einst von Strafe frei
Den eigenen Prozeß gewinne
Vor Gottes strengem Weltgericht.
Daß einzig in des Urtheils Wage
Herabsink' unser gutes Theil,
Daß auf dem Weg zum ew'gen Heil
Kein flammend Schwert uns rückwärts jage;
Und Gottes Aug' als treuem Knecht
Jedwedem unverhüllet sei!
Hoch lebe die Juristerei,
Und hoch ihr Streit um gutes Recht!"

„Ja, Vater, das soll wahr sein. Hoch der Streit um gutes Recht! — Darauf trink' ich mein Glas aus bis zur Nagelprobe."

Und Hermann stieß stürmisch mit dem Vater an, der vor lauter Glück, mit diesen schon halb vergessenen Versen nun noch nachträglich in seines Sohnes Herzen eine so wohlthätige Wirkung erzielt zu haben, sich's nun auch nicht nehmen ließ, in seinem Glas auch nur den kleinsten Tropfen zurückzulassen. Und von dem überstarken Vierunddreißiger fast ein wenig zu mächtig angeregt, rief er in heiterster Laune:

„Nicht wahr, mein junger Rechtspraktikant, so ganz prosaisch ist doch die Juristerei auch nicht? Man muß sie sich nur ein Bischen poetisch zurecht zu legen wissen. Und warte nur, wenn du nur einmal mitten in sie hineinkommst, da wird sie dir auf deine Verwaltungspraxis vorkommen, wie dieser Vierunddreißiger auf irgend einen wässerigen Landwein. Weißt du, da heißt's scharfen Kopf und strenge Logik; und gar die Eloquenz! Ei freilich! Wir Advokaten waren ja von jeher das Holz, aus denen man die großen Männer und sogar schon manchen Minister geschnitzt hat. Also immer guten Muthes Conscriptionslisten drauflosgeschrieben! Erst der leichte Wein und dann der Vierunddreißiger. So ist die rechte Ordnung. Wie, was?"

„Ja, lieber Vater, ich gebe dir vollkommen Recht," sagte noch Hermann. Dann klopfte Mutter Rosalie mit dem Messer an ihr Glas, daß Vater und Sohn sie verwundert ansahen; und sie sprach:

„So, nun habt ihr zwei Männer eure Trinksprüche ausgebracht, und nun will ich als Mutter und Hausfrau aber auch was drein reden. Also, Väterchen und Hermann, nur schnell noch einmal die Gläser gefüllt! Der Rest der Flasche reicht gerade für euch hin, denn ich bin mit meinem ersten Glase noch mehr als versorgt."

Und Vater Stark vertheilte den übrigen Wein mit schon etwas unsicherer Hand in zwei Theile und lachte Mutter Rosalie neckend an: „Schau, schau, Mütterchen — Reden halten? 's ist, glaub' ich, das erstemal in deinem ganzen Leben. Nun, ist aber ganz schön von dir. Freue mich darauf. Also losgeschossen! Ha, ha, ha! Wie was?"

„Nur nicht vorher auslachen, bitt' ich. Wenn ich fertig bin, steht dir's nach Belieben frei. Und aufstehen, ihr Herren! Galant sein, wenn eine Dame spricht!"

„Ei hör' nur, Hermann, die Mutter macht's ganz feierlich. Aber sie hat Recht. Also aufgestanden!"

Und wie die Beiden sich erhoben hatten, begann Frau Rosalie mit jener ungezwungenen sanften Ruhe, die das wohlthuende Erbtheil ihres ganzen Wesens war:

„Da habt ihr zwei Männer nun so eben zweimal auf den Streit euer Glas geleert. Du, lieber Sohn, hast den Streit mit dem Leben hoch leben lassen, und du, guter Vater, den Streit um gutes Recht. Da ihr nun gar so streitlustig seid, so will ich jetzt als die Frau dieses Hauses gerade das Gegentheil von eurer Streitlust leben lassen — nämlich den Frieden. Und so wünsche ich vor Allem dir, du mein neuconscribirter, tapferer Soldat im Streite mit dem Leben, daß, wenn dich das Schreiben deiner Rekrutenlisten auch noch so kriegerisch stimmt, du jedesmal nur nach geschlossenem Frieden und als glorreicher Feldmarschall in dein friedfertiges Elternhaus heimkehren mögest. Und eben so wünsche ich dir, guter Vater, daß du alle deine Prozesse nur drunten in deiner Kanzleistube und auf dem Tribunal ausfechten mögest, und sich nicht ein einziger zu mir in den ersten Stock herauf verliere. Und damit hab' ich auch mir selber gewünscht, was ich von jeher für das höchste Gut des Lebens gehalten habe: den Frieden in meinem Hause und in unserer Aller

Herzen. Also noch einmal, trotz all' eurer Streitlust, rufe jetzt ich, die Frau und Mutter: unser ungetrübter Haus- und Herzensfriede, er lebe hoch, so lange wir selber leben!"

„Ja, Mutter, so soll's sein! Friede, Friede in jedem von uns und unter uns," fiel Hermann mit vollster Innigkeit ein.

Und Vater Stark sagte: „Ei, Mütterchen, sieh' einmal an, ganz prächtig geredet! An dir ist ja ein Advokat verloren gegangen!"

Dann stießen sie an, und noch einen helleren Klang als ihre Gläser gaben die drei Herzen, als sie noch einmal alle drei zusammen ausgerufen: „Auf unsern Frieden!"

Eine Stunde darauf stand unser Held wieder in des Oberschreibers dumpfiger Stube, und schnitt die Conscriptionslisten der Gemeinde Bellheim auseinander. Aber jetzt mit so heiterm Geiste, als ob er in den sonnigsten Regionen der Wissenschaft schweifte. Uebte er sein Herz jetzt doch ein in der ihm von der treuen Mutter gelehrten, allerschwierigsten Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens.

III.

Die Dorothee und ihr Märchen vom Königssohn.

1.

Gute, alte, ehrliche Dorothee, da hab' ich nun schon ein ganzes Kapitel von deinem heimgekehrten „Hermännle" erzählt und dein Name ist mir dabei nicht einmal über die Lippen gekommen, als ob du gar niemals da gewesen wärest.

O ich sehe dich leibhaftig in deinem Bette vor mir aufsitzen. Dein runzeliges Gesicht schaut mich mürrisch an und mit deiner grundehrlichen, aber nicht gerade melodischen Stimme hör' ich dich zu mir sagen:

„So, weil ich nun mit meinen fünfundsiebzig Jahren zu gar nichts mehr nütz so daliege, werd' ich von dir jetzt vergessen, wie

ein altes, zerbrochenes Stück Hausrath, das in der Rumpelkammer liegt? Ist das auch recht? Und muß die böse Welt nicht am Ende glauben, meine Herrschaft lasse mich nun gerade so vergessen daliegen, und mein Hermännle sei unter den Studenten draußen so stolz geworden, daß er sein altes Dorthele auf ihrem Schmerzenslager gar nimmer kennen wolle? Sieh', das thut mir noch am allerwehsten."

So höre ich dich mir Vorwürfe machen. Aber beruhige dich, alte Dorothee! Siehe, da steh' ich ja schon vor deinem Bett im Hinterstübchen. Alles will ich nachträglich erzählen. Und jetzt geh' ich auch nimmer von dir fort, bis ich dir dein treues Auge kann zudrücken helfen, und die letzte Schaufel Erde auf dein ehrenreiches Grab mithinunterwerfen darf.

Soll ich Angst davor haben, daß man mir nur mit halbem Ohre zuhört, weil ich jetzt von einer armen, gichtbrüchigen Magd erzähle? Gibt es doch noch milde, verständige Menschen genug im Edelsitze wie im Bürgerhause, die auch an dieses Magdbett mir gerne folgen. Denn wie lange wird es noch in unsern Städten währen, und solch' ehrwürdige Hausinventarstücke sind aus einer zu Grabe gegangenen Culturperiode in das Reich der Alterthümer verwiesen. Dann erzählt man unsern Enkeln von einer Magd mit vierzig treuen Dienstjahren in einem und demselben Hause, wie jetzt von wohlthätigen Feen in unsern alten Kindermärchen.

Weißt du's noch, lieber Begleiter, wie du die Dorothee zum letztenmale in der Erkerstube sahst, als die glückliche Botschaft von Hermanns Examen eingetroffen war und sie sich dann mit dem heiligen Augustin und der Mutter Monica so arg verschnappt hatte? Da verließ sie schon diesen ganzen Tag nicht mehr ihr Hinterstübchen. Auch des Abends kam sie nicht zum Spinnen herüber. Als aber Vater Stark und Mutter Rosalie dann nach ihr sahen, gab sie ihnen nicht um alle Welt zu, daß sie besonders arge Schmerzen habe, so wenig sie fünf Tage zuvor sich anmerken ließ, was ihr das Knieen und Aufstehen in ihrer Augustinusmesse für eine Ueberwindung gekostet, so daß sie an ihrem Rosenkranze den freuden- und schmerzenreichen Theil völlig durcheinandergebracht hatte.

Wie Vater und Mutter Stark nun am andern Tage wie immer Morgens sieben Uhr in das Erkerzimmer traten, da standen die Tassen noch nicht auf dem Tische; sogar das rothe Kaffeetuch fehlte noch. Und das besorgte die Dorothee sonst doch so regelmäßig, und sie hatte sich dieses Geschäft ausdrücklich bei ihrer Pensionirung vorbehalten gehabt.

So war auch Vater Starks erstes Wort: „Ja, was ist denn das? Da stehen ja noch nicht einmal die Tassen auf dem Tische. Da muß die Dorothee ernstlich krank sein."

„Ja, mir kommt's auch so vor," bekräftigte ihn Frau Rosalie in dieser Meinung, „denn Verschlafen ist doch ihre Gewohnheit sonst gar nicht. Da wollen wir doch sogleich nach ihr sehen."

„Gewiß, liebe Frau, augenblicklich," fiel der Doctor schon ängstlicher ein. Sie muß sogar sehr krank sein, wenn sie einmal liegen bleibt."

Und die zwei guten Leute eilten voll Besorgniß in das Hinterstübchen.

Als sie eintraten, streckte ihnen die Dorothee mit Mühe noch die linke Hand entgegen, während die rechte dick geschwollen auf der Decke lag. Dabei richtete sie sich mit Anstrengung ein wenig auf und grüßte mit schmerzlichem Lächeln, aber ganz kleinlauter Stimme:

„Ach, guten Morgen Herr Doctor und Frau Doctorin! Ja, da sehen Sie nur her, wie mich der böse Fluß heute Nacht zusammengerissen hat. Ach wie dank' ich Ihnen, daß Sie jetzt zu mir kommen. Nun wird es mir sogleich wieder wohler sein."

„Arme Dorothee!" sagte im Tone herzlichsten Mitleids Vater Stark, da er ihre noch gesunde Hand leicht in die seinige nahm. „Muß sie so viel Schmerzen ausstehen! Und nun hat sie gestern noch zwei volle Stunden für unsern Hermann in der Kirche gekniet. O das hat ihr gewiß ein rechtes Opfer gekostet, und ist sicherlich die einzige Schuld, daß sie nun so elend daliegen muß."

„Gott bewahre, guter Herr Doctor, von der Kirche kommt's nicht," suchte die Dorothee ihm auszureden. „Und ist mir auch nur das Hinknieen und Aufstehen ein wenig hart angekommen, aber sonst hab' ich gar nichts gespürt vor lauter herzlichem Beten."

Auch Mutter Rosalie blickte ihr wie der leibhaftige Trost in das Gesicht: „Nun hab' sie eben in Gottes Namen Geduld! Da will ich aber sogleich nach meinem Bruder schicken. Lieber Gott, muß sie so entsetzlich leiden!“ Und sie strich ihr die weißen Haare aus der Stirne.

„Ach nein, Frau Doctorin,“ bat die Dorothee, sich wieder ein wenig aufrichtend. „Nicht den Herrn Onkel Philipp holen lassen! Nein, ich habe mir's die ganze Nacht schon so überlegt. Lassen Sie mich doch lieber sogleich ins Spital bringen. Das ist das Allerbeste. Lieber Himmel! wo kämen Sie sonst mit mir hin? Denn die Last mit mir wird alle Tage größer, und ich bin schon selber so vernünftig und habe Sie alle so lieb, daß ich das gar nicht anders haben will. Und ich weiß ja, wenn ich auch im Spitale liege, die alte Dorothee bleib' ich Ihnen doch. Und nicht wahr, dann sehen Sie sich schon dann und wann nach mir um, und der Hermann auch, und erzählen mir eben, wie's daheim geht.“

Danach war sie erschöpft in ihr Kissen zurückgesunken und zwei dicke Tropfen rannen über ihre pergamentartigen Wangen.

Vater Stark erwiederte nichts als das Eine: „Gute Dorothee, es wird schon Alles recht werden, gerade so, wie's unserm Herrgott recht ist.“

Frau Rosalie flüsterte ihr beim Hinausgehen zu: „Sei sie nur ganz ruhig, Dorothee! Sie ist ja noch bei uns.“

Wie das Ehepaar dann beim Kaffee saß, sagte Vater Stark: „Aber nicht wahr, liebste Frau, wir geben die Dorothee doch nicht weg, weil sie nun krank und elend ist. Jetzt behalten wir sie erst doppelt gern bei uns.“

„Gewiß, guter Mann, ich müßte mich ja Sünde fürchten, wenn ich anders dächte,“ erwiederte Rosalie, der das Mitleid noch in den Augen glänzte: „Nein, wir geben sie nicht her. Wir zahlen ihr jetzt heim, was sie an unserm Hermann all' die langen Jahre selber gethan hat. Und weißt du noch, wie er uns im Nervenfieber dalag und sie so dagegen eiferte, daß Niemand zur Wart aus dem Spitale hereinkomme?“

„O freilich weiß ich's noch. Und wie wir ihr dann versprochen

haben, daß sie einmal, wenn sie selber krank und elend werde, auch nicht ins Spital hinauskomme! Ach, ist das doch der Himmel auf Erden, wenn Mann und Frau so einig sind, auch in den geheimsten Gedanken."

Danach drückte er ihr innig die Hand: „Ich weiß nicht, thu' ich unserer neuen Zeit Unrecht oder nicht, aber es kommt mir oft so vor: es wird jetzt gar so viel öffentlich versprochen und geschwätzt und so wenig im Stillen gehalten und gethan. Nicht wahr, gute Frau, wir zwei wollen nicht zu den neuen Schwätzern gehören, sondern was wir einmal versprochen haben, das wollen wir nun auch halten und kein Mensch soll uns davon abbringen können."

„Ja, guter Christoph, so machen wir's mit der Dorothee, und wollen uns an Niemand kehren als an unser eigenes Herz. Das geht immer den sichersten Weg." —

So sanft wie diese klare Herzenswelle der beiden Eheleute glitt nun freilich der Redefluß der weiteren Berathung nicht hin, als eine Stunde darauf Rosaliens Bruder, der Gerichtsarzt Philipp Ritter, von der Besichtigung der Dorothee wieder in die Erkerstube herüber gekommen war.

Mit breitschulteriger Plumpheit und weit ausgespreizten Beinen hatte er sich auf das Kanapee hingeworfen, während Vater Stark sichtlich gedrückt sich auf den nächst stehenden Stuhl bedächtig niederließ. Mutter Rosalie blieb vor der Hand noch zuwartend in der Erkernische stehen und blickte mit dem Ausdrucke stiller Besorgniß zu den beiden Männern hinüber.

Sonderbar, wie es oft im Leben leider so geht zwischen den nächsten Verwandten, daß sie sich innerlich ferner stehen, wie die anfangs sich fremdesten Menschen, während diese dann oft sich verwandt werden in den Geistern und Herzen, wie kein Blut von einem und demselben Elternpaar inniger verschwistern kann.

So hätte auch jeder in der Physiognomik nur einigermaßen kundige Beschauer es schon auf den ersten Blick herausfühlen müssen, daß der Gerichtsarzt in die Herzensharmonie von Schwester und Schwager jetzt nur wie ein rauher Mißton hineinplatzen werde. Dieses rothe Gesicht mit den dicken Lippen und herausgetrieben

Augen schien der leibhaftige Protest zu sein gegen alle geistige Verwandtschaft mit der unendlichen Herzensgüte, die aus den milden, warmen Zügen des Starkschen Ehepaares Jedermann mit so glaubwürdiger Menschlichkeit ansprach.

Du begreifst nun wohl auch die peinliche Stimmung, in der Vater Stark diese Familienconferenz in möglichst sanftem Ton eröffnete:

„Nun, was meinst du, mein lieber, guter Schwager? Nicht wahr, die Dorothee ist recht krank? Wir müssen sie eben recht sorgsam pflegen. Und du willst uns mit deinem ärztlichen Rath auch gewiß recht brüderlich darin beistehen! Nicht wahr, bester Philipp?"

„Ja, sag' einmal," brauste trotz dieser sammetzarten Anrede der „beste Philipp" auf seinem Kanapee heraus und spreizte die Beine noch weiter auseinander, „du wirst doch nicht gar daran denken, diese Person im Hause zu behalten? Die muß ins Spital! Punctum!"

„Wie, was? — Spi — Spital? Punctum —?" stotterte Vater Stark heraus. „O nein, mein lieber Schwager. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich dir widersprechen muß. Aber nimm mir's nicht übel, mein guter, lieber Philipp! die Dorothee bleibt bei uns."

Nach diesem tapfern Schlußsatze athmete er voll stolzer Befriedigung tief auf und dachte bei sich: „Gott sei Lob und Dank! Es ist heraus. Nun kann's losgehen."

„So? — Bei euch bleibt sie?" äffte der Gerichtsarzt nach. „Aber wie du nur von was reden kannst, wovon du gar keinen Begriff hast! Weißt du denn, daß diese Person mit ihrem kerngesunden Herzen euch noch Jahre lang so daliegen kann? Und eine solche unerträgliche Last wollt' ihr euch aufhalsen? Und auch du hast am Ende diese thörichte Ansicht?" — warf er über seine breite Schulter der Frau Rosalie am Erker hinüber: „Schwester, du auch?"

Da diese dann eben so gelassen wie bestimmt erwiederte: „Ja, lieber Bruder, ich auch," so fertigte er sie mit wegwerfendem Lachen ab: „Nun, dich wenigstens hätte ich für gescheidter gehalten."

„Das beruht auf Ansichten, lieber Philipp!" war Alles, was Frau Rosalie, und noch dazu in sehr sanftem Tone, erwiederte.

Vater Stark indessen erhob sich jetzt energisch von seinem Stuhl und ließ seinem so schnöd beleidigten Hausherrnbewußtsein ungehemmten Lauf, ohne dabei jedoch seiner angebornen Höflichkeit völlig untreu zu werden.

„Mein lieber Schwager — du wirst entschuldigen, — aber diese tyrannische Sprache in meinem Hause — verzeihe mir — ich liebe gewiß den Familienfrieden über Alles — indessen — wie, was? — ich bin nun gerade netto achtundvierzig Jahre absolvirter Jurist, aber mein Lebtag hab' ich noch nicht gehört, daß man mit nächstens einundsiebzig Jahren und fünf kerngesunden Sinnen noch einen Vormund nöthig hat. Darum nimm mir's nicht übel, — mein lieber, guter Schwager, so mir nichts, dir nichts in meinem Hause zu commandiren und mir und vor Allem deiner guten Schwester solche Grobheiten an den Kopf zu werfen, — bitte tausendmal um Entschuldigung, — aber das leid' ich ein für allemal nicht. Und mit deiner gütigsten Erlaubniß: bloß wir zwei haben hier zu befehlen, ob du es nun für gescheidt hältst oder dumm — ganz einerlei. Und deßwegen, daß du's nur weißt, — die Dorothee bleibt bei uns. Jawohl! Und keinen Tag eher kommt sie aus meinem Hause, als auf dem Todtenwagen direct hinaus auf den Gottesacker. Und jetzt sag' ich: Punctum. Ich, der Herr dieses Hauses. Wie, was?" —

Darauf ging er, über seine noch nie dagewesene Zurechtweisung dieses ungeschlachten Gegners noch selber ganz verblüfft, ein paarmal mit großen Schritten in der Erkerstube auf und nieder.

Ganz das Gleiche that nun auch im Querschritte der Schwager und replicirte dabei noch ganz mit der vorigen Feinheit:

„O, so behalt' sie nur, diese alte, grobe Person! Ich nehme sie dir gewiß nicht ab. Gott bewahre mich davor! Und ihr geschieht ja eine ungeheure Wohlthat damit, wenn ihr sie behaltet. Ja freilich, bei euch hat sie ja eine dumpfe Kammer auf der Winterseite, und im Spital nur einen großen, luftigen Saal mit Morgen- und Mittagssonne. Bei euch wird sie ja gehoben und getragen, daß Gott erbarm', und kann sich ganz prächtig mit sich selber unterhalten. O, gebt nur Acht, die Dorothee wird euch in Zukunft ganz ungeheuer dankbar dafür sein, daß ihr sie daheim behaltet. Aber

des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ja wartet nur, ihr zwei mitsammt der Dorothee werdet euch noch aus diesem Himmelreich ins Spital hinaussehnen, wie eine arme Seele aus dem Fegfeuer. Doch ich kann's ja abwarten. Oder vielmehr auch nicht. Denn ich muß euch schon bitten, daß ihr euch für diese Person und euren Eigensinn einen andern Arzt nehmt, wenn ich nicht das ganze Spital und mich dazu, als seinen Vorstand, vor der Stadt lächerlich machen will. Ihr habt mich zum letztenmal in eurem Hause gesehen. Und damit guten Morgen!"

Hierauf griff er unmuthig nach Hut und Stock. Aber Mutter Rosalie, die bisher wie ein besonnener Secundant ihres Mannes auf der Hut gestanden, hielt nun ihren Augenblick gekommen und energisch trat sie dem Gerichtsarzt in den Weg:

„Nein Bruder, nicht um Alles lass' ich dich so im Zorne von uns fortgehen. Sag', soll jetzt die ganze Stadt über uns und dich klatschen und streiten? Bedenk', du bist der Hausarzt von gar vielen Familien, die am Ende gerade so denken wie wir, und was könnte solch' ein Geschwätze deiner Praxis schaden? Drum darf diese Sache mit der Dorothee nur zwischen unsern vier Wänden und niemals auf der Gasse oder in den Kaffeekränzchen verhandelt werden."

Danach führte sie ihn am Arme zum Kanapee zurück, worauf er sich ohne merkliches Widerstreben niederließ, wenn auch sein Gesicht die peinlichste Ueberwindung affectirte. „Komm! lieber Bruder, nur noch einmal fünf Minuten setz' dich ruhig nieder und höre nun auch mich an!"

Die Appellation an den Schaden, den ein stadtkundiger Streit wegen der Dorothee seiner Praxis zufügen könnte, wirkte zu sehr wie ein niederschlagendes Pulver auf sein aufbrausendes Temperament, als daß ihm dieses Zurückhalten von Seite seiner Schwester nicht doch zuletzt höchst gelegen gekommen wäre.

„Nun also, es ist recht, dir zu Liebe, Rosalie, setz' ich mich noch einmal. Dich will ich meinethalben anhören. Aber mit deinem Manne da ist kein vernünftiges Wort zu reden, so kommt er gleich außer sich vor lauter Streitsucht und Grobheit."

„Ach, du lieber Gott!" rief Vater Stark, da er lachend die

Hände zusammenschlug. „Nun soll ich gar noch streitsüchtig und grob sein! Aber ich weiß schon, so geht's auf der Welt. Der friedlichste Mensch, der sich hundertmal mit Lammesgeduld Alles gefallen läßt und dann nur ein einzigesmal aus reiner Nothwehr sich vertheidigt, den schilt man dann gleich einen groben Händelsucher. Und der wirkliche Grobian, der darf nur ein einzigesmal ein Bischen minder grob sein, dann schreit gleich alle Welt ganz entzückt: nein, was der Mensch doch zum Verwundern höflich sein kann! — O ich kenne das längst. Doch weißt du, lieber Schwager, ich hab' in meinem Gedächtniß eine große, finstere Rumpelkammer. Da hinein werf' ich alles nichtsnutzige Zeug, was mein Herz vergessen soll. Und da drinnen liegt auch bereits dein so freundliches Benehmen von vorhin. Also von mir aus ist Alles vergessen. Und nun laß dich von meiner guten Frau eines Besseren belehren! Ich will dabei nicht im mindesten incommodiren. Wie, was?"

Damit ging er aus der Erkerstube in das anstoßende Seitenzimmer.

„Nun hörst du Schwester, das soll nun nicht wieder grob gewesen sein!" rief ihm der Gerichtsarzt nach.

„Ja, bester Schwager, diesmal schon," replicirte Vater Stark, indem er nochmals den Kopf zur Thüre hereinstreckte, „damit du doch siehst, daß ich wenigstens grob sein könnte, wenn ich's überhaupt für anständig und christlich hielte. Und somit guten Morgen, Herr Schwager!"

Mit diesen Worten zog er sanft die Thür des Nebenzimmers hinter sich zu.

„Lieber Bruder, sei ihm nicht böse, denn er will ja kein Kind auf der Straße beleidigen, wie viel weniger dich," besänftigte Frau Rosalie noch obendrein. „Und so bitt' ich dich recht herzlich, laß uns eben mit der Dorothee nun machen, was unser Herz uns sagt. Siehe, lieber Bruder, wir beide halten dich gewiß für einen grundgescheidten Mann, viel gescheidter als uns selber. Aber es gibt eben doch im Leben Fragen, bei denen viel mehr, als aller Verstand, nur das gute Herz mitreden darf, wenn anders auch unser Herrgott auf die Beantwortung seine himmlische Gutheißung schreiben

soll. Und wollte man bei jedem Werke christlicher Liebe immer nur den eigennützigen Verstand zu Rathe ziehen, so dürfte man zuletzt die ganze Barmherzigkeit auf den Kirchhof hinaustragen und die hartherzige Selbstsucht ginge mit trockenen Augen hintendrein. — Und nun bedenk' einmal, lieber Bruder: die Dorothee ist nun über volle vierzig Jahre in unserm Hause und so mit unserm und Hermanns Leben in Freud und Leid verwachsen, daß wir's eben gar nicht anders wissen, als daß sie zur Familie gehört, so gut wie Eines von uns. Und so eine alte Magd im Hause, die den Eltern einst das einzige Kind großziehen half und an der jetzt der erwachsene Sohn mit so rührender Liebe hängt, wie an einem leibhaftigen Stück seiner Kinderzeit, siehe, die kommt mir vor, wie draußen einst der Epheu an der Stadtmauer. Als man den gewaltsam herausreißen wollte, da fiel auch aller Mörtel mit herunter, und die ganze Mauer sah nicht mehr zum Kennen aus, so öd und zerrissen. Drum laß auch in unser Haus nun keinen Riß und keine Oede kommen und laß uns die alte Dorothee darin behalten, die zum Hause gehört, wie einst der Epheu zu seiner Mauer. Hilf auch du uns jetzt, ihr all' die treue Pflege zu vergelten, die sie selber einst unserm Hermann in so unerschöpflichem Maße bewiesen. Denke nur an jenes schreckliche Nervenfieber! Und meinst du, wir hätten zu dieser Pflege nicht die Kraft — nun, in Gottes Namen, so wollen wir wenigstens den Versuch dazu machen und das Weitere dann dem lieben Gott anheimstellen. Aber vor einem Fegfeuer mit der Dorothee hab' ich nicht die mindeste Angst, besonders wenn ich daran denke, daß wir uns ein Stück Himmel damit verdienen können. Komm! lieber Bruder, so gib auch du mir jetzt in Frieden die Hand! Und nicht wahr, dein verändertes Gesicht sagt mir's ja, jetzt hast du mich ganz und gar verstanden und bist auch dem guten Christoph nicht mehr böse?"

„Nun, wenn Ihr's durchaus so haben wollt," entgegnete der Gerichtsarzt, wenn auch etwas verlegen; „in Gottes Namen! An mir soll's dann gerade nicht fehlen. Ich hab' es ja nur gut für euch gemeint, wie für die Dorothee, weil ich noch jetzt der Meinung bin, daß es im Spital doch hundertmal besser für sie sei. Also gut, lassen wir es dabei! Ich werde morgen schon wieder nachsehen."

„Gottlob, lieber Philipp, Gottlob!“ rief jetzt Vater Stark zur Thüre herein, während er bei der ganzen Rede Rosaliens vorsichtig gelauscht hatte. Und nun trat er völlig heraus und fuhr im sanftesten Tone fort, während er sogar ganz vertraulich seine Hand auf des Doctors breite Schulter legte, was fast noch nie geschehen war.

„Und weißt du, lieber Schwager, was die gute Luft in deinem Spitale betrifft, so denk' ich mir eben doch, daß wenn ich mit Rosalie und später dann auch mit Hermann recht oft zur Dorothee in ihr Hinterstübchen komme, daß ihr die Luft darin dann doch viel wohler thut, als die allerreinste Spitalluft; und daß sie von dem Blick unserer Augen auf ihrer Winterseite doch viel mehr warmes Licht zu schauen bekommt, als im Spital mit seiner Morgen- und Mittagssonne; und daß ihr endlich ein einziges Wort von uns beiden und von Hermann hundertmal mehr werth ist, als alles Geschwätz von den Kranken im Spitale. Darum sei wegen der Dorothee nur ganz unbekümmert! Wir werden sie schon auch heben und tragen, ihr die Zeit verkürzen und für Wärme und Licht zu sorgen wissen. Und so gieb auch du zur Versöhnung mir jetzt die Hand und ruf' mit mir aus: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede allen Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

„Amen! guter Mann und lieber Bruder,“ schloß Mutter Rosalie diesen so harten und dann so siegreich beendigten Kampf echt christlicher Barmherzigkeit.

Wie Vater Stark an jenem Abend aus dem Hinterstübchen der Dorothee, die sich vor lauter Dank und Freude die alten Augen ganz roth geweint hatte, in sein Schlafzimmer hinüberging und zum sternenklaren Herbsthimmel noch einen andächtigen Blick hinaufthat, sagte er zu Mutter Rosalie: „Täusche ich mich, oder ist es wirklich so, aber ich meine, so klar wie heute Nacht hätte ich die Sterne noch gar selten funkeln sehen.“

„O, geradeso kommt's auch mir vor, lieber Mann, und das kommt Alles daher, denk' ich mir,“ sagte Rosalie, „weil die Dorothee heute Nacht bei uns liegt und nicht im Spital. Sonst hätte ich wohl gar keinen rechten Muth gehabt, zu den Sternen heute nur aufzublicken.“

* * *

Und was der sechs Tage darauf heimgekehrte Sohn dieses Hauses wegen der Dorothee wohl gesagt hatte?

O, kaum aus dem Wagen war er gesprungen und küssend am Halse der Eltern gehangen, da war seine erste Frage, als er verwundert um sich blickend die Dorothee nicht beim Willkomm sah: „Ja, aber wo ist denn die Dorothee? Ist sie am Ende krank?"

Als dann Vater und Mutter abwechselnd ihm Alles erzählten von jenem Morgen in der Kirche, darin die Dorothee für sein Examen unter solchen Schmerzen gebetet, bis zu jenem andern fünften Tage darauf, da sie nicht mehr hatte aufstehen können, und wie sie dann beschlossen hätten, sie bis an ihr seliges Ende im Hause zu behalten; wahrhaftig, ich gäbe was darum, wenn du es leibhaftig hättest mitansehen können, wie Hermann den Eltern noch einmal um den Hals fiel und gar nicht genug Worte des Lobes und Dankes zu finden vermochte.

„O ihr lieben, guten Eltern, wie habt ihr tausendmal Recht gethan und so ganz nach meinem Herzen! Weiß Gott, wenn ich jetzt noch so freudig heimgekommen wäre und hätte die Dorothee im Spital aufsuchen müssen, o nehmt mir's nicht übel, daß ich es gerade so heraussage, aber dieser Gang ins Spital hätte von meiner ganzen ersten Freude der Heimkehr den Duft abgestreift. Gott, ihr wißt ja, wie unendlich lieb ich euch habe und neben so herzguten Eltern kann ja kein Mensch in meinem Herzen einen Platz haben. Aber dicht hinter euch, und sogar noch weit vor der ganzen Verwandtschaft, kommt sogleich meine alte, treue Dorothee. Ihr wißt ja gewiß, wie ich's meine."

„Gewiß verstehen wir dich, guter Sohn!" fiel zuerst die Mutter freudig ein. „Gerade so haben wir gehofft, daß du reden werdest. Und daß du noch so kindlich treu an deiner alten Kindsmagd hängst, das sagt uns mehr als Alles, wie lieb du auch uns noch hast und wie so unverdorbenen Herzens du zu uns heimgekehrt bist."

„Gewiß, gute Mutter, so ist es auch!" bestätigte mit verklärtem Blicke der Vater. „Wir dürfen ihm ja nur in die klaren Augen sehen, so wissen wir Alles. Nun aber kommt auch gleich zur Dorothee. Die wird vor lauter Ungeduld gar nicht mehr wissen, wie sie nur liegen soll.

Ich überlasse deiner eigenen Phantasie, lieber Begleiter, dieses erste Wiedersehen Hermanns und der Dorothee in Gegenwart der Eltern dir auszumalen und will lieber in später Nachtstunde die zwei dich wieder belauschen lassen, da er ganz allein bei ihr am Bette saß.

Da sagte sie ganz schüchtern zu ihm:

„Ach lieb's, gut's Hermännle, jetzt wird sich's aber wohl nicht mehr recht schicken, daß ich Du zu dir sagen darf. Jetzt werd' ich wohl mit Sie und Herr Doctor dich tituliren müssen. Es wird mir freilich anfangs ein Bischen schwer ankommen, aber gelt, ich brauch' es doch nur vor andern Leuten zu thun?"

„Ei was nicht gar Dorthele! Du — Sie oder Herr Doctor zu mir sagen! Das wäre mir ein schöner, dummer Hochmuth, wenn ich das je zugeben wollte. Nein, für dich bleib' ich allezeit nur dein Hermännle und du mein altes Dorthele. Und vor aller Welt mußt du mich dutzen, so lange du nur ein Wort mit mir reden kannst. Und wart' nur, Dorthele, jetzt ist die Reihe an mich gekommen. Nun sollst du sehen, wie ich dir nichts, aber auch gar nichts vergessen habe, keinen geflickten Riß und keinen ausgeputzten Flecken, und auch jenen zuckerigen Pfannenkuchen nicht. Weißt du's noch, Dorthele? Und dann gar, wie du mich einst selber gepflegt und bei mir gewacht und wie du erst noch vor acht Tagen mit deinem bösen Beine für mich auf der harten Kirchenbank gekniet hast! O wart' nur, jetzt ist die Reihe an mich gekommen und jetzt mach' ich deinen Krankenwärter, so gut es eben so ein unmedicinischer, neugebackener Doctor versteht."

„Ach Hermännle, das ist viel zu viel, das verdien' ich gar nicht. Aber der ganze Himmel hat jetzt seine Freude darüber, da er dich so zu mir reden hört," rief die Dorothee in Thränen, worauf Hermann sich vorsichtig über ihren gichtkranken Leib beugte und ihr einen Kuß auf die welke Wange drückte.

So lag nun unsere alte Dorothee einen Tag wie den andern auf ihrem schmerzenreichen Krankenlager. Manche Woche ging's ihr besser, manche schlechter. Aber aus dem Bette kam sie keine ganze Stunde mehr. Nur dann und wann konnte sie mit Mühe

auf den Großvaterstuhl herausgehoben werden, um ihren kranken Gliedern das Bett zu weicher Lagerstätte aufs Neue herzurichten.

Vater Stark ging keinen Morgen in sein Studirzimmer, keinen Mittag zum Essen und legte sich nie zu Bette, bevor er sich nicht nach der Dorothee umgesehen, und ein paar tröstende Worte mit ihr geredet hatte. Dieser regelmäßige Gang zu ihr war ein neuer Paragraph in seiner pedantischen Tageseintheilung geworden. Und soll ich dir auch noch von Mutter Rosalie ausdrücklich erzählen, mit welcher nie ermüdenden Sorge sie der alten Magd ihr mühseliges Alter erleichterte? Jeden Morgen brachte sie ihr den Kaffee, jeden Mittag und Abend die Krankensuppe mit eigener Hand. Und als die gichtkranken Finger bei diesen einfachen Mahlzeiten zuletzt völlig versagten, da verrichtete die christliche Herrin an der vormaligen Kindswärterin genau denselben Dienst, den diese selber einst vor vielen Jahren an dem nun zum Manne gewordenen, einst hilflosen Kinde verwaltet hatte.

Hermann that aber an seiner Dorothee im Stillen noch viel, viel mehr, als Vater und Mutter und als beide nur zu ahnen vermochten. Denn von den meisten Opfern, die er besonders des Nachts ihr brachte, redete er am Tage selten ein Wort.

Erst von der Sorge um sie, dann später durch die Gewohnheit geweckt, ging er Nacht für Nacht an ihr Hinterstübchen und horchte, ob sie wohl ruhig schlafe oder nicht. Aber wie oft ward er dann von ihren stillen Seufzern an der Thüre zurückgehalten! Dann trat er ein, setzte sich gar manche Stunde an ihr Bett, rückte ihr die Kissen zurecht und hob und legte sie wieder. Und er sprach mit ihr zerstreuend und erheiternd, oder las ihr vor aus ihrem jetzigen Lieblingsbuche, der Legende der Heiligen, aus deren geopfertem Martyrblut ihr Trost und Ergebung sproßte im Opfer der eigenen Schmerzen. So zahlte unser edler, dankbarer, junger Freund seiner alten Magd den goldenen Schatz all' der Ammenmärchen heim, die dereinst von ihren eigenen Lippen wie aus einem Zauberbronnen in sein Kinderherz geträufelt waren.

Und ihm geschah an diesem Magdbette so wohl in solch' einsamen, nächtlichen Stunden.

2.

Ich sah vor Jahren einmal in einem Thiergarten einen Königsadler, den ich heute noch leibhaftig vor mir habe, als sei es erst gestern gewesen. In scheinbar gleichgiltiger Behaglichkeit saß er mit schlaffen Flügeln auf der Stange seines Drahtgitters und schaute täuschend ruhigen Auges mich an. Wie ich einige Schritte weggegangen war, blickte ich nochmals um, ohne daß er selber mich sah. Und wie er sich so ganz allein glaubte, da reckte er plötzlich den Kopf in die Höhe, sein Auge funkelte düsteren Glanzes; mit ausgespreizten Flügeln schlug er auf und nieder und ein langgezogener, schmerzlicher Schrei entfuhr seiner Brust. Das ist wohl der Augenblick gewesen, wo er jählings aus traumähnlichem Hinbrüten aufgefahren, seiner niedrigen Gefangenschaft sich wieder bewußt worden ist und sein Heimweh hinausgeschrieen nach den sonnenumglänzten Schneegipfeln, die er einst mit freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiste. Wie ich dann zu demselben Adlergitter zurückkehrte, da sah mich sein Gefangener wieder so ruhig und leidlos an, wie das erstemal, als ob das unendliche Himmelsblau über seinem durchsichtigen Käfig ihm eine sehnsuchtslose Fremde sei, und dieser enge Zwinger von jeher seine gewohnte Heimath.

Daß ich bei unserm jungen Helden doch immer an diesen Königsadler zurückdenken muß, und sein damaliger Aufschrei mir in den Ohren klingt!

Denn geradeso, mit derselben täuschenden Ruhe, wie jener eingesperrte König der Lüfte, saß nun auch schon wochenlang unser Rechtspraktikant vor dem vergitterten Fenster in des Assessors gleich dumpfiger Amtsstube, und füllte in den Conscriptionslisten eine Rubrik nach der andern aus mit Familien- und Taufnamen der rustikalischen Jünglinge, sammt Confession, Eltern und Grundvermögen, welch' interessante Data der Assessor, am Pulte stehend, aus den schon längst von Hermann kunstgerecht zerschnittenen Streifen in stets neu anregendem Dictando ihnen beiden herunterlas. Ihnen beiden? — So war wohl noch noch ein anderer Rechtspraktikant Hermanns Gehilfe bei dieser geistreichen Arbeit? Leider nicht. Denn

die höchst unleserliche Schrift seiner drei Collegen hatte sie von diesem Frohndienste glücklich befreit. Also war wohl ohne Zweifel der Herr Oberschreiber der Dritte im Bunde? — Gott bewahre! Wie hätte dieser seine wichtige Stellung so tief erniedrigen lassen? Aber unter den drei niedrigst besoldeten Kopisten war doch wenigstens ein alter Schulkamerad Hermanns zu seinem gedankenlosen Mitarbeiter ausersehen worden. Und unser gelehrter Doctor beider Rechte hatte um so günstigere Gelegenheit, tagtäglich aufs Neue in der mütterlichen Wissenschaft von einem zufriedenen Leben die gründlichsten Vorstudien über das Opfer anzustellen, als dieser sein derzeitiger Schreibercollege einst in einer und derselben Klasse der Lateinschule mit ihm gesessen, dann aber wegen auffallenden Mangels an Talent den Lehrling der klassischen Wissenschaften mit gleicher Stellung in einer Barbierstube vertauscht, aber zuletzt aus lauter Unmuth über seine verfehlte Beamtencarriere sich doch wieder zu einer bureaukratischen Stellung, wenn auch nur zu der eines Tagschreibers, aufgeschwungen hatte.

O wie klang's da wie ein frischer Nachhall seiner romantischen Knabenträume unserm Helden ins Herz, wenn der einstige „Seilerstoffel," der ihm, dem einstigen Kaiserjäger im Tannengarten, den Flachs zu seinem rothen Barte geliefert, dieweil er es selber nie höher als zu einem Spürhund oder Eber gebracht, wenn dieser ihn jetzt noch mit dem alten, vertraulichen „Du" begrüßte! Der frühere Badergehilfe den nunmehrigen Doctor juris, und nun an einem und demselben geisttödtenden Schreiberjoche mit ihm zusammengespannt!

Mußt du jetzt nicht selber an jenen Adler zurückdenken und glaubst du's wohl, daß auch dieser gefangene Geist in der vergitterten Schreiberstube, gar oft aus wundem Herzen sein Heimweh hinausgeschrieen nach jenen sonnenumglänzten Gipfeln idealer Wissenschaft und Träumerei, die er noch vor wenigen Wochen mit so freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiste, wie jener Adler einst seinen ewigen Schnee?

Doch steigen wir wieder herunter von solcher Höhe poetischen Aufschwunges in die Niederungen nüchternster Prosa! —

Nach einigen Wochen sah sich denn auch der Herr Amtmann endlich einmal nach Hermann um, und trat kurz vor der Mittagsstunde mit den für letzteren so schmeichelhaften Worten ein: „Ich will doch nun einmal inspiciren, Herr Assessor, was Ihre zwei Schreiber für Geschäfte machen.“

Wie diese Anrede unseres Praktikanten niedergedrückten Geist wieder mit neuer Lust beflügelte! O Mutter Rosalie, wußtest du's wohl, wie deinem Schüler das Erlernen deiner Wissenschaft so schwer gemacht wurde?

Dann sah der Amtmann über Hermanns Schulter in den Conscriptionsbogen und warf die geringschätzende Bemerkung hin:

„Na, Herr Stark, mit Ihrer Schreiberei ist's aber auch nicht so weit her, als Sie groß gethan haben. Und da gucken Sie nur einmal, da haben Sie ja den Namen Jacob Meyer mit einem ai geschrieben und der Herr Assessor hat's Ihnen doch gewiß mit einem ey dictirt. Und überhaupt hätten Sie das doch schon von selber merken müssen, wo just darüber schon ein Meier mit einem ei steht. Sie werden doch ums Himmelswillen wenigstens noch das Abc auswendig wissen. Ach, und du lieber Herrgott, was haben Sie denn jetzt da wieder für einen Kapitalsbock geschossen? Isaak Meyer — und katholisch! Ja warum nicht gar? Das hätten Sie ja doch nur mit einem Quentchen Verstand schon am Namen merken müssen, daß der ein Israelit ist. Das wäre mir die wahre Bekehrung, wenn Sie mir alle meine Juden taufen wollten und sie wüßten gar nichts davon. Ja, 's ist eben ein Kreuz mit diesen verstudirten Praktikanten. Jedes Jahr die nämliche Geschichte. Da, Herr Stark, nehmen Sie sich ein Exempel an Ihrem Kameraden! Sehen Sie, in dem seiner Liste fehlt auch nicht ein Tüpfelchen und vom ersten Meier mit ai bis zum letzten mit ey ist Alles ganz richtig. Jeder Mensch behält seinen rechten Glauben, und überhaupt ist auch alles um fünfzig Prozent accurater geschrieben. Na, sagen Sie nur selber, was nützt Ihnen da jetzt Ihre überstudirte Doctorei, wenn Sie nicht einmal so viel zuwegebringen, als Ihr Collega, der mich noch voriges Jahr rasirt hat? Und ich sag's Ihnen jetzt in allem Ernste, Herr Stark, wenn Sie künftighin Ihren Kopf nicht besser zusammennehmen und über-

haupt das, was Sie schon so falsch geschrieben, nicht noch einmal mit Ihrem Kameraden da genau durchnehmen und schön sauber corrigiren, dann wird es einmal in der Qualificationsliste gewaltig hapern, absonderlich in der Rubrik: Befähigung und Fleiß."

„Also guten Morgen, Herr Assessor, und auch Ihnen möcht' ich gerathen haben, daß Sie Ihrem Praktikanten künftighin besser auf die Finger sehen, sonst sehe ich nicht recht ein, für was er noch Praktikant ist und Sie schon Assessor!"

„Damit ging der Amtmann zur Thüre und noch im Hinausgehen brummte er vor sich hin: „Nichts wie Dummheiten und Aerger! Aber dem Doctorchen da will ich seinen gelehrten Hochmuth schon noch austreiben."

Der Assessor Fink, den Vater Stark vor seiner Abreise zum Frankenjubiläum damals auch zu den alten Männern gerechnet hatte, weil er schon ein Hypochonder sei mit seiner dicken Leber, sah mit gluthrothem Gesichte dem Amtmann nach. Dabei sah man es ihm deutlich an, wie er mit aller Willensmacht den innern Gleichmuth wieder zurückerkämpfte, den des Amtmanns unzarte Zurechtweisung ihm einen Augenblick zum Wanken gebracht hatte. Verächtliches Schweigen hatte er nach all' dem früheren Streit längst als die würdigste Waffe erkannt gegen dieses Zwingherrn plumpen Angriff.

Als der völlige Gegensatz lachte der Seilerstoffel heimlich auf seinen Bogen hin, weil er ganz allein vom Amtmann belobt worden war. Neben ihm zerbiß Hermann seinen Federhalter und Zorn und Scham schnürten ihm so fest den Hals zusammen, daß er kein einziges Wort bis herauf an die Lippen bringen konnte.

Der Assessor sah es und sagte mit größter Ruhe zu dem frohlockenden Tagschreiber: „Sie können jetzt gehen, es muß ohnehin sogleich Mittag sein." Dann zu Hermann: „Herr Praktikant, warten Sie noch einen Augenblick!"

Wie die Beiden hierauf allein waren und Hermann noch immer auf seine Liste mit all' den Maiern und Meyern hinstierte, ohne mehr einen einzigen Namen zu sehen, sagte der Assessor, an seinem Pulte stehen bleibend, zu Hermann, der jetzt wie ein lebloser Automat mit stumpfem Hinbrüten den Kopf über den Tisch beugte:

„Ich habe bisher noch sehr wenig mit Ihnen gesprochen, denn das ist so meine angeborne Art. Ich gehe nur schwer und selten aus mir heraus. Aber glauben Sie deßhalb nicht, daß Sie mir ganz ferne stehen und ich Sie nicht zu begreifen und hoch zu schätzen weiß. Heute, Herr Stark, oder vielmehr Herr Doctor — denn ich habe vollständig Respekt vor dem, was Sie gelernt haben — heute muß ich endlich um Ihretwillen mein Schweigen brechen."

Bei diesen unerwarteten Worten richtete sich Hermann etwas auf, aber ohne noch den Assessor anzusehen, der weiter fuhr:

„Und so sage ich Ihnen als wohlmeinender älterer Freund: glauben Sie doch ja nicht, daß dieser Herr Amtmann das einzig richtige Urbild eines deutschen Beamten sei. Im Gegentheil, er ist nur so eine Art roher Carrikatur, so noch ein Ueberbleibsel aus einer ungebildeten Zeit, die Gottlob hinter uns liegt. Und hat er auch noch hie und da seines Gleichen, so glauben Sie doch meiner Erfahrung, daß diese Species im Stadium des Absterbens begriffen ist und wohl nur wenige der jungen Generation ihr nachgerathen werden. Drum, mein lieber junger Freund, bitte ich Sie, machen Sie Ihrem Namen Ehre, wie Sie's bis jetzt noch überall gethan haben, und seien Sie stark im männlichen Aushalten dieses ersten Jahres Ihrer Praxis!"

Jetzt sah Hermann ihn groß an und verwendete nun kein Auge mehr von seinem Munde, wenn es auch noch düster dreinblickte.

„Fürchten Sie nicht, daß Ihr moralischer Stolz auch nur im mindesten darunter leide, wenn Sie mit muthiger, bewußter Resignation und stummem Munde die unwürdige Behandlung des Herrn Amtmanns jetzt hinnehmen, der nach seinem ganzen Bildungsgrade auch nicht von weitem im Stande ist, zu begreifen, wen er in Ihnen vor sich hat. Lassen Sie sich durch das Schreiben dieser geistlosen Conscriptionslisten, und sogar an der Seite dieses vormaligen Badergehilfen, trotzalledem Ihre Lust an Ihrem späteren Berufe nicht verleiden! Das sind schwere Uebergänge, weiter nichts. Und glauben Sie meinen Worten: auch das Berufsleben eines Verwaltungsbeamten hat seine schönen Seiten; man braucht es nur im richtigen Verständnisse für das Gemeinwohl aufzufassen. Davon bekommen

Sie nun freilich bei der Amtirung dieses Vorstandes blutwenig zu sehen. Aber auch aus dem Verkehrten kann man das Richtige lernen, wenn man nur das rechte Auge dafür hat. Und so möge diese harte Schule außer der Erstarkung Ihres Willens und Charakters auch noch die gute Lehre für die Zukunft für Sie zum Nutzen haben, daß Sie einst Ihren eigenen Beruf, heiße er nun wie immer, nur im höchsten und edelsten Geiste an sich und Ihren Untergebenen zur Ausführung bringen."

„So gibt's doch auch solche Menschen in dieser Luft?" dachte jetzt unser Praktikant und er hauchte mit einem tiefen Odemzug all' seine innere Qual aus.

Der Assessor fuhr, immer wärmer geworden, weiter: „Fassen Sie dieses erste Jahr also auf, und führen Sie es eben so muthig durch, dann werden Sie, mein lieber Herr Doctor, ganz gewiß auf diese saure Anfangspraxis einst nur mit freudigster Genugthuung zurückblicken, und später segnen, was Sie jetzt wahrscheinlich verwünschen. Und zuletzt sage ich Ihnen noch, weil es Ihnen vielleicht für das künftige Schreiben dieser Listen einen kleinen Trost gewährt, daß es mich selber nicht minder schwer ankommt, einem Manne von Ihrem Talent und Wissen diese geisttödtenden Rubriken zu diktiren, wie Ihnen, mein Diktat mir nachzuschreiben. Darum darf ich wohl auch diesem Geständnisse meine Mahnung hinzufügen, Sie möchten von nun an durch sorgfältigste Genauigkeit dem Herrn Amtmann wie sich selber beweisen, daß, so tief auch dieses Schreibergeschäft unter Ihrem Geiste steht, Sie doch auch im Kleinsten und Niedrigsten gerade so tüchtig sein wollen und können, wie einst im Größten und Höchsten. So setzen Sie einen Stolz darein, jeden Namen nicht nur richtig, sondern auch so schön als möglich zu schreiben, unter völligem Bruche mit dem alten Satze: docti male pingunt. Und verlassen Sie sich darauf: auch diese scheinbar nur sehr niedrige Schule rein formaler Vollkommenheit wird Ihnen später selbst bei den höchsten Geistesaufgaben mehr zu Gute kommen, als Sie vielleicht jetzt noch ahnen. Nun kommen Sie! Ich hoffe, daß meine so wohlgemeinte Assessorenpredigt Ihren verdorbenen Appetit zum Mittagessen wieder ein wenig hergestellt hat."

„O gewiß, gewiß, Herr Assessor,“ brach jetzt Hermann, dessen beide Hände fassend, in das Gefühl innigsten Dankes aus. „Aber noch tausendmal mehr haben Sie jetzt meinem Geiste wohl gethan, und ich bin nun ordentlich froh darüber, daß dieser Amtmann mich vorhin so tief erniedrigt hat, sonst hätten ja Sie mich jetzt nicht so hoch erheben können. Sonst wäre ich ja vielleicht in der gleichen, innerlichen Bitterkeit monatelang noch hier neben Ihnen gesessen, und hätte gar nicht geahnt, welch' edler wohlmeinender Freund an meiner Seite steht! Diktiren Sie mir nur jetzt getrost weiter, und sollte es ein ganzes Jahr noch währen. Mit keinem Gedanken will ich mich mehr dagegen auflehnen. Und geben Sie Acht, ob ich noch ferner nur einen einzigen Buchstaben unrecht schreibe. Ja, wie Sie's mir gesagt: als eine heilsame Schule meines Willens und Charakters will ich dieses Jahr betrachten, und nach Vollkommenheit will ich ringen im Kleinsten, wie einst später im Größten. Und auch dem Herrn Amtmann will ich schon noch Achtung abzwingen, wenn ich ihm beweise, daß ich nicht nur ein gründlich geschulter Doctor juris bin, sondern auch das Ideal eines Schreibers sein kann, wenn ich nur will. Und er soll später dann schon noch an mir erfahren, wie weit es so ein verstudirter Praktikant in der Welt noch bringen kann. Sie aber, Herr Assessor, sehen Sie mich einst als fertigen Mann im Leben stehen und wirken, dann sagen Sie sich getrost: dazu hab' auch ich ihm verholfen.“

„O, lieber Freund, Sie schlagen meine Worte hundertmal höher an, als sie werth sind,“ suchte der Herr Assessor diese ihm etwas excentrisch dünkenden Dankesworte abzuschwächen, indem er beide Hände freundschaftlich auf Hermanns Schultern legte.

„Nein, nicht um ein Prozent zu hoch, Herr Assessor,“ betheuerte jener mit gleichem Feuer. „O könnten Sie es mir jetzt nachempfinden, wie ich noch vor einer Viertelstunde an diesem Schreibertische gesessen und wie ich jetzt ihn verlasse, dann würden Sie wahrhaftig viel eher sagen, daß das Maß meines Dankes noch viel zu gering sei. Glauben Sie mir, Sie haben mir den schon ersterbenden Glauben an meine Zukunft gerettet! Und das ist doch wahrhaftig eines Dankes werth, der mit leeren Worten gar nicht abzuzahlen ist.“

„Nun gut, mein lieber Herr Doctor, so will ich Ihren Dank in seinem vollen Uebermaß einstweilen annehmen und eben suchen, mir ihn im Laufe Ihrer Praxis ratenweise abzuverdienen. Es wird schon oft sich Gelegenheit dazu bieten. Und so geben Sie mir die Hand und rechnen Sie auf mich als Ihren wahren, ehrlichen Freund!“

So hatte Mutter Rosalie in dem braven Assessor Fink den thätigsten Gehilfen erhalten, ihren geliebten Schüler immer mehr heranzubilden. Die herbste Bitterkeit war durch den Assessor überwunden und das Salz des Humors würzte jetzt gemeinschaftlich gar oft die so kärglich besetzte geistige Tafel.

Und so verging der Winter sammt den Conscriptionslisten. Jede Rubrik war in der Schön- wie Rechtschreibekunst ein Meisterwerk geworden. Sogar der Seilerstoffel mußte nun vor dem so genialen Schreiber Doctor Hermann Stark zurückstehen. Und als der Blüthen- und Wonnemonat das berühmte offizielle Diner im Schwanen brachte, dabei der vormalige Listenschreiber und Protokollführer mitten unter den Bürgermeistern gratis mitessen durfte, da rief, nachdem schon mancherlei Trinksprüche ausgebracht worden waren, der Amtmann zu gutem Schluß in jovialster Champagnerlaune: „Na, jetzt wollen wir aber auch noch zuguterletzt unsern Herrn Praktikanten da leben lassen. Denn ich sag' Ihnen, die Conscriptionslisten hat er geschrieben und das Visitationsprotokoll geführt — allen Respekt davor! Wenn er so fortmacht, kann schon noch einmal was aus ihm werden. Also mein Praktikant, der Herr Stark, vivat hoch!“ —

Und es kam der Frühling, der Sommer und Herbst. Auf dem Bezirksamte war der Himmel immer gleich aktengrau; des Lebens grüner, goldener Baum blieb immer gleich bestaubt. Doch unser lieber Freund ward ein immer stärkerer Held in seinem Streite mit dem Leben, und immer näher kam er jener Feldmarschallswürde, die er in seinem damaligen Trinkspruche sich in Aussicht gestellt hatte.

Aber trotz alledem — am Abend als tapferer Sieger von der Wahlstatt des Herzens heimzukehren, und schon am nächsten Morgen wieder auf denselben Feind zu neuem Streite zu stoßen, das ist noch lange nicht die Beseligung inneren Friedens. Und eine Gefangen-

schaft des Geistes zu ertragen, wenn auch in stets wachsendem Starkmuth, das reicht noch lange nicht hinauf an einstiger Freiheit stolzes Hochgefühl.

Und so kehrte immer wieder die Zeit aufs Neue zurück, wo unser junger Held wie jener Adler in unbelauschten Augenblicken die Flügel seines Geistes ungestüm gegen das Gitter schlug und sein Heimweh hinausschrie nach jenen Berggipfeln, von denen er so unsäglich tief herabgestürzt worden war.

In einer solchen Stunde schrieb Hermann Stark in sein Tagebuch, das er seit dem Beginne seiner Praxis führte und wie seinen vertrautesten Freund betrachtete, dem er auch die geheimsten Gedanken vertrauen durfte:

Nein, das ist nie und nimmer die Luft, in der ich für meine ganze Zukunft athmen und leben kann. So an den kleinsten, verrosteten Rädern dieser Staatsmaschine zu hocken, gedankenlos am gröbsten Garn mitspulen zu helfen, ohne jemals eingeweiht zu werden in den ganzen Plan des obersten Webermeisters, ohne je in ein Rad hineingreifen zu dürfen, wenn mir's nöthig schiene; keinen höhern Gedanken zu pflegen, als zwischen dem Hinz und Kunz kleinliches Prozeßgezänke über ihr Mein und Dein zu entscheiden, oder als begeisterter Anwalt der unschuldigen Menschheit vor den hiesigen Gerichtsschranken zu stehen, wenn davor der gemeinste Schmutz allwöchentlich breit getreten wird — nein und abermals nein! Und wenn ich noch so lang und noch so geduldig hier aushalte, dieses kleine Leben hier bleibt doch immer meines Geistes freudloses Exil, und nach einer andern höhern Heimath verlang' ich mit so heißer Sehnsucht, wie der verschmachtende Hirsch nach frischem Wasser schreit.

Und welche Menschen umgeben mich hier? Versumpftes Spießbürgerthum von Manschettenbauern, deren ganzes Sinnen und Trachten aufgeht in Haus und Hof, in ihrem Dünger und ihrer Erdscholle. Bezopfte Bureaumenschen mit großem Dünkel und kleinem Weltverstande, die ihre staubige Amtsstube für den wichtigsten Schauplatz halten, darauf die Geschicke der Menschheit sich abspielen; deren lauwarmem oder verknöchertem Herzen kein Aufschrei sich mehr

entringt, daß ihr Geist zu solcher Frohnarbeit verurtheilt ist; in denen Titel und Rang jedwede innere Qual verstummen macht; deren ganzer geistiger Durst schon befriedigt ist, wenn sie nach den Bureaustunden beim Bierglas und der langen Pfeife im Stadtklatsch oder in engherziger Grenzpfahlpolitik die gegenseitige Kleinheit ihrer Gedanken austauschen. O fremd, landfremd weht dieser Menschen Geisteshauch mich an! Und in diese bezopfte Bureaukratenlegion sollte auch ich einst eintreten? In ihrem Gamaschendienste versumpfen und versauern? Nein, nie und nimmer in solche Provinzgarnison! Nur nach dem offenen Schlachtfelde der Geister trage ich Verlangen, und mein Genius wird es zu finden wissen .... Und dann gar noch dieses neueste Geschlecht von Krämerseelen! O wie ihr von ekeliger Habgier verhetztes Auge mich anwidert! Wie meine ganze Gedankenwelt gegen dieses Fleisch und Blut gewordene Evangelium des niedrigsten Materialismus sich fort und fort als Protest erhebt!

O wie bist du hingeweht, du meiner poetischen Jugenderinnerungen duftiger Hauch, daß ich nicht einmal mehr an dir mein trockenes Herz erquicken darf? Niedergerissen ist die alte Zeit, die mir einst in den Knabenjahren so patriarchalisch gedünkt. Nur ihrer Trümmer Staub weht mich noch an. Nur die Prosa ist jetzt hervorgekehrt und das Neue ist ohne Poesie.

Ach, daß mir doch in dieser trostlosen Oede jetzt nur Eines, Eines unverändert erhalten blieb, wie eine grüne Oase mit frischen Blumen und schattigen Palmen, o du mein geliebtes, altes Elternhaus! Ja, in deinem wandellosen Frieden will ich ausruhen von meinem Streite. Unter deinem immer gleich erquickenden Schatten will ich die Gluthhitze meines inneren Brandes immer wieder abkühlen lassen. An deinem immer gleich frischen Brunnen will ich mein nach anderer Zukunft dürstendes Herz immer wieder laben, daß es ruhig werde, bis meine Zeit gekommen. Unter deinem Dache, das von den Säulen der Gottesfurcht und Menschenliebe, der Wahrhaftigkeit und jeder Herzenstugend getragen, mich bis heute so sicher beherbergt, darunter will ich in innerer Festigkeit erstarken, bis ich als fertiger Mann hinaustreten darf mit voller Rüstung. O, daß ihr mich doch so ganz verständet, ihr liebsten, treuesten Eltern, wie

ich jeden Tag segne, an dem ich euch noch besitzen und geniessen darf, und doch, wie ich mich hinaussehne aus diesem mein Leben so beengenden Kreise! Weiß es der allwissende Gott, ihr würdet mir nicht böse sein! Aber ihr seid mir ja auch nicht böse. O nein! Mit immer gleicher Güte umfängt und erträgt mich euer langmüthiges Herz. Jeden trüben Blick seht ihr nur an, um ihn wieder aufzuhellen, jede meiner Klagen hört ihr nur, um mit mildthätigem Worte sie verstummen zu machen.

Wie ist mein Herz nun doch wieder so ruhig geworden, da ich all' sein Sehnen, all' seine Qualen niedergeschrieben! So ruhig, wie in stiller Nachtstunde, wenn ich an deinem Bette sitzen darf, alte Dorothee; wenn aus deinem runzlichten Gesichte meine ganze Kindheit mit ihren Märchen herausschaut und meine Bubenzeit mit all' ihren losen Schelmenstreichen. O sei ruhig, du mein stürmisches Herz! Mein Lebensschiff liegt ja so gut geborgen am sicheren Strande. Was verlangst du so ungestüm nach dem wildwogenden gefährlichen Meere? Sei still meine Seele und danke Gott für dein Elternhaus!

Nachts elf Uhr am 3. October 1843."

3.

Nachdem er so sein übervolles Herz in sein Tagebuch ausgeschüttet hatte, schlief er friedlich ein, wie in seinen glücklichsten Tagen. Aber schon nach ein paar Stunden weckte ihn wieder die Gewohnheit der Sorge um seine kranke Dorothee. Und sieh', da sitzt er in tiefer Nachtzeit vor ihrem Schmerzenslager.

„Sag', Dorthele, da ist mir ein Märchen eingefallen, das du mir in meinen Kinderjahren erzählen mußtest, ich weiß gar nimmer wie oft, weil es mir gar so gut gefallen hat, am allerbesten von allen miteinander. Den ganzen Tag nun quäl' ich mich schon daran ab und bring' es doch nimmer zusammen. Du weißt es gewiß noch! Hilf mir jetzt draufzukommen."

„Was war das für ein Märchen, Hermännle?"

„Nun, ich will dir einmal den Anfang sagen, den weiß ich noch ziemlich gut. Aber dann find' ich mich nimmer zurecht."

„Ich werd's schon weiter wissen. Fang' jetzt nur an!"

„Es war einmal ein junger Königssohn, der wohnte in einem wunderschönen Schloß und er war darin über die Maßen froh und glücklich. Denn ein mächtiger Zauberer hatte ihn über die Taufe gehalten und Alles, was seinem Pathenkinde nur gefallen konnte, das war mit seiner Wünschelruthe ihm schon in die Wiege hineingezaubert worden. Und je größer er heranwuchs, desto prächtiger ward auch seine Burg. Von Jahr zu Jahr kamen an den Wänden seines Zimmers mehr Perlen und Edelsteine zum Vorschein. Sein Bett, das anfangs nur von Silber war, verwandelte sich zuletzt in pures Gold. Ein Becher voll Wein aus dem Feenlande stand immer gefüllt auf dem Tisch. So oft der Königssohn daraus trank, da hatte er am Tage gar kein Verlangen mehr nach irgend einem Wunsche. Und des Nachts schlief er ein zu so schönen Träumen, daß die ihm zuletzt noch lieber waren, als das Wachen. Nicht wahr Dorthele, so heißt der richtige Anfang?"

„Ja, Hermännle, so hieß es wohl, aber du kannst es jetzt doch noch viel schöner erzählen, als ich. Da kam mir's lange nicht so schön vor. Nun sag's nur weiter, wie du's eben noch weißt!"

„Ein wenig weiß ich schon noch davon. Also hör', ob es so recht ist: Da war eines Morgens der Königssohn aus einem seiner schönen Träume aufgewacht, aber nicht in seinem goldenen Bett und nicht in seinem funkelnden Zimmer, sondern auf einem hölzernen Lager in einer armen, kahlen Hütte mitten im Walde. Nur ein gemaltes Cruzifix hing in der Ecke. Des Königssohnes Lockenkopf war ganz geschoren und er trug ein grobes linnenes Kleid. Darüber war er bis in den Tod erschrocken. Und ein alter Holzhauer, der stand vor ihm und sagte . . Aber wie doch nur? — So genau weiß ich die Worte doch nicht mehr. Dorthele, sag' du sie lieber! Du weißt sie gewiß noch besser."

„O ja, die weiß ich noch ganz gut. Aber erst kommt noch was Anderes. Da standen dem Holzhauer zur Rechten und Linken zwei Zwerge mit langen, grauen Bärten. Der eine trug eine Kiste von Silber, und der andere trug eine, die war von Eisen. Und da h also der alte Holzhauer zum jungen Königssohn: erschrick

nicht, mein lieber Sohn, und hör' mich an! Dein mächtiger Pathe hat dich mir in die Schule gegeben, daß du bei mir sollst arbeiten lernen und unterthänig sein. Und siehe, diese Zwerge, das sind zwei ganz gute Erdgeister, und die tragen für dich eine Kiste von Silber und eine von Eisen. Und mit denen ist es nun so: ein jeder gute Tag, an dem du im Walde draußen fleißig bei der Arbeit warst und mir unterthänig in deinem Herzen, der wird als eine goldene Münze in die silberne Kiste vom Himmel fallen, und ein jeder böse Tag, wo du faul gewesen und gegen mich gemurrt und getrotzt — der fällt als eine Münze von Blei in die Kiste von Eisen. Und ist dies Probejahr herum, dann wirst du schon sehen, was du dir mit den goldenen Münzen erkaufen kannst und was mit den bleiernen. Aber auch dies sei dir gewährt! Nach jedem guten Tage wird nicht nur ein Goldstück mehr liegen in der silbernen Kiste, sondern auch ein bleiernes Stück weniger in der von Eisen, und umgekehrt nach jedem schlechten Tage. Auch sollst du selber in den Kisten nachsehen dürfen, wann du willst! Nun komm mit in den Wald und thue nach deinem Gefallen. Du bist dein freier Herr!"

„Ja, Dorthele genau so hast du mir's einst erzählt, und jetzt weiß ich ganz gut, wo und wann ich's zum erstenmale von dir gehört, als sei's erst gestern gewesen. Weißt du, das war dazumal, wie ich nicht am Tische miteſſen durfte. Da hatten wir Schweinebraten und du machtest mir an meinem Katzentisch einen zuckerigen Pfannenkuchen. Dann gingen wir miteinander zum Zwingergärtchen hinunter, da die alte Stadtmauer noch stand. Und wie der Wind dabei durch den Epheu gelispelt, da fragte ich dich, ob das von Geistern käme. Da sagtest du zu mir, das seien die guten Geister meiner Kindheit. Und ich konnte gar nicht still genug horchen. Nicht wahr, Dorthele, ich weiß noch Alles genau? — Ach die Kindheit vergißt man ja nimmer."

„Nun recht Hermännle, so hör' also, wie's weiter ging. — Aber gelt, erst schüttelst du mir das Kissen unterm Kopf ein wenig zurecht, denn das kommt mir vor wie ein harter Stein."

„Gewiß, Dorthele, recht gern. — So! liegst du jetzt besser? Oder soll ich dich noch auf die andere Seite legen? Hab' nur keine

Angst, ich mach' es schon recht sanft, wie sie's im Spital nicht besser können. Gelt, das hab' ich schon ganz prächtig gelernt?"

„O freilich, mein braver Sohn. Aber ich traue mich jetzt gar nicht recht, mich herumzudrehen, und ich lieg' auch ganz gut. Nun laß mich nur weiter erzählen. Aber es wird dir doch nicht langweilig, Hermännle?"

„O wo denkst du hin? Die ganze Nacht könnt' ich horchen und an deinem Bette sitzen. Da kommt mir's vor, als hörte ich wieder an der Stadtmauer im Epheu die guten Geister meiner Kindheit lispeln. Und ihre Stimmen thun mir so wohl."

„Du guter Sohn! Also das Märchen heißt weiter: Da ward der Königssohn noch an demselben Morgen vom Holzhauer und seinen Söhnen mit in den Wald genommen. Und auch sein Weib war dabei; und das war eine böse Sieben. Schon unterwegs lud sie ihm brummend all' die Beile und Sägen auf seine zarten Schultern. Das ließ er sich noch ganz gut gefallen. Dann mußte er aber den ganzen Tag Reisig klein hacken und wieder die schwersten Klötze zusammentragen und er ward doch nur von dem bösen Weibe gescholten. Und wie er zur Mittagszeit nur ein Stück Schwarzbrod und Quellwasser bekam, da wollte ihm die harte Arbeit und Kneiferei dazu gar nicht mehr gefallen. Er versteckte sich heimlich in einem Gebüsch und zur Nachtzeit ging er den Holzhauerleuten von weitem nach. Denn er hatte ein böses Gewissen. Da nun der Königssohn so am ersten Abend ganz furchtsam nach Hause kam, da sagte der alte Holzhauer kein Sterbenswort, und führte ihn an die zwei Kisten in der Kammer. Und da war die von Silber ganz leer und in der eisernen lag eine Münze von Blei. Wie das der Königssohn sah, ward er über die Maßen traurig und that die ganze Nacht kein Auge zu. Und schon am andern Tage war er so gehorsam und fleißig und ließ das böse Weib zanken und brummen, daß ihm dann sein Schwarzbrod und Wasser viel besser schmeckte, als ehevor das feinste Mahl in seinem Zauberschlosse. Denn er war von der schweren Arbeit hungrig geworden, wie noch sein Lebtag nicht. Und wie er heimwärts noch obendrein all' das schwere Handwerkzeug schleppen mußte, summte er ein lustig Liedlein. Da schalt ihn das Weib darüber,

aber er blieb mäuschenstill dabei. Und wie er jetzt an diesem zweiten Abend in die Kiste schaute, da war in der von Eisen die bleierne Münze wieder verschwunden, und in der silbernen Kiste lag ein funkelndes Goldstück. Darüber hatte er gar große Freude, und diesmal schlief er ganz fest die ganze Nacht und im Traume hörte er die Engel so deutlich im Himmel singen, als ob sie leibhaftig vor ihm ständen."

„Gelt, Hermännle, ich weiß das Märchen noch gut und hab's doch schon an die fünfzehn Jahre nicht mehr erzählt. Ja, wenn meine armen Knochen so gesund wären, wie mein Kopf!"

„Und jetzt laß mich nur ein wenig verschnaufen. Ich weiß gar nicht, der böse Fluß hat sich mir heut Nacht so schwer auf mein Herz gelegt. Aber 's wird mir gleich wieder leichter werden. Wart' nur ein klein Bisl, guter Hermann!"

„Nein, Dorthele, hör' lieber jetzt auf, du kannst mir's ja morgen fertig erzählen! Komm, schlaf ein! Oder soll ich dir von dem Pulver geben? Sag', was kann ich dir noch thun?"

„O nichts, mein guter Sohn, ich dank' dir schön. 's ist mir schon wieder besser und wenn ich dir erzähle, vergess' ich meine Schmerzen viel leichter, als wenn ich so daliege und in mich hinein simulire. Ach, schlafen kann ich ja doch nicht. So hör' jetzt das Märchen nur zu Ende! 's ist ja gleich fertig."

„Und nicht wahr, Dorthele, nun muß auch die schöne Prinzessin bald kommen; von der weiß ich nur mehr ganz dunkel. Sag', kommt sie jetzt?"

„Ei, Hermännle, was bist du so voll Ungeduld von wegen der Prinzessin? Schau, schau, was ich von dir nur denken soll!"

„Nichts, Dorthele, gar nichts, ich meinte ja nur, daß sie jetzt kommen muß. Denn wenn's was anderes wäre, hätt' ich dir's ja zu allererst gesagt."

„Nun, das hoff' ich aber auch von dir. Also höre weiter:

Und so ging's denn so fort, wie's eben so geht im Leben. Manchmal waren die guten Tage mehr und manchmal die schlechten, und gerade so war es in den zwei Kisten mit den goldenen und bleiernen Münzen. Aber wie nur das erste halbe Jahr vorüber

gewesen, da wurde die silberne Kiste doch immer voller und die von Eisen immer leerer, und wie die letzten acht Tage kamen vor dem ganzen Jahr, da zählte der Königssohn gar ängstlich noch einmal alle Stücke und da fehlten nur acht Münzen von Gold und acht von Blei waren noch übrig. Und da warf er sich in seiner Kammer auf die Knie und betete gar voll Inbrunst, daß nur kein einziger Tag mehr ein schlechter werde und auch noch die acht bleiernen Münzen in acht goldene sich verwandeln möchten. Und so war es gerade der Jahrestag, daß der Königssohn wieder mit Beilen und Sägen beladen sich im Walde auf den Heimweg machen wollte und in seinem Herzen ganz jubilirte, weil er nun auch diese letzte Woche ganz absonderlich fleißig und gehorsam gewesen. Da war sogar das böse Weib ganz still geworden und ihr Auge sah ihn auf einmal so lieblich an, daß ihm vor diesem lieben Blick in dem alten Gesichte ganz angst geworden und auch wieder so gar wohl dazwischen. Und plötzlich fing in den alten Bäumen ein Brausen an und die Holzhauerleute, die vergingen vor ihm wie purer Nebel und die Beile und Sägen waren von seinen Schultern weggeblasen. Statt seinem groben Linnenkleide trug jetzt der Königssohn auf einmal ein feines, rosenrothes Gewand. Das hielt ein goldener Gürtel zusammen. Und sein geschorener Kopf hatte wieder lange Locken. Darauf lag ein grüner Kranz. Und aus dem Walde trat auf einmal wieder der mächtige Zauberer, der Pathe des Königssohnes. Und der hielt eine blutjunge Prinzessin an der Hand. Die war so wunderschön, daß man's gar nicht beschreiben kann; da ward der Königssohn inne, an dem nämlichen lieben Blick, wer vorher das böse Weib gewesen, und der Zauberer sagte jetzt zu ihm: Heil dir, mein allerliebstes Pathenkind, dein Probejahr ist glücklich zu Ende. Nun sollst du auch zum Lohn dafür diese schönste Prinzessin im ganzen Lande zur Frau bekommen. Und sie wird dich über die Maßen lieb haben. Denn dein Fleiß und Gehorsam hat sie von dem Zauber eines bösen Geistes erlöst. Jetzt nimm sie hin!"

„Ach, Hermännle, jetzt bin ich aber doch ein Bisl müd und die Zunge ist mir völlig trocken geworden. O laß mich ein wenig trinken!"

„Gewiß, recht gern, Dorthele! so ein frischer Trunk wird dir gar wohl thun.“

„Frisch? O lieb's Hermännle, der Wächter hat ja vorhin schon drei geblasen und um neun Uhr ist das Wasser heraufgekommen. Aber 's ist doch immer besser, wie gar keines.“

„Nun versuch's nur, vielleicht ist es doch noch frischer, als du meinst. So, nun komm! mit der rechten Hand heb' ich dir das Kopfkissen auf und mit der linken halt' ich dir das Glas an den Mund. So sind wir zwei ja schon lang mit einander einexerciert. Siehst du, jetzt geht's ja schon. Nun trink nur recht, Dorthele!“

„Ach wie das wohl thut in den trockenen Mund hinein bis hinunter aufs Herz! Und wahrhaftig frisch, wie vom Brunnen! Herr Jesus, Hermännle, du hast doch nicht am Ende das Wasser erst vom Hof herauf geholt und ich hab's im Schlafe gar nicht gemerkt? Ach, das wär' doch tausendmal zu viel!“

„Ei, wo denkst du hin? Das wird der Zauberer im Märchen gethan haben. Und nun erzähl's auch schnell zu Ende! Aber nur ganz kurz, daß ich nur den Ausgang weiß.“

„O, jetzt könnt' ich noch eine ganze Stunde lang weiter erzählen, so wohl hat mir dein frisches Wasser gethan. Gott vergelt' dir's auch tausendmal! — Also das war der Schluß: Und wie der Zauberer nun so zum Königssohn geredet hatte, da brauste es noch einmal durch den Wald und da waren auch die Bäume wie Dunst vergangen und das alte Zauberschloß stand wieder da, nur noch viel prächtiger wie vor einem Jahr. Und die zwei Brautleute gingen hinein. Und danach hörte man drinnen Orgelspielen und Singen dazu — das war die Hochzeit.“ — —

„Hermännle, jetzt kann ich aber wirklich nimmer weiter. — Gott, wie mir der Odem ganz ausgeht. . . . . . Und, wenn sie nicht gestorben sind — so leben sie heut noch — — Herr Jesus Christus, bekomm' ich eine Angst, erbarm' dich meiner! Heilige Mutter Gottes, bitt' für mich! — O alle Heiligen steht mir bei! — Ich sehe ja gar nichts mehr — Luft — Luft!“

„Dorthele, um Gotteswillen, soll ich nicht den Herrn Dechant holen?“

„Nein, nein, nicht fortgehen! der Herr Dechant hat mir erst heut Morgen unsern Herrgott gebracht. O Hermännle, nicht fortgehen — bei mir bleiben!"

„Aber den Vater und die Mutter laß mich nur schnell rufen! Ich bin ja gleich wieder da."

„Nein, laß sie doch schlafen, Hermännle! Geh' nicht fort, leg' deinen Arm mir um den Kopf! So — ich dank' dir schön — o so ist es gut — jetzt vergeht die Angst schon wieder — o daß doch du bei mir bist — du guter, barmherziger Bube! — O bete mit mir! — Ach Herr Jesus! Heilige Mutter Gottes! Siehst du? — Jetzt kommen sie — sie holen mich — o wie schön — wie prächtig — ach, Hermännle! . . ."

Noch ein langer, tiefer Seufzer — und sie lag in seinem Arm, wie er einst in ihrem. Und wie sie seine Augen einst zum Schlummer eingesungen, so drückte er nun die ihrigen zu zum ewigen Schlafe. Dann ließ er sie aus seinem Arme sacht aufs Kissen niedersinken und drückte ihr den Abschiedskuß auf ihre welken Lippen, die ihm noch vor dem letzten Verstummen dieses schöne Märchen erzählt, die er noch vor dem letzten Vertrocknen mit frischem Wasser erquickt.

Dann sank er an ihrem Bette hin und weinte die bis jetzt bittersten Thränen seines ganzen jungen Lebens. Alsdann nach einer Viertelstunde die von Hermann aufgeweckten Eltern am Bette der Dorothee standen, da nahm Vater Stark ihre Hand in die seine und sagte:

„Gute, treue, selige Dorothee! Wenn sie mich auch hier auf Erden nicht mehr hören kann, so hört sie mich vielleicht dort oben im Himmel. Und so dank' ich ihr noch tausend und tausendmal für Alles, was sie in fünfundvierzigjähriger Treue an uns und vor Allem an unserm Kinde gethan. Sie ruhe in Frieden und die ewige Seligkeit sei jetzt ihr himmlischer Lohn für all' ihre irdische Treue!"

Dann wendete er sich ab und hielt die Hand vor die Augen. Aber man sah es doch, wie schmerzlich er weinte.

Und jetzt legte Mutter Rosalie die Hand auf ihre schon eiskalte Stirne und sprach mit innigster Wehmuth:

„O daß ich ihr doch nicht beistehen konnte in der bittersten Todesnoth. Wie so gerne hätte ich es gethan! Aber jetzt will ich an ihrem todten Leib ihr noch so viel Liebes erweisen, als ich nur kann. Und nur meine Hand soll sie berühren, bis sie zur letzten Ruhe bereit im Sarge liegt. Dorothee, wenn ihr's in ihrem jetzigen, ewigen Leben möglich ist, so bleibe sie uns auch jenseits so treu, wie einst hienieden, und bete sie da droben für uns, wie wir jetzt da unten für sie."

Und die Drei knieten nieder und beteten. Der Vollmond beschien mit mildem, verklärendem Glanz die todte Dorothee, und sie lag da wie in einem schönen Traume. Aller Schmerz war auf ihren Zügen vergangen. Und droben im Himmel glaube ich immer, da standen zur selben Stunde auch nun dem seligen Geiste der entschlafenen Märchenerzählerin zwei Engel zur Rechten und Linken. Der Eine trug die silberne Kiste, und der Andere die von Eisen. Und die erste war in diesem letzten, gottergebenen Dulderjahre ganz voll von goldenen Münzen geworden und die von Eisen, darin einst manche bleierne gelegen, die war nun völlig leer.

* * *

Noch am Abend des Sterbetages trug die Leichenfrau folgenden Todtenzettel in mehr als hundert Häusern herum:

„Heute Nacht verschied nach einjährigem, gottergeben getragenem Leiden und in treuem Glauben an ihren Erlöser, der sie noch am Tage ihres Heimganges gnädig gestärkt hatte, ein treues und vielgeliebtes Mitglied meiner Familie, die ehr- und tugendsame

Jungfrau Dorothea Halbmaier

im ehrwürdigen Alter von vierundsiebzig Jahren, von denen sie fünfundvierzig in ununterbrochenem, treuestem Dienste in meinem Hause verlebt hatte. Ich zeige diesen schweren Verlust meinen hochverehrten Freunden und Bekannten voll Wehmuth an und wage sie hiemit herzlichst einzuladen, kommenden Dienstag um drei Uhr dem Sarge der edlen Verblichenen das letzte Geleite zu geben, zum lauten Zeugnisse dafür, daß man auch noch in unserer Stadt ohne Unterschied

des Standes die leider immer seltener werdende Tugend anhänglicher, opferwilliger Dienstestreue zu ehren freudig bereit ist. Insbesondere lade ich alle hiesigen braven Dienstmägde ein, dem Sarge ihrer musterhaften Mitschwester nachzugehen, zum Zeugniß, daß sie ihr auch nachfolgen wollen auf dem Wege ihrer treuen, erprobten Dienstbotentugenden, wofür sie nun sicherlich im Himmel ihren ewigen Lohn empfangen hat. Ich wenigstens lebe des festen Glaubens, daß, während wir dem verweslichen Leibe dieser weiland niedrigen Dienstmagd das letzte Geleite geben, ihr seliger Geist jenseits im ewigen Reiche Gottes einen sehr hohen Rang einnimmt. Bloß in dieser Ueberzeugung habe ich es auch wagen können, die Honoratioren unter meinen Freunden und Gönnern zu diesem Leichenbegängnisse ergebenst einzuladen. Und ich sage im Voraus schon jedem Einzelnen, der meiner Bitte nachkommen will, meinen und meiner Familie innigsten Dank.

Der verlebten betrübter Dienstherr,
Rechtsanwalt Dr. Christoph Stark
mit Frau und Sohn."

Am Dienstag gegen drei Uhr füllte sich der Rittersberg immer dichter von Leidtragenden der verschiedensten Stände. In einem großen abgesonderten Haufen hatte sich die ehrsame Bürgerschaft versammelt, und auch der ärmste Handwerker und Taglöhner fehlte nicht in seinem abgetragenen Feiertagsrock. In einer zweiten überaus zahlreichen Gruppe nebendran standen die Bürgersfrauen und Dienstmägde meist in Trauerkleidern. Aber siehe hin, dicht vor der Treppe des Erkerhauses haben sich auch die Honoratioren der Stadt aufgestellt, so viel sie deren aufzuweisen hat im Beamten- und Kaufmannsstande. Sogar die zwei höchsten Spitzen der hiesigen Justiz- und Verwaltungsbehörde, der Tribunalpräsident und Bezirksamtmann, kommen jetzt mit dem vollsten Bewußtsein ihrer Amtswürde herangeschritten. Dem fatalen Todtenzettel Vater Starks, in dessen Einladung er in so zarter Weise an ihre christliche Demuth appellirte, wollten doch auch diese Beiden nicht, so wenig wie die anderen Honoratioren, durch ihr Nichterscheinen einen stadtkundigen Protest

entgegensetzen, wenn es auch das erstemal gewesen war, daß sie in ihrer so hohen Stellung dem Sarg einer niedrigen Dienstmagd nachgingen.

Jetzt kommt der Todtenwagen angefahren. Aber nicht der gewöhnliche, schmucklose, für solche, die im Leben dem zweiten und dritten Stand angehörten. Nein, der mit den vier vergoldeten Engeln ist es, der nur die Vornehmsten zur letzten Ruhe führt; und die zwei mit schwarzem Tuch behangenen Rappen tragen an den Köpfen denselben schwarzen Federbusch, von dem umweht sie erst vor vier Wochen den Bürgermeister hinausgezogen haben. Ein Fremder, den gerade sein Weg über den Rittersberg führte, was sollte der anders denken, als daß aus diesem stattlichen Erkerhause jetzt der Sarg des Vaters, der Mutter oder des Sohnes herausgetragen würde? Aber du, lieber Begleiter, du weißt es, es ist nur die alte Dorothee; und du schüttelst nicht bedenklich den Kopf darüber, ob das nicht zu viel für sie der letzten Ehre sei. Du weißt ja zu gut, was sie diesem Hause im Leben gewesen war.

Und horch, vom Münster schlagen jetzt die Glocken zusammen, wie bei einem hohen Festtage. Nun wird die verstummte Märchenerzählerin ihr altes Haus sogleich für immer verlassen. So komm auch du noch einmal herein! Noch steht auf dem Gange der offene Sarg. Der Dechant mit seinen zwei Kaplänen hat so eben das letzte Gebet gesprochen. Die letzte Weihrauchwolke verduftet. Vater Stark, Mutter Rosalie und Hermann knieen noch vor der seligen Dorothee. Wie diese so friedlich daliegt im schwarzseidenen Sterbemantel, einen Myrthenkranz um das weiße Haar, und denselben Rosenkranz um die Finger geschlungen, mit dem sie einst in ihrer Augustinusmesse für Hermanns Examen unter solchen Schmerzen gebetet hatte. Das Alles war von ihrer barmherzigen Herrin mit eigener Hand an ihr gethan worden zum letzten Liebeswerke. Aber den Epheukranz auf ihrem Herzen, den hatte ihr Hermännle selber von einer Wand der Kaiserburg, daran er noch in wenigen Schlingen hinanrankt, zusammengebunden, als Sinnbild seiner dahingegangenen Kindheit, in der sie ihm einst an der alten Stadtmauer jenes Märchen vom

Königssohn erzählt und er dabei den guten Geistern seiner Kindheit gelauscht hatte.

Jetzt erheben sich alle Drei zum letzten Blick auf sie, zum letzten irdischen Abschied. So thu' auch du deßgleichen, lieber Begleiter! Ich weiß, auch du hast sie ja ein wenig lieb gehabt. Und ich, du gute, treue Dorothee, auch ich sage dir jetzt Lebewohl, und auch mir geschieht jetzt weh dabei, daß ich nun nimmer weiter von dir erzählen kann. Warst du mir doch stets ein so willkommenes Bild in meinen Familiengemälden vom Erkerhause!

Doch ich sehe den Sargdeckel erheben. Man trägt sie hinaus. Der Leichenwagen wird geschlossen. Vater und Sohn Stark folgen dicht hinter dem Sarge in tiefster Betrübniß. Hermann geht dem Vater zur Rechten und weint so bitterlich, als ob er dem Leichnam seiner eigenen Mutter folgte, die droben selber in Thränen aufgelöst am Erkerfenster kniet. Selbst der Onkel Philipp geht längst bekehrt hinten drein und denkt für sich: „wie haben sie doch recht gehabt! Nun ist es ganz so gekommen, wie sie mir damals gesagt haben. Es war mit der Dorothee doch kein Fegfeuer. Und jetzt haben sie sich noch obendrein mit ihr ein Stück Himmel verdient."

Ein dem Sarge vorangehender Sängerchor singt einen ergreifenden Grabgesang in das Geläute der Glocken. Aus allen Fenstern schauen Neugierige herunter. Doch gar bald ergreift sie seltsame Rührung über diesen großartigen Leichenzug der alten Dorothee, der ihr einstiger Pflegling in so edlem Schmerze hinter dem Sarge nachgeht.

Und so war, wie einst in ihrem Leben, so nun auch nach ihrem Tode buchstäblich an ihr in Erfüllung gegangen, was ihr einst Vater Stark, dieser wahrhafte Christ im Geist und in der Wahrheit, vor vielen Jahren versprochen hatte:

„Und so lang ihr ein treues Auge offen steht in gesunden und kranken Tagen, o wir wollen sie schon recht gut pflegen. Und nur aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinausgetragen werden mit allen Ehren, wie eines von unserem Stande. Ja wohl, die ganze Stadt soll einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und all' die anderen

sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tode, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein!"

IV.

Aus der Briefmappe.

Hast du mir's auch nie mit Worten gesagt, lieber Begleiter, ich habe doch gar oft deine Gedanken errathen, daß, während ich dir von des einen Freundes überglücklichem Leben auf der Hochschule so viel erzählt, du auch gerne hättest erfahren mögen, wie's wohl dem andern ergehe, den das Schicksal in die holländische Fremde hinausgestoßen. Hatten sie sich doch bei ihrem Abschied im heimischen Reichswalde so fest versprochen, sich recht oft zu schreiben, „durch weite Länder getrennt und doch im engen Herzen beisammen." Und nicht einen einzigen Brief ließ ich dich bis daher noch lesen, daß du fast hättest argwöhnen können, diese ganze ideale Jugendfreundschaft sei wieder zerronnen, wie eitler Dunst im Winde. — Und ich weiß auch weiter: wie manchmal dachtest du zurück an jenes Hinterhaus in der Schustergasse, und die darin gläubig harrende Braut! Auch von dieser erzählte ich dir bis heute kein weiteres Wort. Glaubst du am Ende gar, auch diese zwei bräutlichen Herzen hätten von der angelobten Treue gelassen, wie das oft so geht mit Liebesschwüren? — Nun verarge mir nicht dies lange Schweigen! Ich habe nicht leicht anders gekonnt, und jetzt will ich Alles wieder gut machen. Ein ganzer Stoß von Briefen liegt vor mir. Und vermag ich auch nicht alle dich nachlesen zu lassen, die wichtigsten darf ich dir doch nicht vorenthalten. Ich hoffe ja, daß, wenn auch manche vor Jahren schon geschrieben, sie für deine Theilnahme dennoch nicht ganz veraltet sind.

„In der Praxis," habe ich diesen Abschnitt des deutschen Lebens überschrieben. Nun wohl, du weißt ja schon aus Hermanns Trink-

spruch nach seinem ersten Morgen auf dem Bezirksamte, daß ich unter dieser „Praxis“ eine doppelte verstehe: die auf der Amtsstube, und die Praxis des Lebens. Nun höre aus diesen Briefen, in welcher Weise der andere Freund in dieser letzteren sich eingeschult und vervollkommnet hatte.

Der erste Brief lautete mit Uebergehung des Einganges:

Utrecht, den 12. November 1838.

Mein liebster, bester Hermann!
Mein tapferer, ehrenfester Ritter!

. . . . Wirklich wie ein frischer Frühlingshauch aus deutschem Walde weht dein Wort mich an in der Oede meiner holländischen Wintereinsamkeit. Erkannte ich doch in jedem Worte dein, nur für das Edle glühende und das Gemeine hassende Herz! Und immer frohlockte ich aufs Neue in meiner armen Dachstube: „und ich bin sein Freund, sein ältester und bester auf der ganzen Welt!“ — Wie hast du die Eintönigkeit meiner hiesigen Erlebnisse wieder bereichert! Dieser ehrliche Berggirgl und der alte Vater Hans, welche kernige deutsche Gestalten! Und wieder dieses liebe Schwesternpaar, Annemarie und Evchen! O, Alles hab' ich mit dir im Geiste noch einmal durchlebt! Ich saß mit dir im Tannenwald und las noch einmal deines theuersten Vaters Abschiedsbrief, der mich schon das erstemal so hoch erhoben hatte. Ich grollte mit dir über diesen rohen Volkmann, der ihn so schnöd entweiht. Mit hochklopfendem Herzen stand ich mit dir auf der Mensur, und saß wieder vor deinem Bett im kleinen Austräglerstübchen. Wahrhaftig, wie hätte ich geglaubt, daß ein Duell mich so begeistern könnte? Du weißt, wie oft wir darüber ehrlich gestritten haben, und auch noch heute bin ich im Principe sein erklärter Feind. Es ist nach meiner Ansicht ein unberechtigtes Ueberbleibsel einer längst überwundenen Barbarei, und steht im grellsten Gegensatze zur Humanität und Geistesbildung des neunzehnten Jahrhunderts, das sich so sehr dieser hohen Menschengüter rühmt. Aber dennoch, ich kann es nicht läugnen, liegt über dem von dir bestandenen Duell und seiner Veranlassung ein so frischer Duft von Sohnesliebe und ritterlicher Poesie, daß ich mich

unmöglich hinter meinen Principien verschanzen und ihn von meinem Herzen abwehren konnte. Also noch einmal: Heil dir, mein tapferer, ritterlicher Held und treuer Sohn! — Vor diesem concreten praktischen Falle strecke auch ich die theoretischen Streitwaffen eines obscuren Theologiekandidaten. . . . . Aber jetzt muß ich ein wenig ernstlich mit dir grollen, so hart mich dies auch ankommt, denn der ganze Zug meines Lebens zu dir ist ja nur Liebe. — Da kommt vor drei Tagen ein Paket mit fünfzig Gulden an mich, ohne jedes Begleitschreiben und die Adresse von mir völlig unbekannter Hand. Doch der verrathende Poststempel? — Liebster Hermann, warum hast du mir das gethan? O gewiß nur in der besten, edelsten Meinung, denn eine andere hat ja keinen Platz in deinem Herzen. Und glaube mir nur, es hat mich deine Großmuth, eben weil sie so herzlich gemeint gewesen, doch auch wieder innig gerührt. Aber ich besinne mich vergebens, wo ich dir dazu in meinem letzten Briefe Anlaß gegeben hätte. Wohl schrieb ich dir umständlich genau, wie ich mein kleines Stipendium auf jedes Bedürfniß des Tages eingetheilt, und als welch' geschickter Haushälter ich Einnahme und Ausgabe in harmonischen Einklang gebracht habe. Aber, mein Liebster, warum habe ich dir das Alles so genau vorgerechnet? Einzig nur deßhalb, damit deine Besorgniß um meine pekuniäre Existenz, die in deinem Briefe so sichtlich durchschimmerte, gründlich und für immer verschwinden möge. Habe ich zudem dir nicht ausdrücklich versichert, daß auch meine lange Pfeife, diese unentbehrliche, traute Freundin meiner einsamen Gedanken, die mit mir studirt und meditirt, daß auch diese von dem Tabakfabrikanten, bei dem ich eine lateinische Stunde gebe, überreich und aufs allerfeinste versorgt wird? — Und in der scherzhaften Art, mit der ich dir das schrieb, stak gewiß noch überdies der ganze Humor meiner Zufriedenheit mit wenn auch knappen, so doch zum Glück eines bescheidenen Menschen hinlänglich ausreichenden Mitteln. — Also ernstlich grollen muß ich mit dir wegen dieser mysteriösen Geldrolle. Und so vernimm nun den Ausbruch meines vollen Zornes! Das Feuer wandle dies dein Geschenk in deiner eigenen Hand zu Asche, und aus deinem eigenen Munde quelle der Rauch hervor! Lautet das nicht ganz fürchterlich?

Aber so sei's! Beim Gott Vulkan hab' ich's geschworen. Und also, mein liebster Hermann, bist du wohl so edeln und bußfertigen Herzens, und rauchst zu deiner Strafe diese beifolgende Kiste feinsten Portoricos, wie er in Deutschland gar nicht zu haben ist; und denkst bis zur völligen Besänftigung meines gerechten Zornes bei jeder Wolke, die deinem lieben Mund entwirbelt, an unsere Freundschaft, die nie und nimmer in Rauch vergehe, sondern felsenfest fortwähre bis ans Ende unserer Tage. Nach diesem drakonischen Urtheilsspruche schaue ich dir schon wieder ganz besänftigt in deine großen, treuen Augen, als dein glücklicher Freund, dem du fortan nie was Geringeres schenken mögest, als deine Liebe, um die für sein ganzes Leben dich bittet, dein dich herzlich küssender, mit seinem Schicksal völlig zufriedener

Theodor.

P. S. Wenn ich nur von meinem liebsten Vater bessere Nachrichten hätte! Aber ich fürchte mich anfangs vor jedem neuen Brief und bin mir oft selber böse, daß ich noch so ruhig sein kann, und gar wie heute Scherze niederschreibe. Doch Gottes heiliger Wille geschehe an ihm und mir! Ich bin ergeben und aufs Schlimmste gefaßt.

*
* *

Theodors Befürchtung ging auch schon nach wenigen Wochen in Erfüllung. Nachfolgender Brief möge dir Alles sagen!

Utrecht, den 10. Januar 1889.

Mein innigst geliebter Hermann!

Wie danke ich dir herzlich genug für dein erhebendes Trostwort, an dem sich mein tiefbetrübtes Herz wahrhaft erbaut und erquickt hatte! O wie empfand ich es da wieder so tief, was dem Menschenherzen ein treuer Freund sei, wie du mir einer bist! Welch' kostbarer Schatz, den kein noch so großer Reichthum an irdischen Glücksgütern ersetzen kann! — O liebster Hermann! Daß doch mein seliger Vater in seinem Jenseits deine Worte noch vernehmen könnte, wie würde

er in seinem Geisterreiche droben unsre Freundschaft hier unten noch einmal segnen. Ach ja, du hast ganz Recht — und das bezeugte mir wieder, wie wahr und tief du mit mir empfindest — es war wohl noch das Allerhärteste für mich, daß ich nicht an seinem Sterbebette stehen und ihm nicht die treuen Augen zudrücken durfte, die seinem ganzen Hause und meinem Herzen so sorgliche Wächter gewesen. O mögen das meiner Mutter und meinen Geschwistern Weihnachtstage gewesen sein! Da die ganze Welt sich der Geburt des Heilands freute, betrauerte mein armes Elternhaus einen gestorbenen Vater. Und ich war nicht dabei! — O nie habe ich noch nach Geld gejammert. Aber, daß ich auch nicht einmal so viel hatte, um zu meinem sterbenden Vater heimzueilen, über diese Armuth hätte ich doch blutige Thränen weinen mögen.

Doch, Gott sei tausendmal darum gelobt, mein Herz war dennoch bei ihm in der Heimath, und das seine kam zu mir in meine Fremde. Ach, höre nur!

Du weißt aus dem kleinen Blatte, das ich dir nach unserm Abschied im Reichswalde noch in die Hand gedrückt, wie ich mein Geheimniß mit Elisabeth selbst meinen lieben Eltern verschweigen wollte. Aber wahrhaftig nicht aus Mangel an kindlicher Pietät. Nur unnöthige Besorgniß wollten wir ihnen unsertwegen ersparen. Mein Gott, es lag ja damals der glückliche Tag unserer Verbindung noch in so unendlicher, unbekannter Ferne. Aber es hatte sich doch Alles ganz anders gefügt. Und du sollst nun wieder der Erste und Einzige sein, dem ich außer meinem und Elisabeths Hause dieses neue Geheimniß anvertraue.

Als schon einige Wochen nach meinem Hiersein meine gute Mutter mich auf die Auflösung meines unvergeßlichen Vaters vorbereitete, da ließ mir mein Geheimniß Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Die bittersten Vorwürfe, meinem todkranken Vater daheim so Wichtiges verschwiegen und mich selber dadurch um seinen letzten Segen betrogen zu haben, quälten mich von Stunde zu Stunde unerträglicher. Endlich beugte ich mich unter die Macht meines mich verklagenden Gewissens. Voll Demuth schrieb ich Alles, Alles heim bis auf den geheimsten Gedanken, und bat mit aller Ehrfurcht eines

reumüthigen Sohnes um Verzeihung für mein bisheriges Schweigen, und um den Vatersegen für mein späteres Leben mit Elisabeth. Mit Angst und Zittern harrte ich auf die Antwort. Denn du weißt, bei all' seiner unermüdlichen Sorge für uns war mein seliger Vater in seinem christlichen Hausregimente doch ein strenger Mann, namentlich in so zarten Gewissenssachen; am allerstrengsten aber gegen sich selber, das Haupt und Vorbild seiner Familie, an dem wir Alle nur voll heiliger Scheu hinaufschauten. Und nun denke dir, liebster Hermann: gerade am heiligen Weihnachtsabend, da ich so recht einsam und traurig in meiner dürftigen Dachstube an dem kleinen Fenster stand, und von dieser neidlosen Höhe über den Platz hinüber in einem reichen Kaufherrnhause den reich beladenen Christbaum funkeln sah, — da über diesem heimathlichen Bilde das ganze Heimweh über mein kummerschweres Herz gekommen, um meinen todkranken Vater, um Elisabeth, um dich und Alles, was ich verlassen mußte — in diesem Augenblicke klopfte es an meiner Thüre. Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben, so arg schrak ich zusammen. Meinte ich doch nicht anders, als der Geist meines Vaters habe sich bei mir angemeldet. Erst nachdem das Klopfen sich wiederholt, rief ich ängstlich „Herein." Und siehe, der Briefträger war's, und er brachte mir das heißersehnte Wort meines Vaters. Du kannst dir vorstellen, mein lieber Hermann, wie angstvoll das Herz mir geschlagen, da ich den Brief eröffnete; mit welch' zagender Scheu ich Zeil' um Zeile las. — Aber da ich ihn zu Ende gebracht, sank ich auf meinen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Ach, war das ein räthselhaftes Gemisch von Thränen! Wie sollte man nur denken, daß sie aus einem und demselben Herzen hätten hervorquellen können! Thränen der Glückseligkeit und des Dankes, daß mein Vater so unsäglich edlen Herzens mir verziehen und mich mit Elisabeth gesegnet hatte, und wieder dazwischen Thränen unaussprechlicher Trauer, daß solch' ein Vater so bald mir sterben sollte, dessen helles Augenlicht noch so lange mir von Nöthen gewesen im Dunkel meiner verwaisten Armuth. Doch laß mich abbrechen von diesen Gedanken! Es geschieht mir zu weh' dabei. Und wie du mir vor wenig Wochen deines Vaters herrlichen Abschiedsbrief wortwörtlich mitgetheilt, so

schicke ich dir nun auch des meinigen Scheidewort, aber ach sein allerletztes auf dieser Erde:

Es lautete:

Am 19. Dezember im Jahre unseres Herrn 1838.

Mein braver, guter Sohn!

Meine Hand zittert und auch mein Herz; diese vor Schwäche, das so vor Wehmuth, wie vor Freude. Denn mein Sterben ist nahe und du, mein Sohn, bist weit. Doch nur dem Leibe nach, dein Geist aber ist bei mir und er thut mir wohl in meinen letzten irdischen Tagen. Du hast als treuer Sohn dein Herz mir aufgeschlossen, und bittest mich, ich solle verzeihend die Schwäche dir nachsehen, daß du's nicht eher gethan. Es ist dir verziehen. Denn du dachtest dabei nichts Böses, und bist mir alle Zeit ein guter Sohn gewesen, so wie dein Wandel unabläßig vor dem Auge des Herrn bestehen konnte. Und auch von ihr, die du dir im Herzen zum künftigen Eheweib erkoren, weiß ich einzig nur Gutes und ihr Leben dünkte mir nach Gottes Vorschrift bestellt zu sein, sowie ihre ganze Art mir immer wohlgefallen in Wort und That, in Zucht und Fleiß. Nicht minder auch ihr Haus, darin sie groß geworden, befand ich stets nur von Gottes Geist durchweht, arm an irdischen Gütern, aber an himmlischen wohl versorgt. So will denn abermals die Armuth mit der Armuth sich vermählen. Wie's der Vater gethan, so nun auch der Sohn. Das ist nun eben nicht nach der Menschen, so doch nach Gottes Sinn. Und so ich von euch treulich hoffen darf, daß Gottesfurcht und Herzensreinheit, demüthig Genügen und sparsamer Fleiß in euer Haus einst mit eurer Armuth einziehen, und ihr treue Genossen verbleiben wollen, so ich zurückschaue auf mein eigenes Haus, so arm gewesen und an Gottes Segen so reich geworden, wie sollte ich da nicht meine zitternde Vaterhand jetzt erheben, um euch Beide nach deiner ehrfurchtsvollen Bitte vollauf zu segnen?

Aber noch eine gar ernstliche Mahnung, mein Sohn! Es thut nicht gut, daß solch' ein Geheimniß sei zwischen Eltern und Kindern, sei es in schlimmer Absicht, sei's in guter. Denn es verstößt gegen Gottes Gebot, das da befiehlt, Vater und Mutter zu ehren. Aber

nur des Kindes Vertrauen ehret sie, und nicht das Heimlichthun. Du hast es ja selber jetzt in deinem Herzen erkannt, und danke Gott dafür! noch zur rechten Stunde, bevor mein Ohr völlig taub und mein Mund völlig stumm geworden. Der lauernden Rotte später anstürmender Vorwürfe hast du jetzt weislich den Weg abgeschnitten. Drum, mein Sohn, trage nun auch ernstlich Sorge für die, mit der du dereinst werden willst ein Leib und eine Seele, daß nun auch diese als unterthänige Tochter ihren Mund aufthue vor der Mutter, wie du's als gehorsamer Sohn gethan vor mir, und schicke ihr meinen Segen vor'm Sterben, damit sie mit dir im Leben gesegnet sei!

Ich hoffe, mein Sohn, da in vier Tagen der Erdkreis den als Kindlein zur Welt gekommenen Herrn Christum Jesum feiern wird, soll auch dieses mein Segenswort in deinem Herzen seine Einkehr feiern. Es sei das Christgeschenk deines Vaterhauses, also kostbar, daß kein anderes daneben bestehen kann. Denn wie weiß ich, ob es nicht auch mein letzter Abschied ist? Die Zeichen des nahenden Todes mehren sich immer bedenklicher an meinem sterblichen Leibe. Und nur meine Liebe zu deiner unsterblichen Seele hat noch meine Schwäche zum Schreiben dieser Worte gekräftiget. Sie seien dir durch all' deine Tage ein zeugendes Unterpfand dafür, mit welcher Treue ich dich geliebt. Und hörest du von meinem Sterben, so betrübe dich darüber nicht allzusehr! Thue vielmehr du mit Elisabeth nach meinem letzten väterlichen Rathe: Trauert, als ob ihr euch freuen, und freuet euch, als ob ihr trauern möget! — Trauere, daß ich von euch geschieden, aber freue dich, daß ich zum Herrn gekommen, in dem ich gelebt und auch sterben werde. Ich fürchte den Tod in keinerlei Weise, denn ich habe lebend immer den gefürchtet, so den Tod überwunden und in seliges Leben ihn verkehret hat. Und ebenso, mein Sohn, freue dich deiner reinen Liebe zu Elisabeth, aber heiliger Ernst geselle sich zu deiner Freude, daß sie nicht ausarte in sinnliche Lust, so vor den Augen Gottes nicht bestehen kann. Freue dich deiner zukünftigen Freuden, so dein späterer Ehebund dir wird bescheren! Aber auch schon jetzt trauere ob all' der Trübsal, die auch eurem Leben nicht mag ausbleiben. Denn Menschenleben hat Freud' und Leid, und wer weiß, in was ihr reicher werdet oder

ärmer. So ihr aber euch immer freuet, als ob ihr trauern, und immer trauert, als ob ihr euch freuen möget, wird zuletzt doch Alles nur ewige Freude sein. So lerne diese Worte deines Vaters begreifen! Sie haben meiner eigenen Trauer und Freude allezeit weises Maß verliehen. Und auch an euch mögen sie sich bewähren. — Und nun lebe wohl! Meine Hand versagt den Dienst. Mein Auge wird matt. Aber mein Herz wird dich gleich mächtiglich lieben bis zu seinem letzten Schlage. Ich segne dich und Elisabeth im Namen unseres dreieinigen Gottes, der mir im Sterben möge seine Barmherzigkeit erweisen, und euch im Leben seine Gnade. Das ist vielleicht das letzte Wort deines nach irdischer Vollendung und himmlischem Erbtheil verlangenden, in den Willen des Herrn demüthig ergebenen, und dir übers Grab hinaus ewig getreuen Vaters

Gottlieb Faber.

So, liebster Hermann, sprach mein sterbender Vater zu mir. O waren das nicht goldene Worte? Und solch ein Vater mußte mir sterben! Aber auch meine gute Mutter schrieb mir unendlich lieb, wie ihr ganzes Wesen. Könnte ich dir nur jedes Wort davon mittheilen! Aber wann käme ich dann zu Ende? Nur einen Satz ihres Briefes höre noch schnell:

„Dein treues Wort, mein guter Sohn, darin du dem Vater und mir dein Herzensgeheimniß so gewissenhaft gestanden hast, danken wir dir Alle, deine Eltern wie deine Geschwister. Denn du hast deinen armen Vater noch vor dem Sterben um ein paar glückliche Stunden reicher gemacht, und deine kindliche Unterthänigkeit und Liebe strahlt wie ein tröstender Stern in das Dunkel seiner Leiden. Diese Wohlthat eines Sohnes an seinem sterbenden Vater geht dir sicher nie und nimmer verloren."

Gott, wie war mir doch an jenem einsamen Weihnachtsabend mit diesem Christgeschenke! Bald hätte ich über den Platz hinüber jubeln mögen: O ihr reichen Leute da drüben, ich habe doch ein noch viel kostbareres Christgeschenk erhalten, als ihr euren Kindern zu schenken vermochtet — den letzten heiligen Vatersegen für mich und meine Liebe. Und wieder hätte ich verzagend hinsinken mögen.

— Ach laß mich schließen! Was soll ich auch dir das Herz schwer machen? Es wird mit Gottes Hilfe schon Alles recht werden. — Gehorsam dem Willen meines Vaters habe ich nun auch der Frau Professorin Moser unser Geheimniß vollständig anvertraut, und ihr den Segensbrief des Seligen mitgeschickt. Ich harre täglich sehnsüchtig auf Antwort. O daß nur auch diese mir die Gewißheit meines heißesten Verlangens bringe! Aber ich hoffe darauf mit aller Zuversicht des Herzens, das sich nur der reinsten Gesinnung und lautersten Redlichkeit bewußt ist. Nun komm, mein Liebster, gieb mir einen Kuß, und wie mir's auch noch ergehe, bleibe fort und fort der treueste Freund deines dich zärtlich liebenden, dir unwandelbar anhänglichen

Theodor.

* * *

Und auch diese Antwortsbriefe sollst du noch lesen, lieber Begleiter! Ich hoffe, auch sie sollen dir willkommen sein. Bilden sie doch den Wendepunkt von Theodors ganzem Leben!

Utrecht, am 25. Januar 1839.
Morgens 7 Uhr.

Mein herzlich Geliebter!

An mein Fenster hat der kalte Nachthauch wunderschöne Eisblumen hingezaubert. Wie bald werden sie wohl von dem Kaminfeuer meines Dachstübchens wieder zerronnen sein! Aber auf meinem Tische liegen zwei andere Blumen, die sind vorgestern Abends, als ich schon längst vor meiner Studirlampe saß, in meine Einsamkeit hereingeschneit, und die leuchten so schön und duften so süß, daß man meinen sollte, draußen prange die ganze Welt im Frühling. Kannst du wohl errathen, auf welch' liebem Boden diese Blumen aufgegangen sind? — O gewiß! und auch du sollst dich an ihnen erfreuen. Aber nur noch ein klein wenig Geduld, mein liebster Sturmwind! Erst mußt du noch ganz ruhig auf eine ziemlich lange Geschichte horchen! Zum Lohn für aufmerksame Geduld bekommst du dann zuletzt auch diese schönen Blumen zu sehen.

Und nun höre, wie merkwürdig wohl für mein ganzes Leben!

Gestern Abend kommt zu meiner größten Ueberraschung ein reich gallonirter Bedienter auf mein Stübchen, und ersucht mich, sogleich mit ihm zu seiner Herrschaft zu kommen, dem Kaufherrn van der Straaten, der etwas sehr Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Ich konnte mir natürlich gar nicht denken, was das nur sein könne, ging aber doch sogleich mit, nachdem ich nur noch schnell meinen Sonntagsrock angezogen hatte. Und denk' dir meine Ueberraschung! Der Bediente führte mich gerade über den Platz hinüber in jenes palastähnliche Haus, darin ich am Weihnachtsabend so verlassen und traurig den reichen Christbaum funkeln gesehen. Welch' seltsame Empfindung durchwogte da mein Herz, als ich die breite, mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinaufstieg! Dann ward ich in ein so prachtvolles, mit allem Luxus der Welt ausgeschmücktes Zimmer geführt, wie ich in meinem Leben noch nichts Aehnliches gesehen. Und kaum hatte ich mich voll Staunen ein wenig näher umgeschaut, trat auch schon der Kaufherr mit seiner Frau, er eben so hager und ausgetrocknet, wie sie stattlich, aus einer Seitenthüre herein. Die Frau grüßte mich erst ziemlich freundlich, der Mann hingegen gar nicht. Gleich danach musterten mich aber Beide so kalten Blickes von oben bis unten, daß ich gar nicht mehr recht wußte, wie ich nur dastehen sollte. Sei es nun, daß ich ihnen doch nicht so ganz mißfallen, oder sie mir meine Verlegenheit angesehen, kurz, die Frau lud mich mit einemmale freundlicher, aber doch nur mit vornehmer Handbewegung ein, mich niederzusetzen. Der Kaufherr indessen sah kalt und trocken wie zuvor auf mich hin, und blieb mit verschränkten Armen am Kamine stehen, auch nachdem seine reich geputzte Frau auf ein kleines Sammtkanapee sich geräuschvoll niedergelassen, und ich in der unheimlichsten Stimmung den nächstbesten Stuhl in Besitz genommen hatte. Was wollen diese reichen Leute nur mit mir? dachte ich, und saß wie auf glühenden Kohlen, so eiskalt mich auch dieser ganze Reichthum sammt seinen unsympathischen Besitzern anfröstelte. Hierauf setzte mir die Frau des Hauses in höchst gewandter, aber eben nicht gemüthlich klingender Geschäftsrede den Grund meines Hierseins folgendermaßen auseinander,

und zwar in deutscher Sprache, mit kaum merklich fremdländischem Accente:

Sie heißen Theodor Faber und sind ein deutscher Pfarrerssohn! So sind wir gewissermaßen Landsleute, denn auch meine Großeltern waren Deutsche und bei Cleve zu Hause. Der Herr Professor van Heeren hat Sie uns nun empfohlen als einen braven, fleißigen jungen Mann. Und da wir eines solchen bedürfen zum Privatunterricht unseres ältesten vierzehnjährigen Sohnes, der hier das Gymnasium besucht, so bieten wir Ihnen bei uns die Hauslehrerstelle an. Die eigentliche Erziehung bleibt dabei völlig in meiner Hand. Also, wie gesagt: nur Hauslehrer sollen Sie sein, und sich um weiter gar nichts bekümmern. Sie werden dabei zu Ihrem Collegienbesuche, wie sonstigen Studien, hinlänglich Zeit haben. Aber eine Bedingung, von der wir durchaus nicht abstehen, ist die, daß Sie während voller vier Jahre Ihren Zögling nicht verlassen, und sonach auch in den Ferien sein Begleiter bleiben, sei es nun auf einer unserer magnifiquen Villen, oder auf Reisen, was Alles noch nicht so bestimmt vorausgesagt werden kann. Dafür genießen Sie in unserem Hause, wie auf Reisen, natürlich völlig freie Verpflegung, und dann ein Jahrgeld von fünfhundert holländischen Gulden. Sie sehen daraus, wir machen wenig Ansprüche, und zahlen dennoch sehr splendid. Und so dächte ich, da mir der Professor van Heeren auch gesagt, daß Ihr Vater vor Kurzem gestorben sei, und Sie bloß auf ein kümmerliches Stipendium von ein paar Hundert Gulden angewiesen sind, daß Ihnen mein Anerbieten auch in jeder Hinsicht convenabel sein dürfte. Abgesehen davon, daß Sie bei uns natürlich materiell eminent gut leben, könnten Sie sich in diesen vier Jahren auch außerdem ein ganz nettes Sümmchen zusammensparen, das Ihnen bei Ihrer einstigen Rückkehr nach Deutschland wohl mehr als gut zu Statten käme. Ueberdieß genießen Sie bei uns noch den weiteren Vortheil, auf Ihren Reisen gar manches Stück von der Welt zu sehen, wovon ein deutscher Landpfarrer wohl nur sehr selten einen Begriff bekommt. Haben Sie endlich Talent und Lust, sich in neueren Sprachen auszubilden, so ist Ihnen in unserem Hause jede Gelegenheit hiezu geboten, da außer dem Hol-

ländischen, Französischen und Deutschen in unserer Familie auch noch englisch und italienisch auf dem Comptoir gesprochen wird, und Sie immerhin so viel Zeit finden werden, aus dieser Gelegenheit Ihren Nutzen zu ziehen. Damit habe ich Ihnen Alles gesagt, was mir vor der Hand nöthig schien, und es ist nun an Ihnen, auf mein Anerbieten zu erwiedern, ob Sie es annehmen wollen oder nicht."

O kannst du dir denken, liebster Hermann, welch' eine Fluth widerstreitender Empfindungen in meinem Herzen da auf- und niederwogte, während diese reiche holländische Kaufherrnfrau mit so nüchternen Worten zu mir geredet hatte? Wie sie zu Ende war, sah ich noch immer schweigend vor mich hin. Erst als Frau van der Straaten mit dem etwas scharf betonten Worte mich aus meinem Hinbrüten aufschreckte: „Nun, Herr Faber, so reden Sie doch einmal!" — da faßte ich mir den Muth zu erwiedern: „Verehrteste Frau, Sie verzeihen, ich kam so völlig unvorbereitet hieher, und Ihr hochwichtiger Antrag hat mich jetzt dermaßen überwältigt, daß ich schon um die gütige Erlaubniß bitten muß, mir ihn erst zu Hause überdenken zu dürfen. Glauben Sie mir, daß, wenn ich die mir angebotene Verpflichtung übernehme, ich sie dann auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit ausführen werde. Aber gerade deßhalb ist es mir jetzt unmöglich, so ohne weitere Prüfung meiner selbst auf Ihr geneigtes Anerbieten schon im ersten Augenblicke ja zu sagen. Weit entfernt, an irgend einer der mir mit solcher Bestimmtheit mitgetheilten Bedingungen mäkeln zu wollen, und schon im voraus dankbar für Ihr so großes Zutrauen bitte ich dennoch um die gütige Vergünstigung, daß ich erst morgen frühe zu jeder gewünschten Stunde so frei sein darf, mich mit aller Offenheit auf Ihren für mich so ehrenvollen Antrag auszusprechen."

Frau van der Straaten hatte mich während dieser Erwiederung mit ziemlich kalten Blicken angehört, und sagte dann, kurz abgemessen: „Nun ich will Ihre Bitte gerade nicht rundweg abschlagen, Herr Faber! Um elf Uhr morgen früh wird also einer unserer Bedienten auf Ihr Zimmer kommen. Sind Sie dann entschlossen, so folgen Sie ihm, um sofort in Ihre Stellung einzutreten. Im

entgegengesetzten Falle wollen wir's bei unserer heutigen Bekanntschaft bewenden lassen. Also, guten Abend!"

Damit erhob sie sich, und auch ich stand auf. Ich wußte wirklich gar nicht recht, wie ich durch den großen Saal vom Kamin bis zur Thüre mit schicklichem Anstand nur hinauskommen sollte. Ich verbeugte mich, ich weiß gar nicht wie oft, und hatte mich dabei wahrscheinlich in hohem Maße linkisch benommen. Wenigstens sah ich noch an der Thüre, wie der Kaufherr, der unterdessen wie eine Wachsfigur am Kamin gelehnt war, sein trockenes Gesicht zu einem Schmunzeln verzog und dann zu seiner Frau auf holländisch sagte, was ich aber doch verstand: „Hat mir nicht übel gefallen," worauf sie ihm erwiederte: „Hoffentlich bekommen wir ihn auch. Dem armen Teufel wird's wohl thun."

„Dem armen Teufel!" — O Hermann, wie dieses Wort mir in der Seele weh that! Ich hörte auf der Treppe und auf dem Platze hinüber gar nichts Anderes mehr um mich, als immer nur dieses eine Wort: „Dem armen Teufel wird's wohl thun. — Als ich dann wieder auf meiner fünf Stiegen hohen Dachstube saß, welch' schweren Kampf hatte da mein Herz gekämpft! — Dort, in dem reichen Kaufherrnhause, bot sich mir ein äußerlich sorgenfreies Leben und, was mir noch tausendmal verlockender dünkte, die Hoffnung, ja sogar die Gewißheit, mir ein kleines Vermögen ersparen zu können, für einen zukünftigen, bescheidenen Landpfarrer sogar krösusartig. Ach, Elisabeth und ich sind ja so arm wie die Kirchenmäuse, und könnten unsern ersten Haushalt außerdem wohl nur einmal mit Schulden begründen, wie leider oft nur so viele meines Standes damit beginnen müssen, um mit Noth und Sorgen fortzufahren. Aber hier, in meiner dürftigen Mansarde winkte mir wieder die volle Freiheit meiner Person, die auch in der höchsten Beschränkung aller Bedürfnisse und Lebensgenüsse ihren süßen Zauber nicht verliert. — Die Wanderlust in fremde Länder reizte mich ja zu sagen. Aber die Sehnsucht nach der fernen Heimath, die ich so lange entbehren sollte, schnürte mir wieder die Kehle zu. — Dort verlockten mich fremde Sprachen, und wie gut wäre es für mich, dachte ich mir, sie reden zu lernen. Aber mein so durch und durch deutsches

Gemüth, sagte ich mir wieder verzagend, wie muß es vielleicht in diesem goldenen Käfig darben und verarmen, während mein Geist sich bereichert mit dem Verständniß ausländischer Zungen! — O Hermann, war das ein qualvolles Zaudern und Zagen!

Und so saß ich noch lange mit meinen Gedanken in meinem kleinen Stübchen. Es dunkelte schon völlig, aber ich konnte nicht dazu kommen, die Lampe mir anzuzünden. Ich rückte den Stuhl ans Kamin, hielt die Hand vor die Augen und gedachte meines todten Vaters, was sein weises, treues Herz mir wohl gerathen hätte. Das Reisig knisterte zu meinen Füßen, und an mein Fenster schlug tobend ein mächtiger Schneesturm. — Und wie ich diesem Knistern und Stürmen mit geschlossenen Augen so lauschte, wie seltsam! — da geschah mir, als ob der Selige leibhaftig vor mir stände, im schwarzen Predigerrock, und die Bibel in der Hand, ganz so, wie ich ihn im Leben so oft auf der Kanzel gesehen. Aber sein ehrwürdiges Gesicht war wie verklärt, und hatte nichts Irdisches mehr. O war das eine rührende Erscheinung, die mir im Weh meiner Gedanken so wohl that, daß ich mich gar nicht getraute, die Augen aufzuschlagen, um dieses Bild vor meinem inneren Schauen nicht wieder zu verscheuchen. — Und mein Herz bat ihn voll Ehrfurcht um seinen getreuen, väterlichen Rath, und mein Geist hörte ihn zu mir sagen: „Was fragst du mich, mein Sohn? Habe ich dich jemals was Anderes gelehrt, hast du in deinem Hause jemals was Anderes gesehen, als Demuth und Entsagung? — So übe sie jetzt! Werd' ein Meister in der Schule des Opfers! Es wird dein späteres Heil werden, leiblich und geistig. Ergreife die Hand der Vorsehung, stoße sie nicht von dir weg!" — So hörte ich meinen christlich weisen Vater aus seinem Jenseits zu mir reden.

Dann sah ich wieder meine Mutter in der irdischen Armuth einer vermögenslosen Pfarrerswittwe. Und hatte in der Wage meines schwankenden Entschlusses schon des Vaters Rath die Schale des Dafür gar schwer gemacht, so sank nun auch der Mutter dürftiges Alter darauf, sammt meinen fünfhundert Gulden verheißenen Jahrgeldes. Und die Schale des Dawider, darin als das Schwerste meine Eigenliebe gelegen, schnellte so leicht empor, als sei sie n-

von einer Feder beschwert. Mein Entschluß war gefaßt, und so blieb ich noch eine Weile am Kaminfeuer sitzen, und lauschte noch länger dem Wintersturm. — O, was der Alles in mein Stübchen herein mir erzählte! — Von meiner Mutter und meinen zwei Schwestern bei ihr. — Die saßen spät Abends in ihrer kleinen Miethwohnung, und arbeiteten für fremde Leute ums Geld, nach gottergebener Wittwen- und Waisenart. Es ist gerade das Georgiziel, da der Hauszins zu zahlen ist. Fünfzig baare Gulden. Und da liegen sie auch schon seit gestern bereit, mit Mühe und Noth zusammengespart .... Da tritt der Postbote ganz unversehens zu ihnen herein; und sie jubeln alle drei: „ein Brief von Theodor!" — Und die Mutter öffnet ihn. In ihrer hastigen Freude fällt ein Papier auf den Boden. Eine der Schwestern hebt es auf. Und sie sehen die Banknote miteinander staunend an. Es steht darauf gedruckt: „Fünfzig Gulden." — Und in meinem Briefe steht einfach geschrieben: „zum erstmaligen Miethzins im fremden vaterlosen Hause." — Alle drei seh' ich weinen — aber nur die süßesten, mildesten Thränen .... O Hermann, war das nicht eine herzliebe Geschichte, die da der Sturmwind mir erzählte?

Aber er wußte noch mehr. Und von Elisabeth hörte ich jetzt ihn zu mir reden. Die führte ich als gerade mir angetrautes Weib in den Pfarrhof, darin ich erst selber eingezogen war, und ich zeigte ihr das ganze Haus, und jede Stube darin war gar wohl bestellt, einfach aber gediegen, wie ihr eigenes Wesen. Und sie hatte daran gar großes Gefallen, und ihre treuen Augen glänzten vor Freude. Zuletzt erschloß ich ihr auch noch einen kleinen Schrein, und sagte zu ihr: „Sieh', liebes Weib, da drinnen liegt auch unser Nothpfennig geborgen für schlimme Zeiten, und für dein Wittwengeld, wenn ich vor dir sterben sollte, daß du nicht mit verarmten Händen dastehst. Und das Alles habe ich mir selber verdient, und du mit mir. Denn deine gottvertrauende Liebe hat mich ja gestärkt, daß ich so freudig ausharren gekonnt in der Botmäßigkeit unter fremden Leuten." — War das nicht auch eine gar herzensheitere Geschichte, die mir unter dem Brausen des Schneesturmes durch die Seele zog?

Wie ich dann noch eine Weile in solch' glücklicher Träumerei

in das verglimmende Reisig geschaut, da klopfte es wieder einmal an meiner Thüre. Aber diesmal erschrak ich nicht, und rief muthig „herein.“ Ahnte ich doch, daß, wie immer zu dieser Abendstunde, ein Brief bei mir einkehre. Doch mein Herz schlug trotz alledem heftig. Denn, dachte ich mir sogleich, es kann ja die Antwort sein von Mutter Moser und zuletzt auch gar noch ein Wort von Elisabeth. Und der Postbote legte gleich schweigsam wie vor zehn Tagen den traurigsten aller Briefe, nun auch diesen auf meinen Tisch und ging, echt holländisch, grußlos von dannen. Ich sah noch schnell am Kamine nach der Adresse, und sie war es, die gleich heiß wie ängstlich ersehnte Antwort von Mutter Moser. Ich weiß heute Morgen noch gar nicht, wie ich nur in meiner Ungeduld die Lampe anzünden konnte. Aber daß ich bei ihrem Lichte die beglückendsten Briefe durchflog, das weiß ich und werde es mein Lebtag nicht vergessen. O, das waren die lenzigen Blumen, die mir im Schneesturme gestern Abend hereingeschneit kamen. Und jetzt, liebster Hermann, nachdem du so geduldig Alles angehört, jetzt soll auch dieser Blumenduft dir entgegenwehen. Doch welchen Brief lasse ich dich zuerst lesen? Den Elisabeths? Nein, die Mutter gehe auch bei dir der Tochter voran. Denn was wäre deren Liebe für mich ohne den Segen jener? — Also unsere gute Mutter Moser schrieb mir wörtlich:

Mein lieber, guter Theodor!

Die Augen sind mir noch nicht völlig trocken geworden von den Thränen, die ich über Ihres seligen Vaters echt christlichen Abschiedsbrief weinen mußte, sowie über Ihren eigenen, in dem Sie mich für Ihre Liebe zu Bettchen um meinen Muttersegen bitten, und schon greife ich zur Feder, um ihn für Sie niederzuschreiben. O welch' schweren Kummer haben Sie meinem Herzen abgenommen! Nicht deßhalb, lieber Theodor, weil Sie mir nun mit so heiligem Schwure betheuert haben, wie redlich Sie's mit der Zukunft meines Kindes meinen. Daran hätte ich auch ohnehin niemals gezweifelt. Aber dadurch haben Sie mein gepreßtes Herz wahrhaft erlöst, daß Sie Ihrem seligen Vater noch Ihr Herzensgeheimniß gestanden haben, und er erst nach seinem Segen für Sie und Bettchen von dieser Welt

geschieden ist. Mir selber, lieber Theodor, haben Sie mit Ihrer heimlichen Verlobung nichts Ueberraschendes gesagt. Auch Bettchens reiner, frommer Natur hatte es schon bald nach Ihrem Abschiede von uns keine Ruhe gelassen, bis sie mir als treues Kind ihr ganzes Geheimniß anvertraut hatte. Sie können denken, wie mir damals so wehe geschah, welch' eine peinliche Demüthigung ich für mich empfand, daß ich von dieser Liebe wußte, während sie Ihren guten Eltern noch verborgen war. Wie danke ich nun dem lieben Gott, daß er auch Ihr Herz noch zur rechten Zeit gemahnt hatte, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, wie Ihr seliger Vater das vom Heimlichthun zwischen Eltern und Kind so wahr und schön in seinem Briefe gesagt hat. O daß er's hätte auch noch von Bettchen erfahren können, wie auch bei ihr die gute Tochter über die heimlich Verlobte schon zuvor aus eigenem Antriebe den schönen Sieg der Kindesliebe davongetragen hatte! Doch vielleicht weiß er nun auch das, und segnet mein Kind noch einmal im Himmel mit doppelter Freude.

Und wie soll ich nun als Bettchens Mutter zu Ihnen reden? Wie kann ich als verständige Frau, die Herz und Liebe kennt, daran denken, den Seelenbund, den Sie in solcher Reinheit der Gesinnung, in solchem Gottvertrauen, miteinander geschlossen haben, nun wieder gewaltsam zu trennen? — Hab' ich doch Ihren ersten Brief an Bettchen wortwörtlich gelesen! Der sagt Alles und bringt bei mir jede Sorge, als sei Ihre Liebe nur ein schnell verlöschendes Jugendfeuer, völlig zum Schweigen. Ja, Ihrem Worte glaube ich, daß Sie mein Kind wirklich und für alle Zeit lieben werden, so oft auch die überschwenglichsten Liebesbriefe durch die spätere That zu eben so vielen Lügen werden. Denn ich habe vier Jahre lang Wort und Werk an Ihnen immer nur Hand in Hand gehen sehen. Zwar andere Bedenken, die nicht sowohl euren beiden Herzen und Charakteren gelten, als Ihrem Alter, und der so ganz und gar unbestimmten Dauer dieses Brautverhältnisses, hätte ich genug auf dem Herzen gehabt. Aber lieber Gott, damit komme ich ja doch ...n viel zu spät. Das Herz der Kinder eilt eben mit seiner Liebe ... ungeduldig voraus, daß der Verstand der Eltern sie selten

mehr einholt. So geschieht es nun auch mir. Mein Trost ist nur der, daß ich aus Ihrem ersten Briefe, so gut wie aus Ihrem jetzigen ersehe, wie Sie vorher es sich schon klar gemacht hatten, daß mein Kind Ihnen kaum etwas mehr zum Brautschatze mitbringen wird, als sich selber, sammt tüchtigem Fleiß und bescheidener Genügsamkeit; und daß Sie trotz ihrer Armuth sie dennoch allezeit lieben und in Ehren halten wollen, was ich Ihrem edlen, unverdorbenen Herzen auch vollkommen zutraue.

Und so will ich denn, die ich einst als Mädchen ähnlich gedacht und geliebt habe, nun auch als Mutter nicht zu jenen Kleingläubigen gehören, die allzu ängstlich für das Irdische sorgen, und vom Herrn im Evangelium darum zurecht gewiesen werden. Die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar. Und mit Ihrem redlichen, gottvertrauenden Streben wird der Allgütige zur rechten Zeit auch Ihnen eine Bahn bereiten, auf der, wenn auch steil und steinigt, Sie mit meinem Kinde zu einem bescheidenen Haushalt eingehen sollen. Also, diese irdische Sorge will ich meinem Herzen abnehmen, und sie dem Himmel übergeben.

Sie sagten nun in Ihrem ersten Briefe, daß Sie und Bettchen niemals einander schreiben wollten. Das war damals wohl recht poetisch gedacht, und paßte auch ganz gut zu dem Geheimniß Ihrer Verlobung. Jetzt aber, wo ich und Ihre eigene Mutter damit vertraut und einverstanden sind, hat dieser Vorsatz gegenseitigen Schweigens weder Sinn noch Berechtigung. Das Natürlichste, lieber Theodor, ist immer auch das Beste, wenn es anders gegen Religion und Moral nicht verstößt. Und so halte ich dafür, daß ihr euch beide von nun an regelmäßig schreiben sollt. Natürlich nicht krankhaft sentimentale oder leidenschaftlich aufgeregte Liebesbriefe der gewöhnlichen Romangattung. Davor bewahrt euch schon die frische Gesundheit eurer Herzen, eure gediegene Erziehung und der Ernst eures zu erstrebenden Zieles. Aber in Zucht und Ehren, und vor Allem auch in strengster Wahrhaftigkeit, sollt ihr euer äußeres und inneres Leben gegen einander austauschen, damit eure Gedanken und Empfindungen sich in euren Briefen immer besser verstehen und zusammengewöhnen lernen; damit Eines das Andere der Verwirk-

lichung jenes sittlichen Ideals immer näher bringe, das ihr euch beide von einander ohne Zweifel schon jetzt geschaffen habt, das aber doch noch erst gar vielfache Feuerprobe im wirklichen Leben bestehen muß, um sich als echt zu bewähren. Solche Liebesbriefe, mein guter Theodor, werden bei Ihnen wie bei uns stets nur als gute Geister einkehren, die zwischen unserer Heimath und Ihrer Fremde heiligen Frieden der Liebe und herzliche Theilnahme an Freud' und Leid hin- und hertragen, die allzu stürmische Sehnsucht eurer getrennten Herzen dadurch besänftigen, und sie unablässig stärken zu neuem gottvertrauenden Ausharren.

Ist das nicht auch poetisch? Ich weiß zwar, daß Sie ein Bischen gerne schwärmen und wie sollte ich Ihnen das nicht von Herzen gönnen? Die Jugend ist ja die Schwester der Schwärmerei und beide steigen gewöhnlich in ein und dasselbe Grab, so treu hängt ihr Leben aneinander. Ach, meinen eigenen jungen Jahren ist es ja gerade so ergangen. Aber, meinen Sie nicht auch, daß das Absenden, Erwarten und Empfangen solcher Liebesboten Ihrem schwärmerischen Herzen am Ende doch noch viel wohler thut, als das völlige Schweigen, wie Sie sich's in der ersten edlen Begeisterung vorgenommen haben? — In einem Roman möchte sich das wohl ganz überaus poetisch ausnehmen, wenn Einer nach jahrelangem Schweigen plötzlich wie ein vom Himmel gefallener Brautwerber in das Haus der heimlich Geliebten tritt. Aber im wirklichen Leben, darin Sie nun einmal stehen, wäre es doch eine übertriebene und zwecklose Romantik, wenn das liebende Herz sich mit trostlosem Schweigen unnöthig abquälen sollte, wo die Wohlthat verständnißinnigen Austausches vor Gott und den Menschen erlaubt ist.

O Gott, mein Herz wird ja selber wieder ganz verjüngt in dem Gedanken an die glücklichen Tage meiner eigenen, zehnjährigen Brautzeit, die Sie nun mit meinem Kinde mir nachleben wollen. Und mein umschleiertes Auge mahnt mich nun, die Feder niederzulegen, aber meine Hand zu erheben, um Sie mit der ganzen Liebe meines mütterlichen Herzens zu segnen. In Gott Sie umarmend Ihre allezeit treue Mutter

Emilie Moser.

P. S. Ich werde heute noch an Ihre gute Frau Mutter schreiben. Von dem lieben Hermann haben wir dieser Tage einen außerordentlich interessanten Brief erhalten, in dem er uns sein Studentenleben mit allem Feuer seiner Begeisterung geschildert hat. Wie schön von ihm, daß er uns in all' seinen Freuden nicht vergißt!

* * *

Siehst du, mein liebster Hermann, das Wort meiner guten Mutter: „diese Wohlthat eines Sohnes an seinem sterbenden Vater geht dir sicherlich nimmer verloren,“ wie wird es schon jetzt zur Wahrheit! Denn hab' ich nicht durch mein ehrliches Geständniß vor meinem seligen Vater erst seinen heiligen Segen und dann auch noch das Herz dieser zweiten, eben so klugen, wie treuliebenden Mutter mir erworben? — Und welche Wohlthat werden mir in meiner neuen unterthänigen Stellung bei diesen fremden reichen Leuten Elisabeths Briefe sein? Wie immer frische Blumen werden Sie aus dem winterlichen Boden meiner Umgebung jeden Monat aufsprießen, und mir von dem zukünftigen Frühling unserer Liebe duftige Märchen erzählen. O da läßt sich alle andere Kälte ganz gut ertragen. — Da ich dir aber einmal mein ganzes Herz ausschütten muß, so schicke ich dir auch Elisabeths Worte. Du merkst ihnen zwar an, wie sie aus dem übervollen Bronnen ihres freuderregten Gemüthes nur so hervorgesprudelt sind. Aber die Liebe will ja keine eleganten Stylproben, nur Wahrheit und inniges Empfinden. Und diese wehen gewiß auch dir so echt daraus entgegen, wie Blüthenduft zur Frühlingszeit. Sie schrieb mir dicht unter den letzten Worten der Mutter:

Mein Theodor!

Unsere gute Mutter hat mir erlaubt, daß auch ich mit ihrem Briefe dir einige Worte mitschicken darf. Ach, aber wie kann ich dir's nur völlig sagen, wie so unaussprechlich glücklich du mich und die liebe Mutter gemacht hast? Ich muß wirklich erst ein wenig zu mir kommen, um Alles fassen zu können. Es stürmt ja nur so auf mich herein, daß ich vor lauter Freude noch wie zerschlagen bin. So ist es denn wirklich wahr, daß wir einander schreiben dürfen, und

daß unsere Liebe kein Geheimniß mehr ist, auch vor deinen lieben Eltern nimmer? Ich hätte es doch im Leben nicht gedacht, wie das drücken und ängstigen kann. Kaum drei Tage habe ich es ausgehalten. Und nun ging's dir gerade so. O wie danke ich Gott dafür! Und jetzt ist wirklich Alles vorbei? Wir sind von Vater- und Mutterhand gesegnet im Himmel und auf Erden? Und das ist wahr? — Ach, ist das eine Fülle von Glück in diesem kleinen Menschenherzen! Ist das ein Frühling in mir, und draußen liegt doch fußtiefer Schnee und die armen Vögel verhungern fast. O ich könnte Bogen voll schreiben, und würde doch nicht fertig werden. So schicke ich dir heute lieber mein ganzes, ganzes Herz. Darin hast du Alles, was für dich fühlt und denkt, und wie dich in gleicher Treue ewig lieben will deine

Elisabeth.

P. S. Das nächstemal, wenn ich ruhiger geworden bin, sollst du einen recht langen, vernünftigen Brief von mir bekommen. Drum sei doch ja nicht böse, daß ich heute solch' wirres Durcheinander geschrieben. Aber es geht, weiß Gott, nicht anders, und ich will es schon wieder gut machen. Wart' nur! Denn alle vier Wochen darf ich dir nun schreiben, und du mir. Und das richten wir dann so ein: am Anfange des Monats schreibe ich dir, in der Mitte du mir. Vierzehn Tage auf das Schreiben und vierzehn Tage auf deine Antwort mich freuen, o werden da die Monate dahin gehen, und wir wissen gar nicht wie. Aber in den Herbstferien kommst du doch? Zehn Monate wären gerade lang genug; meinst du nicht auch? Doch ich sehe mit Schrecken, daß ich in ein recht kindisches Plaudern komme. Es ist höchste Zeit, daß ich aufhöre. Also noch einmal tausendfach herzliches Lebewohl und zu unserm ersten Brautkusse jetzt noch diesen zweiten. Ach, ja nur im Geiste, das wird wohl in Ehren erlaubt sein. Du hast ja auch der lieben Mutter einen für mich geschickt. Da muß ich doch mit einem andern dir darum danken.

Gott mir dir!

Deine E.

Sind das nicht Worte, aus denen die liebe Unschuld mit hellen Kinderaugen herausguckt? — Und damit du auch von dem muthwilligen Linchen, das dich immer in ihre besonders zärtliche Affection genommen hat, erfährst, wie ihr frischer Humor noch immer gleich neckisch ist, so theile ich dir auch ihr Postscriptum mit, das dich gewiß gleich scherzhaft anmuthen wird, wie mir's ergangen ist mitten in all' der Weichheit meiner andern Empfindungen.

Höre nur dieses lustige Geschäker!

Ja, ja! — So kommen die Duckmäuser zu Tage, die einem so mir nichts, dir nichts, zwischen Licht und Dunkel, das Herz der Schwester wegschnappen. Aber meinen Sie vielleicht, ich hätte nichts gemerkt? O, da wären Sie aber gewaltig auf dem Holzwege. Denn auch mit siebzehn Jahren hat man den Backfisch schon hinter sich, wenn ich mir auch nicht im Traum einfallen lasse, mich schon so blutjung zu verlieben, und darüber so sentimental zu werden, wie meine Schwester Bettchen — vielmehr — ich bitte tausendmal um Entschuldigung — Elisabeth, wie Sie, mein zukünftiger Herr Schwager, sie so hochpoetisch umgetauft haben. Himmel, klingt das aber auch hundertmal höher und respectsvoller! Aber das genirt mich gar nicht. Und seien Sie jetzt nur froh, daß Sie nicht hier bei mir sind. Denn es ginge Ihnen nicht um ein Haar besser, wie Bettchen, die von meinen Neckereien gerade genug auszustehen hat, und jeden Tag das rührende Brautlied: „Schöner, grüner Jungfernkranz“ gewiß ein dutzendmal von meiner Nachtigallenstimme geduldig oder ungeduldig anhören muß. Geschieht ihr auch ganz recht. Was erlaubt sie sich auch, sich zu verlieben, ohne mich erst um Rath und Zustimmung befragt zu haben, was ich im gleichen Falle bei ihr ganz gewiß gethan haben würde. Trauen Sie mir das nicht zu? Was? — Wirklich nicht? Nun, Sie können am Ende Recht haben! Aber das Papier geht zu Ende. Und so schicke denn auch ich Ihnen meine herzlichen, gegenwärtigen Schwester- und zukünftigen Schwägeringrüße. Oder wollen Sie von mir auch einen schwägerlichen Kuß? Meinetwegen. Ich will bei allem Groll gegen Sie doch gerade nicht grausam sein. Also da haben Sie einen! Und Sie, wenn Sie

ein galanter Schwager in spe (Sie sehen, ich kann auch lateinisch) sein wollen, so können Sie mir einmal dafür einen ganz frischen, aus dem Ocean gefangenen, aber doch schon eingesalzenen, echten holländischen Häring schicken. Sie sehen, so sentimental wie Ihre Elisabeth, so lustig ist noch immer Ihre — Caroline. Ja, warum nicht gar? Nein, nur rundweg Ihr Sie, wie sich's schickt, liebendes, aber ewig abgekürzt bleibendes

Linchen.

* * *

Und jetzt mein liebster Hermann, weißt du Alles; mein ganzes Leid der letzten Vergangenheit, mein ganzes Glück der Gegenwart. Und nun sage ich dir Lebewohl, und zugleich mit dir meinem niedern Dachstübchen, darin mein Herz in seiner Zufriedenheit so hoch geschlagen, darin ich so manch goldenen Traum geträumt habe.

Lebt wohl, ihr armen schmucklosen Wände, die ihr mir so heimisch geworden! Mögt ihr einen andern armen Erdensohn, gleich zufrieden mit seinem Geschicke, freundlich beherbergen! Lebe wohl, du meine Freiheit! Ich muß dich mit demüthiger Unterwerfung in fremden Menschenwillen vertauschen. So will es mein Leben und Gott. Aber du wirst wieder zu mir kommen, wann die Tage der Botmäßigkeit ergeben bestanden sind, und dein Antlitz wird süßeren Zauber für mich haben, denn je zuvor. Es schlägt elf Uhr. Das ist die Stunde, in der ich meinen Willen einem höheren hingebe, zu meinem, zu meiner Mutter, zu Elisabeths Heil. Das Herz wird mir doch recht schwer. Wären nur die ersten Tage schon vorüber! Leb' wohl! leb' wohl! Und tausend Küsse ziehen zu dir heim in das deutsche Vaterland, das ich sammt dir und Elisabeth so ewig lang entbehren soll. Gott sei mit dir und deinem

Theodor.

* * *

Und wie es unserm lieben Freund in diesem reichen Kaufherrnhause wohl ergangen ist? — Ich könnte dir diese Frage mit mindestens einem halben Hundert von Briefen Theodors beantworten.

Aber unser Wanderziel ist doch noch zu weit, als daß wir uns mit allzu gemächlichem Behagen dabei aufhalten dürften. Meinem eigenen Herzen steht wahrhaftig ein Freund so nahe, wie der andere, und von beiden erzähle ich dir gleich gerne. Wenn ich jedoch den Adler im unbegrenzten Reiche seines Fluges weitere Kreise ziehen lasse als etwa die Turteltaube, so lasse ich jedem das seiner Natur in meiner Erzählung zukommende Recht unverkümmert.

Deßhalb, lieber Begleiter, nimm jetzt mit einem einzigen Briefe fürlieb, den Theodor fast vier Jahre nach den zuletzt dir mitgetheilten an Hermann geschrieben hatte. Er bildet gleichsam die Brücke zwischen seinem nun bald zu Ende gehenden Berufsleben im Hause van der Straaten, und seinem neuen Lebensweg in der deutschen Heimath. — Diese Worte, die dir wohl genug von seines Schreibers Stimmung erzählen werden, datiren vom 4ten August 1842 und sind geschrieben auf der prachtvollen van der Straaten'schen Villa an der Haarlemer Nordseeküste:

Mein geliebtester, bester Hermann!

Ich sehe von meinem Arbeitstisch auf das weite Meer hinaus. In hehrer Abendruhe liegt es vor mir. Aber auch mein Herz gleicht heute nach gar manch' innerem Sturme der letzten Wochen, nun der Meeresstille im Sonnenschein. Denn höre nur, welch' eben so wichtige wie frohe Botschaft ich dir heut in die Heimath sende. Es ist mir eine wahre Herzenslust, dir diesen für mich unvergeßlichen psychologischen Vorgang mit beschaulicher Umständlichkeit zu erzählen.

Nach einem kurzen Ausflug im Haag und in Amsterdam, waren wir vor zwei Wochen hier angekommen, um, wie schon einmal, die Herbstferien in diesem reizendsten aller van der Straaten'schen Landhäuser zu verleben. Wie immer hatte ich den reichen Schatz meiner Briefe aus der Heimath auch hieher mitgenommen. Und schon am zweiten Abend unseres Hierseins holte ich die mir theuersten Briefe von dir und Elisabeth hervor, um dem Drang meines Heimwehs nach dem Vaterland und euch, meine Liebsten, wieder zu besänftigen. O wer niemals in der Fremde gewesen, der weiß gar nicht, wie süß die Heimath ist. Und so las ich gerade noch einmal deine herrliche

Beschreibung eures fünfzigjährigen Jubiläums, lächelte über den siebzigjährigen, neugebackenen Corpsburschen, deinen Vater, und wieder ward das Herz mir schwer um meinen eigenen im fernen Grabe. — In solcher Stimmung brachte mir der alte Diener Jacob, ein ehrlicher Kölner, von dem ich dir schon einmal erzählt, die deutschen Zeitungen wie täglich zu dieser Abendstunde. Das Meer ging damals sehr hoch, und das Brausen der Brandung stimmte mit dem Frieden meiner Gedanken erst recht harmonisch zusammen. Ich war so gar nicht dazu aufgelegt, meine gemüthsreiche Träumerei mit nüchterner, unfruchtbarer Politik wieder zu verscheuchen, und legte die Blätter vor mich hin auf den Schreibtisch. Aber mitten drin, ich wußte selber nicht wie, ergriff ich doch rein mechanisch eine dieser Zeitungen, und überflog die letzte Seite, während meine Gedanken noch immer bei dir verweilten. Und wie eigenthümlich! — Trotzdem mein Auge nur mit halbem Blick darauf verweilte, fesselte doch sogleich danach eine Ankündigung meine Aufmerksamkeit. Sie lautete: „In einem deutschen adeligen Hause auf dem Lande wird für den vierzehnjährigen Sohn auf zwei Jahre ein Hofmeister protestantischer Confession gesucht. Gründliche Kenntnisse der deutschen und französischen, wo möglich auch der italienischen Sprache, sowie der Mathematik ist unbedingt erforderlich. Ansehnliches Jahrgeld und freundlichste Behandlung werden zugesichert. Anfrage mit Vorlage der nöthigen Zeugnisse bei dem protestantischen Pfarrer Weber in Görzhausen u. s. w."

„Weber — Görzhausen!" rief ich da überrascht für mich aus. Denn augenblicklich fiel mir ein, daß dieser Pfarrer in meinen Bubenjahren Vikar meines seligen Vaters gewesen, mit dem er noch in den letzten Jahren in Correspondenz gestanden. Besinne dich nur, du mußt ihn wohl auch noch kennen. Er nannte dich immer den General von Flachskopf, da wir noch Steckenreiter waren. — Und auch bei dem Namen Görzhausen erinnerte ich mich sogleich, daß noch zu Hause die Rede davon gewesen, wie der Patronatsherr dieses Pfarrers auf einem Ritt im Walde durch sein scheugewordenes Pferd geschleift worden und dann nach langem Schmerzenslager elend zu Grunde gegangen war. Und nun sahen mich diese Zeilen noch viel

vertrauter an, als wollten sie mir eindringlich sagen: „So überleg dir's doch nur!" Es war zu eigenthümlich. — Da stürzte mitten in diesen Gedanken mein Zögling Wilhelm herein, trotz seiner siebzehn Jahre und seiner hoch aufgeschossenen Gestalt noch immer ein knabenhafter Wildfang, bei dem der unselige Hang nach Vergnügen nie einen rechten Ernst und Fleiß aufkommen ließ, und rief athemlos: „Herr Faber geschwind! Meine neuen Ponys sind schon eingespannt. Ich kutschire Sie am Strande herum. Jetzt ist es gerade Ebbe. Da geht's prächtig." — Ich zögerte anfangs zu folgen, da ich so gar nicht in der rechten Stimmung war. Als aber auch die Mutter hereinkam und mit beleidigter Miene mir sagte: „Nun, Herr Faber, Sie werden doch auch nicht gegen dieses Vergnügen Wilhelms wieder was einzuwenden haben?" machte ich mich ohne weitere Gegenrede bereit. Fünf Minuten darauf fuhren wir an der stürmenden Brandung mit den flüchtigen Schaumbergen um die Wette. Es war ein wunderbar erhabener Anblick. Geschlängelte Blitze durchzuckten die schwarze Wolkenmauer, und das dumpfe Rollen des Donners übertönte noch das Getöse der Wogen. Aber trotz alledem tönten doch die Namen „Weber" und „Görzhausen" in meinem Herzen noch viel lauter. Und mein Auge sah mitten in dieser furchtbaren Majestät des Meeres immer wieder das unbedeutende Zeitungsblatt mit jener Anzeige. — Kaum war ich wieder auf meinem Zimmer allein, so nahm ich's abermals zur Hand, und eine innere Stimme, vorher nur halb verständlich, mahnte mich jetzt mit entschiedenster Bestimmtheit, mich um diese ausgeschriebene Stelle sofort zu bewerben. Denn, sagte mir dann auch mein Verstand, in vier Wochen geht mein nun bald vierjähriger Beruf im van der Straaten'schen Hause zu Ende. Aber was dann? Ich bin dann wohl ein absolvirter Candidat der Theologie, aber wie viel Jahre werde ich dann noch daheim auf eine bescheidene Versorgung hinwarten müssen? Soll ich dann das mir hier so sauer erworbene, kleine Vermögen wieder nach und nach aufzehren, daß ich zuletzt doch nur wieder mit leeren Händen dastehe? Und soll ich nicht lieber meine hier gesammelten Sprachkenntnisse in der Heimath verwerthen, und wenn auch wieder unter gleicher Botmäßigkeit?

O lieber Hermann, glaube doch ja nicht von mir, daß das Ziel meiner irdischen Wünsche keine Grenze habe, oder gar, daß ich der Begierde nach Geld und Gut auch nur mit einem Blutstropfen dienstbar geworden sei. Nein, wahrhaftig nicht. Ach, was ich auf Erden erstrebe, ist ja so blutwenig, aber doch unendlich viel, um meinen Drang nach Menschenglück vollkommen zu befriedigen.

Ein bescheidenes Pfarrhaus auf dem Lande, darin ich mit Elisabeth mich ohne Noth eines wohlgeordneten Haushalts erfreuen darf, darin ich für meine Gemeinde unverdrossen im Dienste Gottes und der Wissenschaft arbeite und wirke, sieh', liebster Hermann, das ist der ganze Inbegriff und Umfang meines idealen Glückes der Zukunft. Aber nein, Eines habe ich dabei doch noch vergessen. Auch der Hauszins meiner guten Mutter muß in meinem Ausgabebudget als fester Posten stehen bleiben, bis sie einst, was Gott noch lange verhüte, für ihre allerletzte irdische Wohnung keinen Hauszins mehr nöthig hat. Dieser Ueberschuß an Geld gehört auch noch zu meinem vollen Glücke.

Doch weiter! Ich schrieb also schon am andern Tage nach Görzhausen und zwar im Einverständnisse mit Herrn und Frau van der Straaten, welch' Ersterer mir über meine hiesige Berufsthätigkeit und erworbenen Sprachkenntnisse ein so glänzendes Zeugniß ausstellte, wie ich's von seiner äußerlichen Kälte und Trockenheit gegen mich gar nicht erwartete. Und keine acht Tage darauf war Pfarrer Webers Antwort in meinen Händen.

Ich weiß nun wirklich nicht recht, lieber Hermann, wie viel oder wie wenig ich dir heute daraus mittheilen soll. Lernst du doch durch diesen Brief alle Verhältnisse meines zukünftigen Aufenthalts und Berufs schon jetzt umständlich kennen! Und das unmittelbare Wort gibt ja doch immer das beste Verständniß. Nun, ich fange eben getrost an, dir Pfarrer Webers Brief abzuschreiben. Du wirst namentlich über die zweite Hälfte dich höchlich verwundern. Wozu soll ich dir gegenüber kritisch wählerisch sein? Zu schnellem Ueberfliegen wird es für dich keinesfalls zu langweilig sein.

Also Pfarrer Weber schrieb mir:

Mein lieber, junger Sohn
meines theuren, väterlichen seligen Freundes!

Wie war ich gestern Nachmittags einerseits schon überrascht, als mir die Botenfrau einen Brief mit dem Poststempel Haarlem übergab und andererseits noch mehr, als ich sogleich nach der Unterschrift sah, und den Namen Theodor Faber las. Merkwürdiges Geschick, dachte ich, das meine Anzeige bis am fernen Meeresstrande von Ihnen lesen ließ, mit dessen verewigtem Vater ich als einstiger Vikar in so steter, dankbarer Verehrung verbunden blieb. Dabei kann ich wohl sagen, wehte mich der ganze Geist Ihres Briefes gar wohlthuend an, und das ihm beigelegte Zeugniß trug nur dazu bei, diese gute Meinung von Ihnen in mir zu befestigen. Doch sogleich zur Sache! — Nach meiner im Schlosse noch am selben Abend deßhalb gepflogenen Unterredung ist nun die gnädige Frau Baronin Görz vollkommen entschlossen, auf Ihr Anerbieten einzugehen, auch ohne Sie selber vorher gesehen und gesprochen zu haben. Ihr Brief und Zeugniß ersetzt das Alles und ich hoffe, die Bedingungen, die ich Ihnen auf diesem Extrablatte beilege, werden auch Sie in Ihrem Entschlusse nicht mehr wankend machen.

Nun lassen Sie mich Ihnen aber die Verhältnisse, die Sie hier erwarten, in Kürze schildern, damit Sie desto eher zu uns kommen. Denn Sie sind uns mehr als dringend nöthig! Also hören Sie!

Die sehr alte, und vormals reichsfreiherrliche Familie von Görz ist bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert im Besitze des hiesigen Mannlehens Görzhausen und des dicht daran grenzenden Teisenberg. Beide Güter liegen in ungemein traulicher, ja man darf wohl sagen, romantischer Gegend, darin prächtiger Hochwald mit fruchtbaren Gefilden und Wiesengründen wechselt. Das Vermögen der Familie Görz ist ein sehr geordnetes. Das alte Schloß zum Malen poetisch. Aber — aber — in seinen von außen so friedlichen Mauern wohnt recht, recht viel Herzeleid. — Ich will nun gar nicht mehr von dem schrecklichen Tode des gnädigen Herrn reden, dieses echten Edelmanns vom Scheitel bis zur Sohle, der vor vier Jahren so jämmerlich zu Grunde gehen mußte. Zwar ist

seit jener Stunde, da das Pferd eines Abends ohne seinen Herrn in den Schloßhof gesprengt kam, und er selber dann mit zerschmetterten Gliedern im Walde aufgefunden ward, die alte Freude nie mehr so recht hier eingekehrt. Und obwohl zuletzt die Frau Baronin die Erlösung ihres Mannes von seinem langen Schmerzenslager inständig erflehte, so ist sie eben doch eine jener edlen Wittwen geworden, die mit der Zeit wohl die Trauer nach außen ablegen, aber im Herzen niemals. Indessen ein gottergeben getragener Wittwenschmerz ist doch eben kein bitterer, denn die Wehmuth wird durch demüthige Unterwerfung in einen höheren Willen verklärt und geheiligt. Aber um den einzigen Sohn und Erben des alten Geschlechtes in fortwährender Angst zu schweben, daß der nicht an Leib und Seele langsam zu Grunde gehe, das ist wohl für ein Mutterherz das allerherbste Leid. Und leider Gottes verdüstert diese Sorge das ganze Leben der Frau Baronin, die an Adel der Gesinnung und menschenfreundlicher Güte wohl das leibhaftige geistige Ebenbild des Hochseligen genannt werden muß. Ihre einzige Tochter, Baronesse Adele, die gegenwärtig sechzehn Jahre zählt, und bei der ein schöner Geist die Körperschönheit noch weit übertrifft, theilt redlich mit der Mutter diese stumme Betrübniß um den Bruder. O wie oft dachte ich mir schon: solche Eltern und solcher Sohn! Wie konnte das nur geschehen? War der hochselige gnädige Herr ein wahres Musterbild weiser Sparsamkeit und opferreichsten Willens in Erreichung seines Lebenszieles, gerade für diesen seinen Erben das Gut seiner Ahnen von jenen drückenden Schulden frei zu machen, mit denen die vorige, luxuriöse Generation dasselbe belastet hatte, so zeigt sich bei dem nun vierzehnjährigen Sohn leider schon jetzt eine solche Nichtachtung des Geldes und eine solche Flatterhaftigkeit des Willens in allen ernsten Dingen, daß ich, voll Angst in die Zukunft, immer wieder an den eben so pracht- wie verschwendungssüchtigen Großonkel Kasimir und dessen ruhmloses Ende denken muß, von dem Clemens leider diese traurigen Anlagen geerbt zu haben scheint.

Freilich darf ich dabei ein vielleicht noch viel wichtigeres Moment nicht unerwähnt lassen, daß eben sein bisheriger Hofmeister auch in

gar keiner Weise der Mann dazu war, um durch sittlichen Ernst und Zartheit des Gewissens den unglücklichen Gemüthsanlagen seines Zöglings eine bessere Richtung zu geben.

Ich war schon vor vierthalb Jahren, einige Monate nach dem Tode des gnädigen Herrn, mit der Wahl dieses Menschen so ganz und gar nicht einverstanden. Denn schon sein ganzes äußeres, mir nichts weniger als sympathisches Auftreten, und ein gewisser Instinct sagte mir, daß die Erziehung des Herzens und Geistes der innere Beruf dieses Mannes ganz gewiß nicht sei. Auch sein Absolutorium und seine bei mir bestandene Prüfung, so gut sie auch ausgefallen war, vermochte nicht, meine Ansicht umzustimmen. Darum widerrieth ich der Baronin auf das dringendste dessen Annahme. Indessen, wie es leider im Leben so oft geht, daß selbst bei den edelsten Menschen ein schlimmer, selbstsüchtiger Rath über einen guten, uneigennützigen die Oberhand gewinnt — auch in dieser so hochwichtigen Frage war die zudringliche Protection des Gutsverwalters, der mir stets eben so wenig behagte, stärker, als mein Freundeswort. Und da bei der guten Baronin neben der Rücksicht auf den Gutsverwalter auch noch ein sehr übel angebrachtes Mitleid für dessen Neffen mit im Spiele war, so mußte meine Warnung endlich verstummen. Aber wie grausam war sie dabei, ohne es zu wollen, gegen den eigenen Sohn! — Dieser Mensch, Joseph Volkmann mit Namen, wollte nämlich nur deßhalb seine juristischen Studien auf der Universität unvollendet gelassen haben, weil er's mit seinem Gewissen nicht mehr habe vereinbaren können, von seinem alten Vater und noch fünf unversorgten Geschwistern ferner Geld anzunehmen. Da sei er lieber zu dem opferwilligen Entschlusse gekommen, seine ihm so theuren Studien aufzugeben, als seiner armen Familie noch auf so unbestimmte Dauer hinaus zur Last zu fallen. Und das Alles wußte er mit so glaubwürdiger Heuchelei der weichherzigen Baronin zu erzählen, und der in der Verstellung gleich gewandte Onkel bestätigte mit solcher Rührung diese Erdichtung, daß man es im Schlosse als eine wahrhaftige Fügung des Himmels pries, gerade einen solchen Mann gefunden zu haben, der selber den bitteren Kelch der Armuth habe ausleeren müssen, und der sonach gewiß auch am befähigtsten sei, diesen Sohn

vor den Gefahren des Reichthums um so sicherer zu bewahren. — Selbst die blutigrothe Narbe, die Volkmanns ganzes Gesicht durchzog, war leider im Schlosse nur ein Beweis mehr dafür, wie glücklich man es mit diesem hochherzigen Menschen getroffen habe. — Ich war nun selber Mitglied einer studentischen Landsmannschaft. Und ein noch sichtbarer Hieb auf meiner linken Schläfe mahnt mich stets daran, meine heutige, aus sittlichen wie religiösen Gründen nothgedrungene, Verwerfung des Duells nicht mit allzuherber Strenge auch von allen Anderen zu fordern. Aber als ich erfuhr, daß dieser Mensch, statt ehrlich auf die milde Frage der Baronin das Kind beim wahren Namen zu nennen, das neue Märchen erdichtete, daß er auf einer Kirchweihe seinen von trunkenen Bauern angegriffenen, besten Freund vom sichern Tod errettet und dafür selber diesen Lohn davon getragen habe — ich muß sagen, seitdem ich das wußte, kam mir bei dieser Narbe immer der Gedanke, daß sie der höllische Fürst aller Lüge zum Kennzeichen von dessen irdischer Anhängerschaft ihm ins Gesicht geschrieben habe.

Doch wohin komme ich, mein lieber junger Freund? Mein Brief hat ja längst die rechte Grenze überschritten. Und dennoch mußte ich Ihnen das Alles sagen, damit Sie so recht im Herzen inne werden, welch' hochwichtiger, und ich hoffe zu Gott, auch jetzt noch segensreicher Beruf Ihnen hier entgegenharrt. Denken Sie sich: über drei volle Jahre hatte dieser Mensch es verstanden, die Maske der Heuchelei vor das Antlitz seiner innern Gemeinheit zu halten, und diese arglosen Menschen in himmelschreiender Weise zu täuschen. Ich ward allmälig durch das immer dreistere Auftreten dieses verschmitzten Lügners zu meinem größten Leidwesen dem Schlosse ganz entfremdet. Merkte ich doch zu gut, wie mein früher so geschätzter Rath völlig bei Seite gesetzt ward, und dieser Hofmeister, daß Gott erbarm', die unglaublich verblendete, sonst so verständige Baronin immer stärker wie ein unseliger Dämon beherrschte. Ach, statt seines Zöglings Hang zur Verschwendung und gemeinen Lustbarkeiten zu mildern, war dieses Zerrbild eines Erziehers dessen heimlicher Mithelfer geworden. Besonders aber e i n Laster, die Mutter aller andern, das ich wenigstens früher an Clemens nie gewahr wurde, richtete zu

meinem Schrecken in dem jungen Herzen den allerärgsten Schaden an. Das war die Lüge, und Volkmann ihr Lehrmeister. Doch wie vermöchte ich Ihnen heute alle psychologischen Vorgänge dieser drei Jahre auch nur annähernd zu erzählen!

Hören Sie lieber gleich das Ende!

Die beiden Volkmann, Onkel und Neffe, wurden vor vier Wochen mit Schimpf und Schande entlassen oder besser gesagt, davongejagt. Der Verwalter, den die ängstliche Baronin zur tüchtigen Bewirthschaftung ihrer Güter in ihrem Wittwenstande für rein unentbehrlich gehalten, und um dessentwillen sie immer wieder mit dem Neffen Nachsicht hatte, ward von dem grundehrlichen Revierförster der fortgesetzten Unterschlagung von Forstgefällen angeschuldigt und auch überführt worden, und hat es nur dem Mitleid der Baronin zu danken, daß man sich aus Rücksicht für seine Familie mit einfacher Entlassung begnügte. Und der Hofmeister folgte ihm auf der Ferse, weil die Gemeinheit seines Herzens endlich unverschleiert zu Tage gekommen war, leider auf Kosten eines früher völlig sittenreinen Kammermädchens, das nun mit dem Verlust der Ehre auch den dieser guten Herrschaft zu beklagen hat, und vor acht Tagen in voller Verzweiflung in die Hauptstadt abgereist ist, wo ihr Vater ein einträgliches Geschäftsbureau betreiben soll.

Ein ganz merkwürdiger Zufall führte noch überdies gerade acht Tage zuvor in der Person des jetzigen Assessors bei dem hiesigen Herrschaftsgerichte einen früheren Studiengenossen Volkmanns nach Görzhausen, einen, wie mir scheint, äußerst soliden jungen Mann, der auch Ihnen nicht unbekannt ist, Namens Friedrich Kreutzer, und der bei seinem ersten Besuche in meinem Hause vor Staunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug, daß er diesen Volkmann in der Rolle eines Hofmeisters hier antraf. Alle seine früheren Lügen vom Aufgeben seiner Studien aus Rücksicht für seine arme Familie, so wie das Märchen von seiner Narbe wurden durch Kreutzers offene Aussagen enthüllt. So fiel es der armen Baronin endlich wie Schuppen von den Augen. Dabei muß ich in Klammern bemerken, daß ich zu meiner großen Freude aus Kreutzers Erzählung von jenem Duell entnommen habe, wie Ihr vormaliger Spielgenosse, Hermann

Stark, ein so treuer Sohn, seines trefflichen Vaters werth, und zudem ein so tapferer Held geworden ist. Merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände, dachte ich mir, daß gerade Ihr Spielgenosse diesen Volkmann damals so fürchterlich zeichnen mußte, und Sie nun dessen Nachfolger im Görz'schen Hause werden sollen. — Sind Sie und Hermann Stark denn immer noch so gute Freunde?" — Nach alledem, was ich von ihm hörte, könnte ich es nur herzlich wünschen.

Doch ich komme zum Schluß. Daß jetzt, nachdem die so lang verpestet gewesene Luft des Schlosses gottlob wieder rein geworden, auch mein vorher mißachteter Rath wieder zu Ehren gekommen, können Sie leicht begreifen. Es ist ein trauriger Triumph, den ich feiere. Ermessen Sie nun aber, mein lieber, junger Freund, welche Mission Sie hier zu erfüllen haben! Zwar eine schwere, aber auch eine sehr schöne. Und bei allen bedenklichen Anlagen Ihres zukünftigen Zöglings, und deren weiterem Verderbniß durch Volkmann hat er, nebenbei gesagt, ein wunderschöner Knabe, doch auch wieder so gute Eigenschaften und namentlich ein so weiches Herz, daß es Ihnen gewiß noch gelingen wird, zu seinem dauernden Heil auf ihn einzuwirken. Die Mutter wird, durch bittern Schaden nun klüger geworden, gewiß Alles thun, um Ihnen helfend zur Seite zu stehen. — Clemens soll nun in zwei Jahren in die österreichische Armee eintreten, in der auch sein seliger Vater zehn Jahre lang diente. Es ist dieser Beruf eine alte Familientradition. Auch damit bin ich nun zwar gar nicht einverstanden. Indessen darüber läßt sich ja noch reden, wenn Sie nur einmal da sind.

Und so kommen Sie denn als die sichere Hoffnung einer armen schwer getäuschten Mutter! Kommen Sie als die lautere Wahrheit rettend zu einem jungen, irregeführten Menschenherzen! Kommen Sie als echtes Gold tüchtiger Einfachheit, damit das falsche verschwenderischen Reichthums an dessen Glanz seinen trügerischen Schimmer erkennen und verachten lerne. Damit habe ich Alles gesagt, was mir Drückendes auf dem Herzen lag. Ich warte nun in Gemeinschaft mit der Frau Baronin voll Sehnsucht auf Ihre definitiv bejahende Antwort, und grüße den Sohn mit einer

Liebe, die meiner Verehrung gegen den seligen Vater völlig gleichkommt.

Ihr im Herzen getreuer, wohlmeinender Freund

Adolf Weber, Pfarrer.

Mit dem völligen Abschreiben dieses Briefes sage ich dir für heute gute Nacht, denn es ist elf Uhr geworden, und meine müden Augen mahnen mich an die Schlafenszeit. Morgen in aller Frühe das Weitere!

Am 5. August Morgens 6 Uhr.

Ich war ganz froh, mein Liebster, wie ich vor einer halben Stunde die Augen aufschlug und das Brausen des Meeres wieder hörte. So schrecklich habe ich diese Nacht von diesem Volkmann geträumt, mit dem ich, als einem finstern Geiste der Unterwelt, ein stundenlanges Duell zu bestehen hatte, den ich aber trotz seines flammenden Schwertes zuletzt siegreich zu Boden schlug. Du lieber Himmel, ich und solch' ein Duell! Ein David mit einem Goliath. Wie man nur so ungeheuerlich träumen kann! — Und so knüpfe ich nun heute wieder an. Nicht wahr, dieser Volkmann als Hofmeister im Görzschen Hause! Und ich, dein bester Freund soll nun die schlimme Saat wieder ausrotten, die er, dein ärgster Feind, im Herzen dieses armen Knaben ausgeworfen hat. Du begreifst nun wohl, mein lieber Hermann, daß, wenn ich in meinem Entschlusse, nach Görzhausen zu gehen, vorher auch noch so sehr gewankt hätte, dieser dringliche Brief des Pfarrers Weber ihn felsenfest machen mußte. Und so ist es also auch eine ausgemachte Sache. Ich werde diese schwere Mission in Görzhausen annehmen. Wie weit sie mir freilich gelingen wird? Doch ich will mir meine Aufgabe durch allzuängstliche Zweifel nicht selber unnöthig erschweren. Habe ich doch den aufrichtigen Willen, meine ganze Geisteskraft und Herzensliebe dafür einzusetzen. Und den Erfolg will ich getrost dem überlassen, der die Menschenherzen lenkt, wie Wasserbäche. Aber nur Eines fürchte ich. Wenn nur nicht auch dort wieder der Reichthum des Hauses meines Wirkens schlimmster Feind ist, gegen den ich hier immer so wehrlos angekämpft hatte. — O, nein, liebster Hermann, ich habe es im van

der Straaten'schen Hause nun durch vier Jahre so recht gründlich einsehen lernen: es ist ein unendlich fragliches Glück, als reicher Eltern Kind geboren zu werden, wenn das Geschick neben das große Erbtheil nicht auch zugleich die höchste Weisheit der Eltern mit in die Wiege legt, die jeden Tag das aufwachsende Kind in der schweren Kunst unterweist und zu immer höherer Meisterschaft bringt, den Reichthum nur als fruchtbringendes Mittel zur Ausbildung des Herzens und Geistes zu benützen, aber nicht den maßlosen und verfrühten Genuß als höchste Lebensaufgabe selber zu betrachten, und so über den Mitteln das Ziel zu vergessen.

Leider hatte namentlich die Mutter meines bisherigen Zöglings Wilhelm diese Weisheit so ganz und gar nicht verstanden, und, sie in das gerade Gegentheil umkehrend, bei ihrem Sohne von Kindesbeinen an viel mehr den Fluch als den Segen des Reichthums groß gezogen. Das Bereich meines Wirkens war zwar von Anfang schon auf den bloßen Unterricht beschränkt worden, und sonach trifft auch mich wegen der ganz verfehlten Herzensbildung meines Schülers kein Vorwurf. Aber es that mir denn doch viel hundertmal in der Seele weh, daß diese so viel verheißende Menschenblüthe durch den Herzensfrost der eigenen Mutter, und den Mehlthau ihrer verblendeten Liebe oder vielmehr Verliebtheit, um seine einstigen besten Früchte betrogen worden ist. Und, wenn möglich, noch schlimmer war es mit dem ehelichen Glücke dieses Elternpaares bestellt, von dem jede Hälfte in grenzenloser Liebesarmuth ihre eigenen Wege ging und jeder Tag den inhaltsreichen Satz: „Ein Leib und eine Seele," zur schalen Phrase ernüchterte.

Ich danke jetzt Gott kniefällig für die Gnade, daß er mich als armen Pfarrerssohn, und Elisabeth nicht minder dürftig geboren und erzogen werden ließ. Und siehe, liebster Hermann, so nehme ich ein so vollgefülltes Schatzkästchen voll Lebensernstes und goldener Wissenschaft von echtem Menschenglück aus diesem reichen Kaufherrnhause mit nach Hause, wie mit zweiundzwanzig Jahren ihn wohl nur Wenige aufzuweisen haben.

Aber auch außerdem, mein liebster Freund, bin ich in diesen vier Jahren aus jenem armen Teufel, wie Frau van der Straaten

mich nach meiner ersten Vorstellung genannt, ein so steinreicher Mann geworden, wie vielleicht unter all' den krösusartigen Mynheers in Holland kein reicherer aufzufinden ist. Denke dir: ganze 2000, sage mit Worten: zweitausend holländische Gulden, die volle vierjährige Summe meines Hauslehrergehaltes, schleppe ich nach Deutschland mit. Wird das bei euch dadurch eine Geldüberschwemmung werden! Dabei konnte ich obendrein von meinem Stipendium zu zweihundert Gulden die Hälfte davon alljährlich meiner Mutter zum Hauszins schicken. Mit den andern hundert Gulden bestritt ich Kleidung und Bücher, und versorgte meine hier vertrauteste, schlanke Freundin mit ihrem von dir dedicirten cheruskischen Wappenkopf. Aber noch nicht genug mit diesem Schatze! Ich habe ganz Holland durchwandert, Londons erstickenden Nebel gerochen, und in Italiens sonnigem Zauber bis zum Golf von Neapel geschwelgt. Ich bin auf den Boulevards von Paris spazieren gegangen, und spreche französisch, englisch und italienisch, vom Holländischen gar nicht zu reden. Nicht wahr, was bin ich für ein windiger Prahlhans geworden, der früher so schüchterne, bescheidene Pfarrerstheodor? Ja, wer kann auch für sich einstehen, wie man noch später ausartet! Und es ist recht gut, daß ich, um mich vor zu großem Hochmuth zu bewahren, nach Abwerfung dieses holländischen Joches, mich sogleich wieder in ein neues, deutsches einspannen lasse. O da bleibt man schon hübsch zahm. Aber, im Ernst gesprochen, lieber Hermann, möge mich Keiner um das, was ich in diesen vier Jahren mir errungen, zu arg beneiden! Denn, wenn ich ihm nun das Alles auf die eine Seite legen würde, und auf die andere, als hiefür bedungenen Erwerbspreis, all' die Tage dieser Jahre mit ihren stummen Opfern und Anstrengungen jeder Art, ich glaube immer, von hundert deutschen Studenten würden neun und neunzig daran vorübergehen, und es kaum einen einzigen gelüsten, um solchen Preis meinen Schatz sich zu erkaufen. Dazu gehörte die ganze Vorschule in meinem Vaterhause, und die ganze Liebe von Elisabeth. Ich allein wäre sicherlich schon im ersten Jahre unterlegen.

Und so ziehe ich denn in vierzehn Tagen von meiner holländischen Fremde wieder in die deutsche Heimath! Süßes Wort, ersehntes

Labsal meines so lange daran darbenden Herzens! O ist es denn wirklich wahr, daß ich dich nun so bald wieder betreten darf, du heiliger Boden meines deutschen Vaterlandes? Daß ich meine Mutter und Geschwister, daß ich Elisabeth und dich wiedersehen und umarmen darf? Wird das ein Glück in mir werden! Auf dich freilich werde ich wohl bis Ende October warten müssen. Das allein thut mir leid. Und so lebe wohl! Dies ist mein letztes Wort vom holländischen Meeresstrande. Mein nächstes schreibe ich dir auf deutschem Boden. Meine Freundschaft zu dir kann aber auch dort nicht von tieferer, deutscher Innigkeit und Treue beseelt sein, als die, in der dich jetzt unter herzlichsten Küssen umarmt dein ewig treuer

Theodor.

*
* *

Aus der alten Vaterstadt am 25. August 1842.

...... Weiß der liebe Gott, ich hätte niederknien mögen, um den deutschen Boden meiner Vaterstadt zu küssen, so ganz außer mir war ich vor Freude, als ich in tiefer Nacht hier im Schwanen abstieg, und dann früh Morgens meine Mutter und Geschwister aufsuchte. Freilich ward mir bei meinem Gang über den Rittersberg das Herz wieder gar schwer, als ich ein mir ganz fremdes Mädchengesicht aus dem Fenster unseres einstigen Hauses auf mich herausschauen sah. Eine ganze Weile mußte ich voll tiefster Wehmuth hinüberblicken. Ach, ich meinte immer, ich müßte meinen seligen Vater am Fenster seiner Studirstube sehen. Doch gehe stille daran vorüber und klage nicht! rief ich mir zu. O er hat ja eine viel schönere Wohnung im Himmel! — Aber zu deinem Erkerhause schickte ich gar frohen Gruß hinauf. Denn du wardst mir ja darin geboren, und all' die Deinen lebten noch.

Wie ich nun zur Vorstadt an die kleine Miethwohnung meiner Mutter kam — es schlug eben acht Uhr — da ging eine ganze Schaar kleiner Mädchen mit mir durch den Hausgang. Ich fragte sie, wohin sie gingen: „Ei, zur Frau Dekanin in die Strickschule." — In die Strickschule! — Dieses Wort gab mir doch einen argen Stich ins Herz, obwohl ich längst davon wußte. Und wie das Knie mir

dann zitterte, als ich mit diesen Kindern die enge Treppe hinaufstieg! Dann ließ ich sie erst die Thür öffnen und vorangehen. Noch vom Gang warf ich einen Blick ins Zimmer hinein. Da saßen schon einige der Kleinen auf ihren Bänken. Meine Mutter mit meinen zwei Schwestern waren mit ihnen beschäftigt. Und jetzt stürzte auch ich hinein. Gott, war das ein dreifacher Aufschrei drinnen, daß alle die kleinen Geschöpfe zusammenschraken! Und ich lag an meiner Mutter, an meiner Geschwister Herzen. — O Hermann, Hermann, war das ein Wiederfinden nach vier ewig langen Jahren! Wie soll ich's dir nur beschreiben? Es war ja ein unbeschreiblich seliger Augenblick.

Das war der eine und zwei Tage darauf der andere. Doch auch diesen kann ich dir unmöglich schildern. Mir zittert ja schon die Hand, wenn ich nur daran denke. So wisse denn nur so viel: ich war auch dort. Ich habe Elisabeth wiedergesehen und als Braut umarmt. Einen ganzen Tag habe ich bei Mutter Moser verlebt. Sie hat nun ebenfalls eine Arbeitsschule — keine Studenten mehr. Und sie wohnen auch nicht mehr in der Schustergasse. Weißt du, dicht an der Lindenallee das schöne, reinliche Häuschen an dem Röhrbrunnen — da hat sie ganz für sich gemiethet. Und es geht ihnen gottlob gut, recht gut. Ach und Elisabeth — wie ist sie nun zur herzliebsten Jungfrau erblüht! Aber Mutter Moser ist eisgrau geworden, noch ärger als die meine. Die alten Sorgen kommen nun eben mit einemmale heraus. Linchen noch immer die alte Lustigkeit. Sie fragte sehr viel nach dir. Sie saßen gerade beim Nachtessen, als ich mit meiner Mutter eintrat. Kannst du dir's vorstellen, wie sie da vom Tische auffuhren, und Eines ums Andere uns in die Arme fiel? — Ach Alles, Alles ist ja nun verschmerzt und vergessen. Meine vier Jahre sind jetzt nur ein einziger bitterer Tropfen, und vor mir liegt ein ganzes Meer von Glück und Freude. O! Gott ist überschwänglich gnädig mit mir! Und dann noch das herzliche Wiedersehen in deiner guten Eltern Haus! Sie sind gesund und sehnen sich unendlich nach deiner Heimkehr. — Nun, nimm für heute fürlieb mit diesen von hastiger Freude beflügelten Worten! Ich habe noch gar vieles zu verrichten. Morgen früh nach Görzhausen! Wie wird mir's dort wohl

ergehen? Mir ist doch ein wenig Angst. So bald ich kann, von dort aus mehr, und ruhiger wie heute! Gott mit dir und deinem, seinem deutschen Vaterland und all' seinen Lieben darin wiedergegebenen

Theodor.

*
* *

Schloß Görzhausen am 1. September 1842.

Mein herzlich Geliebter!

Sieh', da sitze ich schon ganz gemüthlich in meinem wohnlichen Thurmzimmer des freiherrlichen Schlosses Görzhausen. Altersdunkle Ahnenbilder im Harnisch sehen auf mich, friedfertigsten Theologiekandidaten, kriegslustig hernieder. Aber vor meinem offenen Fenster huschen die Schwalben im Sonnenschein vorüber, und verstecken sich dann und wann im Laube des wilden Weines, der an den zwei runden Thürmen bis zum spitzigen Schieferhelme hinanklettert. Ich glaube fast, diese niedlichen Kinder der Luft spielen miteinander Versteckens, gerade so, wie die andern flügellosen auf Erden, und ich höre aus ihrem jubelnden Gezwitscher, wenn sie von den suchenden Gespielen ertappt werden, ganz deutlich ein lustiges Lachen heraus.

Du merkst nun schon, lieber Hermann, in welcher Stimmung ich dir schreibe. Ich kann dir auch gar nicht sagen, wie mir schon jetzt hier so heimathlich zu Muthe ist. War das aber auch schon ein wohlthuender Empfang! Stelle dir vor: drei Stunden von Görzhausen erwartete mich an der Eisenbahnstation die herrschaftliche Kutsche, und ich war nicht wenig erstaunt, als sogleich bei meinem Aussteigen ein Pfarrer, mit einem jungen, bildschönen Knaben an der Hand, auf mich zukam, und mir mit den Worten die Hand drückte: „Herzlich willkommen! Sie werdens ja wohl sein! Ich bin Pfarrer Weber und hier, Ihr zukünftiger Zögling Clemens. Er konnte es gar nicht erwarten, Sie schon hier begrüßen zu dürfen. Nun kommen Sie! Wir fahren sogleich weiter." Clemens reichte mir noch etwas schüchtern die Hand, worauf ich mich nicht enthalten konnte, ihm auf sein frisches Gesicht einen Willkommkuß zu drücken, was ihn

sichtlich freute. Dann stiegen wir in den offenen Wagen. Es war gerade vier Uhr Nachmittags, und die Sonne der letzten Augusttage meinte es mit uns sehr gut. So fuhren wir in lustigem Trabe noch zwei Stunden miteinander. Ich konnte mich dabei an dem blühenden Menschenkinde gar nicht satt sehen, und sein angenehmes Plaudern sammt diesem offenen Gesichte machte mir wirklich Kopfzerbrechen, wie ich diese ansprechende Außenseite mit den mir von Pfarrer Weber geschilderten Charakter- und Gemüthsanlagen zusammenreimen solle. Aber freilich, dachte ich mir, wie liegt oft Gutes und Schlimmes im Menschen unharmonisch nebeneinander! — Zuletzt fuhren wir einen langgestreckten Hügel hinan. Eine mächtige Pappelallee trat immer höher hervor. An deren Ende gegen die Straße zu standen in einem Rondel riesige Platanen. Als wir auf der Höhe angekommen waren, rief Clemens dem Kutscher ein freudiges Halt zu und sagte zu mir: „So, Herr Kandidat (eine Titulatur, die mich schon unterwegs im Stillen lächeln machte), jetzt steigen wir aus. Den Hohlweg hinunter geht es so nicht gut. Und in der Allee erwartet uns Mama und Adele.“ — So traten wir also zur Allee, und sogleich sah ich von einer Bank unter den Platanen die Baronin und Fräulein Adele sich erheben. Ich konnte kaum dazu kommen, nur recht meine Verbeugung zu machen, so war die Baronin uns auch schon rasch entgegengekommen und reichte mir freundlichst die Hand mit dem mir so wohlthuenden Gruße: „Seien Sie uns herzlich willkommen, mein lieber Herr Faber!“ — Und doch, welch' edle Würde lag in dieser Herablassung! Welcher Gegensatz zu meiner vorigen Herrin, die, vom ersten Empfange gar nicht zu reden, nach vier langen, opfervollen Jahren mir kaum halb so herzlich Lebewohl gesagt, als diese edle Frau mich Unbekannten schon zum erstenmale begrüßte. Dabei war ich erstaunt, welch' hohe Schönheit noch auf ihrem Antlitze lag, wenn auch der Kummer dieses zarte Bild sichtlich übermalt hatte. Sie zählt auch, wie mir Pfarrer Weber sagte, erst fünfunddreißig Jahre, und zog schon mit siebzehn aus dem Grafenschlosse Hohberg als neuvermählte Burgfrau hier ein. Fräulein Adele, die nun eben so alt, kann sich wohl an Schönheit mit der Mutter nicht vergleichen, scheint mir aber deren Herzensmilde

vollauf geerbt zu haben. Wenigstens war auch sie sehr lieb mit mir, wenn auch mehr mit stillen Blicken als lautem Worte. Und mir war, als wolle mir ihr sanftes Auge beständig sagen: wie froh bin ich, daß nun Sie bei uns sind!

Nach dem ersten Austausch unserer zunächst liegenden Gespräche, hieß mich dann die Baronin sogleich von hier oben Schloß, Dorf und Umgegend besehen. „Es ist eine alte Praxis in Görzhausen," sagte sie zu mir lächelnd, „daß wir alle Gäste, die uns zum erstenmale besuchen, in der Allee aussteigen, und dann von hier über all' unsere Herrlichkeit Rundschau halten lassen. Denn die gewöhnliche Einfahrt zum Schloß durch diesen schrecklichen Hohlweg und die enge Dorfgasse gibt einen so schlechten Vorgenuß davon, wie wunderschön wir hier wohnen, daß nur solche Gäste diesen Weg hereinfahren dürfen, die schon längst von Görzhausen völlig bezaubert sind. Also sehen Sie sich nur recht hier oben um, sogar kritisch, wenn Sie wollen; denn von hier aus kann unsere Gegend auch die schärfste Musterung vertragen."

Ich kann dir nun wirklich nicht sagen, wie dieser erste Blick hinunter und ringsherum nicht nur meine Augen ergötzte, sondern auch mein Herz anheimelte. Von dem Ende des Herrengartens, der sich bis zur Allee in freien Wiesenplätzen, Obstbäumen und Bosquets heraufzog, schaute das altersgraue Schloß mit so ehrwürdiger Traulichkeit zu mir herauf, und die beiden runden Thürme mit ihren grünen Weingeflechten und spitzen Schieferhelmen winkten mir so freundlich hinunter, daß ich viel mehr ein Gefühl der Heimath, als der Fremde in mir verspürte. Und gerade so gemüthlich kam mir das ganze Dorf selber vor, das in der anmuthigen Thalmulde zu beiden Seiten des Schlosses in langer Häuserreihe mit Obstgärten sich hinzog und in einzelnen kleinen Gehöften bis zur höchsten Waldspitze der breiten Hügelwand verlor, die das liebliche Bild umrahmte. — Doch da fällt mir ein, was quäle ich dich mit meiner unbeholfenen Schilderung? Ich lege dir viel besser das ganze in Stahl gestochene Bild bei, gerade von diesem günstigen Platze aufgenommen, das mir Clemens noch gestern Abend auf mein Zimmer gebracht hat. Da sieh' dir lieber Alles selber an! Das Grün der

Wiesen und den Abendsonnenglanz, der gestern auf der idyllischen Landschaft schimmerte, möge deine eigene, schwungvolle Phantasie ersetzen! — Es kam mir ganz rührend vor, wie herzlich die Baronin und Adele sich freuten, als sie hörten, daß auch ich von dieser Rundschau so entzückt sei. Sind das gute, edle Menschen, deren Herz der Reichthum nicht verdorben hat! Aber ich mußte immer wieder mit einer eigenen Wehmuth auf Clemens blicken, als den Erben dieses weltverborgenen, kleinen Paradieses. O wie gönnte ich es ihm aus ganzer Seele! Aber wird er es auch einst mit dankbarem, zufriedenem Herzen zu genießen wissen? Diese bange Frage war der einzige elegische Ton in meiner freudigen Stimmung.

Dann gingen wir durch den Herrengarten langsam miteinander hinunter, und das alte, höchst massive Schloß mit seinem großen, von Wirthschaftsgebäuden rückwärts umgrenzten Hofe lag in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Eine steinerne Brücke mit zwei riesigen Linden davor erhöhte nur noch den poetischen Eindruck, der schon oben so mächtig auf mich eingewirkt hatte. Und zwei in Stein ausgehauene, geharnischte Ritter in voller Mannesgröße, die, zu beiden Seiten des Schloßportals eingemauert, gleichsam Wache standen, mit den Jahreszahlen 1487 und 1512, mahnten mich so recht eindringlich, in welch' althistorisches Besitzthum ich jetzt eintrete.

Aber auch das Innere dieses Schlosses trug nur dazu bei, diesen ersten guten Eindruck in mir nur noch zu erhöhen. Von der mit mächtigen Hirschgeweihen verzierten, gewölbten Eingangshalle durch alle Wohn- und Schlafzimmer bis hinauf zu dem sogenannten Ahnensaale, darin von 1349 an alle Glieder der Familie prangen, deren Reihe der letztverstorbene Stammherr Hans Günther Freiherr von Görz in der Uniform eines österreichischen Kürassierrittmeisters schließt — in all' diesen Räumen, die mir Clemens sogleich am andern Morgen voll naiver Ungeduld zeigte, gewahrte ich keine Spur von jenem pomphaften, modernen Luxus des van der Straaten'schen Haushaltes; und die Vergleichung desselben mit dieser prunklosen, aber mitunter nicht minder kostbaren Einrichtung des alten, deutschen Edelsitzes rief in mir die angenehmste Stimmung hervor.

Doch was war dies Alles gegen die menschenfreundliche Güte der Baronin, mit der sie sogleich am ersten Abend ihr Haus mir heimisch zu machen suchte! — O mein liebster Hermann, ich habe dir in meinen früheren Briefen aus Holland so manches Harte aus meiner dortigen Schule der Demüthigung und Entsagung verschwiegen, weil ich in das heitere Sonnenlicht deines frohen Studentenlebens keinen allzu düstern Schatten werfen wollte. Heute, wo Alles glücklich überstanden hinter mir liegt, darf ich schon eher davon reden. — Wie lange Zeit brauchte ich dort, um nur einigermaßen das innere Weh darüber zu verschmerzen, daß ich in jenem Kaufherrnhause viel eher wie ein Glied der Dienerschaft, als der Familie betrachtet und behandelt wurde! Und alle frostige Höflichkeit konnte mich dafür nicht entschädigen. Mit nur höchst seltenen Ausnahmen an hohen Feiertagen mußte ich mich auf meinem Zimmer abgesondert zum Mittagstische setzen. Und wie oft dachte ich mir bei den vielerlei leckeren Gerichten, die mir der Bediente dort vorsetzte: o wäre es doch lieber das einfachste Essen der Welt, aber am gemeinsamen Familientische, wie viel besser sollte es mir schmecken, als in solch' peinlicher Absonderung diese überreiche Mahlzeit, die ich oft nicht zur Hälfte an die Lippen brachte!

Aber hier, wie that mir das schon am ersten Abende so wohl, als ich mit der Baronin, Adele und Clemens in dem gemüthlichen Wohnzimmer beim Theekessel sitzen durfte, da die Baronin selber mir die Tasse voll schenkte, und Fräulein Adele mit eigener Hand die Butterschnitten zurecht machte. O, ich hätte die zarte Hand von Mutter und Tochter vor dankbarer Freude küssen mögen, daß sie nur dem Menschen in mir so lieben Abendimbiß bereiteten, und den Hofmeister mich so gar nicht fühlen ließen. Und so war es auch beim gestrigen Mittagstische. Ein einziger, sehr einfach uniformirter Diener servirte, und stets ward ich vor Clemens bedient. Wie auch diese Aufmerksamkeit mich freute! Noch mehr aber diese freundliche Unterhaltung, deren mich die Baronin unter dem Essen würdigte. Mein Gott, bei den van der Straaten'schen Lucullischen Festtagsdiners kam ich ja immer erst nach dem jüngsten Commis an die Reihe — als der arme, unbeachtete deutsche Hauslehrer, der für das große Hand-

lungsgeschäft ein so unnützes Geschöpf gewesen. Und die Herrschaft hatte für Jeden ein aufmerksames Wort, nur nicht für mich. Aber wie thöricht war es dort von mir, über diese Zurücksetzung mich oft im Stillen zu grämen! Nun sehe ich's ja erst recht ein, was ich in dieser vierjährigen Schule für mein ganzes Leben gelernt habe: für jede Freundlichkeit aufrichtig dankbar zu sein, und mich stets für den Geringsten, aber Glücklichsten zu halten, ohne Neid oder Bitterkeit in meinem, vom Leben so unverwöhnten Herzen.

Gestern Abend war ich nun auch bei Pfarrer Weber. Clemens, der von der ersten Stunde an eine merkwürdige Anhänglichkeit zu mir zeigte, ließ es sich nicht nehmen, mich selber zum Pfarrhof zu begleiten. Er liegt reizend schön auf einer vom Dorf ein wenig seitwärts vorspringenden Höhe, sehr stattlich aus Quadern gebaut, mit flachem Schieferdache wie ein kleines Schlößchen, und mitten in Feldern und Obstgärten. Als ich das Haus zum erstenmale sah, da kam es mir so gar nicht unbekannt vor. Vielleicht, daß ich's einmal im Traume gesehen, oder sonst als Gebilde meiner Phantasie. Ich weiß es selber nicht. Aber das wußte ich, daß dieser poetische Pfarrhof mit dem anstoßenden Blumen- und Gemüsegarten genau so aussah, wie ich ihn mir wohl manchmal in meinem holländischen Exil als Ideal ausgemalt hatte, um mein einsames Herz auf die ferne Zukunft in der Heimath zu vertrösten. Nun, in zehn Jahren — wer weiß, vielleicht bin ich dann auch der glückliche Besitzer eines Pfarrhofes. Es muß aber auch gerade kein so stattlicher sein. Gott behüte mich vor so maßlosen Ansprüchen! Ein viel bescheideneres Häuschen mit kleinem Blumengärtchen thut's auch, wenn ich nur einmal eine wirkliche Pfarrei mir errungen habe ..... Clemens kommt gerade hereingestürzt und meldet mir, daß die Botenfrau angekommen sei. Ich muß leider schließen, da sie ohnedem nur dreimal in der Woche kommt. Also behüte dich der liebe Gott! Er wird schon Alles recht machen. Und auch für Clemens habe ich die besten Hoffnungen; denn er scheint mich lieb zu haben, und da ist schon viel gewonnen. Zudem läßt die verehrteste Frau Baronin mich unbeschränkt mit ihm schalten und walten, das gerade Gegentheil der Frau van der Straaten. So denke denn nur mit freudigem Herzen

an mich! Tausend, tausend Küsse! im Geist umarmt dich dein treuer, glücklicher

Theodor.

P. S. Jetzt hätte ich vor lauter Eile fast vergessen, von Fritz Kreutzer, deinem Leibburschen, dich aufs herzlichste zu grüßen. Eine gute, ehrliche Seele! Auch ihm gefällt's hier sehr gut. Ich hoffe, seine Freundschaft zu dir soll auch uns Beide bald näher bringen.

Ich übergehe nun die weitere Correspondenz unserer jungen Freunde und knüpfe sie erst über ein Jahr danach wieder an mit einem Brief Hermanns, den er am Begräbnißtage seiner Dorothee nach Görzhausen geschrieben hatte. Er lautet:

Am 15. November 1844.

Mein liebster, bester Theodor!

In trübster Stimmung flüchtet sich heute mein stürmisches Herz wieder zu dem deinigen, daran es in diesem Jahre schon so oft ausgeruht und jedesmal still geworden. Aber heute ist meine Sehnsucht nach dir tiefer, denn je. Denn höre nur: ich stand noch vor ein paar Stunden vor dem frisch aufgeworfenen Grabe meiner alten unvergeßlichen Dorothee. Nicht wahr, auch du bist schmerzlich überrascht? Sagte doch mein letzter Brief noch kein Wort von so naher Auflösung. Aber sie starb einen wirklich hochpoetischen Tod. Denke dir nur, und halt' es für buchstäbliche Wahrheit: überm Märchenerzählen ist sie, von meinem Arm umschlungen, entschlafen, in einsamer Nachtstunde, da ich ganz allein an ihrem Bette gesessen. Das ist mir doch noch ein großer Trost. Denn ich habe ihr noch in den letzten Stunden die Kissen zurechtlegen, mit dem letzten Trunk frischen Wassers ihre verdorrten Lippen erquicken dürfen. Ich habe sie sterbend im Arme gehalten, und ihr im Tode die Augen zugedrückt. Aber sie ist mir eben dennoch gestorben, und ich kann dir gar nicht sagen, wie mir darüber so weh geschieht. — Als ich die dreifache Schaufel Erde auf diesen Sarg hinunterwarf, war mir's

doch, als begrübe ich damit selber jede Erinnerung an meine mit ihr verlebte Kindheit; als sänke in dieses Grab mein letztes Stück Poesie in dieser öden Prosa meines jetzigen Lebens! — O liebster Theodor, dein treues, so tief mit mir empfindendes Herz weiß ja am besten, was mir jene einsamen Stunden gewesen, die ich in stiller Nachtzeit an diesem Magdbette verleben durfte. Kamen sie mir doch oft vor, wie selber ein sinn- und gemüthvolles Märchen, unverstanden in diesem verstandernüchterten neuen Leben unserer alten Vaterstadt. Ich weiß, du zeihst mich um dieser Betrübniß willen nicht unmännlicher Sentimentalität, an der ich Gottlob niemals noch gekränkelt; nein, du fühlst mit mir die Gesundheit meines Schmerzes heraus, in dem heute das einstige Kind in dem jetzigen Mann am Grabe dieser alten, treuen Wärterin und vertrautesten Freundin Thränen vergossen, die wohl die Wenigsten verstanden, vor denen ich mich aber nicht im mindesten geschämt habe. Möchten sie doch die einzige Schande sein, die jemals mein Leben entehren wird!

Doch du guter, treuer Freund, mein Herz hat sein Bedürfniß nach Klage nun bei dir gestillt, und es verstumme nach außen für alle Zeit! Und jetzt, wie geht es dir? — Du sagtest mir in deinem letzten lieben Worte vor vier Wochen noch ziemlich geheimnißvoll: nur noch eine einzige Wolke stehe vor der Sonne deines Glückes, und wenn auch diese noch glücklich zerronnen, dann würdest du ihren vollen Glanz mich schauen lassen. Sag', liebster Theodor, verfinstert diese Wolke deinen Himmel noch, oder leuchtet er schon in vollem Lichte? Ich kann es mir zwar gar nicht vorstellen, wie schon jetzt, nach kaum fünfvierteljährigem Aufenthalt in Görzhausen, ein so wichtiges Ereigniß für dich und Elisabeth eingetreten sein könnte. Um so größer ist aber meine Ungeduld, es zu erfahren. O du kannst es kaum erfassen, welch' ein Verlangen mich durchglüht, nun in meinem freudenlosen Herzen mich an deinem Glück zu erfreuen, wie du es einst so edelherzig gethan, da alle Freuden der Welt vor mir ausgeschüttet lagen, und du in einsamer Fremde daran darben mußtest. O glaub' es mir, wie nach einer Wohlthat begehre ich nach deiner freudenreichen Botschaft, wie nach einem Sonnenblick mitten in den Sturmwolken meines lichtlosen Himmels.

O Theodor, danke deinem gnädigen Gotte für die friedfertige Sanftmuth des Herzens, mit der er als segensreichstem Geschenk dein Leben begnadigt! Dank' ihm für deine angeborene Weisheit bescheidener Selbstbeschränkung, mit der du um dein Verlangen nach Menschenglück von Kindheit an immer nur die engsten Kreise gezogen! Denn nur um so weiter werden sich diese Schranken irdischen Glückes dir öffnen.

O sag', ist es nicht ein unerklärliches Räthsel, mein guter Theodor? Du siehst aus meinen klaren Worten, wie auch ich diese Weisheit in ihrem ganzen Werth und Segen zu schätzen weiß. Meine theuerste Mutter ist mir ja darin die weiseste, liebreichste Lehrmeisterin. Aber, liebster Freund: „Grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum." Dieses mephistophelische Wort, das ich als Praktikant des Bezirksamts in bitterster Ironie verlachen gelernt, in der Praxis des Herzens möchte es mich manchmal zu bitterem Weinen treiben. — Wenn ich einen Tag denke, dieser Dämon meines Innern sei von meinem guten Engel völlig geschlagen und vernichtet, schon am nächsten Morgen kommt er mit verstärkter Heerschaar in neuem Sturmlauf herangezogen. Und wenn ich sanftmüthig wie ein Kind geworden, dem ein Märchen jedes Verlangen stillt, mit einemmal ist mir die ganze Welt zu klein, um die unendliche Kluft meines Begehrens nach Menschenglück auszufüllen. Was ist das, du liebster Freund meines Lebens, du beneidenswerther Mann des inneren Friedens? Nenne mir die feindliche Macht, die sich also gewaltsam zwischen mein Herz und seine Befriedigung drängt! Nenne mir den finstern Geist, der so starken Armes mich umklammert hält, der jedem Beispiel des genügsamsten Vaters, jeder weisen Mahnung der frömmsten Mutter spottet, und in unseres Hauses wahrhaft heiligem Frieden sich dennoch heimisch fühlen kann! — Von wannen ist er in mein Blut gekommen, und hat er schon an meiner Wiege gestanden? War es schon seine Macht gewesen, die mich auf dem Rittersberg und im Reichswald angetrieben, stets unter uns Buben der Erste zu sein? Hab' ich aus seinem Dunstkreise den Muth gesogen, mit dem ich einst jenem Korporal meinen Sophokles vor die Füße geworfen, und war es sein nimmer verglühendes Feuer, das auf der Hochschule mit solchem Ehrgeize mein

Herz entflammt, bis ich auch dort den höchsten Gipfel unumschränkter Herrschaft erstiegen? — Was ist das nur? — Bei all' dem sittlichen Starkmuth meiner Seele wird sie doch gar oft von traurigster Bangigkeit beschlichen, und meine ganze Zukunft fürchtet sich vor dieser unheimlichen Feindesmacht. O komm mir zu Hilfe, treuester Freund! Wie ich dich einst aus des Blechhammers düstrer Fluth herausgezogen, so thue jetzt das gleiche Freundeswerk an mir! Zieh mich heraus aus dieser finsteren Stimmung, daß ich nicht darin untergehe! Sag' mir, daß deines Herzens tiefstes Sehnen nun befriedigt ist, und auch meine Sehnsucht wird stiller werden! Bring' mir die Botschaft, daß dein Liebesfrühling in voller Blüthe steht, und sein Duft soll meine Seele mit neuem Hoffen durchwürzen, daß auch ihr nach dieser jetzigen Oede noch ein blühender Garten beschieden sei. Sag' mir, daß dein Lebensboot im Hafen glücklich eingelaufen ist, und auch die wilden Wogen, darin das meinige noch auf- und niederschwankt, sie werden sich besänftigen. Juble mir entgegen: „Ich bin glücklich!" und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch sein werde. Und jetzt lebe wohl! Der Wächter ruft Mitternacht. Es ist Schlafenszeit. Ich bin müde. Herzlich gute Nacht!

Dein

Hermann.

P. S. In vierzehn Tagen geht, dreimal Gottlob, meine Administrativpraxis zu Ende. O wenn nur einmal diese staubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt! In der Justiz hoffe ich doch auf frischere Luft. Denn dort ist das eigentliche Feld meines Geistes, namentlich, wenn ich einmal zum öffentlichen Vertheidigen komme. Da soll es mit mir und meiner Stimmung schon besser gehen. Denn mein Ich darf doch dann seine Existenz ein wenig geltend machen. O nur nicht dieses geistige Vegetiren wie bis jetzt! Lieber Tod als solches Scheinleben! Adieu!

* * *

Die Antwort Theodors, der von jeher ein unermüdlich fleißiger Briefschreiber gewesen, datirt vom 18. November:

Morgens 5 Uhr.

Mein geliebtester Hermann!

Alles liegt im Schlosse noch im tiefen Schlafe. Aber mein Herz wacht schon längst. Denn die ganze Nacht konnte es deinetwegen nicht zur Ruhe kommen. Armer Freund! Du bist erst vor drei Tagen am frischen Grab einer von dir so herzlich geliebten Todten gestanden; dein Auge ist von edelm Weinen um sie noch trüb, und, was mich noch viel trauriger macht, dein Herz ist wieder einmal voll schweren Streites. Und ich soll dir nun erzählen, welch' reicher Schatz an Gottesgnade und Menschenglück in mein Herz ausgeschüttet worden ist, zu derselben Zeit, als deines, so verarmt an Frieden, seinen Jammer zu mir hinausschreit? In deinem Trübsinn soll ich mit meiner Freude hineinlachen? Darf ich das auch, mein theuerster Freund?

Doch du bist ja so edlen Herzens, nach der Botschaft meines Glückes so sehnsüchtig zu verlangen, wie nach einer Wohlthat und Sonnenschein. Wie darf ich da ängstlich zögern, von dem ganzen Himmel meiner Freude dich umleuchten zu lassen? Und wer könnte dir eine Wohlthat lieber erweisen? Selbst dein Vater und deine Mutter nicht, die dir das Leben gegeben, können dir lieber wohlthun als ich, dem du dereinst das Leben gerettet. Denn nie und nimmer schwebe mit finsterem Fittig der Geist dankloser Vergessenheit über jener düstern Fluth!

Und so vernimm denn, in wie gnädiger Fügung Alles gekommen ist! Noch kann ich's ja selber nicht recht glauben, weil es so maßlos viel des Glückes ist, daß Einem angst und bange werden möchte. Mit kurzen Worten also: Pfarrer Weber hatte sich aus Rücksicht für die Erziehung seiner Knaben, wovon zwei in die Lateinschule eintreten sollen, auf die erledigte Stadtpfarrei in H. gemeldet, und sie auch vor vierzehn Tagen erhalten. So herzlich ich auch diese Beförderung dem wirklich musterhaften Manne gönnte, so lag doch schon seit vier Wochen, wo ich zum erstenmale davon hörte, ein stiller Kummer auf meinem Herzen. Denn Pfarrer Weber war mir ein treuer, väterlicher Freund, von dem ich während meines Hier-

seins unendlich viel gelernt habe. Namentlich war er mir auf der Kanzel ein wahres Vorbild. Und wenn ich in meinen eigenen, jetzt ungefähr zwölf Nachmittagspredigten, die er mir bereitwilligst überlassen, nicht nur der Gemeinde, sondern auch der Frau Baronin Genügendes geleistet, und sogar bei der Kirchenvisitation von dem Consistorialrathe belobt worden bin, so verdanke ich das zumeist diesem tüchtig geschulten, an Verstand und Gemüth gleich reichen Manne. Du kannst dir also denken, wie leid mir geschah, da vor acht Tagen das Versetzungsdekret hier eintraf. — Aber nun höre, liebster Hermann, wie dieser hochherzige, väterliche Freund noch vor seinem Weggehen für mich sorgte! Denke dir, er hatte mich der Baronin als seinen Nachfolger in Görzhausen auf das allerdringlichste empfohlen. Zufällig war auch der Vormund von Clemens auf Besuch hier, ein Baron Harthausen, der als pensionirter, unverheiratheter Oberst in der Hauptstadt lebt. Er, der für Clemens während seiner Minderjährigkeit das Patronatsrecht auszuüben hat, ging auf Webers und der Baronin vereintes Fürwort ein. Ich aber hatte davon noch nicht die leiseste Ahnung. — Da kam vor vierzehn Tagen die Baronin des Abends auf mein Zimmer und vertraute mir Alles an. Ich war anfangs ganz sprachlos. Die plötzliche Nachricht von einem großen Unglücke hätte mich auch nicht gewaltiger niederschmettern können. Endlich aber stürzten mir die Thränen nur so hervor, und ich wußte nichts zu sagen, als das Eine: „Ach, das ist ja viel zu viel, das kann ja gar nicht möglich sein.“ — Da nahm diese wahre Edelfrau meine Hand und sagte zu mir mit ihrer herzerfreuenden Stimme: „Nein, lieber Herr Faber, das ist nicht zu viel. Sie haben mir einen schon halb verlornen Sohn wieder geschenkt, und wenn wir Ihnen nun dafür eine Pfarrei geben wollen, so ist das noch lange kein voller Ersatz. Sie haben in diesen fünfviertel Jahren das große Werk zuwege gebracht ....“ Doch nein, lieber Hermann, es sträubt sich meine Feder, alle diese unverdienten Lobsprüche dir niederzuschreiben. — Kurz, das war eben der Zeitpunkt, in dem ich dir noch etwas geheimnißvoll von meinem bevorstehenden Glücke gesprochen hatte. Denn, da ich das letzte Pfarrexamen noch nicht bestanden, und von Seite der Patronatsherrschaft

beim Consistorium erst darauf angetragen werden mußte, bis dahin die Pfarrei durch einen Verweser verwalten zu lassen, hing doch Alles noch sehr in der Schwebe. Aber durch Pfarrer Webers Freundschaft mit dem Oberconsistorialreferenten ist auch dieses Hinderniß nun beseitigt, und mein unendliches Glück ist volle Wahrheit. — Denke dir, vorgestern noch spät Abends, da wir gerade um den runden Tisch bei der Lampe saßen, und ich Rückerts „angereihte Perlen“ vorlas, tritt plötzlich Pfarrer Weber herein, und bringt uns ganz athemlos die Nachricht, daß so eben durch einen Extraboten von seinem Freunde die vorläufige Versicherung eingetroffen sei, es stehe der beantragten Pfarrverwesung und meiner späteren Präsentation zum Pfarrer nicht das Mindeste im Wege. Kannst du dir nun vorstellen, mein Liebster, was ich da empfand? Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben. O wie die Baronin und Adele gleichmäßig bei dieser Freudenbotschaft aufgejubelt hatten! Clemens hing sich noch obendrein wie ein muthwilliger Knabe an meinen Hals, und küßte mich unter dem beständigen Ausrufe: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“ — Sogleich bestellte die Baronin noch einen Punsch zur Feier dieses freudenreichen Abends. Wir saßen mit Pfarrer Weber noch bis Mitternacht bei einander, und die Gläser gaben beim Zusammenstoßen gar hellen, fröhlichen Klang! — Ach, sind das gute Menschen, gleich adelig durch Geburt wie Gesinnung!

Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht eine Stunde schlafen. Als ich darauf am andern Morgen zum Pfarrhof ging, um Pfarrer Weber nochmals für all' seine unendliche Güte zu danken, als ich dann Haus und Garten schon von weitem liegen sah, und ich mir das unaussprechliche Glück bedachte, schon in einem Jahre mit Elisabeth hier einziehen zu dürfen, o da mußte ich mitten auf meinem Wege stille stehen und die Hände vor die nassen Augen halten. — Ich habe dem lieben Gott schon oft, recht oft gedankt. Aber so heiß, wie damals, doch noch nie — nie in meinem ganzen Leben.

Nun, mein liebster Hermann, weißt du Alles. — Du sagtest mir: „Juble mir entgegen: ich bin glücklich! und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch sein werde.“ Nun wohl, mein theuerster Herzensfreund, ich habe dir jetzt diese

Botschaft gebracht. Wirst du nun endlich daran glauben, daß auch du noch glücklich werden wirst? O du, der schon jetzt so glücklich sein sollte, wie kein Anderer auf Erden! Du, dem von der Wiege bis heute das Leben nur sein Lächeln gezeigt, du, der du an Leib und Seele von Gottes Gnade wahrhaft übergossen bist! Du willst an mir, dem so früh verwaisten, von jeher arm gewesenen Pfarrerssohn deinen Glauben aufrichten, daß auch du noch glücklich sein werdest? Eine Oede nennst du dein Leben? — O sag', wie hätte dann ich das meinige nennen sollen, da mir der beste Vater ins allzufrühe Grab gesunken, und ich um Geldeslohn meine Freiheit an jene reichen, kaltherzigen Menschen verkaufen mußte, vier lange, opferreiche Jahre? — O glaube doch ja nicht, mein Liebster, daß diese Weisheit bescheidener Selbstbeschränkung, die du mir nachrühmst, mir so ohne weiteres in der Wiege gelegen, und mit mir groß geworden sei! — Nein, so war es nicht. Gern gebe ich zu, daß ich deren schon bei der Geburt ein größeres Pfund empfangen, als du; daß mein Blut von jeher stiller floß als das deine. Aber trotz alledem habe auch ich diese Weisheit mir Tag für Tag in jahrelangem Kampf erringen müssen. Wie ein Bettler habe ich an Wünschen, an Freiheit und den bescheidensten Lebensgenüssen gedarbt, um an innerem Frieden ein Krösus zu werden. Und ich bin es geworden. Aber nur nach heißestem Streit und oft bitterster Mühsal. — Und du, dessen Geist so hoch über dem meinen steht, zu dem ich von Kindesbeinen an immer hinaufgeschaut, wie die Schwäche zur Stärke, du könntest jetzt unterliegen, nachdem ich gesiegt, oder nur verzagen, nachdem ich muthig gewesen? — Nein, nie und nimmer! Du hast nur auf einen Augenblick vergessen, welche Heldenkraft in deinem Geiste wohnt! Die Waffen hast du nur jetzt übersehen, mit denen dein starker Wille von jeher umgürtet ist, und, deine eigene Macht mißachtend, liegst du da wie ein klagender Löwe, dem ein winziger Dorn den Fuß verwundet.

O liebster Hermann, glaube mir trotz alledem, deine Klagen reden zu mir so verständlich, als ob sie mein eigenes Herz ausgestoßen hätte! Aber darf ich mit falschem Mitleide sie jetzt nähren, wie mit Oel das Feuer? Und selbst, wenn ich jetzt mit meinem

Worte dich verwunde — sei's darum! Viel besser doch und viel getreuer. Wohl kenne ich deinen mächtigen Feind, von dem du mir geschrieben. Aber ich kenne auch dich, dieses Feindes noch viel stärkeren Ueberwältiger. Einen ritterlichen Helden Hermann Stark kenne ich, dem schon in der Wiege geweissagt worden, daß, wie einst Hermann der Cheruskerfürst den Varus überwunden, so auch dieser andere Hermann jeglichen Feind zu Boden schlagen werde. Nun wohl, auch jetzt mach' diese Prophezeiung zur Wahrheit! — Bist du ein Meister geworden, als Student den Schläger zu führen, so sei auch jetzt kein Stümper auf der Hochschule des Lebens! Ziehe dein Schwert und strecke auch diesen Feind danieder, wie du einst jenen überwunden, der deinen Vater verhöhnt! — Denn dieser andere Feind verhöhnt noch viel mehr. Deinen Vater und deine Mutter verhöhnt er, und ihren ganzen Willen, dich glücklich zu machen. Er verhöhnt ihr Beispiel und ihre Liebe sammt deines ganzen Hauses heiligem Frieden. Dich selber verhöhnt er sammt all' deinen Geistesgaben und deiner Wissenschaft. Und endlich verhöhnt er den ewigen Gott, der mit allem Erdenklichen dich ausgestattet hat, was nur zum Menschenglücke dienlich ist. — Siehst du, welch' wahrhaft höllischer Hohn in diesem Feinde liegt, der Erd' und Himmel dir vergällen will? —

O mein Hermann, du mein einstiger Lebensretter, du hast nach mir um Hilfe gerufen, daß ich aus deiner finstern Stimmung dich herausziehen soll, wie du mich selber einst aus des Blechhammers düsterer Fluth. Siehe, ich bin gekommen und habe den Arm nach dir ausgestreckt. Daß du doch dein Leben, das gewiß noch zu großen Aufgaben bestimmt ist, wieder so heiter vor dir liegen sähest, wie ich einst das meine, als ich nach meiner Rettung Hand in Hand mit dir durch den Reichswald heimgegangen bin! — Bedenke doch ja, mein Liebster: ohne Schule keine Meisterschaft, ohne Prüfung kein Bestehen, ohne Lernen kein Wissen, ohne Kampf kein Sieg. O daß mein Rettungswerk mir nur auch an dir jetzt gelungen sei, wie einst an mir das deinige!

Auf diese freudenreiche Botschaft harre nun auch ich, wie du auf die meine geharrt. Und erst, wenn auch du mir entgegenjubelst:

„Ich bin glücklich!“ erst dann wird auch das Glück völlig ungetrübt sein deines um dich tief besorgten, aber in freudigster Hoffnung dich umarmenden

Theodor.

Schon am fünften Tage war Hermanns Antwort in seines Freundes Händen. Sie ist so kurz, daß ich auch diese dir noch mittheilen darf, um so eher, als ich damit meine Ansprüche an deine geduldige Theilnahme für diese lange Briefreihe beendige.

Am 24. November 1843.

Mein Innigstgeliebter!

Heut Abend nur wenige Worte, aber genug für unser Beider Herzen! Glaube mir, der Sternenhimmel in klarer Sommernacht kann nicht heller erglühen, als jetzt mein Herz von innigem Danke gegen dich, du mein Freund, wie kein wahrhaftigerer noch auf Erden gelebt. Deine über alles Denken treuen Worte werden ewig in meiner Seele eingeschrieben bleiben, so gut wie droben in jenem goldenen Himmelsbuche, darin jede gute That auf Erden verzeichnet wird. Denn deine Freundesworte waren wahrhaftig eine gute That an mir. Nun mag dein Frühling in voller Blüthe prangen, dein Himmel mag in reinstem Glanze dich und Elisabeth umleuchten, denn glaube mir: ich bin seit gestern Morgen ein neuer Mensch geworden. Als sei ein Engel Gottes zu mir niedergestiegen, so hat sich meine Seele besänftigt. Auch meine liebsten Eltern habe ich deine Worte lesen lassen. Sie danken dir darum tausend und tausendmal. In mir und meinem Hause ist doppelter Feiertag auf einmal — Ostern und Pfingsten, in meinem zugleich auferstandenen und neuerleuchteten Herzen. Das Leben lacht mir wieder in neuem Reize. Mein Geist verspürt wieder seine alte Macht. Als geschlagener Varus liegt der alte Feind zu meinen Füßen. Und dir, meinem Mitstreiter, sinkt dafür dankend ans Herz dein dem Leben und seiner Freude wiedergegebener, dich mehr als jemals liebender, siegreicher

Arminius.

V.

Frischere Luft.

„O wenn nur einmal diese staubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt, in der Justiz hoffe ich doch auf frischere Luft; denn dort darf ich doch meine Existenz ein wenig geltend machen!“

Diese Sätze, die Hermann seinem vorletzten Brief an Theodor nur als hastige Nachschrift angehängt hatte, waren eigentlich die allerwichtigsten Gedanken darin, ohne daß ihr Schreiber sich dessen recht bewußt gewesen. Denn, so edel und aufrichtig auch sein Glaube gemeint war, in der ersehnten Botschaft von seines Freundes Glück für das eigene Herz Ruhe zu finden, in so idealen Ausdrücken er auch diesem Hoffen Worte gegeben, und so wahr auch seine geistige Erhebung darauf gewesen, — ich glaube trotz alledem, daß die Fittige seines Geistes, die er zu so plötzlichem Aufschwung ausgespannt, doch gar bald wieder schlaff zusammengefallen wären, hätte nicht neben dieser idealen Befriedigung auch kurz darauf das wirkliche Leben ihm die erquickende Schale an die heißen Lippen gehalten.

„Denn mein Ich darf doch seine Existenz dann ein wenig geltend machen.“ Das war es — Räthsel und Lösung seiner früheren und jetzigen Stimmung.

Spann' ein edles, arabisches Pferd ein Jahr lang an den Lastwagen! Begreifst du, wenn es endlich vergißt, den Kopf in gewohntem Stolz zu tragen, und mit elastischem Schwung den Boden kaum zu berühren? — Dann schirr' es aus von dem seines Nackens unwürdigen Kummet, gieb ihm den Sattel und früheren Reiter wieder, nebst der unermeßlichen Rennbahn der heimathlichen Wüste! Staunest du zu sehr darüber, wenn das edle Thier wieder windschnell dahin fliegt, und mit weiten Nüstern sein Behagen hinauswiehert? —

War darum unser junger Freund jetzt schon hoch beglückt, da er auf seines Vaters Kanzleistube nun in selbstständiger Logik denken durfte, und seinen Geist nicht mehr erniedrigen lassen mußte zum ...schinenartigen Handlanger eines bornirten bureaukratischen Alt-

gesellen, von seinem ersten Zerschneiden der Conscriptionslisten an bis zum letzten geistreichen Concept über die Ausbesserung eines unfahrbar gewordenen Vicinalwegs! — Als er aber dann noch gar als selbstständiger Vertheidiger vor den zuchtpolizeilichen Gerichtsschranken stand, überkam ihn das volle Ahnen davon, welch' fruchtreiches Feld des öffentlichen Lebens vor seinem Geiste liege, welch' schrankenlose Rennbahn des Ehrgeizes.

Nur wenige Monate verflossen und der Rechtspraktikant und Doctor juris, Hermann Stark war im ganzen Gerichtsbezirke der gesuchteste Vertheidiger. Und Vater Stark hatte in seinem Briefe nach dem Festcommers ganz Recht, da er an Mutter Rosalie von seinem Sohne heimgeschrieben: „Ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen.“

Schon sein erstes Auftreten war ein Stadtgespräch geworden. Der Gerichtspräsident hatte nach erfolgter Freisprechung der wegen Kindesaussetzung minderen Grades Angeklagten unsern jungen Helden öffentlich belobt, und selbst das sonst so nüchterne Wochenblatt über diese glänzende Vertheidigung einen begeisterten Artikel gebracht. Die Beschuldigte war eine unwissende, blutarme Waise, die als verführtes Opfer des reichen, aber wegen sittenlosen Lebens und schmutzigen Geizes allgemein verachteten Stadtmüllers ihr Kind ihm vor die Thüre gelegt, weil sie nach Verweigerung jeder Unterstützung in ihrer hilflosen Armuth den armen Wurm nirgends unterzubringen gewußt. Und Hermann hatte seiner sittlichen Entrüstung über diesen hartherzigen Wüstling solch' energischen Ausdruck gegeben und wieder von der juristisch trockenen Begründung der Anklage mit so gewandter Hand der Menschlichkeit jeden Schein moralischer Schuld abzustreifen gewußt, daß das zahlreiche Auditorium von tiefem Mitleid ergriffen ward. Der als Zeuge erschienene Müller hätte nun gerne das Hundertfache, um was die Angeklagte ihn einst fußfällig gebeten, ausbezahlt, nur um den strafenden Blicken der Zuhörer entrinnen zu können. Sein armes Opfer aber, das schluchzend ihr in Lumpen gehülltes Kind an die Brust drückte, erweckte selbst in dem Antlitze der Richter sichtbares Mitgefühl. War das ein Tag des Triumphes für Hermann! Gegen Lüge und Gemeinheit siegreich das

Schwert edler Beredsamkeit zu schwingen, das war die Luft, die seinem Lebensodem von Nöthen gewesen. „Lieber Tod als solches Scheinleben!“ hatte er noch vor vier Wochen hinausgeseufzt. Jetzt lebte er wieder, denn seine Existenz machte sich geltend. Der Winter war zerronnen und ein neuer Lenzsturm brauste durch seine Seele.

Wie manchen derartigen Fall könnte ich dir noch erzählen, in dem Hermann seinen Ruf des gewandtesten Vertheidigers über alle wirklichen Advokaten der Stadt begründete. Es waren seine Clienten freilich anfangs lauter arme Teufel, die seinen ritterlichen Schutz ihm nur mit Dankesworten bezahlen konnten — für seinen Ehrgeiz das allergrößte Honorar. Als er aber einmal einen, wegen Amtsehrenbeleidigung seines herrschsüchtigen Bürgermeisters angeklagten, behäbigen Oekonomen durch eine ungemein ironische Vertheidigung von Schuld und Strafe lossprechen half, und dieser ihm dann zwei blanke Louisd'ors auf den väterlichen Schreibtisch legte, da sträubte sich Hermann wohl, dieses um das Vierfache die Rechtspraktikantentaxe übersteigende Honorar anzunehmen. Nachdem jedoch sein reicher Client auf dieser Bagatelle, wie er die zwei Goldstücke nannte, bestand, verspürte Hermann dennoch zuletzt bei diesem ersten, durch eigene geistige Thätigkeit verdienten Gelde hinterher eine bisher so unbekannte Freude, wie sie ihm alle pekuniäre Errungenschaft seines späteren Lebens nimmer gewähren konnte. Sofort kaufte er sich für dieses erste Honorar einen Siegelring, darin er die Anfangsbuchstaben seines Namens graviren ließ, um, so oft er die Hand in seinem Beruf als Vertheidiger ausstrecken würde, sich diese reine Freude über das erste selbstverdiente Geld ins Gedächtniß zurückzurufen.

Durch diese schönen Erfolge in Hermanns neuer Praxis, die seinen unruhigen Geist so hoch befriedigten, hatte auch sein Herz allmälig die Bitterkeit gegen das alltägliche Leben seiner alten Vaterstadt verloren. Hatte er im ersten Jahre nur aus gezwungener Rücksicht für seinen Vater das Casino besucht, und dann zumeist als wortkarger Gast sich in die Zeitungen vertieft, weßhalb man ihn allerseits eines unbegrenzten Hochmuths geziehen — jetzt nahm er mit jeder neuen erfolgreichen Vertheidigung auch freudiger an der allgemeinen Unter-

haltung Theil, und stand lange nicht mehr in so schroffem Gegensatz zu den kleinstädtischen gesellschaftlichen Zuständen. Trug er doch jetzt das Bewußtsein in sich, nicht mehr als unbeachteter Bezirksamtspraktikant in Bürger- wie Beamtenkreisen zu figuriren, sondern als ein, selbst dem Präsidenten geistig ebenbürtiger, dessen Begabung als Jurist und Redner bereits Jedem einen gründlichen Respekt abgerungen, und dem allerseits noch eine bedeutende Zukunft verheißen ward. Auch Hermanns Doctortitel kam nun allmälig immer mehr zu Gnaden und Ehren, der vorher den bereits in Amt und Würde stehenden Herren Beamten so gar nicht über die Lippen kommen wollte. Ja, sogar der Herr Bezirksamtmann ließ sich wohl oder übel zuletzt herab, den früheren „Herrn Stark" mit „Herrn Doctor" zu vertauschen, und selbst darüber ging ihm ein immer helleres Licht auf, daß jenes Schreiben der Conscriptionslisten eben doch ein wenig gar zu tief unter Hermanns geistiger Würde gestanden habe.

Und erst auf den Bällen im Casino, die unser Freund in diesem Winter nun ebenfalls besuchte — welch' ausschließliche Hauptrolle war ihm unter all' seinen Mittänzern auch da zugefallen, ganz so wie einst unter seinen Buben beim Steckenreiten, beim Räuberspiel und bei den Kaiserjagden. Er war der einzige Held der allgemeinen weiblichen Schwärmerei, von der selbst im Interesse der Tochter gar manches Mutterherz ahnungsselig erglühte. Eine Tänzerin, die nicht von Hermann Stark geworben worden, kehrte unbefriedigt vom Ballsaale heim, auch wenn sie sonst nicht ein einzigesmal hätte „sitzen bleiben" müssen. Und nicht eine einzige Jungfrauenrose war in der Stadt erblüht, die sich nicht ums Leben gern an diesen stolzen Eichbaum hinaufranken möchte. O wie wußten namentlich die reichen Fabrikantentöchterlein ihre venusartigen Reize diesem germanischen Adonis gegenüber in allerfeinster Toilette zur Schau zu tragen! Wie wußte gar manche im Ballgespräch mit versteckter Gewandtheit ihm beizubringen, wie sie auch in geistiger Bildung gewiß seiner nicht unwürdig wäre, da sie gar manches französische Wort in ihre geistreiche Conversation einfließen ließ, und das Thema oft ganz unversehens auf das französische Institut brachte und wieder auf Clavierspiel und schöne Literatur. Und wie glaubwürdig mußte ihm ihr

feiner französischer Accent wohl dünken, da oft die eigene liebe Muttersprache so sehr unter ihm gelitten zu haben schien!

Aber, o unausstehliche Sprödigkeit! Trotz alledem überschritt der so sehr umworbene Held niemals die Grenze ritterlicher Höflichkeit, dieser wunderschöne Mann mit diesem eiskalten Herzen. Doch freilich war es ja auch Winterszeit. Und der Frühling, wann Alles knospet und blüht, wann die lieben Vöglein sich paaren und ihr Nest bauen, wird gewiß auch dieses Eis dann hinwegschmelzen. — Der Frühling? — O ja, vielleicht! — Aber wer wird dann wohl die glückliche Erkorene sein? — Nun, geduldet euch nur noch ein paar Monate, ihr sehnsüchtigen jungen Schönen dieser alten Stadt! — Ihr werdet sie ja noch bei Zeiten kennen lernen!

VI.

Die Prinzessin und ihr Schmuckkästchen.

Und es kam diese schöne Frühlingszeit, wo im prächtigen Reichswald die Eichen und Buchen vom Liebäugeln der Sonnenstrahlen jeden Tag sich tieferen Zauber entlocken ließen, und durch die ganze Vogelwelt im süßesten Wechsel der Lockruf der Liebe ging. Da ward selbst dem nüchternsten Pfahlbürger, der Sonntags mit Kind und Kegel in diesem grünen Vermächtniß des Kaisers Rothbart spazieren ging, wie nicht minder dem neu angesiedelten Fabrikherrn, der mit dem Duft seiner Cigarre den des Waldes unentgeltlich verfeinerte; ja, selbst dem letzten Comptoirlehrling ward da das Herz ein wenig weiter, als gewöhnlich, und ihre prosaischen Geister flatterten mit ungewohntem Fittig zu jener Region hinauf, in der die Poesie des Glaubens beginnt, daß es in und über diesem Leben doch noch höhere Genüsse gebe, als nur der Erdscholle oder Maschine Kopf und Herz zu verkaufen.

Was Wunder darum, daß auch unser junger Held, sicherlich keine der unpoetischen Naturen, an jedem schönen Abend, sobald er nur des Vaters Kanzleistube entrinnen konnte, sich ebenfalls in

diesen „heiligen Hallen" erging, darin die Natur ihr Auferstehungsfest so vielfältig feierte. — Und so hatte er sich eines Tages ungewöhnlich tief in sinnendem Lustwandeln verloren. Sein Herz und der Wald waren einander so ähnlich. Ein Schwellen und Grünen, und dann und wann ein heimlicher Sehnsuchtsruf aus verschwiegenem Dunkel!

Da kam er auf dem Heimweg an eine hohle Gasse, wie zu Tells Zeiten der weltbekannte Weg nach Küßnacht sie gewiß nicht holperiger aufweisen konnte. Neben dem Fußpfade, den er längs dieses Hohlweges träumend dahinschritt, erschloß sich eine Waldblöße, auf der nurmehr ganz vorn eine prächtig schwellende Eiche hinausragte, während andere, schon im Winter gefällte Stämme am Boden lagen, und der noch stehenden jüngeren Mitschwester ein gleiches Loos der Hinfälligkeit prophezeiten. — Und eine Holzhauerfamilie machte sich eben zum Heimwege bereit. Der stämmige Bube trug die beiden großen Sägen auf dem Rücken. Der Mann mit der Axt und das Weib mit einem Bündel Reißig gingen hinterdrein. Eine Amsel sang noch von Liebessehnen im jenseitigen Dickicht. Durch die Eichenwipfel strich der Abendwind mit stärkerem Brausen. Sonst war es ringsum still in dem ungeheuren Kaiserforst. Nur die Schritte der Holzhauerleute hörte man mehr und mehr verhallen. — Und wie jetzt Hermann ihnen so nachgesehen, mußte er unwillkürlich an jenes Märchen denken, das ihm einst die Dorothee vor einem halben Jahre noch kurz vorm Sterben erzählt hatte. Und ihm kamen in dieses Waldes und seines Herzens Einsamkeit die Gedanken: „Ja, ja, meine gute selige Dorothee, dein Märchen war wohl wunderschön, aber es war eben doch nur ein Märchen. Nun ist ja mein Jahr bei den Holzhauerleuten schon lange zu Ende. Ich hab's mit Geduld und Gehorsam bestanden. Und ein Brausen geht durch die Wipfel. Aber wo bleibt nun die Prinzessin und meine alte poetische Burg? — Doch freilich," fuhr er lächelnd für sich weiter, „in solcher Demuth und mit solchem Fleiße, wie jener Königssohn, habe ich mein Probejahr auf dem Bezirksamte doch lange nicht bestanden. Und wer weiß, was ich noch Alles dulden muß, bis mich jener Zauberer wieder in die Burg meiner Kindheit zurückführt, und noch oben-

drein mit jener wunderschönen Prinzessin ..... o es war doch ein herzerfreuendes Märchen."

Wie er diese Weise so durch die Waldeinsamkeit in sich erklingen ließ, und die Amsel mit ihren Lockrufen sie noch immer begleitete, da kam ganz drunten im Hohlweg eine Kutsche mühsam heraufgeschwankt. Hermanns scharfes Auge sah eine ältere Frau, augenscheinlich vom besseren Stande, darin sitzen, während ein noch sehr junges Mädchen auf dem Fußpfad überm Graben dem Wagen nachfolgte. Jetzt hielt der Kutscher still, der neben den keuchenden Pferden herging. Und Hermann hörte deutlich durch die Stille des Abends, wie er sagte: „So, Fräulein Helene, jetzt steigen Sie nur wieder ein! Wir haben die schlechteste Stelle hinter uns." — Auch die Frau rief hinüber: „Ja komm, liebes Kind!" Darauf sagte Helene, wie wir das Mädchen jetzt wohl nennen dürfen, da der Kutscher uns so schnell ihren Namen verrathen: „O bitte, liebe Mama, fahre du nur noch bis zur Höhe! Ich hab' noch immer Angst vor diesem schlechten Weg. Und es geht sich hier ganz wunderschön. Ich komme ja doch mit dir zugleich hinauf."

„Aber Kind, so allein in diesem fremden Walde! Bedenk', es könnte dir was geschehen. So bleibe wenigstens beim Wagen!"

„Ach, liebste Mutter, wer soll mir denn hier etwas zu Leide thun? Es ist ja weit und breit kein Mensch zu sehen. O laß mich noch ein wenig hier spazieren! Es sind so schöne Blumen hier."

An Helenens schlanker Gestalt, die sich manchmal niederbückte, konnte man deutlich sehen, daß sie dann und wann am Waldsaum eine Blume brach. Und sie war über diesem lieblichen Geschäfte sehr bald hinter dem Wagen zurückgeblieben. — Hermann wußte nun selber nicht, warum er schon beim Herannahen dieser Kutsche plötzlich hinter die Eiche getreten war. Was hatte er sich doch zu scheuen vor diesen ihm völlig fremden Menschen? Und stand es ihm nicht frei, sie freundlich zu grüßen, oder sie unbeachtet weiter gehen zu lassen? — Ja, warum — Wer weiß sich immer Rechenschaft zu geben, warum er plötzlich wie aus räthselhaftem Drange dieses oder jenes gethan, bevor er sich des Grundes bewußt geworden? — Und so weiß auch ich jetzt mit all' meiner Wahrheitsliebe nicht zu erklären,

warum sich Hermann hinter jener Eiche versteckte. Ich kann dir nur versichern, daß er's wirklich that. Mehr weiß ich dir nicht zu sagen.

So ließ unser junger Freund hinter seinem Versteck die Kutsche vorüberfahren, und betrachtete die darin sitzende stattliche Dame, in deren Haltung und Miene eine gewisse Vornehmheit sich aussprach, wenn auch Roß und Wagen sammt dem Kutscher ein ziemlich ländliches Gepräge trugen. — Mit lange nicht so unbefangenem Auge, als er nun von der Mutter sich abwendete, blickte Hermann jetzt wieder den Fußpfad entlang nach dem Töchterlein, das, bald nach einer schwesterlichen Blume sich bückend, bald wieder ein paar Schritte vorwärts springend, immer näher gegen ihn herankam. Sie hatte jetzt den runden Florentinerhut abgenommen, und ließ ihn an den Bandschleifen über dem Arme hängen. Um so anmuthiger trug sie ihr braunes Titusköpfchen; und wie duftig stand ihr das lichte Sommerkleid! — Und horch, trillert sie jetzt nicht ein Liedchen? — Ja, wirklich. Und sind auch die Worte nicht ganz vernehmbar, so sagt doch die allbekannte Singweise, wie sie heißen mögen:

„Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flügel hätt',
Flög' ich zu dir . . . . ."

Und die Amsel drüben ist wirklich ein Vöglein, und hat wirklich zwei Flügel. Und horch, singt sie jetzt nicht dasselbe ewige Lied der Sehnsucht?

Jetzt ist sie kaum mehr zehn Schritte weit. Und Der hinter der Eiche denkt: „Ist das ein liebliches Kind! Wie eine Waldfee. Wer mag sie nur sein und wohin mag sie gehen? Aber hätte ich mich doch nicht versteckt, so hätte ich sie doch wenigstens grüßen können. Und jetzt muß ich hier verborgen stehen bleiben."

Dabei leuchtete sein Auge wie das Sonnenlicht, das von den Bäumen und Sträuchern abendlichen Abschied nahm. Die Rosen seiner Wangen glühten tiefer, und höher schlug sein Herz. Wenn sie nur an seinem Versteck schon vorüber wäre! — Er hätte sich gewiß kein zweitesmal dahinter verborgen. Jetzt steht sie ganz nahe davor. Aber sie hält plötzlich an der Eiche still.

„Ach, Maienglocken!“ ruft sie jubelnd aus, „wie schöne, und wie viele!“

Und sie bückt sich zur Eiche nieder, und pflückt und pflückt, und bekommt gar nicht genug von dieser verlockenden Ernte. Der ganze Boden ist davon überwuchert. Aber erst rückwärts — da glänzen sie noch viel dichter aus dem dunkeln Laub .....

Und jetzt ein Angstschrei .... Hermann grüßt erschrocken, und will sich entschuldigen. Das Wort versagt ihm. Doch ihre Blicke haben sich berührt. Und — kaum war er wieder zu sich gekommen, ist sie in scheuer Flucht ihm entronnen.

Der ganze Waldblumenstrauß sammt den Maienglocken liegt zerstreut zu Hermanns Füßen. Blume für Blume hob er sorgfältig auf, und schritt damit in der Dämmerung durch den schweigenden Forst. Die Amsel sang noch immer. Und erzählte ihm jetzt nicht ihr Lied und das Flüstern aller Bäume das Märchen der alten Dorothee, das er zuerst an der Stadtmauer unterm Lispeln des Epheus gehört? — Die guten Geister seiner Kindheit umschwebten ihn wieder. Seine Seele wiegte sich in holden Träumen: „O wenn das die Prinzessin wäre!“ ...

Und die an der Mutter Seite noch eine Stunde lang schweigsam sinnend durch den Reichswald fuhr und, um nicht gezankt zu werden, von dem poetischen Abenteuer zwischen den Maienglocken kein Wörtchen verlauten ließ, die dachte fort und fort nur das Eine:

„Wer war doch wohl der wunderschöne Mann, vor dem ich so in den Tod erschrocken bin?“

* * *

Vier Tage darauf klopfte es Morgens gegen zehn Uhr an der Thüre von Vater Starks Berathungszimmer. Unser guter alter Freund, der arbeitend an seinem Schreibtische saß, rief sein gewöhnliches „Herein!“ ohne gerade gespannt den Eintretenden zu erwarten. Denn es war Samstag, an dem die Sitzung ausfiel, und seine Clienten übermäßig viel aus- und eingingen. Um so überraschter sah er deßhalb drein, als zwei ihm völlig fremde, und allem Anschein nach nicht gewöhnliche Damen von sehr verschiedenem Alter eintraten.

Er hatte kaum Zeit, sich respectvollst von seinem ledernen Drehstuhl zu erheben und die gewöhnliche Eingangsfrage hervorzustottern, als die ältere Dame mit feinstem Anstand auch sogleich das Wort ergriff:

„Herr Anwalt, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als die Besitzerin des Haidehofes, Wittwe Sophie Forster, und hier — meine Tochter Helene.“

„Ganz außerordentlich angenehm, wie, was? — Aber ich bitte doch, vor Allem Platz zu nehmen.“

Frau Forster mit Helene setzten sich auf das bewußte Seegraskanapee, darüber noch immer jener rasende Seesturm hing, der einst Hermann in dem Absolutorialexamen so treffliche Dienste geleistet. Vater Stark saß ihnen gegenüber auf seinem Drehstuhl, und leitete im höchsten Grade gespannt die Berathung ein:

„Und was verschafft mir die Ehre, wenn ich bitten darf?“ — Plötzlich unterbrach er sich aber wieder: „Doch Sie entschuldigen nur noch einen Augenblick! Ich habe da wirklich vergessen, erst diese Thüre zu schließen. Sie geht zwar nur in meine Kanzleistube, indessen — trotz aller Amtsverschwiegenheit —“

„O, bitte Herr Anwalt,“ warf Frau Forster ihn zurückhaltend leicht hin. „Lassen Sie das! Ich mache aus meiner Sache nicht das mindeste Geheimniß. Zudem wird sie ja nächstens öffentlich vor Gericht verhandelt werden.“ —

„Nun freilich, freilich,“ sagte Vater Stark. „Doch lassen Sie mich wenigstens meine eigene Thür absperren, damit uns kein anderer Client mehr störe.“

Nachdem er rasch den Thürschlüssel draußen abgezogen und den Nachtriegel inwendig vorgeschoben, nahm er auf seinem Drehstuhl wieder Platz.

„Also darf ich ergebenst fragen, inwiefern ich Ihnen dienen kann?“

„Es ist ein höchst eigenthümlicher, und dabei sehr trauriger Fall, Herr Anwalt,“ begann nun die welt- und redekundige Frau, „der mir und meiner Tochter gleich schmerzlich am Herzen liegt. Da ich Sie nun als einen eben so tüchtigen, streng rechtlichen Advokaten

rühmen hörte, wie auch als Mann von menschenfreundlichstem Herzen" —

„O bitte, bitte, wirklich viel zu schmeichelhaft, wie, was?"

„Und da ich nothwendig beider Eigenschaften bedarf," fuhr Frau Forster ungestört weiter, „so konnte ich wohl in meiner Wahl nicht unschlüssig sein. Nun hören Sie! — Doch freilich muß ich über den eigentlichen Fall hinaus etwas weiter ausholen. Sie entschuldigen wohl! Und Ihre Zeit —"

„Bitte, verehrteste Frau, bitte. Und wenn es ein paar Stunden dauern sollte. Ich habe Zeit und bin ganz Ohr."

„Nun, so stark möchte ich doch auf Ihre Geduld nicht sündigen. Ein Viertelstündchen wird wohl genügen. Ich weiß nun nicht, Herr Anwalt, ob Sie bereits wissen, daß der vorige Besitzer des Gutes Haidehof, Herr von Buch, mein verstorbener Bruder war."

„Ganz recht! Ich erinnere mich, ohne mich indessen seiner persönlichen Bekanntschaft rühmen zu können. So scheint mir also — liegt wohl ein Erbschaftsverhältniß dazwischen. Wie, was?"

„Das wohl, Herr Doctor! Aber darum handelt es sich nicht. Wir sind im ungestörten Besitze des Gutes. Indessen ist meine Tochter die eigentliche Erbin. — Und so zog ich also vom Niederrhein, wo ich auf dem eigenen Gute meines seligen Mannes meinen älteren Sohn nach seiner Verheirathung als Besitzer zurückließ, im vorigen Herbste hieher in Ihre Gegend, um das Erbtheil meines Bruders für Helene in Besitz zu nehmen. Was hatte ich mehr viel in meiner Heimath zu wirken? — Meinen jüngeren Sohn trieb eine unbezwingliche Sehnsucht, kurz nach der Priesterweihe, sich der Mission in Afrika zu weihen; und bei meinem älteren rieth mir einmal die Klugheit, als nunmehrige Schwiegermutter die neue Wirthschaft des jungen Ehepaares nicht zu beeinflussen; dann war ich selber doch noch viel zu rüstig und zu sehr an größere Thätigkeit gewöhnt, um schon jetzt einen völligen Ruhestand ertragen zu können. — Ich gebe nun gerne zu: der Fremde hier, der meine Beweggründe nicht näher kennt, mag es freilich etwas absonderlich finden, daß ich, als alleinstehende Wittwe, mich entschließen konnte, nicht nur diese fremde Gegend mit meiner Heimath zu vertauschen, sondern auch noch die

Bewirthschaftung des vorher verpachtet gewesenen Haidehofes in die eigene Hand zu nehmen. Aber in meiner Heimath, in der Jedermann wußte, wie ich in der ausgedehnten Landwirthschaft meiner Eltern groß geworden, und dann seit dreißig Jahren meinem seligen Mann auf seinem, ich darf wohl sagen, Mustergute helfend zur Seite gestanden — dort, Herr Anwalt, am Niederrhein, fand man meinen Entschluß nur ganz natürlich. Hier jedoch stehe ich wie eine Art unverstandener Curiosität da. Und wenn es das allein wäre, so könnte man sich an der komischen Seite solch' unvernünftigen Bauernspottes zur Noth noch belustigen."

„Was, verehrteste Frau? Spott, und auch noch was Schlimmeres?" fiel der gute Vater Stark ein. „Ja, da schäme ich mich ja für unsere ganze Gegend. Ihr Entschluß scheint mir im Gegentheile nur höchst respectabel. Wie, was?"

„Sind Sie ein guter Mann! — Aber nun komme ich zur innersten Entstehungsgeschichte dieses uns Alle so tiefbetrübenden Falles."

„Sie machen mich wirklich im höchsten Grade neugierig." Damit setzte sich Doctor Stark auf seinem Drehstuhle noch steifer zurecht. Helene lächelte still vor sich hin. Frau Forster fuhr im gleichen Ernste weiter:

„Nun also: da ich auf dem Haidehof die viel weiter fortgeschrittene Wirthschaftsmethode in Anwendung brachte, wie wir sie schon längst auf unsern Reisen in England und Schottland kennen gelernt, und da ich namentlich auch den neuen Maschinen Eingang verschafft, und auch einige Gutsnachbarn zur Nachahmung gereizt habe — sehen Sie, Herr Doctor, wegen dieses so höchst unschuldigen Vergehens gegen den hiesigen veralteten Schlendrian hat sich nun zu dem unverständigen Spott auch noch die niedrigste Bosheit gesellt, und mit einemmal uns Beiden und meinem ganzen Hause Frieden und Freude vernichtet."

„Was? Ihnen Beiden Frieden und Freude vernichtet?" drängte es den Anwalt wieder theilnehmend einzufallen. „Ei, das ist ja ganz schändlich. Ich werde ja ungeheuer gespannt."

„O, bester Herr Anwalt, nicht um uns Beide seien Sie zuerst

besorgt!“ beschwichtigte wieder Frau Forster, deren Vertrauen in Vater Starks seelengutes Herz in selbem Maße zunahm, als das in seinen juristischen Scharfsinn schwächer ward. „Das Unglück, von dem Sie sogleich hören werden, hat uns Beide nicht gerade unmittelbar betroffen, sondern in erster Reihe unsern Schäfer.“

„So, so, Ihren Schäfer — hm, hm! Nun, und wenn ich gehorsamst bitten darf — inwieferne? Wie, was?“

„Sie erlauben mir, daß ich wieder ein wenig zurückgreife, damit Sie erkennen, wie trotzdem unser eigenes Herz dabei gar sehr betheiligt ist. — Um nämlich auf diesem fremden Gute sogleich vertraute Menschen um uns zu haben, nahm ich die ganze Schäferfamilie mit hierher, die schon seit alter Zeit unserm Haus in treuester Anhänglichkeit ergeben gewesen. Es kostete die guten Menschen ein großes Opfer, ihre Scholle zu verlassen. Aber sie brachten es uns dennoch. Und auch den alten Vater des Schäfers trieb das Heimweh nach Sohn und Enkelkindern, wie nicht minder nach uns Beiden, einige Wochen darauf nach. So bot ich denn auch Alles auf, um diese treuen Menschen für die Entbehrung der Heimath zu entschädigen. Ich kann sagen, es herrschte zwischen uns ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß. Und so war diese neue Heimath gar bald uns lieb geworden, da wir von jeher gewohnt gewesen, ländliches Stillleben allem Lärm der großen Städte vorzuziehen. Aber Eines haben wir zum Glücke solcher Abgeschiedenheit unumgänglich nöthig. Und das, verehrter Herr Doctor, das ist der Friede in Hof und Haus.“

„O gewiß, Friede, Friede,“ platzte Vater Stark wieder dazwischen; „das ist auch in meinem Hause das stete Losungswort.“

„Und nun denken Sie sich unsern Schrecken, als wir vor vier Tagen nach unserer Heimkehr aus der Stadt plötzlich entdeckten, daß das kostbare Schmuckkästchen meiner Tochter entwendet worden sei. Und stellen Sie sich unsere noch viel schmerzlichere Bestürzung vor, da gestern Nachmittags auf unsere Anzeige der Untersuchungsrichter, selbst gegen unsern energischen Widerspruch, sogleich beim Schäfer Haussuchung vornahm, und uns zwei Ringe aus jenem Kästchen vorzeigte, die er in des Schäfers Truhe versteckt gefunden. Malen

Sie sich das Jammergeschrei seiner Familie und unsern Kummer aus, als dann zwei Gendarmen den armen Mann mit gebundenen Händen mitten von seiner Heerde hieher in das Gefängniß wegführten! Und gewiß, Herr Anwalt, Sie fühlen es mit uns, daß es keine Uebertreibung war, wenn ich Ihnen vorher sagte: Freude und Friede meines ganzen Hauses sei vernichtet worden. Denn, so wahr ein Gott im Himmel lebt, — mein Schäfer ist trotz alledem unschuldig angeklagt."

Frau Forster hielt in ihrer Erregtheit einen Augenblick inne. Helene fuhr mit dem Taschentuch über die Augen. Vater Stark nahm nach dieser Pause mit etwas confuser Miene das Wort:

„Hm, hm! Ist das ein fataler Kriminalfall! — Diese zwei vorgefundenen Ringe — und unschuldig sein — wie reim' ich mir das zusammen?"

„O ich begreife Ihre Zweifel; sie sind ja nur zu natürlich," fiel Frau Forster wieder ein. „Aber doch bitte ich Sie dringend, verehrter Herr Doctor, halten auch Sie an der völligen Unschuld des Angeklagten fest! Denn ein so niedriges Verbrechen ist bei ihm ein Ding absoluter Unmöglichkeit."

„Aber, verehrteste Frau, verzeihen Sie mir meine traurigen Scrupel! Es wäre denn doch nicht der erste Fall — daß — wie, was? — mein Gott, des Menschen Herz ist oft ein unlösbares Räthsel."

„Gewiß, Herr Doctor! aber dieses psychologische Räthsel existirt ganz gewiß nicht. Dafür wollte ich meine Hand ins Feuer legen."

„O ich glaube Ihnen ja herzlich gerne, und möchte um Alles gerne selber von des Schäfers Unschuld mich überzeugen — schon Ihnen zu Liebe. Aber haben Sie denn irgend anderweitigen Verdacht, der sich erweisen ließe, und sind Sie wohl im Stande, dieses schwere Präjudiz der zwei Ringe glaubwürdig zu entkräften? Ueberhaupt — o ich bitte recht sehr: wissen Sie denn von dem ganzen muthmaßlichen Vorgange dieses Diebstahles mir nichts Näheres anzuzeigen? Denn vor Allem brauche ich doch einen sicheren Boden, auf dem ich festen Fuß fassen kann."

„Sie haben Recht, Herr Doctor," erwiederte nun Frau Forster

mit gesteigertem Vertrauen in seine juristische Logik: „Ja wohl, was nützt uns alles vage Betheuern seiner Unschuld? Wir müssen nach einem Faden suchen in diesem Labyrinth. — Helene, komm! Du hast zuerst den Diebstahl entdeckt, und kurz zuvor, aber schon nach geschehener That, mit dem Schäfer gesprochen. Sag' Alles dem Herrn Anwalt, wovon das Herz dir voll ist! Erzähle, mein Kind!"

„Ja, liebe Mutter!" begann jetzt Helene mit ihrer glockenhellen Stimme. „So hören Sie, Herr Doctor!"

„Ich ging am vorigen Sonnabend nach unserer Heimkunft aus der Stadt noch ein wenig hinaus auf die Haide. O, es war an diesem Abend so wunderschön. Ich dachte an dies und das, summte ein Liedchen vor mich hin, und war so froh, ich kann's gar nicht sagen, wie glücklich. Da trieb unser Schäfer gerade aus dem Walde gegen mich her, und er sagte zu mir: „Guten Abend, Fräulein, Sie sind doch immer lustig, das thut Einem ganz wohl." „Nun, lieber Schäfer, seid ihr denn traurig," fragte ich. „Ach, lieber Gott," erwiederte er, „nicht traurig, aber auch nicht lustig, ich weiß selber nicht. Ich glaub', es ist wieder ein wenig Heimweh, das mir noch manchmal kommt. Aber wenn ich Sie so vergnügt sehe, wird es mir immer wieder leichter. Ach, Sie sind ja so gut mit uns und auch die Frau Mutter. Gott vergelt's Ihnen! Und jetzt, guten Abend Fräulein! ich muß in den Pferch treiben."

„Nun sagen Sie, bester Herr Anwalt, ist das möglich, daß ein Mensch noch so mit mir reden konnte, wenn er mich kurz zuvor bestohlen hätte?"

„Hm, hm — nun freilich — freilich! Aber die zwei Ringe ..." murmelte Doctor Stark kopfschüttelnd vor sich hin.

„Erzähle weiter, Helene!" mahnte die Mutter.

„Und nun kam ich heim, ging aber nicht sogleich in mein Zimmer, das auf den Wald hinausgeht, sondern spielte in der Eckstube, die halb gegen den Hof und halb gegen die Haide liegt, auf meinem neuen Wiener Flügel eine Beethoven'sche Sonate!"

„Du schweifst zu weit ab, liebes Kind!" unterbrach sie Frau Forster, „das langweilt den Herrn Doctor."

„O bitte, bitte, verehrte Frau! Lassen Sie Fräulein Helene

doch Alles erzählen! Diese Sonate gehört ganz gewiß auch dazu. Mein Gott, langweilen! — In meiner mehr als vierzigjährigen Praxis ist mir ja noch kein einziger Fall so interessant vorgekommen. Also eine Sonate spielten Sie? Das war ja recht schön von Ihnen. Nun — und? — Weiter, wenn ich bitten darf! Wie, was?"

Dabei sah er das liebliche Mädchen mit so entzückten Blicken an, daß er ganz auf den eigentlichen Kriminalfall vergaß, und fast nur deßhalb nach der weiteren Rede verlangte, weil sie sein Ohr wie süße Musik umklang.

„Sie haben ganz recht gerathen, Herr Anwalt!" fuhr Helene mit mildem Lächeln weiter. „Auch diese Sonate gehört dazu. Mama, sei mir nicht böse! Ich will mich nun ganz kurz fassen. — Während ich nun so spielte, kam mir mitten in dem großartigen Adagio der kleinliche Gedanke, warum jetzt unser neuer Hofhund nicht eben so unmelodisch dazwischen heule, wie er es doch am vorigen Abende gethan hatte, da ich mehr zur Fingerübung ein seichtes Salonstück gespielt. Und ich machte die scherzhafte Bemerkung: es scheine, daß doch wohl auch das Ohr der Hunde echte, klassische Musik von modernem Geklimper zu unterscheiden wisse. Aber, ich weiß selber nicht, wie mir war, daß ich mich über das völlige Schweigen unseres Hofhundes doch nicht ganz beruhigen konnte. Und kaum hatte ich das Adagio zu Ende gespielt, so trieb mich eine unerklärliche Besorgniß zum Hofe hinaus. Und denken Sie sich! — Der Hund lag vor seiner Hütte, mäuschenstill — aber todt. — Er war vergiftet!"

„Ei, ei! — Hm, hm! — Das ist ja freilich ein sehr wichtiges Moment," fiel Vater Stark mit großen Augen ein, während Frau Forster sinnend vor sich hinsah.

Und Helene fuhr weiter: „Sie können sich denken, lieber Herr Anwalt, daß der Tod des Hofhundes uns natürlich in Schrecken setzte. Wir sannen vergeblich hin und her, was das zu bedeuten habe. Denn wie sollten wir sogleich an ein Verbrechen dabei denken? Wir fanden ja bei unserer Heimkunft alle Thüren fest verschlossen. Nirgends auch nur eine Spur von Einbruch. Wie ich aber zum Schlafen auf mein Zimmer ging, fiel mein erster Blick auf meine Etagère, und siehe da, es fehlte darin mein Schmuckkästchen, ein

altes Familienkleinod, das sehr kostbare Geschenk meiner Großmutter, die mich über die Taufe gehoben. Nun freilich war der Tod unseres Hofhundes uns klar. Der treue Hauswächter mußte für den einschleichenden Dieb erst stumm gemacht werden. O mein Schmuckkästchen that mir wohl unendlich weh, denn es kann mir mit Geld gar nicht ersetzt werden. Aber was ist das Alles gegen diesen unseligen Verdacht, der sich gegen unsern armen Schäfer gewendet hat? Und der ist gewiß so unschuldig, wie ich selber. Und wenn man mein ganzes Schmuckkästchen bei ihm aufgefunden hätte, und wenn man ihm auch nachweisen kann, daß er wirklich in voriger Woche in der Stadt für uns Rattengift gekauft hat, — o es möchte Einem den Verstand verwirren, — aber er hat es dennoch nicht gethan, nein, so wahr ich hier vor Ihnen sitze, er kann es ganz unmöglich gethan haben, der gute, ehrliche, unschuldige Mensch."

„Was sagen Sie?" fiel jetzt Anwalt Stark in höchster Betroffenheit ein, während zwei große Perlen über Helenens Wangen träufelten. „Der Schäfer war wirklich auch im Besitze von Gift? Und das kann ihm bewiesen werden? Und die zwei Ringe noch obendrein? — Ja, meine verehrtesten Damen, verzeihen Sie mir: ich weiß gewiß Ihren edlen Glauben an des Schäfers Unschuld hoch zu ehren. Aber leider kann ich als Rechtsgelehrter, den Sie einmal um Rath und Hilfe ansprachen, diesen Glauben ganz unmöglich mit solcher Gewißheit theilen; denn die Verbindung dieser zwei höchst greifbaren Verdachtsgründe — Ringe und Gift — sie fallen doch zu schwer in die Wagschale seiner Schuld, so leid es mir auch für Sie thut. — Mein Gott, vor Gericht verlangt man eben reale Beweise dafür und dawider, und das bloße Gefühl, auch wenn es noch so edel und hochherzig ist, hat dabei wenig oder keine Stimme."

„Sie haben Recht, Herr Anwalt, von Ihrem objectiven Standpunkte ganz Recht," nahm Frau Forster unbeirrt nun wieder das Wort: „Und, um den Schatten, der auf dem armen Menschen lagert, noch dunkler zu machen, muß ich Ihnen leider auch noch sagen, daß unser Schäfer wegen seiner merkwürdigen Geschicklichkeit in allen mechanischen Arbeiten auf dem ganzen Hofe bekannt ist, und daß demnach auch der weitere Verdacht, er habe durch irgend

einen Kunstgriff die Schlösser eröffnet und wieder gesperrt, ebenfalls auf ihm lasten wird."

„Was, auch noch das?" rief der Doctor überwältigt. „Also drei so schwerwiegende Verdachtsgründe?"

„Ja, leider Gottes!" bestätigte Frau Forster. „Aber nun lassen Sie mich Ihnen auch die Lichtseiten zeigen, damit Sie doch wenigstens einigen Glauben gewinnen, daß trotz all' dieser dringenden Indizien doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, es könne ein Dritter der wahrhaft Schuldige sein."

„O bitte, bitte, es kann ja Niemanden lieber sein, als mir, wenn Sie mich nur einigermaßen davon überzeugen."

Und Frau Forster fuhr wieder muthiger weiter: „Ich habe Ihnen, glaube ich, schon anfangs gesagt, daß der Haidehof früher unter meinem Bruder verpachtet gewesen."

„Ganz richtig. Ja, ich erinnere mich."

„Nun gut! Dieser frühere Pächter hatte einen Oberknecht, der mich bei meiner Ankunft um Alles bat, als solcher in meiner eigenen Bewirthschaftung von mir übernommen zu werden. Und ich that's, so wenig mir auch das ganze Wesen dieses verschlagenen Menschen behagte. Aber ich wollte doch nicht gleich anfangs meiner neuen Umgebung gegenüber zu schroff auftreten, und zudem glaubte ich bei meiner völligen Unbekanntschaft mit Land und Leuten seines ortskundigen Beistandes nicht gut entbehren zu können. Vor vierzehn Tagen endlich mußte ich ihn entlassen. Mein anfängliches Mißtrauen in ihn ward nur zu sehr gerechtfertigt. Ins Gesicht ekelhaft augendienerisch hatte er hinterm Rücken alle Taglöhner gegen mich aufgehetzt, da ich sie wegen der Dreschmaschine in so großer Anzahl nicht mehr nöthig hatte. Und so verweigerten sie mir auch alle andere Arbeit, es sei denn um unmäßig große Lohnerhöhung. Kurz, meine fernere Wirthschaft war mir unmöglich geworden, bis — merken Sie wohl! — eben dieser Schäfer das ganze Complott entdeckt hatte, sammt dessen heimlichem Anstifter, dem Oberknecht. In diesem Umstande haben Sie das sehr einfache Motiv, das Alles erklärt. Rachsucht gegen mich und meinen Schäfer, von dem dieser Mensch nur zu gut wußte, wie er und seine Familie uns ans Herz

gewachsen, und in dieser fremden Gegend wahrhaft unentbehrlich sei. Eine unmittelbare Rache an mir war wohl nicht leicht möglich. So wählte man also den indirecten Weg, auf dem man den Schäfer und zugleich mich selber aufs schwerste heimsuchen konnte. Das ist nach meiner innigsten Ueberzeugung die einfache Lösung dieses Räthsels."

„Begreife, begreife — aber trotz alledem — hm, hm, hm," sprach Vater Stark eben so ungläubig vor sich hin, als Frau Forster, ohne darauf zu merken, eifrig weiter fuhr:

„Und nun sagen Sie selber, Herr Anwalt, liegt es nicht im Bereiche denkbarer Möglichkeit, daß während unserer und meiner Leute Abwesenheit dieser frühere Oberknecht zuerst den Hofhund vergiftet, dann das Schmuckkästchen gestohlen und die zwei Ringe daraus in des Schäfers Truhe gelegt habe, um allen Verdacht auf diesen hinüber zu lenken? — Sie werden mir zwar einwenden, wie dieser verschmitzte Dieb all' die einzelnen Schlösser habe öffnen und woher er das Gift sich habe verschaffen können? — Auf die erste Frage kann ich nun freilich keine weitere Auskunft geben, als die einzige Muthmaßung, daß er, mehr als wahrscheinlich, noch einen geschickten Helfershelfer bei sich hatte. Aber die letzte vermag ich damit ganz bestimmt zu beantworten, daß dieser Oberknecht von der Aufbewahrung des Giftes in des Schäfers Truhe genaue Kenntniß hatte, und es somit durchaus kein Ding der Unmöglichkeit war, daß der Dieb zuerst das Gift daraus entwendet und dann die Ringe hineingelegt hatte. — Aber erwägen Sie auch noch den weiteren Umstand: die Vergiftung unseres Hofhundes war einzig und allein für den Oberknecht oder sonst einen Fremden geboten. Nur ein fremder Dieb mußte befürchten, durch dieses äußerst wachsame Thier meine Leute auf dem nahen Felde zu alarmiren. Unser Schäfer brauchte dies nicht im mindesten zu besorgen, denn er selber hatte vor acht Tagen diesen Hund auf einem nahen Bauernhofe gekauft und hieher gebracht, und war von uns Allen am vertrautesten mit ihm. Darum — ich betone das noch einmal — war nur für einen Fremden, aber nie und nimmer für meinen Schäfer die Vergiftung des Hundes ein nothwendiges Vorbedingniß für die ungestörte Ausführung des

Diebstahls. Die von der Dorfschule eben heimkehrenden beiden Knaben des Schäfers sagen nun auch ganz bestimmt aus, daß sie den Oberknecht nebst einem andern, ihnen Unbekannten, vor dem Haidehofe begegnet seien, und daß ersterer ein mit seinem Sacktuche umwickeltes Päckchen scheuen Blickes unter dem Arme getragen habe. Dieser Aussage kam aber jener Oberknecht dadurch zuvor, daß er wenige Stunden nach meiner Anzeige beim Untersuchungsrichter erschien, und dort unaufgefordert zu Protokoll gab, es habe nach seiner festen Ueberzeugung Niemand anders als der Schäfer diesen Diebstahl begangen. Denn auf seinem Wege zum Walde habe er gegen vier Uhr plötzlich den Schäfer die Heerde mitten auf der Haide verlassen sehen, und nachdem er, darüber stutzig geworden, ihm eine halbe Stunde aufgelauert, sei dieser wieder mit einem Päckchen zurückgekehrt, das er dann in einem Brombeerstrauch am Waldsaume, ängstlich um sich schauend, versteckt habe. Zugleich gab dieser falsche Ankläger die Apotheke an, in der der Schäfer vor drei Wochen das Gift gekauft. Ueberdies denuncirte er seine mechanische Geschicklichkeit — kurz, der Untersuchungsrichter kam — hielt beim Schäfer Haussuchung, die zwei Ringe sammt der Schachtel, darin das Gift gelegen, wurden in der Truhe aufgefunden; all' mein Betheuern der Unschuld des Schäfers und all' mein freilich nicht beweisbarer Verdacht gegen den Oberknecht ward überhört, die Aussage der beiden Schäferknaben als angelernt bezeichnet, und der nach meiner innigsten Ueberzeugung dennoch Unschuldige zum Untersuchungsgefängnisse hieher abgeführt. Nun habe ich Ihnen Alles, Alles gesagt, und Gott allein mag es wissen, wie es weiter gehen soll."

„Hm, hm, hm. Ist das ein sonderbarer Fall!" — Das war Alles, was jetzt Anwalt Stark mit zusammengezogener Stirne zu sagen wußte, während Frau Forster und Helene mit gespanntestem Blick eine ganz andere Antwort von ihm zu erwarten schienen.

Es trat eine Pause peinlichen Schweigens ein. Endlich ermannte sich die Mutter nochmals zu der Frage:

„Nun, Herr Anwalt, ist es mir so ganz und gar nicht gelungen, Ihre Zweifel an des Schäfers Unschuld zu erschüttern?"

„O glauben Sie uns doch, lieber, guter Herr Doctor!" fiel

Helene mit rührender Bitte in der Mutter Frage. „Denn, wenn Sie uns nicht beistehen wollen mit Ihrem guten, edlen Herzen, zu welch' anderm Manne sollen denn wir noch Vertrauen haben?"

Wahrhaftig, so viele Jahre schon unser guter Vater Stark in seinem Berathungszimmer gesessen, so heiß ums Herz und so verwirrt in seinem rechtsgelehrten Kopfe war ihm doch noch niemals gewesen. Endlich aber raffte er sich zu einem bestimmten klaren Gedanken auf, erhob sich jedoch mit höflichster Entschuldigung zu gleicher Zeit vom Drehstuhle und schloß die Thüre der Kanzleistube zu, weil jetzt die Stunde des Geheimnisses für ihn selber gekommen war. Wieder auf seinen Sitz zurückgekehrt sprach er nun mit sichtlich befangener Stimme:

„O meine verehrtesten, besten Damen! was mich selber anbelangt, so wollte ich ja von Herzen gern Ihren Glauben von der Unschuld dieses armen Mannes theilen. Aber, du mein Gott, damit ist ja sehr wenig geholfen. Dieser Kriminalfall kommt nun zweifellos vor die Geschwornen. Werden aber auch diese von des Schäfers Unschuld sich überzeugen? Das ist die einzige Frage, auf die es ankommt. Es ist nun allerdings richtig, daß bei den Geschworenen das Wort des Vertheidigers eine bei weitem größere Macht ausüben kann, als bei rechtsgelehrten Richtern. Ich gebe das gerne zu. Aber, meine hochverehrten Damen, dann lassen Sie mich Ihnen auch zu gleicher Zeit das Bekenntniß ablegen, daß Sie sich für diesen concreten Fall in meiner Person an die unrichtige Adresse gewendet haben. — Sehen Sie, ich bin jetzt ein nahezu zweiundsiebzigjähriger Mann. Und wenn ich mir auch schmeichle, meinen Beruf in Civilstreitigkeiten nicht ungründlich zu verstehen, so steht ein solch' außerordentlicher Kriminalfall vor den Geschwornen doch himmelhoch über meiner geistigen wie körperlichen Kraft. Dazu bedarf es einer so hinreißenden Beredsamkeit, wie ich mich deren leider in meinem ganzen Leben nicht rühmen konnte. Und so hätte Ihre Sache an mir nur einen höchst mittelmäßigen Vertreter."

„Aber, meine verehrtesten Damen," fuhr er jetzt mit bewegter Stimme weiter: „Sie sollen doch nicht völlig ohne Rath und Hilfe dieses Zimmer verlassen. Und insoferne war es immerhin gut, daß

Sie mich mit Ihrem großen Vertrauen beehrt haben. Denn, was der liebe Gott dem Vater versagt, das hat er im Uebermaße dem Sohne gegeben. Und wozu mein Alter zu schwach sich fühlt, dazu besitzt seine Jugend die vollste Stärke. Und so kann ich Ihnen denn nur das Eine rathen, und, weiß es der Himmel, ich würde das thun, auch wenn er nicht mein Sohn wäre, sondern ein mir völlig Fremder: tragen Sie Ihr ganzes Vertrauen zum Doctor Christoph Stark auf den Doctor Hermann Stark über! — Und ich betheure Ihnen hoch und heilig: so jung er auch noch ist, so werden Sie doch im ganzen Lande nicht leicht einen Andern finden, dessen hochbegabter Genius mehr dazu befähigt wäre, den Sieg der Unschuld über Bosheit und Lüge vor den Geschworenen davon zu tragen, wenn das anders einer menschlichen Kraft noch möglich ist. Sehen Sie, daß ich gewiß nicht übertreibe — da lesen Sie nur selber einmal diese verschiedenen Berichte über seine bisherigen Vertheidigungen in unserem Wochenblatte! Sie können sich's ja dann daheim noch immer überlegen ...." Unter diesen Worten hatte er die Schublade seines Schreibtisches herausgezogen, und griff nach einem kleinen Paket.

Aber Frau Forster kam ihm mit den Worten zuvor: „O bitte, Herr Anwalt, das ist durchaus nicht nöthig. Ihr eigenes Wort gilt uns mehr als alle Wochenblätter. Und da Sie selber uns diesen Vorschlag machen, so gehe ich um so lieber darauf ein, als mir Ihres Herrn Sohnes glänzende Erfolge vor dem hiesigen Gerichte durchaus nicht unbekannt sind. Darf ich nun fragen, wann ich Ihren Herrn Sohn sprechen kann? Oder ist er vielleicht zu Hause, und könnte das sogleich geschehen? Das wäre mir freilich am liebsten."

„O ich denke, verehrteste Frau Forster, Hermann wird sogleich nebendran in der Kanzlei sein. Wenigstens stand er vorhin noch an seinem Pulte. Und da Sie so gütig waren, bei unserer Unterredung die Thüre offen gelassen zu haben, so wird er wohl auch ohne jeden Vorwurf heimlichen Lauschens von dem ganzen Stande der Sache bereits so gut unterrichtet sein, wie ich selber. Sehen Sie, so hat Ihr Mangel an Mißtrauen gegen meine Kanzlei schon seine gute Wirkung geübt. Sie entschuldigen nur einen Augenblick! Ich werde Hermann sogleich herbeirufen."

„Bitte, thun Sie das!" sagte Frau Forster, während Vater Stark die Thüre des Kanzleizimmers öffnete und wieder hinter sich schloß. —

Soll ich dir nun noch ausführlich sagen, lieber Begleiter, von welchen Gefühlen Hermann durchstürmt wurde, da er wirklich während dieser ganzen Unterredung drin am Pulte gestanden? Nein, dein eigenes Herz erzählt dir am besten, was unser junger Held empfand, als er gleich anfangs den ihm noch so oberflächlich bekannten, aber doch schon so lieben Namen, Helene, gehört, und dann aus der klugen Mutter und der anmuthigen Tochter eigenem Mund Alles umständlich vernommen, wovon schon der kleinste Theil ihn auf seinem abendlichen Heimweg, mit ihren Maienglocken in der Hand, so hoch befriedigt haben würde. — Aber das muß ich dir ausdrücklich sagen, daß, je mehr Hermann von diesem merkwürdigen Kriminalfalle hörte, eine desto tiefere Sehnsucht ihn überkam: o wenn nur er selber diesen Schäfer vertheidigen dürfte, so schwerer Verdacht ihn auch belastete! Wäre das eine herrliche Gelegenheit, seine Beredsamkeit einmal in ihrer ganzen Macht zu erproben! — Und gar diesem lieblichen Kinde gegenüber, dessen flüchtiger Zauber im Wald ihm nun durch ihr liebes Gespräch noch tiefer und glaubwürdiger verrathen worden war! Und sei es nur um einen einzigen dankenden Blick aus diesen lichten Augen, nur um einen herzlichen Druck dieser lieben Hand, o wäre schon dieses ein Preis, der die Schwingen seines Genius zum allerkühnsten Flug entfalten sollte!

Und nun stelle dir vor, wie ihm drinnen geschah, als Vater Stark ihm die Botschaft brachte, daß seine stürmische Sehnsucht wirklich befriedigt werden sollte. Kaum daß sein „Ja" den bebenden Lippen sich entringen konnte! Und bei dem Gedanken, daß sie nun als starken Helfer ihn vertrauensvoll erwarte, vor dem sie beim ersten Begegnen, wie eine scheue Gazelle geflohen, wie schoß ihm das Blut in die Wangen, daß er erst ein paarmal über das Gesicht streifen mußte, um mit ruhigem Anstande hineinzutreten. Während dessen sagte draußen Frau Forster zu Helene:

„Wie hat sich doch Alles gut gefügt, liebes Kind! Nun haben wir den Vater nicht kränken müssen, und bekommen doch den Sohn,

der uns ja eigentlich vor allen andern Vertheidigern empfohlen worden war. Und ich muß schon sagen, es ist mir damit ein Stein vom Herzen gefallen. Denn so gründlich gelehrt und gewissenhaft auch der gute alte Mann sein mag, diesem schweren Falle, das merkte ich sehr bald, wäre er doch nimmer gewachsen gewesen."

„Aber gut ist er, liebe Mutter, o seelengut, wie ich nicht leicht einen andern Menschen noch kennen gelernt. Ich weiß gar nicht, ich hab' ihn doch heute zum allerersten male gesehen, aber ihn doch schon so lieb gewonnen, als ob es ein uralter Freund von uns wäre. Wie das nur kommt?"

„Da hast du ganz Recht, liebes Kind!" Er ist auch wirklich ein rührend guter Mann. Aber damit wäre uns eben doch nur wenig geholfen gewesen. Ich bin nun wirklich sehr gespannt auf den Sohn."

„Ich auch, liebe Mutter," sagte Helene in naivster Unschuld.

Und die Thüre ging auf, Vater und Sohn traten ein.

Ob Helene wieder so in den Tod vor ihm erschrak? O ja! nur noch viel tiefer. — Aber nur in geheimster Seele, davon ihr Auge droben verrathende Kunde gab.

„Der?" — diese einzige stumme Frage verschlang all' ihr Denken. Und Niemand von den Dreien merkte das, als nur der Eine, der schon von ihrem ersten Erschrecken unter jener Eiche gewußt hatte.

Vater Stark stellte nun, Hermann an der Hand fassend, gegenseitig vor, während die beiden Frauen sich von dem Kanapee erhoben.

„Also, meine verehrtesten Damen, hier bring' ich Ihnen meinen Sohn, Doctor Hermann Stark. — Lieber Hermann, ich habe die Ehre, dir in diesen zwei höchst verehrungswürdigen Damen vorzustellen: Frau Sophie Forster, Besitzerin des Haidehofes und deren Fräulein Tochter, Helene."

Nach gegenseitiger stummer Verbeugung nahm Frau Forster gegen Hermann das Wort:

„Ich habe bereits so viel Rühmliches von Ihnen gehört, Herr Doctor, daß es mich nur im höchsten Grade freuen kann, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Und dies natürlich noch um so

mehr, als ich hoffen darf, daß Sie uns mit dem ganzen Aufgebot Ihres Genie's in einem so traurigen Falle beistehen wollen. Nicht wahr, das wollen Sie ja doch?"

„O gewiß, verehrteste Frau, das will ich," entgegnete nun Hermann mit dem vollen Wohllaut seiner markigen Stimme. „Ich muß zwar meinem lieben Vater darin völlig beipflichten, daß der betreffende Fall sehr, sehr schwierig ist. Denn da Sie so gütig waren, an Ihrer Unterredung auch mich unbemerkt Theil nehmen zu lassen, so bin ich bereits vollständig von dem Stande der Sache unterrichtet. Indessen verzagen will ich trotz alledem doch nicht. Und namentlich nicht vor den Geschwornen, diesen unstudirten Richtern aus dem Volk, in deren Kopf und Herzen das natürliche Gefühl für Schuld und Unschuld sich oft viel gesünder und schärfer bewahrt hat, als bei Richtern von Fach, wie das schon mein lieber Vater Ihnen sehr richtig bemerkte. Also, meine verehrtesten Damen, wir wollen vorher weder verzweifeln, noch triumphiren. Ich selber aber — und das ist für meine Kraft gar nicht gering anzuschlagen — ich glaube an des Angeklagten Unschuld, weil so edle, hochherzige Menschen, wie Sie Beide, mich diesen schönen Glauben gelehrt haben. Und darum frage ich mich: wenn Ihr so unerschütterlicher Glaube mich nun selber bekehrt hat, warum sollte es ein Ding der Unmöglichkeit sein, durch die Macht meines Wortes, die mir aus meiner Ueberzeugung erwächst, nicht auch die Geschwornen zu unsern Mitgläubigen zu machen? — O meine Damen, das Wort der inneren Wahrheit, wenn es richtig ausgesprochen wird, thut oft Wunder. Und ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß, wie ich Ihnen jetzt schon für Ihr mich so hochehrendes Vertrauen herzlich danke, ich später jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens preisen würde, an dem es mir gelungen wäre, diesen armen Gefangenen seiner Freiheit, und seiner Familie und Ihren edlen Herzen wiederzugeben. — Das ist bei Gott keine leere Redensart, die ich in Allem und Jedem gründlich hasse. Mit dieser Betheuerung mögen Sie sich für heute begnügen! Die Zeit wird ja lehren, ob ich jetzt als ehrlicher Mann zu Ihnen gesprochen habe oder nicht."

Wer möchte sich darüber wundern, daß diese männlichen Worte

Hermanns Frau Forster auf das höchste befriedigten? Ihr Auge hatte mit sichtlichem Wohlgefallen an den edlen, geistreichen Zügen unsres jungen Freundes gehangen. Wie er das letzte Wort gesprochen, drückte sie ihm in freudigster Bewegung die Hand.

„Haben Sie tausendmal Dank, mein lieber Herr Doctor! Ich weiß gar nicht, wie mir jetzt Ihre Worte schon das Herz ganz erleichtert haben. Es hat sich doch an der ganzen Sache noch gar nichts verändert, und doch ist mir gerade, als habe schon jetzt ein Lichtstrahl dieses Dunkel gestreift. So verlasse ich denn Ihr Haus mit dem festen Glauben, daß Sie uns in diesem höllischen Streite der Bosheit und Lüge ein siegreicher Engel werden mögen."

„O, daß Ihr Glaube sich nur auch erfüllen möchte, verehrteste Frau," entgegnete Hermann.

Vater Stark schaute mit seinen Kinderaugen ganz glückselig drein, als Frau Forster nun auch ihm mit ungezwungener Herzlichkeit Dank und Lebewohl sagte, und die ehrliche Hand schüttelte. Auch die Tochter that das Gleiche. Vor Hermann verneigte sie sich bloß.

Aber Helene, warum gab sie nicht auch dem Sohne die dankende Hand? Wie herzlich gern hätte sie's gethan, wenn sie nicht erst vor ein paar Tagen mit derselben Hand jene Maienglocken gebrochen hätte!

Und nicht einmal ein freundliches Wort sagte sie ihm zum Abschied? Nein, auch dieses nicht. Denn das Große, was sie ihm gerne hätte sagen mögen, das durfte sie nicht; und das Kleine, was sie ihm hätte sagen dürfen, das mochte sie nicht. — Aber ihr und sein Auge, darauf in mehr als einem stummen Blick ihre Seelen getreten und sich nun auch beim Abschied einander heimlich begrüßten, diese stummen Augen sagten sich Alles. Niemand vernahm es außer den Zweien, und dieses heimliche Schweigen galt ihnen mehr, als das lauteste, trauteste Wort. —

Eine Stunde darauf fuhren die Zwei wieder zu ihrem waldumrauschten Haidehof. Das Mittagsgeläute der seitwärts liegenden Dörfer wehte durch das Rauschen des Barbarossaforstes, als die Kutsche wieder jenen Hohlweg sich aufwärts mühte. Helene war

diesmal drin sitzen geblieben. Und als sie jetzt jener Eiche näher gekommen, da that sie schon von fern aus der Tiefe der Schlucht einen so sehnsüchtigen Blick zu ihr hinauf, wie eine Stunde zuvor aus ihres Herzens Tiefe zu jener andern jungen Eiche stolz ragender Krone.

Die Vögel feierten mit ihrem Sang in dichten Blätterdächern bis zum kühlen Abend. Aber in diesem jungfräulichen Menschenherzen klang das Lied der ersten Liebe fort und fort in den süßesten Weisen. Und da der Wagen jetzt dicht unter jenen Maienglocken dahinschaukelte, sang dieses Herz zu ihnen hinauf:

„Seid mir gegrüßt, ihr Maienglocken, denn von euch umblüht, stand er da, vor dem ich erst in den Tod erschrocken, da ich zum erstenmal ihn sah. Und ach, jetzt möcht' ich mein ganzes Leben ohn' alle Furcht mit seinem verweben, so schlug er mein Herz in minnigen Bann, der liebe, schöne, herrliche Mann. Ihr Maienglocken, ich bitt' euch, läutet, o läutet, uns ein die Frühlingszeit, die unseren Herzen Liebe bedeutet, jetzt und in alle Ewigkeit!" —

VII.

Vor den Geschwornen.

Mitten im Reichswalde hatte ich dich verlassen, lieber Begleiter! Jetzt, einen Monat später, folg' mir zum Gerichtssaal in Hermanns früherer Gymnasialstadt, dem Sitze des Schwurgerichtes!

Es ist Nachmittags vier Uhr. Das Verhör des Angeklagten und die Vernehmung der Zeugen ist geschlossen. Eine halbstündige Pause wird bald verronnen sein. Danach werden Anklage und Vertheidigung aufeinanderplatzen. Sieh', die zwölf Stühle der Geschwornen zur linken Seite, und die fünf des Präsidenten und seiner Beisitzer im erhöhten Hintergrunde mit dem Bilde des Landesherrn stehen noch leer. Aber die meisten Zeugen sind bereits auf ihre Bänke, den Geschwornen gegenüber, zurückgekehrt. Nur die zwei besonderen Stühle für Frau Forster und Helene sind noch unbesetzt. Der Angeklagte selber, „Mathias Mertens, verheiratheter Schäfer

auf dem Haidehof, fünfunddreißig Jahre alt, katholischer Religion," wie der Anschlag an der Gerichtstafel besagt — ein stämmiger, sauber gekleideter Mann im überlangen Tuchrocke, sitzt auf der vordersten, schmalen Bank vor den Zeugen. Er hat den Saal nur auf einen Augenblick verlassen gehabt, um mit einem Trunk Wasser den vertrockneten Mund zu erquicken. Und wieder sitzt er da, wie während der ganzen Verhandlung, den Kopf leicht gesenkt, die Hände auf den Knien zusammengelegt. Mit keinem Blicke schaut er um sich.

Um so kecker thut dieses der Hauptzeuge, jener Oberknecht, Michael Fischer, der dicht hinter dem von ihm Angeschuldigten den Eckplatz eingenommen hat.

Der übrige, durch eine Schranke abgesperrte Raum des Saales ist von Zuhörern aller Standesklassen dicht gedrängt. Kaum ein Einziger getraute sich in dieser Pause ein wenig Luft zu schöpfen, aus Angst, den alten Platz nicht wieder erobern zu können. Sie ertragen an diesem schwülen Junitag um dieser cause célèbre willen lieber den unausstehlichsten Wärmegrad. Und sie thaten wohl daran. Denn noch immer mehren neue Eindringlinge den Menschenknäuel, und zwei Gendarmen mühen sich vergebens, ferneres Anstürmen abzuhalten. Endlich wird die Thüre des Saales fest geschlossen. Nicht ein einziger Mann hätte mehr Platz darin.

Es war auch nicht zu verwundern, daß sich die hiesige Einwohnerschaft des starken und schwachen Geschlechtes mit solcher Neugier zu dieser Verhandlung herbeidrängte. Hörte man doch zuvor in Wirthshäusern, auf dem Herrenkasino und in Damenkränzchen, diesen Fall als den weitaus interessantesten der ganzen Schwurgerichtssession bezeichnen, und lief das Gerücht von der nicht minder interessanten, und, wie man überdies poetisch hinzusetzte, auch ebenso steinreichen Zeugin Helene Forster schon während des Morgens immer verlockender von Mund zu Munde! Da ward freilich jede eifersüchtige Mitschwester der hiesigen haute volée, jeder hoffnungsreiche Staatsdienstadspirant, wie nicht minder jeder heirathslustige aber auch kautionsbedürftige, hier garnisonirende Reiterlieutenant gleichmäßig aufgefordert, diese schöne, reiche Zeugin seiner persönlichen Musterung zu unterziehen. — Aber eine mindestens eben so starke

Zugkraft übte noch obendrein der junge Vertheidiger, der vor noch nicht ganz sechs Jahren als der schönste aller Gymnasiasten in den Straßen dieser Stadt umherstolzirte und den damals schon Jedermann gern angesehen, auch ohne ihn näher gekannt zu haben. Wie begreiflich war daher auch in dieser männlichen Richtung die Neugier der hiesigen Fräulein, die sich seiner noch aus ihrer Backfischzeit erinnerten, wie nicht minder die Theilnahme der ehrsamen Bürgerschaft, diesen nunmehrigen Rechtspraktikanten Doctor Hermann Stark in so bedeutsamer Gastrolle vor dem hiesigen Schwurgerichte auftreten zu sehen. War doch überdies der Ruf seines Rednergenies ihm aus der Vaterstadt schon hieher voraus geeilt!

Und horch, jetzt geht ein Gesumm durchs ganze Auditorium, vorn auf den gedrängt vollen Bänken, darauf die gebildeteren Stände Platz genommen, oben auf der Estrade in dem vergitterten Raume neben den Richtern, darin die Rechtspraktikanten ihre rhetorischen Studien anstellen, und rückwärts in dem bunten Menschengedränge von Männern und Frauen aus dem Volke, die heute Nachmittag lieber einmal ihre Arbeit, als Vertheidigung und Urtheilsspruch im Stiche lassen.

„Sag' mir Einer, was er will," philosophirte jetzt ein ehrlicher Schustermeister gegen seinen Nachbarn, einen strammen Schweinemetzger. „Aber da guckt euch die zwei Gesichter nur einmal recht an, das von dem Schäfer und das von dem Oberknecht. Na, wer da nicht den rechten Spitzbuben herauskennt, der ist wirklich mit Blindheit geschlagen. O, wenn nur ich Geschworner wär', ich wüßte schon, was ich thäte."

„Na, was thätet ihr denn?" replicirte der grobnervige Metzger. „Eine rechte Dummheit thätet ihr machen, weiter nichts. So, das wär' mir eine saubere Gerechtigkeit. Einen solchen Gauner mir nichts dir nichts auf sein scheinheiliges Gesicht hin freizusprechen. Ei zum Guckguck! wenn solche Beweise nichts mehr gelten sollen, wie die da, soll man gleich lieber alle Zuchthäuser abschaffen! Ja, Gesicht! — Was Gesicht? — Das kauf' ich theuer. Da hat schon gar Mancher vorher ein heiliges gemacht und unsern Herrgott aus dem Himmel heruntergerufen; und wie er von den Geschwornen nur einmal richtig

verdonnert war, nachher hat gleich der leibhaftige Teufel herausgeschaut. Geh' mir Einer weg mit dem Gesichtermachen! Darauf geb' ich keinen Pfifferling. Die zwei Ringe und das Rattengift, das ist die Hauptsache. Und das bricht ihm auch den Hals, wie's ihm ganz recht geschieht."

„So?" fiel der Schuster wieder ein, „und das ungeheuer gute Zeugniß von seiner Madam und ihrer Tochter, das soll gar nichts gelten? Und die müssen's doch am End' am allerbesten wissen, ob es der Schäfer gethan haben kann oder nicht."

„Ach was, das Geschwätz von denen Weibsleuten," trumpfte der Metzger ihn wieder ab. „Da gehört auch viel dazu, die hinter's Licht zu führen. Und überhaupt: anfangen muß ein jeder Spitzbub' einmal. Das wäre curios. Als Dieb kommt kein Mensch auf die Welt. Kurz und gut, der Schäfer hat's gethan, und kriegt allermindestens seine fünf Jahre Zuchthaus, so gewiß als ich fünf Finger an der Hand habe."

„Na, ich kann's ja abwarten," sagte der Schuster, noch immer gleich ungläubig. „Und was liegt am Ende mir daran? Aber sein Vertheidiger wird's schon auch wissen, wie er's richtig anstellt, um ihn herauszubeißen. Denn, daß der ein Maul wie ein Schwert hat, das hab' ich schon gemerkt, wie er den Oberknecht im Zeugenverhör so jämmerlich scharf dazwischen genommen hat. Herrgott, hat der aber auch eine Höllenangst dabei gekriegt, wie er so die Kreuz und die Quer vom Präsidenten ausgefragt worden ist, und hat er zu gacksen angefangen. Und da habt ihr doch selber gesagt, daß euch sein Gesicht nun auch gar nicht mehr recht gefallen thäte."

„Na ja, und wenn auch," fiel der Metzger patzig ein. „Aber das ist auch eine rechte Kunst, Einen so ausfragen zu lassen. Ei, stellt ihr euch einmal da hinaus, wo ihr doch gewiß an der Geschichte unschuldig seid, und laßt ihr euch einmal so herumhetzen, wie ein Kalb vom Hund, ob ihr nicht auch am End' ein Armesündergesicht macht, ihr mögt wollen oder nicht."

„Schon recht, Nachbar," überführte ihn wieder der Schuster. „Aber warum ist denn dem Schäfer sein Gesicht immer so gleich geblieben? Und warum hat denn er immer so ruhig Antwort gegeben?

Und den hat doch der Präsident justament gerade so viel ausgefragt, und der sitzt doch obendrein noch auf dem Bänkel dort. Das ist doch noch ein Bischen was anderes zum Angstkriegen."

„O plaudert dem Teufel ein Ohr ab!" platzte der Metzger unwillig heraus. „Was ist denn aber mit dem Gefrag' und Geschwätz herausgekommen? Nichts wie die alte Leier. Und daß dem Schäfer seine zwei Buben den Oberknecht gesehen haben wollen, wie er mit einem Päckchen aus dem Hof herausgegangen ist — ja natürlich — auf ein so angelerntes Larifari wird Jemand was geben. Und die Geschwornen haben auch ein verflucht dummes Gesicht dazu gemacht. Aber, daß der Oberknecht den Schäfer gesehen hat, wie der das Päckchen in die Brombeerhecke versteckte, das hat ganz anders eingeschlagen. Müßten die Geschwornen aber auch Schafsköpfe sein, wenn die denen zwei Buben ihre Komödie glauben sollten. Glaub's gern, daß, wenn der Vater ein Dieb ist, die Kinder sagen müssen, daß es ein Anderer gethan hat. Das ist ja so blitzdumm, daß ein gescheidter Kerl, wie ich, gar nicht darüber plaudern soll."

„Ja, Recht habt ihr eigentlich schon, Meister Metzger," ergriff jetzt auch ein schlanker Barbier und Haarschneider das Wort. „Aber mag's jetzt sein, wie's will, ihr Männer! Auf das Plädiren von dem jungen Menschen bin ich euch doch verflucht neugierig. Wißt ihr, ich hab' ihm vier volle Jahre die Haare geschnitten, wie er noch hier auf dem Gymnasium bei der Professorin Moser in der Schustergasse wohnte. Und ich sag' euch, Männer, ich kenn' ihn euch ganz genau. Denn wir haben gar viel mit einander discurirt, wie das ja so beim Haarschneiden zum Geschäft gehört. Aber einen Kopf hat er euch schon dazumal gehabt; na, ich sag' euch, einen vermaledeit gescheidten Kopf. Plaudern kann er euch wie ein gelernter Staar. Und unterdessen wird er auch gerade nicht dümmer geworden sein. Na, wir werden's nun bald zu hören kriegen, was für ein Genie drinnen steckt."

„O mach' mir den Gaul nicht scheu mit dem seinem Genie!" fertigte der Metzger gleich höflich nun auch den Bader ab. „Ja, natürlich, so ein junger Lecker wird's herausreißen, wo der Karren schon so tief drinnen steckt. O, da ist der Staatsanwalt schon auch

noch da. Und gerade der sitzt heute, der die meisten Haar' auf den Zähnen hat, und vor dem unsere gewichstesten Advokaten immer Mores kriegen. Und da wird so ein Gelbschnabel von Praktikant dem was anhaben können? — Geh, wie man nur so unsinnig schwätzen kann."

Und wieder mengte sich jetzt ein Vierter in der Gestalt eines wohlbeleibten Bierwirths in dieses populär kriminalistische Gespräch, da er sich die dicken Tropfen von der Stirne wischte. „Nein, ich sag' nur, wie ihr euch in der Hitze so ereifern könnt! Ich wollt', ich wär' draußen, das wär' mir das Allerliebste. Aber gelt?" fuhr er leise weiter, „laßt euer Disputiren jetzt gut sein! Denn seht, da gerad' neben mir steht dem Schäfer sein alter Vater. Er hat's mir selber gesagt. Und meiner Seel', 's Herz thut Einem weh, wenn man den nur ansieht. Die ganze Zeit hat er die Hände zusammen und betet in einem Stück fort. Und die junge Frau daneben, das ist die Schäferin. Herrgott, was hat die schon Alles zusammengeweint, noch hundertmal mehr, als ich schon geschwitzt hab'. Das könnt' ja einen Stein erbarmen."

Trotzdem ließ sich's der Metzger in seiner Anklägerrolle nicht nehmen, auch jetzt noch einmal seinen Trumpf auszuspielen.

„Ah was, Stein erbarmen! deßwegen hat er's doch gethan. Und was scheeren sich die Geschwornen lang um Verwandtschaft, und wenn sie noch so viel beten und greinen thut. — Da hätten sie viel zu thun. Aha, jetzt kommen sie Einer nach dem Andern angerückt, und auch der Vertheidiger geht jetzt herein. Na, wir wollen halt einmal hören, was er kann mit seinem Mordsgenie. Wenn er so schön plädirt, wie er ein schöner Kerl ist, dann ist's mir auch recht."

Damit endete diese Unterhaltung. — Auch das allgemeine Gesumme ward beim Eintritt der Geschwornen nun stiller. Und auf der hintersten Zuhörerbank sagte ein Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, der einfachen Toilette nach von nicht gar vornehmem Stand, aber doch sehr edlem Gesicht, zu einer älteren Frau an ihrer Seite: „Ach Mutter, wie wird es dem Hermann wohl gehen? Ich habe doch fürchterlich Angst."

„Warum nicht gar, Angst!" fiel ein etwas jüngeres Mädchen auf der andern Seite lustig ein. „Ich freue mich darauf. Und du hast doch gestern Abend von ihm selber gehört, daß auch er sich freut. O das wird prächtig werden. Und stecken bleibt er einmal ganz gewiß nicht. Darauf möcht' ich wetten. Nicht wahr, Mutter, du auch?"

„O ja, Linchen, darauf schon," entgegnete nicht ohne Besorgniß die Mutter. „Aber, wie es sonst gehen mag, darum hab' ich doch Angst. Denn so arg mich auch der arme Mann dauert, so weiß ich eben doch nicht, wie die Geschwornen sprechen werden. Die Beweise sind doch zu sehr gegen ihn."

„Ei was, Beweise! laß nur den Hermann erst dran kommen," sagte Linchen mit der vorigen Gewißheit, „der wird's den Geschwornen schon auch beweisen, daß der Schäfer unschuldig sein muß, und da können doch auch sie nicht anders, als ihn freisprechen. Nicht wahr, Mutter, das müssen sie?"

„Ich weiß nicht, Linchen, müssen! das ist doch ein wenig zu viel gesagt. Wenn ihr Gewissen sie nicht zwingt, kann es auch der Hermann nicht."

„Nun aber, wenn's auch nicht gut ausginge, was mir ja schon für diese armen Schäferleute sehr leid wäre," erwiederte Linchen, „so ist es für Hermann doch immerhin ein rechtes Glück, daß er überhaupt nur einen so interessanten Fall zum Vertheidigen bekommen hat. Und er macht seine Sache gewiß ganz prächtig. Das schafft ihm doch jedenfalls großes Renommee, und hilft ihm eher zur Anstellung. Meinst du nicht auch, Mutter?"

„O ja, liebes Kind, das schon," erwiederte die Professorin etwas zerstreut. Denn nun traten auch die Richter aus ihrem Berathungszimmer, und gleichzeitig mit ihnen aus einer Seitenthüre Frau Forster und Helene, und ließen sich auf ihren Stühlen nieder.

Erst war es nur ein allgemeines Geflüster. Dann aber richteten sich mit einemmal alle Blicke der haute volée des Civil- und Militärstandes auf Helene, und sie hatte eine so scharfe Besichtigung durch Lorgnetten und sogar Operngucker auszuhalten, daß sie ihre Verlegenheit in einem stillen Gespräch mit der Mutter verbarg.

Hermann hatte sie beim Hereintreten mit ernstem Anstande gegrüßt, und saß nun, in ein Blatt Papier vertieft, an seinem Vertheidigertische.

„Ist das doch ein wunderschönes Gesicht, liebe Mutter!“ sagte Elisabeth leise.

Und sie scheint mir eben so fein gebildet zu sein,“ erwiederte die Professorin.

Linchen blieb stumm, war aber in Helenens wie Hermanns Anschauen sinnend verloren.

Im ganzen Saale ward es nun todtenstille. Der Präsident gab dem Staatsanwalt das erste Wort zur Begründung der Anklage. Dieser, ein Fünfziger mit kalten, scharfen Zügen, erhob sich, und seine lichtvolle Darlegung aller Belastungsmomente nebst der scharfen Logik mit der er in dreiviertelstündiger Rede alle Scheingründe allenfallsiger Unschuld angriff und vernichtete, das Alles war augenscheinlich von tiefster Wirkung — nicht nur auf die Geschwornen, sondern auf die ganze Zuhörerschaft. Der Metzger im Hintergrunde triumphirte, der Schuster sah verdutzt darein. Der arme Schäfer zählte jetzt nur sehr wenig mitleidige Herzen mehr, die noch Partei für ihn nahmen.

Die zwei Ringe und das Gift, des Angeklagten Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die Zeugenaussage des Oberknechts, dem sein Ortsvorstand den besten Leumund gab, stand an Macht der Glaubwürdigkeit gegen jene der beiden Schäferbuben wie ein Riese neben zwei Zwergen vor Aller Augen. Und wie beredt begründete der Staatsanwalt neben diesen unläugbaren, realen Beweisen auch noch den andern moralischen, daß ein noch so unlösbar scheinendes psychologisches Räthsel die wirkliche Existenz eines begangenen Verbrechens nie und nimmer ausschließen könne und dürfe! Wie wußte er diesen Satz vom allgemeinen Gesichtspunkte der menschlichen Natur zu verfechten, und seine schon oft dagewesene Wahrheit aus den Annalen der Kriminaljustiz unbestreitbar nachzuweisen! Ja wirklich, selbst Frau Forster und Helene überkam dabei zum erstenmal der Schatten eines Verdachtes, wenn er auch sogleich wieder vor dem noch stärkeren Licht ihres besseren Glaubens verschwand.

Der Oberknecht blickte jetzt mit immer frecherer Miene triumphirend umher. Der Schäfer sah in stiller schmerzlicher Ergebung vor sich hin. Aber als er sich so vor aller Welt und seiner eigenen lieben Herrschaft als offenkundigen Dieb hingestellt sah, da meinte er wohl, das Herz müsse ihm zerspringen. Sein armes Weib hörte er bis zu sich herüber schluchzen. Und der Großvater betete noch viel heißer.

Aber auch der Vertheidiger — ich darf es für ihn ja wohl bekennen — saß mit gepreßtem Herzen da. Auch auf ihm lastete diese Anklagerede wie ein Zentnerstein. Hatte sie ihm doch alle Momente seiner Vertheidigung schon vorweggenommen, und wie ein unglaubwürdiges Märchen mit scharfem Hohne bespöttelt! Das Schwert war ihm schon aus der Hand geschlagen, bevor er's nur gezückt hatte. Nichts blieb ihm übrig, als nackte Wiederholung. Doch aufgerafft — nicht verzagt — einen neuen Weg der Vertheidigung eingeschlagen, vorwärts mit der ganzen Macht deiner Rede! rief ihm sein Inneres ermuthigend zu, und schon schlug er die neuen Gedanken zu Faden.

Jetzt kam der Staatsanwalt zu Ende, und er schloß mit den unbarmherzig logischen Worten:

„So, meine Herren Geschwornen, glaube ich Ihnen die Schuld des Angeklagten unwiderleglich nachgewiesen zu haben. Auf der einen Wagschale liegen die vollgiltigsten Beweise, auf der andern nichts, als der nichtige Trugschluß einer sogenannten psychologischen Unmöglichkeit, und nebenbei das Märchen von den durch einen andern Dieb in die Truhe des Angeklagten hineingezauberten Ringen, das in seiner Glaubwürdigkeit nur zu belächeln ist. Sie haben jetzt diese Wage in derselben Hand zu halten, die Sie heute Morgen schwörend zum Himmel ausgestreckt. Und so hoch das Mitleid in der Menschenbrust zu ehren ist, in Ihrem Herzen, meine Herren, darf es nie und nimmer einkehren. Nur Ihr Eid, und nichts als Ihr Eid, darf bei Ihrem Wahrspruche Sie bestimmen. Die Barmherzigkeit steht hier einzig und allein dem höheren Richter zu. Sinkt aber in dieser Wage, wie's nicht anders möglich ist, die Schale mit der Wucht dieser Beweise nieder, und schnellt die andere mit ihrem

Nichts in die Höhe, dann, einzig und allein Ihres Eides eingedenk, können Sie unmöglich im Zweifel sein, wie Ihr Wahrspruch lauten soll und lauten muß: ja, vor Gott und den Menschen, auf meine Ehre und mein Gewissen, ja, der Angeklagte ist schuldig.“ —

Jetzt erhob sich Hermann mit dem ganzen Aufwand seines Muthes, und seine klare Mannesstimme klang in die Grabesstille des lauschenden Saales:

„Meine Herren Geschwornen! Wenn ein riesenstarker Mann mit wuchtigem Schwert auf einen schwachen Knaben losstürmt, dessen Arm nichts bewehrt, als ein winziger Schild, dann ist das wohl ein gar ungleicher Kampf. Als ein solcher Mann mit einem solchen Schwert ist jetzt der öffentliche Ankläger auf mich losgestürmt. Riesenstark hat ihn gemacht ein unseliges Verhängniß, das wie ein Dämon über dem Haupte des Angeklagten den finstern Fittig ausbreitet. Das Gold jener zwei Ringe hat sein Schwert so wuchtig gemacht, jenes Gift hat seine Klinge vergiftet, und die Vertheidigung, meine Herren Geschwornen, das ist der schwache Knabe, den nichts als ein winziger Schild bewehrt.“ —

„Jawohl, ich gestehe es gern, die Macht trügerischer Beweise hat meinen Gegner so stark und mich so schwach gemacht, daß ich schon jetzt nach diesem ersten Anprall mich überwunden vor ihm hinstreckte, hätte ich nicht diesen Schild zu meiner Gegenwehr; zwar unscheinbar, aber dennoch undurchdringlich auch für den wuchtigsten Hieb meines Angreifers. Und dieser Schild, meine Herren Geschwornen, das ist mein eigener felsenfester Glaube an die Unschuld dieses fälschlich angeklagten Mannes. — Ich stände jetzt wahrhaftig nicht hier, wenn ich anders glaubte. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen — dieses alte Volkswort, es wird auch an diesem dunklen Gewebe wahrhaft höllischer Lüge in strafende Erfüllung gehen. Und Jenem, der dieses gesponnen, er mag nun als freier Mann weilen wo immer, und ich nenne keinen Namen — aber dem sag' ich jetzt: möge er nicht allzufrüh darüber frohlocken, daß an diesem seinem feinen Gespinnst der Strahl der Sonne machtlos geworden sei, und ewiges Dunkel seine Schuld bedecke. Ich sag' ihm, und er glaube mir, daß ich furchtbare Wahrheit rede — ich sag'

ihm: diese Sonne, sie durchbricht doch noch einst die Wolken, darin der Blitz jetzt lauert auf dieses unschuldige Haupt. Ich sag' ihm, was er so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen, und wär' es auch erst vor jenem ewigen Sonnenlichte, das aus dem strafenden Blicke seines allwissenden Richters die finstere Bosheit seines Herzens einst erhellen wird."

„Herr Präsident!" fuhr jetzt der Staatsanwalt gereizt in die Höhe: „Ich bitte, den Herrn Vertheidiger zur Sache zu verweisen."

Und augenblicklich gefaßt fiel Hermann energisch ein:

„Und ich, Herr Präsident, ich bitte dringend, mich in meiner Redefreiheit nicht beschränken zu wollen; denn ich bin bei der Sache. Und stand es der öffentlichen Anklage frei, mit allen erdenklichen Mitteln die Schuld meines Clienten nachzuweisen, so wird gewiß der hohe Gerichtshof nun auch mir gestatten, daß ich mich eben so unbeschränkt jener einzig möglichen Abwehr bediene, die nach meiner Ueberzeugung mir unumgänglich geboten scheint. Herr Präsident, ich bitte, zu bedenken: es handelt sich hier um ein Menschenleben. Denn, hat das Gesetz das angebliche Verbrechen meines Clienten auch nur mit Zuchthausstrafe belegt, für diesen Mann ist dennoch eine Schuldigerklärung gleich einem Todesurtheil. Meine Herren, man kann auch moralisch sterben müssen, nach meinem Gefühle noch weitaus schlimmer, als leiblicher Tod. Darum noch einmal, Herr Präsident, im Namen meiner Ueberzeugung von der Unschuld dieses Mannes, bitte ich dringend: es möge mir der hohe Gerichtshof dieselbe Redefreiheit gönnen, wie sie der Begründung der Anklage ungeschmälert zugestanden worden ist. Darum bitte ich als um das gute Recht der Vertheidigung, als um ein uraltes Recht, das die Gewissen der Herren Geschwornen nicht beeinträchtigt, aber mit meiner Pflichterfüllung unzertrennbar verbunden ist; als um ein Recht, das kein gegebenes Gesetz verletzt und das ewige Gebot der Menschlichkeit befriedigt."

Der Doctor Stark hatte diese Worte mit würdevollster Ruhe gesprochen. Aber innerlich bebte jeder Nerv an ihm. Und hätte er erst sehen können, wie schon bei seiner Eingangsrede jener Andere hinter ihm auf der Zeugenbank immer unheimlicher vor sich hinsah,

und ihm der Angstschweiß von der Stirne rann! Die ganze Zuhörermenge hatte das gar wohl beobachtet, darum war auch vorhin eine so tiefe Bewegung durch den Saal gegangen, die Hermann auf seinem Platze sich nur undeutlich zu erklären wußte. Aber auch der Präsident hatte indessen diesen Hauptzeugen mit immer schärferem Blick und stärkerem Verdacht beobachtet. Darum wendete er sich jetzt auch mit solch' ernster Gemessenheit gegen den öffentlichen Ankläger.

„Ich finde keinen gesetzlichen Grund, Herr Staatsanwalt, die Vertheidigung irgendwie beschränken zu sollen.“ Dann rief er zur andern Seite hinüber: „Herr Vertheidiger, fahren Sie ungestört weiter!“

„Und wieder ging's durch den Saal, als ob die Zuhörer alle vorher aus Spannung auf des Präsidenten Entscheidung den Athem angehalten, und jetzt in freudigster Befriedigung darüber vollauf Luft schöpften.

Der Staatsanwalt biß voll Unmuth auf die Lippen.

Hermann that jetzt nur noch mit einem einzigen Ruck des Kopfes einen blitzschnellen Blick nach dem Hauptzeugen. Er hatte genug gesehen. Sein ganzes Selbstbewußtsein war wieder gewonnen, da er weiter sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Als der in unserer Kriminaljustiz allmälig erwachende Geist der Menschlichkeit zuerst jene furchtbare, geheimnißvolle Menschenmörderin, die sogenannte heilige Vehme selber als Todte zu Grabe getragen; als er dann in fortschreitendem Rechtssinn auch alle Folterwerkzeuge, diese barbarischen Gehilfen herzloser Grausamkeit, zerschlagen; und als er endlich sogar jedwedes heimliche Dunkel aus dem Gerichtssaale verscheucht, und die menschenwürdige Forderung durchgesetzt hatte, daß von nun an jede Anklage auf Verbrechen öffentlich vor allem Volk, und noch dazu vor Richtern aus seiner Mitte, nämlich vor Ihnen, den Geschwornen, verhandelt werde — meine Herren, ich frage Sie: was hat dieser Geist der Menschlichkeit in dieser seiner letzten Forderung gewollt?“ —

„Die Antwort darauf lautet einfach also: die unheilige heilige Vehme hat die Menschen verurtheilt und gemordet ohne jegliches Verhör und Geständniß — ohne jedes Mittel der Vertheidigung.

Die Folter hat unter zehn Fällen in neun ihrem Opfer ein falsches Geständniß abgequält, und die Vertheidigung in den Seufzern des gemarterten Leibes verstummen machen. Nun wohl, meine Herren Geschwornen, auch die Folter fiel. Das Geständniß ward frei und der Delinquent durfte sich vertheidigen. Sorgfältige Akten wurden über die ganze Untersuchung aufgezeichnet, und gewissenhafte rechtskundige Männer sprachen nach Prüfung dieser Akten das Urtheil. Aber die Verhandlung blieb noch immer eine heimliche, und was noch weitaus schwerer gewogen, die Richter schöpften ihre Ueberzeugung nur aus geschriebenen Akten. — Nun möchte man freilich fragen: ob der Richter den Angeklagten und die Zeugen persönlich vor sich sieht, ob er ihre Aussagen Aug' in Auge aus ihrem eigenen Munde hört, oder ob er sie bloß in den Akten niedergeschrieben lesen und erwägen kann — was mag viel daran liegen, wenn diese Akten nur anders die volle Wahrheit des in der Untersuchung Gesprochenen wiedergeben? Und ob die Richter in geschlossenem, oder dem Volke geöffnetem Saal ihr Urtheil fällen; ob als rechtskundige oder als ungelehrte, wenn nur ihr Gewissen und die Gesetze dabei zugegen sind! Und muß dem Beschuldigten im Gegentheil nicht die Heimlichkeit viel lieber sein, als wie hier allen Augen bloßgestellt zu werden?"

„Meine Herren Geschworenen! Es gibt im Leben der Menschheit geschriebene und ungeschriebene Gesetze. Die ersteren sind in unsern Gesetzbüchern enthalten, die letzteren stehen einzig in unserm Herzen, unserm Gewissen aufgezeichnet. Die ersteren können wieder geändert werden, weil sie menschlich sind; die letzteren haben ewige Dauer, denn sie stammen von Gott. — Aber ebenso, meine Herren, gibt es auch in der Kriminaljustiz geschriebene Akten und ungeschriebene. Die ersteren stehen in klaren Worten auf dem Papier, von der Hand irdischer Richter geschrieben. Doch die ungeschriebenen Kriminalakten — wo sind diese wohl zu lesen und wer hat diese wohl aufgezeichnet? — Meine Herren Geschwornen! An des Angeklagten und der Zeugen eigenem Leibe sind sie zu lesen. Und diese Akten vor Allen sollen die Richter für ihren Urtheilsspruch studiren, noch viel mehr als die geschriebenen. Prüfen sollen sie mit eigenem Auge,

wie viel oder wie wenig Schuld in des Angeklagten Haltung, Wort und Miene sich offenbart! Erwägen sollen sie, ob der Zeuge vor ihnen dasteht, wie die leibhaftige Bestätigung seines beschworenen Wortes; oder ob sein scheuer Blick und zitterndes Knie, ob seine unsichere Stimme, oder gar der Angstschweiß seiner Stirn ihn wider Willen falschen Zeugnisses beschuldigt."

„Das, meine Herren Geschwornen, sind diese ungeschriebenen Akten, von denen ich geredet und die der ewige Richter selber aufgezeichnet, der auch die ungeschriebenen Gesetze in der Menschenbrust erlassen hat. — Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Dieser Ausspruch der heiligen Schrift, der ist es vor Allem, der auch hier seine Bestätigung findet. Darum, meine Herren Geschwornen, darum mußte die Heimlichkeit der Kriminaljustiz der öffentlichen Verhandlung weichen, darum wurden die rechtsgelehrten Richter von Männern aus dem Volke verdrängt. Darum sollte das Volk selber als Zeuge mitschauen und mithören dürfen, weil in der Heimlichkeit der bloß geschriebenen Akten diese anderen, ungeschriebenen, gar nicht zu lesen gewesen; weil Ihren Augen, meine Herren Geschwornen, die Unbefangenheit und Schärfe des Blickes zum Verständnisse dieser Akten in weitaus höherem Grade zugetraut wurde, als denen der rechtsgelehrten Richter; und endlich weil der Inhalt dieser geheimnißvollen Akten um so offener und umfangreicher zu Tage tritt, je mehr das Volk als stummer Zeuge dabei zugegen ist, ein Beistand der Wahrheit und ein Entlarver der Lüge."

„Das, meine Herren Geschwornen, das ist der innerste Entstehungsgrund, das ist das kräftigste, gesundeste Lebenselement des Geschwornengerichtes. Und nach alle dem getraue ich mir jetzt die kühne Behauptung: so lange noch Geschworne auf diesen Stühlen gesessen, ich glaube kaum, daß jemals noch vor ihnen ein Kriminalfall verhandelt worden ist, der ihrer würdiger war, als der heutige; — ja, ich darf es wohl aussprechen, der ein solcher Musterfall gewesen, wie ihn der Geist der Zeit nicht schärfer gedacht haben kann, als er ihr Institut ins Leben gerufen."

„Meine Herren Geschwornen! Ich bekenne es ohne Hehl und Rückhalt: in jedem früheren, geheimen, schriftlichen Verfahren wäre

der heutige Angeklagte zweifellos verurtheilt worden. Vor Ihrem öffentlichen Richterstuhle hege ich diese Besorgniß nie und nimmer. Denn, was die geschriebenen Akten gegen den Beschuldigten ausgesprochen, jene anderen, ungeschriebenen, sie haben Alles wieder verneint. Hinweggenommen haben sie die Schuld vom Haupte meines Clienten und auf jenes zurückgeschleudert, der mit falschem Zeugniß ihn angeklagt. Mit eigenen Augen haben Sie's gelesen und lesen es in diesem Augenblicke noch, und das ganze hier versammelte Volk liest es mit, was diese ungeschriebenen Akten jetzt aussagen auf dem Antlitze meines unschuldigen Clienten und auf dem seines zweifach schuldigen Zeugen."

„Meine Herren Geschwornen! das geschriebene irdische Gesetz der Folter ist längst zerrissen, aber das ungeschriebene göttliche Gesetz des Gewissens wirkt ewig fort. — Die unheilige Vehme ist schon vor vielen Jahrhunderten zu Grabe getragen worden, aber die andere heilige Vehme des inneren Gottesgerichtes, sie wird noch nach Jahrtausenden Tag und Nacht bei dem Schuldigen anklopfen, der die Unschuld mit falschem Zeugniß angeklagt. O, meine Herren, diese ewigen Gesetze treten nie und nimmer außer Kraft." —

Dann wendete sich Hermann rasch nach dem Oberknecht um, der von Angstschweiß triefend und mit verstörtem Gesichte vor sich hinstarrte, wie das leibhaftige böse Gewissen. Und mit ausgestrecktem Arm auf ihn deutend, schlug er jetzt seinen feierlichsten Ton an:

„Hier, meine Herren Geschwornen, lesen Sie jetzt diese ungeschriebenen Akten! — Hier auf dem Antlitz des Angeklagten und hier auf dem anderen dieses Zeugen. Ich frage Sie jetzt und Sie mögen darüber entscheiden: in welchem von beiden steht die Schuld, in welchem steht die Unschuld von der Hand des ewigen Gesetzgebers aufgezeichnet? Ich frage Sie jetzt, meine Herren Geschwornen — —"

„Jesus, Maria und Joseph! Ich halt's nimmer aus!" — schreit's jetzt gellend dazwischen. Mit aufgehobenen Armen von seiner Bank vor die Richter auf die Kniee stürzend, stöhnt der falsche Zeuge: „Ach, da bin ich ja schon und will Alles eingestehen. Nur der soll still sein. Ja, ja, ich hab's gethan, ich und noch ein Kamerad von mir, ein Schlossergesell. Und falsch geschworen hab' ich auch. O

hundertmal lieber will ich jetzt ins Zuchthaus, nur der soll still sein. O ihr Herren Richter, ich bitte um eine gnädige Strafe."

Wie soll ich dir jetzt die Gewalt des Eindruckes schildern, der von diesem erschütternden Auftritt sich auf den Stühlen der Geschwornen und Richter und im ganzen Auditorium zu gleicher Zeit kundgegeben? Ein fast allgemeiner Ausruf entrang sich nach dem Hervorstürzen des falschen Anklägers. Des Schäfers Weib schrie laut hinaus; den alten Großvater warf die Gewalt dieser Scene noch völlig auf die Kniee. Kein Herz, das nicht im tiefsten Grunde bewegt worden wäre, kein Auge, das noch gleichgiltig drein geblickt hätte. — Und erst Frau Forster und Helene und Hermann selber, wie sein erlöst aufseufzender Client auf der Anklagebank! — Verargst du mir's, lieber Begleiter, wenn ich im Bewußtsein der Schwäche meines Wortes dich bitte, dir diese von den verschiedensten Gefühlen durchströmte Gruppe nun selber auszumalen? Wer vermöchte es, mit Worten bei hochgehendem Meere jede einzelne Woge zu schildern?

Der meineidige Oberknecht hatte sich auf des Präsidenten Aufforderung nun wieder aufgerichtet und brütete stumpfen Gesichtes vor sich hin. Sogleich danach erhob sich der Staatsanwalt und sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Bei dieser so höchst unerwarteten Enthüllung des wahren Schuldigen fordert mich natürlich meine Pflicht dazu auf, die Anklage gegen den fälschlich Beschuldigten fallen zu lassen, und Ihre Aufgabe wird nur mehr darin bestehen, in Erfüllung der gesetzlichen Form noch dessen Schuldlosigkeit auszusprechen. Ebenso beantrage ich beim hohen Gerichtshofe, diesen falschen Zeugen hier sofort verhaften zu lassen und die doppelte Untersuchung des Diebstahls und Meineides gegen ihn einzuleiten, sowie die ungesäumte Verfolgung seines Mitschuldigen zu verordnen."

Nach einer kurzen Ansprache des Präsidenten verließen die Geschwornen den Saal, kehrten aber schon nach einigen Minuten wieder aus ihrem Berathungszimmer zurück.

Als dann der Obmann vor den Gerichtshof hintrat und mit auf das Herz gelegter Hand den Wahrspruch der Geschwornen verkündete: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen,

der Ausspruch der Geschwornen lautet: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig" — da ward so stürmischer Beifall im Saale laut, daß der Präsident Ruhe gebieten mußte, so sehr auch sein eigenes Herz darin einstimmte.

Sonach verordnete er des Schäfers Freisprechung und des Oberknechts sofortige Verhaftung. Jener erhob sich von der Anklagebank und wußte noch gar nicht, wie ihm geschehen. So war sein ganzes Innere noch zerschlagen. Dieser übergab sich in stummer Verzweiflung den Gendarmen, die jetzt mit derselben Kette seine Hände zusammenschlossen, von der gefesselt sein fälschlich von ihm angeklagtes Opfer heute Morgen auf die Verbrecherbank hieher geführt worden war. — Noch ein paar Minuten herrschte feierliche Ruhe im Saale, um des Präsidenten letzte Worte zu vernehmen, in denen er dieser in den Annalen des Justizhofes bis jetzt unerhörten Scene tief bewegten Ausdruck gab:

„Matthias Mertens, ihr seid frei, und dürft sofort zu eurer Familie zurückkehren! So verschmerzt jetzt, was ihr unschuldig erduldet, denn euer Ruf ward ja glänzend gerechtfertigt. — Ich aber begrüße diesen denkwürdigen Ausgang als freudigsten Triumph des öffentlichen Gerichtsverfahrens. Und," schloß er jetzt, sich zu Hermann wendend, „wenn ich auch Ihnen nun den Glückwunsch des Gerichtshofes ausspreche, daß es der Macht Ihres Wortes gelungen ist, einen so seltenen Sieg der Wahrheit zu erringen, so erfülle ich damit nur eine mir persönlich sehr angenehme Pflicht. Fahren Sie fort, mit solchem Eifer Ihr Talent der Vertretung der Wahrheit zu weihen, und wenn Sie auch einen solchen Sieg, wie den heutigen, wohl nicht zum zweitenmale erleben dürften, so sei er Ihnen doch für Ihr ganzes Leben ein Sporn, auf der so ehrenvoll betretenen Laufbahn muthig weiter fortzuschreiten. Damit erkläre ich die heutige Sitzung für geschlossen."

Hatte diese Anrede des Präsidenten noch wie ein Damm den ganzen Strom des Dankes und der Begeisterung für den siegreichen Helden des Tages aufgestaut, so brach er jetzt mit um so größerer Macht hervor. Von seiner Anklagebank sank jetzt der Schäfer vor seinem Retter und Befreier nieder, und umklammerte sein Knie.

Hermanns rechte Hand ergriff Frau Forster, seine linke, die am Herzen, drückte Helene; und Mutter und Tochter überboten sich im Erguß ihres innigsten Dankes.

Und dann drunten im Hofe, wie Hermann mit den beiden Frauen und dem Schäfer aus der Eingangshalle trat, wo das ganze Auditorium ihn erwartete und nochmals begrüßen wollte, wie stürzte da des Schäfers Weib und Vater auf Hermann los, seine Hände küssend, und dann erst auf Mann und Sohn, an dessen Hals Eines nach dem Andern weinend lag! — Auch Mutter Moser, Bettchen und Linchen streckten ihm jetzt in glücklichster Bewegung die Hand entgegen. — Aber damit war jener ehrbare Schustermeister noch lange nicht zufrieden. Und mitten aus dem Haufen heraus rief er mit seiner Stentorstimme: „Der Herr Stark vivat hoch!“ — „Und abermals hoch!“ — schrie sein vormaliger Haarschneider, da der erste allgemeine Zuruf verhallt war, darein jetzt selbst der Metzgermeister einstimmte. Dann gaben sie ihm noch obendrein das Ehrengeleite bis hinüber zum goldenen Löwen, in dem er einst vor nun bald zehn Jahren als angehender Gymnasiast abgestiegen war.

Da dachte unser Held auf dem Wege dahin selber an diese einstige Zeit, und in Helenens Anschauen verloren frohlockte er mit stolzem Selbstbewußtsein: „Was war ich damals, und was bin ich jetzt!“

